

# DEUTSCHES BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH

HERAUSGEGEBEN VOM  
VERBANDE DER DEUTSCHEN AKADEMIEEN

BAND III  
DAS JAHR 1921

1927  
DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART  
BERLIN UND LEIPZIG

D. Otto Gierke.)



REDAKTIONSAUSSCHUSS:

HEINRICH BOEHMER, Leipziger Akademie  
KARL BRANDI, Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften  
WALTER VON DYCK, Münchener Akademie  
ERNST HEYMANN, Berliner Akademie  
ALBRECHT KOSSEL, Heidelberger Akademie  
ERICH MARCKS, Münchener Historische Kommission  
JULIUS PETERSEN, Berliner Akademie  
RICHARD VON WETTSTEIN, Wiener Akademie

HERAUSGEBER:

Dr. phil. HERMANN CHRISTERN in Berlin.

BEARBEITER DER TOTENLISTE:

Dr. phil. JOHANNES HOHLFELD in Leipzig

GESCHÄFTSSTELLE:

Berlin NW 7, Unter den Linden 38  
(Preußische Akademie der Wissenschaften)

Alle Rechte vorbehalten  
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart  
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

## VORWORT

**W**IR legen heute den ersten Band der regelrechten Reihe des Deutschen Biographischen Jahrbuches, Band III der neuen Folge, vor; der zweite Band (1922) und der letzte Überleitungsband (1917—20) sind in reger Vorbereitung begriffen. Der Herausgeber, sowie der Verfasser der Totenliste sind die gleichen geblieben. Der Herstellung dieses Bandes wie allen Angelegenheiten des Jahrbuchs hat Gustav Roethe seine unermüdlich tatkräftige Hilfe zugewendet; auch wir beklagen seinen Tod tief. An seiner Stelle ist Julius Petersen in den Redaktionsausschuß eingetreten.

Die Biographien Ludwigs III. von Baiern, W. Benzlers, Cl. v. Delbrücks, M. Erzbergers, W. Försters, O. Seecks, die diesem Bande fest zugesagt waren — einzelne davon sollten größeren Umfangs sein —, hat der Herausgeber nicht zu erlangen vermocht. Wir rechnen darauf, die Lücken durch einen Nachtrag im Bande 1922 zu füllen.

Berlin, Januar 1927.

Für den Ausschuß:  
E. Marcks.



## INHALT

Biographien . . . . .	11—284
Totenliste . . . . .	285—323
Namenverzeichnis . . . . .	324
Autorenverzeichnis . . . . .	325

# BIOGRAPHIEN



**Auguste Victoria**, Deutsche Kaiserin, \* 22. Oktober 1858 auf Dolzig in der Niederlausitz, † 11. April 1921 in Haus Doorn in Holland. — Ihr Vater war Herzog Friedrich (VIII.) von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, ihre Mutter Prinzessin Adelheid von Hohenlohe-Langenburg. A. V. war das älteste überlebende Kind. Ihr folgten noch eine Schwester, Caroline Mathilde, und ein Bruder, Ernst Günther. Die Kinder wurden, zunächst in Dolzig, schlicht und religiös erzogen. A. V. hing mit ganzer Liebe am Vater, einem makellos reinen, ernsten und etwas schwerblütigen Manne, dessen Treue, Pflichtgefühl und Selbstlosigkeit ihr Erbteil wurden. Von der Mutter empfing sie vor allem eine schöne musikalische Begabung und Bildung. Nach dem Tode Friedrichs VII., des letzten König-Herzogs von Dänemark und Schleswig-Holstein, mit dem der königliche Mannesstamm des Hauses Oldenburg erlosch, erhob Herzog Friedrich rechtlich begründete, aber politisch unerreichbare Ansprüche auf die Nachfolge in den Herzogtümern und machte Kiel Ende 1863 zu seiner Residenz. Die Mutter folgte 1865 mit den Kindern nach und verließ Schleswig-Holstein erst nach der Annexion, im Mai 1867. In den Kindheits-erinnerungen A. V.s behielten diese beiden schleswig-holsteinischen Jahre lebenslang einen bevorzugten Platz. Das Land ihrer Väter blieb ihr die Heimat im eigentlichen Sinne. Doch sorgte der Vater dafür, daß die Zerstörung seiner Lebenshoffnung durch Bismarcks Politik keine Bitterkeit in den Herzen der Kinder zurückließ. Er überwachte ihren Unterricht und hielt darauf, daß keine politischen Neigungen und Stimmungen die Geschichtsvorträge färbten. Die Kinder sollten gute Deutsche werden, frei von partikularistischem Einschlag. Sie verlebten eine glückliche Jugend, nach der Rückkehr aus Kiel erst in Gotha, dann auf Schloß Primkenau in Schlesien mit allen Reizen des Landlebens. Der Vater sah die Versöhnung mit dem Hause Hohenzollern durch die Verlobung A. V.s mit dem ältesten Sohne des ihm befreundeten deutschen Kronprinzen noch kommen, als er im Jahre 1880 an einem Herzleiden, erst 51 Jahre alt, starb.

Der Bund mit dem künftigen Erben der deutschen Kaiserkrone war zugleich politische und Neigungsehe. Was ein gesundes Ehe- und Familienleben an Glück bieten kann, das hat A. V. ihrem Gatten geschenkt. Politischen Einfluß hat sie nicht erstrebt und nur in seltenen Fällen ausgeübt; doch reine Weiblichkeit, Herzenstakt und gesunder Menschenverstand machten sie zu einer vorbildlichen Hausfrau und zu einem treuen Kameraden, dessen Wert der Kaiser mit den Jahren in steigendem Maße schätzen lernte. Er, der mit seinen

persönlichen wie mit seinen politischen Freunden wenig Glück gehabt, hat in ihr den einzigen treuen Lebensfreund gefunden. Sie war nicht blind gegen seine Schwächen und hat mit dem Instinkte der reinen Frau Menschen und Dinge oft richtiger beurteilt als der Kaiser. Ihre Kinder, sechs Söhne und eine Tochter, hingen mit grenzenloser Liebe an ihr, wie sie, die zur Mutter Geborene, an ihnen. Sie, nicht der Kaiser, bildete den eigentlichen Mittelpunkt des Familienlebens und blieb auch, als die Kinder herangewachsen waren, die Vertraute ihrer Sorgen und Freuden, selber eine Frau Sorge auf dem Thron, wie der Kronprinz seine Mutter genannt hat.

Ihre Sorge galt, soweit sie jenseits der Häuslichkeit lag, vor allem der sozialen Fürsorge, die sie als ihre Fürstenpflicht empfand und ernst nahm. Sie hat besonders in dem Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein und im Vaterländischen Frauenverein mitgearbeitet. Im Kampfe gegen Säuglingssterblichkeit, Lungenschwindsucht, Trunksucht, dazu in der Armenunterstützung und Arbeitslosenfürsorge, in der Hebung des Diakonissenwesens, auf dem Gebiete der Jugendpflege, der Krippen und Kleinkinderschulen, doch auch in der Reform der höheren Mädchenschulbildung hat sie einen ehrenvollen Platz eingenommen und überall stets einen praktischen, nur auf die Sache gerichteten Blick gezeigt. Am meisten kennzeichnend für ihre Art sind vielleicht ihre Bemühungen um Wiedererweckung eines lebendigen kirchlichen Lebens in der kirchenfremd gewordenen Bevölkerung der modernen Großstädte. Sie hat daher auch den Evangelischen Kirchenbauverein eifrig gefördert und zum Bau zahlreicher neuer Kirchen geholfen. Ihre eigene religiöse Auffassung war von einer gewissen Enge nicht frei und erleichterte es der kirchlichen Rechten, die Kaiserin gelegentlich ihren Zwecken dienstbar zu machen.

Die repräsentativen Pflichten, die ihr Herrscherberuf von ihr verlangte, hat sie als Last empfunden, sich aber nie den Pflichten des Hoflebens entzogen, auch dann nicht, als leidende Gesundheit ihr diese Last zeitweilig zur Qual machte. Die Energie der Selbstüberwindung, die sie dann aufbringen konnte, hat ihrem ältesten Sohne einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Es ist der fern von der großen Welt Herangewachsenen nie ganz leicht geworden, deren Formen zu beherrschen, Befangenheit zu überwinden, aber sie hat es mit den Jahren gelernt, auch die Majestät würdig darzustellen. An dem geistigen und künstlerischen Leben ihrer Zeit unmittelbaren Anteil zu nehmen, wie ihre beiden Vorgängerinnen auf dem Throne es getan haben, lag ihrer bescheidenen und rein fraulichen Art fern. Ihre geistige Begabung ist deshalb oft unterschätzt worden; doch hat die Kaiserin, wenn es darauf ankam, sich rasch und mit sicherem Urteil auch in Materien, die ihr sonst fern lagen, zurechtfinden können. Ihre Pflicht zu tun und Menschen zu erfreuen, war ihr wichtiger, als an ihrer literarischen und künstlerischen Bildung zu arbeiten. Historische Memoirenliteratur war ihre bevorzugte Lektüre. Reiten und Tennisspiel bildeten, solange sie jung und gesund war, ihre liebste Erholung. In den Künsten weiblicher Handarbeit, die sie fleißig übte, war sie geschickt und geschmackvoll.

Als der Krieg ausbrach, begann für A. V. eine Zeit nie rastender Sorge und Arbeit. Das Bedürfnis, Werke der Liebe zu tun, wurde nun zum alles beherrschenden Pflichttrieb. Zu den organisatorischen Arbeiten im Großen trat die Beschäftigung mit dem einzelnen Fall. Die ungezählten Lazarettbesuche waren



für sie nicht, wie für manche andere fürstliche Damen, die äußerliche Erfüllung einer Anstandspflicht, sondern entsprangen dem heißen Wunsche, zu trösten und zu helfen. Das gelang ihr öfter und besser als anderen, weil sie nicht nur mit dem Herzen dabei war, sondern auch, dank ihrem Umgang mit Dorfkindern und einfachen Leuten in der Jugend, den Weg zum Herzen des Volkes zu finden verstand. Ihre unermüdliche Sorge für die Opfer des Krieges aber machte sie schließlich selber zum Kriegsoffer. Sie hatte von ihrem Vater nicht nur den lauterer Charakter geerbt, sondern auch die Anlage zur Herzschwäche. Die ersten Anzeichen davon traten schon vor dem Kriege auf, bald nachdem sie das Alter ihres Vaters erreicht hatte. Die körperlichen Anstrengungen und die seelischen Erregungen ihrer Kriegsarbeit führten im August 1918 zum Zusammenbruch ihrer Kraft.

So trat sie als schwer leidende Frau in den trüben und doch nicht glücklosen letzten Abschnitt ihres Lebens ein, in das freiwillig an der Seite des Gatten gewählte Exil auf holländischer Erde. Dem gestürzten Kaiser sein Los zu erleichtern, empfand sie als ihre letzte Lebenspflicht, in deren Erfüllung sie den besten Trost im Unglück fand. Unendliche Beweise treuer Liebe und Anhänglichkeit aus der Heimat taten der tief Gebeugten, aber nicht Gebrochenen von Herzen wohl. Ihr Gottvertrauen gab ihr die Kraft, sich auch in das Schwerste zu fügen. Der Schmerz machte sie zur Dichterin und schenkte ihr Verse von ergreifender Innerlichkeit. Ihr körperliches und seelisches Leiden aber wurde aufs höchste durch die Angstzustände gesteigert, in die sie durch die, Völkerrecht und Gesittung verhöhrende Forderung der Auslieferung des Kaisers versetzt wurde, mit der die Sieger im Weltkriege sich schändeten. Als sie von ihren Leiden endlich erlöst wurde, war dem deutschen Volke ihre Gestalt durch die Dornenkrone des Martyriums verklärt. Sie hatte ein großes Schicksal groß getragen. Die ehrfürchtige Trauer aller Schichten des Volkes gab ihr das letzte Geleit, als sie am 19. April 1921 im Antikentempel zu Potsdam beigesetzt wurde.

Literatur: Karl Strecker, *Unsere Kaiserin*, Berlin 1921. — A. O. Meyer, *Kaiserin Auguste Victoria*, Leipzig 1921. — Johannes Vogel, *Auguste Viktoria*, Potsdam 1921. — Bogdan Krieger, *Unsere Kaiserin als Landesmutter 1914—1918*, Berlin 1921. — Auguste Victoria, *Aus nachgelassenen Niederschriften (Gedichte)*, herausgegeben von Ernst Pfeiffer, Berlin 1925. — *Briefe der Kaiserin in der »Neuen Christoterpe«*, herausgegeben von Bartels und Kögel, 1925

Göttingen.

Arnold Oskar Meyer.

**Beseler, Hans Hartwig v.**, Generaloberst a. D., \* am 27. April 1850 in Greifswald, † am 20. Dezember 1921 in Neubabelsberg bei Potsdam. — v. B. war zweiter Sohn des Geheimen Rates und Professors der Rechte und späteren Vizepräsidenten des Herrenhauses Georg B. (vgl. den Nachruf auf Max v. B. unten S. 19). Er besuchte 1859—1868 das Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. Nach gut bestandenem Abiturientenexamen trat er am 1. April 1868 beim Gardepionierbataillon ein. 1868 bezog er die Kriegsschule zu Potsdam, und bestand ein Jahr darauf sein Offizierexamen mit königlicher Belobigung. Am 3. November 1868 wurde er in das Pionierbataillon 5 versetzt, am 9. Oktober 1869 zum Leutnant befördert und in die 1. Ingenieurinspektion versetzt.

B. ist der Tradition seiner Familie — seine Vorfahren hatten studiert — nicht gefolgt. Sein Wunsch, zur Marine zu gehen, blieb unerfüllt, er wurde

zunächst Pionieroffizier. Als solcher machte er mit Auszeichnung den Krieg 1870/71 mit. Als er dann zur Infanterie übertreten wollte, gelang ihm dies erst nach seiner ersten Verwendung im Generalstab (1. April 1880). In schnellem Wechsel der verschiedensten Dienststellungen und zwischen Front, Generalstab und Kriegsministerium und in raschem Aufstieg durchschritt er eine glänzende militärische Laufbahn bis zum General der Infanterie (1907) und höchsten Waffenvorgesetzten der Pioniere.

Es war ihm beschieden, unmittelbar unter den bedeutendsten Männern unseres Heeres seiner Zeit zu arbeiten; unter dem älteren Moltke, dem Grafen Haeseler und Freiherrn v. d. Goltz, dem Grafen Waldersee und Grafen Schlieffen, im Kriegsministerium unter den Ministern v. Bronsart II und v. Goßler und als Divisionskommandeur schließlich unter dem General v. Bülow, (s. u. S. 52 ff.) unserem bedeutendsten Lehrmeister auf dem Gebiet der Truppenausbildung damaliger Zeit, mit dem er sich in vollster Übereinstimmung befand.

Seine ungewöhnliche militärische Befähigung, seine umfassende Allgemeinbildung und seine ausgeprägte Rednergabe wurden frühzeitig erkannt und zur Geltung gebracht. Schon als junger Stabsoffizier Lehrer der Kriegsgeschichte an der Kriegsakademie (1888—1892), wurde er später zum Mitglied der Studienkommission der Kriegsakademie ernannt und unter anderem auch 1900 zu den Manövern der schweizerischen Armee kommandiert.

Als Oberquartiermeister im Großen Generalstab (1899—1903) hatte er Gelegenheit, befruchtend auf die jungen Generalstabsoffiziere zu wirken, anregend, anspornend und belehrend durch die Schärfe seines Denkens, seine überzeugende Beweiskraft und seine klare Ausdrucksweise in seiner immer lebenswürdigen und gütigen Art. Er galt als Autorität auf dem Gebiet der Taktik und des Generalstabsdienstes. Diese Stellung gab ihm aber auch Gelegenheit, sich in die Fragen des großen Krieges zu vertiefen und in die Gedankengänge seines großen Chefs, des Grafen Schlieffen einzudringen, dieses überragenden Mannes, dessen Verdienst um die Vorbereitung des großen Krieges und die Ausbildung des Generalstabs unübertroffen bleibt.

So war es nicht zu verwundern, daß B. als Nachfolger des Grafen Schlieffen auf dem Posten als Chef des Generalstabs viel genannt wurde; und er war auch in der Tat ein ernsthafter Kandidat, wie Graf Waldersee in seinen »Erinnerungen« erwähnt und wofür auch die spontanen Gnadenbeweise seines Königs ein Beweis sein dürften.

Leider fiel letzten Endes jedoch die Wahl nicht auf B.; er blieb an der Spitze der Pionierwaffe, zu deren Generalinspekteur er inzwischen (24. Dezember 1905) ernannt war. Er gehörte nun also wieder der Waffe an, bei der er seine militärische Laufbahn begonnen hatte und an der sein Herz hing. In dieser führenden, auch für unsere gesamte Landesverteidigung hochwichtigen Stellung konnte B. seine reichen Gaben in vorteilhaftester Weise sich auswirken lassen zum Segen der Pioniere, der gesamten Armee und des Vaterlandes.

Als Nachfolger des ideenreichen Generals Colmar Freiherr v. d. Goltz war es seine Aufgabe, dessen Pläne weiterzuverfolgen und in seinem eigenen Sinne weiter auszubauen, denn er wich in der Beurteilung der Landesverteidigung und der zu ergreifenden Maßnahmen nicht unwesentlich von seinem geistvollen Vorgänger ab. Er brachte Ruhe und Stetigkeit in die gesamten Arbeiten, die von ihm in großzügigster und planvoller Weise zielbewußt gefördert

wurden. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich um die Ausgestaltung der Befestigungen vor Metz und Diedenhofen und am Oberrhein.

Nicht minder erfolgreich wirkte er für die technische Ausbildung der Pioniertruppe selbst. Wenn diese später im Weltkriege allen an sie herantretenden Aufgaben auf den verschiedensten Gebieten in mustergültiger Weise gerecht und der Infanterie eine unentbehrliche Hilfe werden konnte, so verdankte sie dies nicht zuletzt ihrem einstigen Generalinspekteur v. B., der die großen Pionierübungen in Anlage und Durchführung dem Ernstfall besonders nahe zu bringen verstand.

Es war daher sehr zu bedauern, daß dieser bedeutende Kopf, dieser überragende General auffallend plötzlich bereits im Januar 1911 zur Disposition gestellt und damit noch in der Vollkraft seiner Schaffensmöglichkeit aus seiner militärischen Tätigkeit gerissen wurde. B. trat nun in den Jahren bis zum Kriege mehrfach schriftstellerisch hervor, nachdem er bereits als junger Major einen, auch im Druck erschienenen Vortrag in der »Militärischen Gesellschaft« über »Blüchers Zug nach Lübeck« gehalten und als Generalinspekteur auf der Höhe seines Wirkens in der Friedenszeit einen Aufsatz »Ingenieurkunst und Offensive« geschrieben hatte.

In diesem setzt er sich ganz für seine Lieblingswaffe, die Ingenieuroffiziere und die Pioniertruppe, ein, für sie bricht er eine Lanze und diesem Aschenbrödel in der Armee will er die Stellung und Bewertung verschaffen, die ihm bei richtiger Ausbildung und Verwendung zukommen muß. Gründlich räumt er mit der falschen Auffassung auf, daß Ingenieur gleichbedeutend mit Defensive ist. »In den Landesbefestigungssystemen der Großstaaten spiegeln sich die Grundsätze ihrer Kriegführung.« Die Grenzbefestigungen dienen der Vorbereitung und Einleitung der Offensive, die Festungen überhaupt gelten im Rahmen der Operationen als Hilfsmittel der Offensive, zum Ordnen der Verbände bei Rückschlägen und daran anschließende Wiederaufnahme der Offensive, um aus ihnen zum entscheidenden Schlage vorzubrechen, um an Kräften zu sparen, die an entscheidender Stelle zum Vernichtungsschlage eingesetzt werden sollen. »Landesbefestigung und Festungsbau sind kein unliebsames, dem Angriffsgedanken feindliches, sondern ein ihn unter Umständen in hohem Grade förderndes Element der Kriegführung.« Das gleiche gilt von der Feldbefestigung: »Sich die eigene Gefechtskraft so lange wie möglich erhalten, den überlegenen Gebrauch der Waffe sichern zu wollen, ist ein weiser Vorsatz. Beides bezweckt die Feldbefestigung. Es kommt nur darauf an, was man darunter versteht.«

Die Schrift spiegelt die Grundsätze wider, auf denen er als Generalinspekteur seine gesamte Tätigkeit aufgebaut hat. Und im Weltkriege haben seine Pioniere dann bewiesen, daß B. ihnen die richtige Wege gewiesen hatte.

In zwei Schriften »Vom Soldatenberufe« und »Die allgemeine Wehrpflicht« beschäftigt sich B. noch einmal eingehend von hoher Warte mit der Armee, der sein Herz, sein ganzes Denken und Fühlen nach wie vor gehört. Er bespricht in ersterer den gesamten verwickelten Organismus des modernen Heeres und vor allem die in ihm lebenden sittlichen Kräfte in ihren wechselseitigen Beziehungen. Er singt ein hohes Lied auf den edlen Soldatenberuf, ohne seine Schattenseiten zu verschweigen. Offenbar hat er nicht nur für das Heer geschrieben, sondern auch in weiteren Kreisen erneut aufklärend

wirken und dem vielfach angefeindeten Offizierstande neue Freunde gewinnen wollen.

Mit der zweiten Schrift (17. März 1913) hat er augenscheinlich unter dem Eindruck der bevorstehenden kriegerischen Verhältnisse ein Mahnwort an das deutsche Volk und seine Vertretung im Reichstag richten und einen Druck auf das Kriegsministerium ausüben wollen. Nochmals ruft er die Entstehungsgeschichte und die Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht sowie die Reorganisation in das Gedächtnis zurück und mahnt: »Die allgemeine Wehrpflicht hat uns einst aus tiefster Not durch kraftvolle Erhebung zur Freiheit geführt; möge sie in alle Zukunft der Hort unseres Volkes, die unversieglige Quelle deutscher Macht und Größe bleiben.«

B. wurde am 27. Januar 1912 durch Berufung in das Herrenhaus auf Lebenszeit geehrt, wo er sich bald in mehreren Kommissionen nützlich machte. Auch trat er der »Staatswissenschaftlichen Gesellschaft« sowie der »Gesellschaft für Erdkunde« bei, die ihn bald zum zweiten und während des Krieges zum ersten Vorsitzenden wählte.

Als dann im August 1914 der Weltkrieg ausbrach, stellte der Kaiser ihn an die Spitze des III. Reservekorps; er bekam damit wieder in der Hauptsache Märker unter seinen Befehl, die er als Divisionskommandeur in Brandenburg seinerzeit (1903—1904) als tüchtige Soldaten schätzen gelernt hatte. Es entsprach durchaus nicht seinen Wünschen, daß er mit seinem Korps nicht an dem Siegeszuge bis zur Marne teilnehmen konnte, vielmehr bei Brüssel die Deckung von Rücken und Flanke des deutschen Heeres und seine rückwärtigen Verbindungen gegen die belgische Armee übernehmen mußte. Erst die Mitte September an ihn ergangene Beauftragung mit der »Wegnahme von Antwerpen« stellte ihn vor eine große, selbständige und besonders schwierige Aufgabe, für deren Lösung er sein ganzes Wissen und Können und seine hohe militärische Befähigung voll zur Geltung bringen konnte — und mit glänzendem Erfolg. Sein Vorschlag, die Festung von Westen anzugreifen oder doch wenigstens außer dem Hauptangriff auf anderer Front einen Nebenangriff von Westen gleichzeitig anzusetzen, konnte von der Obersten Heeresleitung nicht gebilligt werden. So konnte nicht verhindert werden, daß die belgische Armee sich der Einschließung in der Festung rechtzeitig entzog. B. griff die Festung von Süden und Südosten an trotz des starken Hindernisses, der überschwemmten Nethe. Es waren ungeheure Anforderungen, die er an seine Truppen und besonders die Pioniere stellte; er wußte aber, was er diesen zumuten konnte, und hat sich nicht getäuscht. Mit nur fünf Divisionen — anstatt der im Frieden errechneten elf — hat er binnen dreizehn Tagen die zweitgrößte Festung der Welt am 9. Oktober zu Fall gebracht. Er wurde dafür mit dem Orden »*Pour le mérite*« ausgezeichnet.

Ein Jahr später erhielt B. noch einmal eine ähnliche Aufgabe im Osten, als die Armee Gallwitz den unteren Narew überschritten hatte: Nowo-Georgiewsk (Modlin), die stärkste russische Festung, mußte genommen werden, und zwar schnell. B. entschloß sich auch hier zum abgekürzten, gewaltsamen Angriff, obwohl seine Truppen sich nicht mit seinem III. Reservekorps vor Antwerpen vergleichen ließen; es waren Landwehr-, Landsturm-, Ersatztruppen und eben aufgestellte Kriegsfreiwilligenverbände, also älteste und jüngste Jahrgänge mit zum Teil ungenügender Ausbildung und unter wenig

geübten Führern. Aber auch hier vertraute B. der Tapferkeit der Infanterie und der Wirkung der schwersten Artillerie.

Vom Einbruch in die vorgeschobene Stellung auf der Nordostfront am 13. August bis zur Kapitulation am 20. August vergingen nur sieben Tage. Die Gefangenenzahl betrug 85000, darunter 15 Generale. B.s Truppen hatten — wie sich ganz wider Erwarten nach der Kapitulation herausstellte — gegen einen an Zahl und nach Aussehen erheblich überlegenen Feind gekämpft. Außerordentlich groß war die Beute.

Das »Eichenlaub« zum Orden »*Pour le mérite*« war der Lohn für den Eroberer (20. August 1915).

Es ist sehr zu bedauern, daß B.s erfolgreiche Truppenführung nun mit seiner Ernennung zum Generalgouverneur in Warschau am 24. August 1915 ihren Abschluß fand. Er gehörte schon viel früher an die Spitze einer Armee und an eine Stelle, wo sein reiches Können auf operativen Gebiet sich auswirken konnte. Eine besonders befähigte Führerkraft war damit zum Schaden der Armee und des Vaterlandes brachgelegt.

Allzu schwer fiel ihm die Trennung von der Truppe, für deren Psyche er ein feines Empfinden hatte und an der er mit ganzem Herzen hing — er war daher im Frieden als Regiments- und Divisionskommandeur so auch im Kriege als Führer hochverehrt und geliebt.

Für die Stellung als Generalgouverneur in Warschau brachte B. eine große Zahl von Eigenschaften mit, die ihn dazu besonders befähigten. Er war eben nicht nur ein General altpreußischer Art, sondern auch ein kluger Kopf mit reichen Kenntnissen auf den verschiedensten nichtmilitärischen Gebieten und lebhaftem Interesse für Kunst und Wissenschaften. Seine vortreffliche Erscheinung, sein liebenswürdiges und gewinnendes Wesen, seine große Gewandtheit — auch im Reden — und das Geschick zu repräsentieren, kamen ihm sehr zustatten.

B. war vor eine ungeheuer schwierige und politisch kaum lösbare Aufgabe gestellt. Er hat den Bethmannschen Gedanken, die Polen von Rußland äußerlich und innerlich loszulösen und während der Okkupationszeit eine innere Umstellung in ihnen zugunsten Deutschlands hervorzurufen, nach sehr gründlicher Durcharbeitung aufgenommen und ausgebaut. Vor allem betonte er, daß nicht erst bei Friedensschluß, sondern bei dem Wetteifern der Entente und Österreichs um die Gunst Polens es unbedingt nötig sei, schon während des Krieges ein »*fait accompli*« in Polen zu schaffen. Vorbedingung dafür sei aber, daß Deutschland selbst wissen müsse, was es eigentlich mit Polen wolle, und daß es dann eine Einigung mit Österreich darüber herbeizuführen habe, die aber niemals in der Deutschlands berechtigtem Interesse entsprechenden Weise zustande gekommen ist.

Da es bisher an authentischen Veröffentlichungen fehlt, da noch nicht feststeht, welche Instanzen — Reichskanzler, Reichsamt des Innern, Auswärtiges Amt, Oberste Heeresleitung u. a. — hierbei und in welchem Umfange mitgewirkt haben, läßt sich ein abschließendes Urteil noch nicht abgeben. Soviel ist allerdings erkennbar, daß das Schwanken unserer Reichspolitik und die auf eigene Vorteile abzielenden Machenschaften der Österreicher die Polen in ihrer ablehnenden Haltung gegen Deutschland und in ihren Hoffnungen auf die Ententemächte bestärkten. Auch die Hoffnung auf

die Gewinnung einer, wenn auch nur schwachen, polnischen Armee schlugen völlig fehl; Pilsudski wühlte dagegen: »Ein polnisches Heer nur aus polnischer Hand!« Die Politik war auf den Sieg der Mittelmächte, auf Zusammengehen mit den in der Minderheit befindlichen Aktivisten in Polen eingestellt; unsere Niederlage mußte daher auch den Zusammenbruch unserer Politik in Polen zur Folge haben.

In hohem Maße wird aber eine gerechte Geschichtschreibung anerkennen müssen, was auf kulturellem Gebiet und in der Zivilverwaltung unter B.s Leitung geschaffen und erreicht wurde; es sei nur genannt: Verbesserung und Ausgestaltung des Wegenetzes, sanitäre Maßnahmen (Pocken und Flecktyphus erheblich eingedämmt), Fürsorge für die deutschen Schulen, die evangelische Kirche, für die Rückwanderer (besonders die deutschen), Einrichtung der »landeskundlichen Kommission« und von wissenschaftlichen Kursen (Vorträge von berühmten Gelehrten usw. aus Deutschland; Vorträge später zum Teil im Druck erschienen); Eröffnung der Warschauer Universität und Hochschule u. a. m.

Seine hohen Verdienste wurden am 27. Januar 1918 von seinem Allerhöchsten Kriegsherrn durch Beförderung zum Generaloberst anerkannt und am 1. April 1918 wurden ihm zu seinem 50jährigen Dienstjubiläum von allen Seiten reiche Ehren erwiesen.

B. war am 1. Oktober 1918 nach Berlin berufen worden, um die Führung der Waffenstillstandskommission zu übernehmen, mußte dann aber auf Wunsch des Staatssekretärs v. Hintze auf seinem Posten in Warschau bleiben.

Wegen der Vorkommnisse beim Zusammenbruch am 9. November 1918 in Warschau sind gegen den Generaloberst bittere, aber ungerechte Klagen erhoben worden. Der Kriegsminister hat sie in der Nationalversammlung am 29. Juli 1919 entkräftet. Seinem echt soldatischen Denken und Pflichtgefühl folgend, ist B., obwohl schwer krank, am 8. November von Berlin nochmals auf seinen Posten nach Warschau zurückgekehrt und hat noch bis zum 12. dort ausgeharrt, obwohl der gegen seine Warnung zu früh aus dem Magdeburger Gefängnis entlassene Pilsudski bereits am 10. die militärische Gewalt an sich gerissen hatte.

Das Fiasko seiner dreijährigen Tätigkeit in Warschau, noch mehr aber der Zusammenbruch unseres Vaterlandes warfen einen tiefen Schatten auf das Gemüt dieses edlen Mannes, der nicht mehr von ihm wich. In einem Sanatorium bei Potsdam ist er am 20. Dezember 1921 sanft entschlafen, ohne daß es ihm beschieden war, noch selbst über seine Tätigkeit der Nachwelt Rechenschaft zu geben.

Auch diejenigen, die mit seinem Wirken in Warschau nicht einverstanden waren, preisen den geraden Charakter dieses aufrechten und bedeutenden Mannes und erkennen rückhaltlos das ehrliche Streben für das Wohl des Vaterlandes an. In der Geschichte wird sein Name fortleben als der des »Eroberers von Antwerpen«.

Titel der gedruckten Broschüren, Vorträge usw. B.s. Vorträge: Blüchers Zug nach Lübeck, Februar 1892. — Der Freiheitskampf Nordamerikas und der Burenkrieg, März 1901. — Am Wilhelmstage 1914, März 1914. — Broschüre: Jena oder Sedan? Ein Wort zur Abwehr, Sommer 1904. — Im Militär-Wochenblatt: Noch einmal Festungsübungen (ohne Namen), 1906; Reinhold Wagner, Grundlagen der Kriegstheorie, Be-

sprechung, 1912; Graf Schlieffen, Gesammelte Schriften, Besprechung, Juni 1913; Zum 10. März 1910; Militärpolitischer Rückblick auf das Jahr 1913, Januar 1914. — Deutsche Revue: Politisierende Heere, Mai 1914; Soldatischer Gehorsam, August 1914. — Aus Georg B.s Briefen aus dem Frankfurter Parlament. — Preußische Jahrbücher: Heeresfragen, 1912; Krieg und modernes Verkehrswesen, 1913. — Broschüren: Vom Soldatenberuf, 1912; Die allgemeine Wehrpflicht, Ein Gedenkwort zum 17. März 1913. — Buch: Gedanken über Ausbildung und Truppenübungen, Januar 1913. — Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, Heft 3, 1910: Ingenieurkunst und Offensive.

Nachrufe: Deutsches Offizierblatt, Januar 1922 (v. Tschischwitz); Wehrbeilage der »Zeit« (später Tögl. Rundschau) 1921, Nr. 44 (Nethe); Berl. Börsenzeitg. 1921, Nr. 593; Deutsche Allg. Zeitung, Ende Dezember 1921 (v. Kuhl); Berl. Tageblatt, Ende Dezember (v. Dombrowski).

Literatur: Schlachten des Weltkrieges in Einzeldarstellungen: Heft 3 (Antwerpen 1914), Heft 10 (Schlacht an der Yser und bei Ypern 1914), Heft 8 (Nowo-Georgiewsk). — Denkwürdigkeiten d. Grafen Waldersee. — Johannes Reinke, Mein Tagewerk. Freiburg 1925. — Ernst v. Dryander, Erinnerungen aus meinem Leben. — Adolf Eichler, Das Deutschtum in Kongreßpolen.

• Berlin-Charlottenburg.

Erich v. Tschischwitz.

**Beseler, Max Georg Friedrich v.**, Dr. jur., preußischer Staats- und Justizminister, Kronsyndikus, Mitglied des Herrenhauses. \* 22. September 1841 in Rostock, † 24. Juli 1921 in Berlin. — B. stammte aus holsteinischer (vermutlich im 16. Jahrhundert infolge der Religionsverfolgungen durch Herzog Alba aus Ypern nach Deutschland eingewanderter) Familie; er wurde als Sohn des hervorragenden Rechtsgelehrten und Germanisten Georg B. und seiner Gattin Emilie geb. Karsten in Rostock geboren, wo sein Vater damals eine Professur bekleidete. Er besuchte das Gymnasium in Greifswald und in Berlin und studierte dann in Heidelberg und in Berlin (wo er auch promovierte) die Rechtswissenschaften. Im Jahre 1863 trat er als Auskultator in den preußischen Justizdienst, 1868 wurde er zum Gerichtsassessor, 1870 zum Richter (zunächst mit dem Titel »Amtsgerichtsassessor«, seit 1873 als »Amtsrichter«) bei dem Amtsgericht Hannover ernannt. Im Juli 1870 wurde B., der schon die Feldzüge von 1864 und 1866 mitgemacht hatte, als Reserveoffizier bei dem 4. Garderegiment zu Fuß wiederum zu den Fahnen einberufen. Er nahm (zuerst Zug-, später Kompagnieführer und Hauptmann d. R.) an den Schlachten bei St. Privat, Beaumont, Sedan und an der Belagerung von Paris teil und wurde nach St. Privat durch das Eiserne Kreuz II. Kl. ausgezeichnet. 1874 wurde er als Stadtrichter an das Stadtgericht Berlin, 1879 als Landgerichtsrat an das Landgericht I daselbst versetzt. Nachdem er 1882 zum Landgerichtsdirektor befördert worden und als solcher zunächst in Saarbrücken, dann in Düsseldorf tätig gewesen war, wurde er bereits 1888 — in verhältnismäßig jungen Jahren — zum Landgerichtspräsidenten in Oppeln ernannt. Als im Jahre 1892 die Stelle eines besonderen Präsidenten für das Amtsgericht I in Berlin hatte geschaffen werden müssen, weil wegen der raschen Bevölkerungszunahme die Führung einer geordneten Aufsicht durch den Präsidenten des übergeordneten Landgerichts sich als unmöglich herausgestellt hatte und ernste Mißstände eingetreten waren, wurde B. für dieses schwierige Amt auserwählt. Mit zäher Tatkraft und ungewöhnlichem Organisationstalent hat er es verstanden, die Verhältnisse bei dem seiner Leitung anvertrauten Gericht in kurzer Zeit musterhaft zu regeln. Von Berlin

kam er 1897 als Oberlandesgerichtspräsident nach Kiel, von dort 1904 in gleicher Eigenschaft nach Breslau. Bereits im November des folgenden Jahres wurde er als Nachfolger Dr. v. Schönstedts zum Staats- und Justizminister ernannt. Im Anschluß hieran wurde er im folgenden Monat zum Kronsyndikus bestellt und auf Lebenszeit in das Herrenhaus berufen.

Beinahe zwölf Jahre lang hat B. an der Spitze der preußischen Justizverwaltung gestanden und sich dabei als eine kraftvolle, aufrechte Persönlichkeit, als ein Mann von strengster Gerechtigkeitsliebe und Unparteilichkeit, als ein »wahrhafter Minister der Justiz und Gerechtigkeit« (wie ihn die Deutsche Juristenzeitung bei seinem Scheiden vom Amt genannt hat) erwiesen. Mannigfache Verdienste hat er sich um die Rechtspflege und ihre Organe erworben. Mit Erfolg war er um die Hebung und zeitgemäße Verjüngung des Richterstandes bemüht. Ihm ist die Gleichstellung der Richter und Staatsanwälte mit den höheren Verwaltungsbeamten zu danken. Im Interesse der Richter selbst und der Rechtsprechung hat er ständig auf eine Einschränkung der Zahl der Hilfsrichter und ihre Ersetzung durch festangestellte Richter hingewirkt. Die Ausbildung der Richter suchte er durch Änderungen im Prüfungs- und Vorbereitungswesen zu bessern. Allem bureaukratischen Wesen abhold, hat er den Geschäftsverkehr vereinfacht und mit der Entlastung der Richter von minder wichtigen Geschäften begonnen. Auch eine Besserung der Verhältnisse des Kanzleipersonals hat er sich besonders angelegen sein lassen. Unvergessen ist ihm vor allem, daß er wiederholt mannhaft für die Unabhängigkeit der Rechtsprechung eingetreten ist, wie er selbst sie auch in der eigenen Amtstätigkeit stets aufs strengste gewahrt hat.

Gegenüber den ihm unterstellten Beamten verband er mit Strenge, wo sie not tat, milde Herzensgüte, die er häufig hinter einer strengen und unbewegten Miene zu verbergen suchte, um nicht Hoffnungen zu erwecken, die zu erfüllen sein Pflichtgefühl ihm — entgegen seinem Wunsche — verbot.

Auf dem Gebiete der Gesetzgebung ist seine eifrige und erfolgreiche Mitwirkung an der Gestaltung der durch den Weltkrieg notwendig gewordenen Gesetze zu nennen.

Schlicht in seinem Wesen, liebte B. es nicht, seine Person in den Vordergrund zu stellen. Sein Inneres erschloß sich im engeren Freundeskreise. Rege war sein Interesse für die Literatur. Neben Goethe, von dem er sich auch auf Reisen nicht trennte, standen seinem Herzen die großen Humoristen (wie Fr. Reuter und Dickens) besonders nahe, und die ganze Liebenswürdigkeit seiner Natur trat zutage, wenn er, der bei allem Ernst selbst ein Mann gemütvollen Humors war, von Szenen oder Gestalten aus den Werken dieser Humoristen sprach. Treu, hilfreich und von unbedingter Zuverlässigkeit war er gegen seine Freunde. Seinem König war er — ohne jeden Byzantinismus — mit aufrichtigster Anhänglichkeit ergeben, wie auch dieser ihm stets gnädig gesinnt gewesen ist. (Im Jahre 1916 wurde B. durch das Komturkreuz des Hausordens der Hohenzollern ausgezeichnet.)

Zunehmendes Alter nötigte ihn, im Jahre 1917 seine Entlassung aus dem Amte nachzusuchen. Sie wurde ihm am 6. August 1917 gewährt und mit einem Handschreiben des Königs begleitet, in dem die hohen Verdienste anerkannt wurden, die er sich in allen seinen Stellungen um König und Vaterland erworben habe. Gleichzeitig wurde ihm — als Ausdruck des »wärmsten



Königlichen Dankes« — der Orden vom Schwarzen Adler verliehen, womit die Erhebung in den Adelsstand verbunden war.

Vermählt war B. seit 1872 mit Luise Haupt, der selbst literarisch und philologisch hochgebildeten Tochter des bekannten Germanisten und Philologen Moritz Haupt. Im Jahre 1904 wurde ihm die Gattin durch den Tod entzissen. Aus der Ehe sind vier Kinder hervorgegangen. Der Bruder B.s war der preußische Generaloberst Hans v. B. (siehe oben S. 13 ff).

Am 24. Juli 1921 ist B. im fast vollendeten 80. Lebensjahre nach längerem Leiden in Berlin entschlafen.

Berlin-Dahlem.

Rudolf Huber.

**Bethmann Hollweg, Theobald v.**, Reichskanzler a. D., \* in Hohenfinow (Kreis Oberbarnim in der Mark Brandenburg) 29. November 1856, † daselbst am 2. Januar 1921, entstammte einem Frankfurter Geschlecht, das erst im 19. Jahrhundert durch Moritz August (1795—1877) nach Preußen gekommen ist. Moritz August v. B. H. hat sich nicht nur als Rechtsgelehrter einen Namen gemacht, sondern ist auch im politischen Leben hervorgetreten. Er war einer der Begründer der Wochenblattspartei, die sich zu Anfang der 50er Jahre von den Konservativen trennte, weil sie deren Reaktion gegen die Verfassung nicht mitmachen wollte, aber auch außenpolitisch eigene Wege ging; in der »neuen Ära« Wilhelms I. war er zeitweise Kultusminister. Sein Enkel Theobald v. B. H. studierte nach dem Besuch der Landesschule Pforta in Straßburg, Leipzig und Berlin (nicht aber in Bonn, vor allem nicht beim Korps Borussia) die Rechte. 1879 Referendar und 1884 Regierungsassessor, folgte er 1886 seinem Vater im Landratsamt des heimatlichen Kreises Oberbarnim. In die zehnjährige Landratszeit fällt ein erster kurzer Ausflug in die Politik. 1890 wurde B. H. in den Reichstag gewählt, wo er sich der Reichspartei anschloß; um der drohenden Ungültigkeitserklärung der Wahl zuvorzukommen, legte er aber sein Mandat nieder, bevor er politisch irgendwie hervorgetreten war. Nachdem er von 1896 bis 1899 Oberpräsidialrat beim Oberpräsidium in Potsdam gewesen war, wurde er im Sommer 1899 zum Regierungspräsidenten von Bromberg ernannt; aber schon nach drei Monaten kehrte er als Oberpräsident in die Mark Brandenburg zurück. Fünfeinhalb Jahre später, im März 1905, wurde er als Nachfolger des verstorbenen Freiherrn v. Hammerstein zum Minister des Innern berufen. Die Reden, die er in dieser Eigenschaft im preußischen Landtag gehalten hat, atmen einen durchaus freiheitlichen Geist in der warmen Anerkennung der Selbstverwaltung, in der stark betonten Abneigung gegen den Erlaß entbehrlicher Polizeiverordnungen. Die Taten freilich entsprachen, soweit sie bekannt wurden, diesen Reden nicht ganz. Ein Erlaß gegen die Beziehungen zwischen Beamten und Abgeordneten erregte als Ausfluß bürokratischer Engherzigkeit und Geringschätzung des Parlaments unliebsames Aufsehen, das B. H. vergeblich durch mildernde Interpretation zu beschwichtigen suchte. Noch mehr setzte sich B. H. zum Liberalismus in Gegensatz durch die 1906 eingebrachte Vorlage zur Reform des preußischen Wahlrechts. Diese beschränkte sich nämlich, statt den liberalen Forderungen nach Einführung des gleichen Wahlrechts entgegenzukommen, auf kümmerliches Flickwerk, indem sie lediglich die durch die

Bevölkerungsvermehrung unhaltbar und praktisch undurchführbar gewordenen Vorschriften des Wahlgesetzes von 1849 abänderte und für die großen Städte zehn neue Wahlkreise schuf, im übrigen aber das Dreiklassenwahlrecht und die öffentliche Stimmabgabe unangetastet ließ. B. H. rechtfertigte diese Zurückhaltung in einer Rede vom 23. März 1906, die mit der Hervorhebung der jeder befriedigenden Regelung des Wahlrechts entgegenstehenden Schwierigkeiten, des Widerspruchs zwischen der nivellierenden Wirkung eines gleichen Wahlrechts und dem Bedürfnis nach Befreiung der aufwärtsstrebenden Kräfte, und mit der daraus gezogenen Folgerung der Ablehnung jeder durchgreifenden Reform für seine ganze politische Art überaus bezeichnend ist. Daß er sich dabei auf den »großen Aristokraten des Geistes Kant« berief, hat ihm den Beinamen des philosophischen Ministers (und später Kanzlers) eingetragen. In der Tat bestand zwischen dem leichten Optimismus, mit dem Bülow Schwierigkeiten auszuweichen liebte, und dem grüblerischen Ernst, mit dem B. H. den Dingen auf den Grund zu gehen versuchte, ein auffallender Unterschied, der aber keineswegs nur einen Vorzug B. H.s bedeutet. Vielmehr war sein Hang zum eindringenden Nachdenken über die Erscheinungen des politischen Lebens zugleich seine empfindlichste Schwäche, weil er darüber die Kraft des Entschlusses verlor. Auch führte das Bewußtsein, daß er die Probleme ernsthafter anpackte und tiefer durchschaute als die andern, bei B. H. zu einer schulmeisterlichen Überheblichkeit, die viele seiner Mitarbeiter beklagt haben.

Als Mann konservativer Anschauungen, der aber zugleich Verständnis für andere geistige und politische Strömungen besaß, erschien B. H. dem Reichskanzler Fürsten Bülow besonders geeignet zur Vertretung der Blockpolitik. So wurde er am 24. Juni 1907 als Nachfolger Posadowskys zum Staatssekretär des Reichsamts des Innern und außerdem zum Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums ernannt. In dieser Eigenschaft hatte er vor allem auf eine gewisse Einheitlichkeit zwischen der preußischen und der Reichspolitik zu wachen; doch ist er als Vizepräsident wenig hervorgetreten, wie es ja überhaupt an jener Einheitlichkeit dauernd fehlte. Der Schwerpunkt seiner Tätigkeit lag vielmehr seit 1907 im Reiche. Auf den eigentlichen Hauptarbeitsgebieten seines Amtes hat er freilich wenig geleistet. Die Wirtschaftspolitik war durch die Handelsverträge von 1905 auf mehr als ein Jahrzehnt festgelegt; B. H. hatte sie nur gegen gelegentliche Angriffe zu verteidigen. Auch in der Sozialpolitik ist nichts Neues geschaffen worden. Von dem großen Reformprogramm, das B. H. am 2. Dezember 1907 im Reichstag aufgestellt hat, ist nur das Arbeitskammergesetz unter B. H. fertig geworden; es scheiterte aber im Reichstag, da es als ein Versuch, zwischen Unternehmern und Arbeitern zu vermitteln, nirgends befriedigte. Hauptaufgabe B. H.s in seiner Stellung als Staatssekretär des Innern, mit der seit langem die Vertretung des Reichskanzlers in der gesamten inneren Politik verbunden war, war es, die beiden Hälften des konservativ-liberalen Blocks zusammenzuhalten, sowohl die liberalen Zugeständnisse, die Bülow dem Block zuliebe brachte, den Konservativen schmackhaft zu machen, wie ihre Grenzen den Liberalen gegenüber zu rechtfertigen. Insbesondere gab die Beratung des Vereinsgesetzes und hinterher die Besprechungen über seine Anwendung in den Einzelstaaten B. H. Gelegenheit zu versöhnlichen Auseinandersetzungen mit dem Block.

Bei der Reichsfinanzreform, die den Bruch des Blocks heraufführte, war er dagegen nicht in erster Linie beteiligt. Erst nach der Ablehnung der Erbschaftssteuer in der zweiten Lesung, die Bülow's Rücktritt unwiderruflich machte, griff er ein, verhandelte mit der neuen, aus Zentrum und Konservativen gebildeten Mehrheit über eine für die Reichsregierung annehmbare Gestalt der Steuervorschläge und kündigte nach dem Abschluß dieser Verhandlungen in der dritten Lesung die Unterwerfung der verbündeten Regierungen unter das Steuerprogramm der neuen Mehrheit an. Deshalb konnte er trotz seiner engen Verbindung mit dem Block der Nachfolger Bülow's werden.

Das Erbe, das B. H. am 14. Juli 1909 mit dem Reichskanzleramt übernahm, war keineswegs leicht. Von dem Ernst der auswärtigen Lage soll noch im Zusammenhang gesprochen werden. In der inneren Politik hatte der Kampf um die Finanzreform zu scharfen Gegensätzen zwischen den Parteien geführt, das Ansehen der Regierung war durch die Preisgabe des Blocks und des mit ihm verbundenen Kanzlers und durch die Annahme der auch nach den Kompromißverhandlungen dem ursprünglichen Programm der Regierung widersprechenden Steuergesetze schwer erschüttert worden. Die alte Tradition der Unabhängigkeit der Regierung von der Parlamentsmehrheit schien aufgegeben zu sein. Aber eine haltbare Grundlage für eine Regierung mit den Parteien war nicht vorhanden. B. H. war auch nicht bereit, der Kanzler der aus den Konservativen und dem Zentrum gebildeten Parteikoalition zu werden, die eben erst der Regierung ihren Willen aufgedrungen hatte; er wollte um der Zukunft willen den liberalen Einschlag nicht ganz aufgeben. Zumal die Einordnung der Arbeiterbewegung in die gesellschaftliche Ordnung, die er einst als die größte Aufgabe der Gegenwart bezeichnet hatte, schien gefährdet zu sein, wenn diejenigen bürgerlichen Kreise, die davon nichts wissen wollten, sondern lieber an gewaltsame Unterdrückung dachten — und das waren vornehmlich die Konservativen — den Ton in der Regierung angäben. Deshalb war er als Kanzler bestrebt, die Regierung über den Parteien zu halten. Aber selbst wenn man in diesem Programm, das er in seinen Betrachtungen zum Weltkrieg (Bd. I, S. 18f.) auseinandergesetzt hat, mehr sehen will als einen nachträglichen Rechtfertigungsversuch, so bleibt das Urteil, daß er es nicht verstanden hat, den rechten Weg zum Ziel zu finden. Die Parteigegensätze und Parteiansprüche konnten nur dann ausgeschaltet werden, wenn die Regierung energisch die Führung übernahm und bestimmte Aufgaben stellte. Daran hat es B. H. völlig fehlen lassen. Er vertraute, wie er in seiner ersten Kanzlerrede am 9. Dezember 1909 im Reichstag sagte, auf den Zwang zum Schaffen, d. h. er überließ die politische Entwicklung denjenigen Kräften, die stärker waren als er.

So brachte er zwar in Preußen eine Wahlrechtsvorlage ein, weil sie in der Blockzeit durch eine Thronrede des Königs verheißen worden war und ein solches Versprechen bei der starken Betonung der selbständigen Rolle des Monarchen in Preußen nicht mit dem Hinweis auf die veränderten parteipolitischen Verhältnisse abgetan werden konnte. Aber er verteidigte sie nur matt und zog sie zuletzt zurück, als er sah, daß sich keine Mehrheit für eine befriedigende Fassung finden werde. Dann ruhte diese Frage äußerlich ganz; das Übergewicht der Konservativen Partei in Preußen blieb unangetastet.

Und das, obwohl B. H. in seiner Reichspolitik durch die Verschiedenheit der parlamentarischen Mehrheitsverhältnisse im Reiche und in Preußen schwer gehemmt wurde. Denn im Reichstag waren die Konservativen allein machtlos, das Zentrum ausschlaggebende Partei, und es nutzte die Möglichkeit der doppelten Mehrheitsbildung in alter Weise aus. So wurde der Entwurf einer Verfassung für Elsaß-Lothringen, den B. H., dem Drängen der Elsässer, des Zentrums und seiner Freunde nachgebend, dem Reichstag vorlegte, durch die Aufnahme des gleichen Wahlrechts, das B. H. den Preußen noch versagen wollte, wesentlich demokratisiert. Daß B. H. dies, seiner Natur entsprechend, geschehen ließ, entfremdete ihm das Vertrauen der Konservativen, die klarer als er die unvermeidlichen Folgen einer solchen Politik der Nachgiebigkeit für Preußen erkannten. Dem hier drohenden Verlust stand für B. H. kein Gewinn gegenüber. Die Reichstagswahlen vom Januar 1912 fielen angesichts der Taten- und Erfolglosigkeit der Regierung überall sehr ungünstig aus. B. H. freilich tröstete sich mit dem Satze, der dann in vielen Wiederholungen seine späteren Reden und seine Betrachtungen zum Weltkriege durchzieht: »Erfolg habe ich nicht gehabt, aber ich habe meine Pflicht getan.« Daß er damit sein Ungeschick als Politiker offen bekundete, hat er anscheinend nie empfunden.

Nur auf einem Gebiet hat B. H. die Parteien zu fruchtbarer Arbeit zusammengeführt, auf dem der deutschen Wehrkraft. Aber auch das ist weniger das Verdienst seiner Tätigkeit als vielmehr die Wirkung des wachsenden Druckes der auswärtigen Lage. B. H.s Neigung entsprach es auch auf diesem Gebiete, den Kampf durch Verzicht auf das Notwendige zu vermeiden. Die Rücksicht auf die Finanzen war ihm im Sommer 1910 wichtiger als eine der Verschlechterung der politischen Stellung Deutschlands entsprechende Ausgestaltung des Heeres. Da sich der Kriegsminister fügte, sah die Heeresvorlage von 1911 nur eine auf fünf Jahre zu verteilende Erhöhung des Mannschaftsbestandes um 9482 Gemeine vor; es ist die kleinste Heeresvorlage des Kaiserreichs. Als sie am 1. Oktober in Kraft trat, war sie freilich schon längst durch die Ereignisse überholt; die Marokkokrise vom Sommer 1911 war ein so deutliches Warnungszeichen, daß eine namhafte Verstärkung von Heer und Flotte nicht länger aufgeschoben werden konnte. Aber auch jetzt machte B. H. nur halbe Arbeit. Während das Schicksal der Flottenvorlage durch die Verständigungsversuche mit England bestimmt wurde, wurde die Heeresvorlage recht im Gegensatz zum Zeitalter Bismarcks, der Fragen der Wehrkraft als Hebel für die innere Politik zu benutzen verstand, aus Scheu vor parlamentarischen Kämpfen verkümmert. Ihr Rahmen wurde so eng gesteckt, daß die Mehrkosten ohne wesentliche Steuererhöhung, die ohne scharfe politische Kämpfe nicht zu haben war, getragen werden konnten. Sie brachte deshalb zwar eine Verbesserung der Organisation des Heeres, vermehrte aber die Zahl der Mannschaften nur um 23 750 Mann. Die Erneuerung des Streites der Parteien um die Erbschaftssteuer war damit verhütet worden. Dafür hatte B. H., wie die bald darauf erfolgte Gründung des Wehrvereins zeigte, in weiten Kreisen das Vertrauen erschüttert, daß die Reichsregierung ohne innerpolitische Rücksichten die Fragen der Wehrmacht lediglich nach den außenpolitischen Erfordernissen behandle. Daß die Vorlage von 1912 unzureichend war, daß Deutschlands politische Lage die volle Ausnutzung der lebendigen Volks-

kraft für Heereszwecke erforderte, bewies der Balkankrieg des Winters 1912/13. Er zwang zu einer neuen Heeresverstärkung um 116900 Mann. Daß auch die neue Vorlage, die dritte innerhalb von drei Jahren, nicht ganze Arbeit machte, daß sie z. B. die Wünsche des Generalstabs auf Bildung von drei neuen Armeekorps nicht erfüllte, war in der Hauptsache Schuld des Kriegsministers, der die Rücksichten auf die friedensmäßig geordnete Entwicklung des Heeres höher stellte als das Bedürfnis eines Krieges gegen mindestens zwei Fronten. Aber daß die endgültige Entscheidung des Kaisers für den Kriegsminister und gegen den Generalstab ausfiel, darauf hat auch B. H. eingewirkt. Die ihn bestimmenden innerpolitischen Bedenklichkeiten waren aber nicht begründet. So ungünstig auch die Lage der Regierung gegenüber dem 1912 neu gewählten Reichstag war, in dem 110 Sozialdemokraten saßen, und so groß auch die neuen Anforderungen waren, die die Heeresvorlage stellte, so war doch angesichts der weltpolitischen Lage eine große Mehrheit für die Regierung vorhanden. Diese Stimmung für die gesamte innere Politik fruchtbar zu machen, war B. H. freilich nicht der Mann. In der Frage der Deckung der Mehrkosten, die mit der Heeresverstärkung verbunden waren, ließ er sich die Führung wieder ganz aus der Hand winden. Zentrum, Fortschrittspartei und Sozialdemokratie, die schon bei der elsass-lothringischen Verfassung zusammengewirkt hatten und in diesem Reichstag während des Krieges die Leitung übernehmen sollten, legten der Reichsregierung ihren Willen auf. B. H. war weder stark genug, Widerstand zu leisten, noch war er schon weit genug aus seinen konservativen Anschauungen herausgewachsen, um mit dieser Mehrheit grundsätzlich neue Wege in der inneren Politik zu gehen. So blieb seine Politik unsicher und schwankend und fand nirgends Anhänger. Das Jahr 1913 endet innerpolitisch mit der unerquicklichen Zabernaffäre, die nicht nur ein Licht auf die trüben Verhältnisse in Elsaß-Lothringen warf, sondern darüber hinaus die mit der Schwäche des Reichskanzlers steigende Unzufriedenheit und die Vermehrung der Ansprüche des Reichstags erhellte. Es war das erstemal, daß der Reichstag ein förmliches Mißtrauensvotum gegen den Reichskanzler beschloß. Und wenn dieses auch noch kein praktisches Ergebnis hatte, so bedeutete es doch eine Minderung des Ansehens der Regierung. Daß B. H. das alles geschehen ließ, führte zu einem scharfen Zusammenstoß zwischen ihm und den Konservativen im preußischen Abgeordnetenhaus; B. H. berief sich gegenüber dem Vorwurf der Schwäche ähnlich wie 1912 auf den Ernst seines Verantwortungsgefühls.

Die entscheidende Krisis seines staatsmännischen Lebens erwuchs B. H. aber nicht auf dem Gebiet der inneren Politik, sondern auf dem der auswärtigen, die er seit 1909 ebenfalls verantwortlich leitete. Er war der erste Reichskanzler, der aus der inneren Verwaltung, nicht aus der diplomatischen oder militärischen Laufbahn gekommen war, und wenn er sich auch mit gewohnter Gewissenhaftigkeit in die Aufgaben dieser Seite seines Amtes einzuarbeiten versucht hat, so hat er doch den Mangel an eigener Anschauung fremder Länder und richtigem Verständnis für das Wesen der auswärtigen Politik niemals ganz ausgleichen können. Seine Natur, die schon in der inneren Politik zur staatsmännischen Führung nicht geschaffen war, versagte hier vollkommen. Wenn er in einem Briefe an Lamprecht, den die »Vossische Zeitung« am 12. Dezember 1913 veröffentlichte, vor der Überschätzung der Politik der Gewalt

warnte und auf die feineren Mittel der Kulturpropaganda, die im wesentlichen vom Volk getragen werden müsse, hinwies, so übersah er bei diesem an sich richtigen Gedanken völlig, daß die Voraussetzungen einer solchen Kulturpropaganda von klarer und zielbewußter Führung der Regierung erst geschaffen und gesichert werden mußten. Im Grunde war diese Auffassung nichts anderes als der ins Außenpolitische übertragene Glaube an den Zwang zum Schaffen, den er in der inneren Politik vergeblich beschworen hatte, ein Mangel an Entschlußkraft, der aus dem Gefühl der Schwere der Probleme und der Unzulänglichkeit menschlicher Erkenntnis und menschlichen Willens erwuchs.

Dabei war B. H. gerade auf dem Gebiet der auswärtigen Politik vor gewaltige Aufgaben gestellt. Zwar war die Annexionskrise, die im Winter 1908/09 die Welt hart an den Rand des allgemeinen Krieges geführt hatte, mit einem Erfolg für Deutschland ausgegangen. Aber es war ein Augenblickserfolg gewesen, der die Lage für Deutschland dauernd nicht verbessert und die Einkreisung durch die Erbitterung Rußlands über das deutsche Eingreifen eher verschärft als gelockert hatte. B. H. hat sich über den Ernst der Lage keinen Illusionen hingegen; sein Temperament schützte ihn vor einem rosigen Optimismus, wie ihn sein Amtsvorgänger zur Schau getragen hatte. Von Anfang an sah er sein Ziel darin, den auf Deutschland lastenden Druck durch eine Verständigung mit England zu vermindern. Aber die Aufgabe war schwieriger, als B. H. geglaubt hatte. England forderte erheblich größere Zugeständnisse auf dem Gebiet der deutschen Flottenpolitik, als B. H. bieten konnte; andererseits lehnte es ein bindendes politisches Abkommen ab, ohne das B. H. eine Beschränkung der deutschen Rüstung zur See beim Kaiser und dem Reichsmarineamt nicht durchsetzen konnte. Ebenso wenig wurde bei dem anderen Partner der Einkreisung, bei Rußland, erreicht. Hier bestanden wohl Verständigungsmöglichkeiten, denn die Interessen Rußlands und Englands stießen gerade 1910/11 in Persien scharf aufeinander, aber sie ließen sich nur ausnutzen, wenn Deutschland den Russen eine Gegengabe auf dem Balkan und in Kleinasien bot. Und dazu konnte es sich aus Rücksicht auf das verbündete Österreich-Ungarn und auf die eigenen weltpolitischen Zukunftshoffnungen, die sich um die Bagdadbahn gruppierten, nicht entschließen. Infolgedessen verliefen die deutsch-russischen Verhandlungen nach hoffnungsvollem Beginn mit dem Potsdamer Abkommen vom November 1910 sehr bald im Sande.

Die Gefahr der Lage für Deutschland wurde bei der Marokkokrise des Sommers 1911 deutlich. Für die Einzelheiten der deutschen Marokkopolitik, zumal für Agadir und die Behandlung Englands, trägt Kiderlen-Wächter die Verantwortung. B. H. hatte im Sommer 1910 seine Ernennung zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes durchgesetzt, weil er als einer der befähigsten deutschen Diplomaten galt und noch aus der Bismarckschen Schule stammte. Er rechtfertigte seinen Ruf aber gerade in der Marokkofrage nicht, da er die Wirkung seiner gegen Frankreich gerichteten Politik auf die anderen Mächte nicht ausreichend berücksichtigte. Infolgedessen sah sich Deutschland plötzlich nicht nur Frankreich, sondern auch England gegenüber, während seine Bundesgenossen keineswegs bereit waren, ihre Unterstützung der deutschen Politik zu leihen. Auf einen Krieg wollte es aber weder Kiderlen noch auch B. H. oder der Kaiser ankommen lassen. So blieb nur ein Rückzug übrig,

der nach langen unerquicklichen Verhandlungen schließlich zum Marokkoabkommen vom 4. November 1911 führte.

An dieser unzweifelhaften, in weiten Kreisen Deutschlands schwer empfundenen Niederlage war B. H. nur insofern mitschuldig, als er sich allzusehr auf Kiderlen verlassen hatte. Von nun an griff er sehr viel nachhaltiger in den Gang der Politik ein und nahm die Verständigungsbemühungen mit England wieder auf, die jetzt bessere Aussichten zu bieten schienen, da auch in England die Gefahr eines Krieges mit Deutschland erkannt worden war. Aber B. H.s Hand war weder geschickt genug, um Deutschland aus der gefährlichen Lage herauszusteuern, noch fest genug, um alle Gegenströmungen in Deutschland zu bezwingen und eine einheitliche Politik zu sichern. Ihm fehlte vor allem der Glaube, daß eine Änderung des Kurses die Einkreisung, die für Bismarck nur eine gefürchtete Möglichkeit gewesen, die jetzt aber drückende Wirklichkeit war, aufheben oder wenigstens mildern könne; die Aufgabe schien ihm, so schrieb er am 19. März 1912 an Ballin, innerlich unlösbar zu sein. Deshalb brachte er auch nicht die Kraft auf, sich ganz dieser Aufgabe hinzugeben und die Widerstände, die ein nur unter Beschränkung des Ausbaus der Flotte mögliches Abkommen mit England in Deutschland fand, unter Einsatz seiner Persönlichkeit und seines Amtes zu überwinden.

Aus der politischen Krisis des Sommers 1911 hatten die militärischen Instanzen in Deutschland die Folgerung gezogen, daß die deutsche Rüstung gesteigert werden müsse. Während B. H. gegen die Forderungen des Heeres innerpolitische Bedenken hatte, hatte er gegen die der Marine, die sich auf Schiffe, Mannschaften und Indiensthaltung eines dritten Geschwaders zur Erhöhung der Bereitschaft erstreckten, außenpolitische Bedenken. Es war klar, daß Verstärkung der Flotte und Verständigung mit England nicht gleichzeitig betrieben werden konnten. Aber statt die Wünsche der Marinefachleute als Verhandlungsobjekt England gegenüber zu benutzen, setzte B. H. schon vorher eine Verkürzung der neuen Vorlage durch. Aber nicht daran scheiterten die Verhandlungen, die durch die Sendung Haldanes, des englischen Kriegsministers, nach Berlin ein besonderes Gepräge erhielten. Denn auch der Rest der Flottenvorlage war noch ein anständiger Preis, den Deutschland für die Änderung der englischen Politik zahlen wollte. Das Entscheidende war die Abneigung der Engländer gegen jede Bindung ihrer Politik und gegen jede Gefährdung ihrer Freundschaften mit Frankreich und Rußland. B. H. freilich wollte, obwohl er sich über die innere Unlösbarkeit der Aufgabe klar war, den dünnen Verständigungsfaden weiterspinnen, solange es irgend möglich wäre. Aber die Marine wollte nicht mehr so lange warten. Ein ungnädiges Telegramm des Kaisers zwang B. H., die Wehrvorlage, die er einstweilen zurückgehalten hatte, sofort in die Öffentlichkeit zu bringen. B. H. beantwortete dieses Telegramm am 6. März mit einem Abschiedsgesuch, blieb aber im Amt, da der Kaiser den Formfehler des Telegramms eingestand. In der Sache aber hatte er eine Niederlage erlitten und vor dem Reichsmarineamt, d. h. vor Tirpitz zurückweichen müssen.

Die beiden folgenden Jahre sollten freilich zeigen, daß auch ohne schriftliches Abkommen und selbst mit dem neuen Flottengesetz ein erträgliches Verhältnis mit England möglich war. Während der Balkankriege von 1912/13

arbeiteten Deutschland und England gemeinsam an der Erhaltung des Friedens unter den Großmächten; die Kosten dieser Politik trug allerdings außer der Türkei in erster Linie Österreich-Ungarn, der Bundesgenosse Deutschlands; es war kaum eine Übertreibung, wenn man in Paris Österreich-Ungarn »le grand vaincu de la crise balcanique« nannte. Und die große Heeresvorlage Deutschlands vom Jahre 1913 bewies auch, daß man in Deutschland dieser Tatsache Rechnung trug. Dafür eröffnete sich die Aussicht, auf dem Umwege über einen kolonialen Ausgleich doch noch zu einer grundsätzlichen Besserung der deutsch-englischen Beziehungen zu gelangen; im Frühsommer 1914 war man sich in der Hauptsache einig. Die friedliche Politik B. H.s, so oft im Reichstag und in der Presse Deutschlands der Schwächlichkeit und Unfruchtbarkeit geziehen, schien endlich doch ihre Früchte zu tragen, und B. H.s vertrauter Mitarbeiter Ruedorffer-Riezler durfte sie als ein neues allgemeingültiges System einer lediglich wirtschaftlich, nicht machtpolitisch gerichteten und sich des wirtschaftlichen Mittels der Kalkulation des Krieges statt des militärischen Mittels des Krieges bedienenden Weltpolitik feiern.

Diese falsche Anschauung der Weltlage ist Deutschlands Verhängnis geworden. B. H. glaubte so fest an eine »gemeinschaftliche, den Frieden verbürgende Mission Englands und Deutschlands«, daß er trotz den Erfahrungen der vorhergegangenen Balkankrisen es für möglich hielt, die Auseinandersetzung zwischen Österreich-Ungarn und Serbien im Juli 1914 auf diese beiden Mächte zu beschränken. Aber selbst unter dieser Voraussetzung ist es unbegreiflich, daß er den Österreichern freie Hand für ihr Vorgehen ließ. Denn die Lokalisierung des Konflikts setzte im günstigsten Fall ein Maßhalten Österreichs voraus. Als es sich dann in den letzten Julitagen zeigte, daß der längst drohende allgemeine Krieg sich an dem österreichisch-serbischen Konflikt entzünden werde, da hat B. H. gewiß mit aller Energie zu bremsen versucht. Aber es war zu spät. Rußland arbeitete nicht bloß mit der Kalkulation des Krieges, sondern ging auf den Krieg selbst los. Nie ein Mann der Tat, stets geneigt, die Schwerkraft der Dinge als unaufhebbar zu betrachten, ließ B. H. dem Schicksal seinen Lauf. Seine ganze Politik, so hat er es selbst bekannt, brach damit wie ein Kartenhaus zusammen. Und darüber verlor er die Fassung. Als er am 4. August im Reichstag den Durchmarsch durch Belgien ankündigte, entfuhr ihm das ungeschickte Wort vom Unrecht an Belgien. Und dem englischen Botschafter gegenüber sprach er sogar von dem Fetzen Papier, der die belgische Neutralität bedeute, ein böses und unheilvolles Wort, das während des ganzen Krieges gegen Deutschland ausgenutzt worden ist und noch heute nachwirkt, das im Auslande das Urteil über B. H. ähnlich bestimmt hat, wie sich G. Ollivier 1870 als den Mann des leichten Herzens charakterisiert hat, und das auch bei ruhiger Betrachtung die diplomatischen Fähigkeiten B. H.s, sein Geschick, Menschen zu behandeln und die Wirkung von Worten und Taten vorher zu berechnen, in noch trüberem Licht erscheinen läßt als jene Reichstagsrede, in der er vom Gegensatz zwischen Slawen und Germanen gesprochen hatte.

Darüber, daß B. H. den Krieg nicht gewollt, daß er ihn nicht mit der Frivolität provoziert hat, die die feindliche Kriegsliteratur aus dem Wort vom Fetzen Papier herauslas oder herauszulesen vorgab, darüber kann heutzutage kein



Zweifel mehr sein. Die Verantwortung dafür, daß er sich von den Umständen so weit hat treiben lassen, bis kein anderer Ausweg mehr als der Krieg in ungünstigster diplomatischer Lage offen war, lastet auf seinem staatsmännischen Ansehen vielleicht noch schwerer als die feindlichen Vorwürfe. Aber auch wer Schwächen und Ungeschick seiner Politik keineswegs beschönigt, wer vor allem die Übereilungen der Kriegserklärungen als Fehler bezeichnet, für die B. H. als Leiter der deutschen Außenpolitik die Verantwortung zu tragen hat, auch der wird die Frage stellen müssen, ob der Krieg überhaupt vermeidbar gewesen ist. Nach aller geschichtlichen Erfahrung, der bisher nur pazifistische Wünsche, nicht aber Tatsachen entgegenstehen, lassen sich die großen Fragen der Zeit nicht auf friedlichem Wege lösen. Und ob Deutschland in den Kreis der See- und Weltmächte eintreten und in ihm sich dauernd gleichberechtigt behaupten werde, das war eine solche Frage. Vor allem aber erscheint es ausgeschlossen, daß die Auflösung der habsburgischen Monarchie, die mit dem Attentat von Serajewo in ihr akutes Stadium trat, ohne kriegsrische Auseinandersetzung der interessierten Mächte vollzogen werden konnte.

Wenn im folgenden die Politik B. H.s während des Krieges bis zu seiner Entlassung dargestellt werden soll, so ist einmal zu beachten, daß der Abstand, den wir von dem erschütternden Zusammenbruch des Kaiserreichs gewonnen haben, noch nicht ausreicht, um den Leiter der Politik während des größten Teils des Krieges gerecht zu beurteilen. Auch unsere Kenntnisse ruhen noch nicht überall auf festem Boden. An objektiven Aktenforschungen und -veröffentlichungen fehlt es noch. Der Untersuchungsausschuß der Nationalversammlung hat nur einzelne Gebiete und auch diese nur einseitig beleuchtet. Das gleiche gilt von den zahlreichen Memoirenwerken, B. H.s Betrachtungen zum Weltkrieg machen darin keine Ausnahme. Vor allem aber muß anerkannt werden, daß das Ausmaß dieses Krieges alle Berechnungen weit überstieg und ungeheure Aufgaben auf die Schultern der verantwortlichen Männer lud. Das Verhältnis zwischen Kriegführung und Politik ist stets ein heikles Kapitel gewesen; Bismarcks Gedanken und Erinnerungen beweisen es zur Genüge. Und B. H. war nicht nur kein Bismarck, sondern wurde auch durch das neue Kriegsmittel des U-Boots vor ungeahnte Schwierigkeiten gestellt. Denn wenn auch die Kriegführung mit Recht beanspruchte, daß sie alle zum militärischen Erfolge erforderlichen Mittel anwenden dürfe, so war es doch selbstverständliche Aufgabe der Politik, zu verhüten, daß der militärische Erfolg durch politische Nachteile aufgehoben werde. Ferner war die politische Leitung eines Koalitionskriegs stets eine schwierige Aufgabe, die durch die Unterschiede der politischen Interessen und der militärischen Leistungsfähigkeit der Bundesgenossen nicht einfacher wurde. Besondere Vorsicht verlangten auch in diesem Kriege, der kaum einen Staat unberührt ließ, die Beziehungen zu den neutralen Staaten; auch hier darf an Bismarck und seine Sorge vor der Einmischung der Neutralen erinnert werden. Ebenso erforderte die innere Politik, die Behandlung der großen Massen, die nicht allein im Heer dienen, sondern auch die Wirtschaft in Gang halten sollten, stärkere Beachtung als je zuvor. Dazu kam die selbstverständliche Aufgabe, alle Friedensmöglichkeiten zu beachten und zu benutzen.

Mit all diesen Aufgaben war B. H. belastet. Und doch war er seiner ganzen Anlage nach nicht der Mann, mit ihnen fertig zu werden. Es war im Grunde

eine unmögliche Zumutung, daß der Mann, der mit dem Kriege seine ganze bisherige Politik zusammenbrechen sah, der damit den Mangel an sicherem politischen Instinkt erschreckend bewiesen hatte, nun auch unter gesteigerten Schwierigkeiten die politische Führung behielt. Auch fehlte ihm, das hatte er im Innern wie nach außen bis 1914 oft genug gezeigt, die Kraft des Willens, die Fähigkeit, von den Erwägungen rechtzeitig zum Entschluß und zur Tat zu schreiten, ihm fehlte vor allem aber der Glaube an die Möglichkeit, den Krieg zu einem guten Ende zu führen. Nach außen hin raffte er sich wohl zusammen; die Reden, die er während der Kriegszeit im Reichstage gehalten hat, fanden stolze und kraftvolle Worte für das Recht Deutschlands, eine Wiederkehr der Einkreisungspolitik zu verhüten und seine Entwicklung zu sichern. Aber mit ihren ausführlichen und wehmütigen Erzählungen der trotz allem guten Willen gescheiterten Verständigungsverhandlungen sind sie nur allzu bezeichnend für B. H.s schon früher zutage getretene Auffassung, daß im politischen Leben die gute Absicht den Mangel an Erfolg ersetzen könne. Und schärfer noch zeichnet sich B. H.s Wesen in dem ab, was allen Reden fehlt: der positive Inhalt. Weder über die Kriegsziele, die er nach außen hin erstrebte, noch über die innerpolitischen Reformen, die er plante, hat B. H. jemals klare Angaben gemacht. So verloren seine Reden je länger je mehr an Wirkung. Daß sie im Tone vornehmer waren als die Reden aller feindlichen Staatsmänner, daß sie auf Würde auch dem Gegner gegenüber hielten, dankte ihm weder Inland noch Ausland. Aber der Mangel an positivem Inhalt machte allmählich auch der Öffentlichkeit deutlich, was diejenigen, die den Kanzler näher kannten, schon bald nach Kriegsausbruch bemerkt hatten, daß ihm selbst jeder positive Gedanke über die Führung, die Ziele und den Weg zur Beendigung des Krieges fehlte.

Nachdem es nicht gelungen war, im ersten Anlauf im Westen die militärische Entscheidung zu erzwingen, erlangte die Politik im Kriege wieder selbständige Bedeutung. Sie erreichte das Bündnis mit der Türkei, das trotz der Belastung mit einem schwachen, dauernder Unterstützung bedürftigen Bundesgenossen durch die Sperrung der Dardanellen und die damit verknüpfte Schwächung Rußlands für die deutsche Kriegführung eine Erleichterung war. Dagegen konnte sie Italiens Neutralität nicht retten; ob ein besseres Ergebnis erzielt worden wäre, wenn B. H. sich früher hätte entschließen können, Bülow nach Rom zu schicken und auf Österreich-Ungarn einen energischen Druck zum Entgegenkommen gegen Italiens Wünsche auszuüben, muß einstweilen dahingestellt bleiben.

Das Hauptproblem für die Politik im Kriege wurde die U-Bootfrage. In seltsamer Verkennung der Dinge, wenn auch getreu seiner 1909 eingeschlagenen Politik der Verständigung, hoffte B. H. zunächst, daß England sich am Kriege nicht ernsthaft beteiligen werde; er drang deshalb bei der Seekriegsleitung darauf, daß man England möglichst schonend handle, »um die Möglichkeit zu geben, daß England den Frieden herbeiführen« könne. Dafür schien auch die Erwägung zu sprechen, daß eine vorsichtige Verwendung der Flotte diese als Trumpf für die Friedensverhandlungen erhalte. Der Admiralstab, ohnehin nicht geneigt, die Flotte einer Entscheidungsschlacht auszusetzen, ging auf diese Wünsche ein. Aber als sich die Hinfälligkeit der politischen Voraussetzung B. H.s herausstellte, als England sich offenkundig auf einen

langen Krieg einrichtete und unter Verletzung der bisher gültigen Regeln des Seekriegs Deutschland von allem Welthandel abzusperren begann, da schien es dem Admiralstab notwendig, England unmittelbar zu treffen. Das beste Mittel dazu waren die U-Boote; mit ihnen hoffte er, Englands Seehandel unterbinden zu können. B. H. gab Anfang Februar 1915 seine Zustimmung zu dem geplanten U-Bootkrieg, schränkte sie freilich sehr bald ein, als die Versenkung neutraler Schiffe und die Schädigung von Angehörigen neutraler Staaten auf englischen Handelsschiffen Reibungen mit den neutralen Staaten heraufbeschworen. Und als gar die Versenkung der »Lusitania« bis hart an die Kriegserklärung Amerikas heranführte, da setzte B. H. die Einstellung des U-Bootkrieges durch, dessen militärische Erfolge der politischen Bedenklichkeit nicht entsprachen.

Aber nachdem weder der siegreiche Sommerfeldzug 1915 gegen Rußland noch die Niederwerfung Serbiens, die zugleich die Dardanellensperre endgültig sicherte, den Frieden näher gebracht hatte, tauchte im Winter 1915/16 die U-Bootfrage von neuem auf. Die leitenden Männer in Heer und Flotte, Falkenhayn, Tirpitz und Holtzendorff, sahen klarer als B. H., daß nicht nur ein durchschlagender Sieg zu Lande unwahrscheinlich sei, solange England durch die Beherrschung der See in der Lage sei, die feindliche Westfront mit Kriegsmaterial aus aller Welt zu versorgen und gleichzeitig Deutschland von aller Zufuhr abzusperren, sondern daß auch die Wirkung selbst des gewaltigsten Landsiegs zweifelhaft blieb, solange nicht England selbst empfindlich getroffen war. Das einzige Mittel, aber zugleich ein unbedingt sicheres Mittel dazu sahen sie im U-Bootkrieg, wenn er mit aller Energie gegen jedes mit England Handel treibende Schiff geführt würde. B. H. freilich beurteilte die Aussichten eines solchen Krieges weit weniger günstig als die Marine, schätzte auf der andern Seite, durch die Erfahrungen von 1915 gewarnt, die politischen Gefahren, zumal die des Bruchs mit Amerika, viel höher ein. In dem Ringen der verschiedenen Instanzen um die Entscheidung des Kaisers gelang es ihm, seinen alten Gegner Tirpitz, der wie vor dem Kriege, insbesondere in den Tagen der von Haldane geführten Verständigungsverhandlungen so auch während des ganzen Krieges den Standpunkt vertrat, daß man der englischen Macht nicht Nachgiebigkeit, sondern Macht entgegensetzen müsse, aus dem Sattel zu heben. Aber in der Sache ließ sich B. H. doch wieder auf eine Halbheit ein: er ließ den U-Bootkrieg gegen bewaffnete Handelsschiffe zu. Aber diese Beschränkung auf bewaffnete Schiffe bedeutete eine empfindliche Verringerung der Aussichten auf Erfolg, ohne irgendeinen Nutzen zu bringen. Irrtümer waren für die U-Boote unvermeidlich, und sie führten schnell zu ähnlichen Verwicklungen mit den Neutralen wie im Vorjahr. Amerika forderte mit einer Brutalität, die von seinem Auftreten gegen die englischen Völkerrechtsverletzungen auffallend abstach, die Einstellung einer Kriegführung, bei der amerikanische Rechte beeinträchtigt werden könnten, und da die allgemeine Kriegslage nicht dazu angetan war, es auf einen Bruch mit Amerika ankommen zu lassen, mußte die deutsche Diplomatie einen raschen Rückzug antreten.

Mit dieser Entscheidung war aber der innerdeutsche Kampf um die Verwendung der U-Boote noch keineswegs beendet. Er hatte längst einen allgemeinen Charakter angenommen und sich mit dem großen Kampf der

Geister, den der Burgfriede der Parteien nur äußerlich und darum nur auf kurze Zeit beigelegt hatte, verwoben. Es ist schon bei der Darstellung der Politik B. H.s vor dem Kriege bemerkt worden, daß B. H. durch seine Nachgiebigkeit gegen den Reichstag, vor allem in der elsäß-lothringischen Verfassungsfrage, aber auch durch seine Haltung bei den Wehrvorlagen und durch die geringen Erfolge seiner auswärtigen Politik das Vertrauen gerade der Kreise verloren hatte, die sich als die treuesten Hüter Bismarckscher Tradition, als die stärksten Vertreter des deutschen Machtgedankens fühlten. Dieses Mißtrauen wurde wieder wach, je länger sich der Krieg hinzog, je weniger Erfolge B. H. mit seiner Zurückhaltung in der rednerischen Bekämpfung der Gegner, in der Aufstellung von Kriegszielen, in der Anwendung besonderer Kriegsmittel — neben den U-Booten spielten auch die Luftschiffe eine Rolle — aufzuweisen hatte. Diese Kreise, die überzeugt waren, daß rücksichtslose Anwendung aller Deutschland zur Verfügung stehenden Kriegsmittel Deutschland den Sieg bringen müsse, sahen in B. H. nicht nur den Mann, der aus falscher Sentimentalität die Kriegführung hemme und damit den Sieg gefährde, sondern auch den Mann, dessen pessimistisches Wesen nicht imstande sei, die Einigkeit und Geschlossenheit des Volkes durch Aufstellen gemeinsamer, großer, begeisternder Ziele während des Krieges zu erhalten, vor allem aber der Ausnutzung eines Sieges bei den Friedensverhandlungen hindernd im Wege stehen werde. Die innerpolitische Frage der Neuorientierung der Politik, des Verhältnisses von Regierung und Volk, kam hinzu, diesen Zwiespalt zu verschärfen. Hatte B. H. vor dem Kriege unter dem Druck der Mehrheitsverhältnisse im Reichstag, aber gegen seine konservative Überzeugung sich gelegentlich zur Nachgiebigkeit gegen demokratische Forderungen bestimmen lassen, so hatten ihn die Eindrücke des August 1914, die Bejahung des Staates selbst durch die, die ihn bisher bewußt abgelehnt hatten, zu der Überzeugung gebracht, daß eine wesentliche Änderung in der inneren Verfassung des Staates, eine stärkere Heranziehung der Masse, auch und gerade der sozialdemokratischen Masse zum Staate möglich sei. Und je länger der Krieg dauerte, der an den Fronten wie in der Heimat die Mitarbeit dieser Massen forderte, desto mehr hielt B. H. diese Neuorientierung für nötig. Aber den Entschluß, das Notwendige sofort zur Tat werden zu lassen, fand er nicht. Infolgedessen wurde das Schlagwort der Neuorientierung zum Kampfruf der Parteien; die einen stellten ihre Forderungen auf, zumal die nach durchgreifender Reform des preußischen Wahlrechts, die andern bekämpften den Gedanken einer Änderung der Grundlagen des Staates, die sich in dem siegreichen Kriege gegen eine Welt von Waffen neu bewährt hätten. Und diejenigen, die von den Neuerungen nichts wissen wollten und B. H. die erforderliche Widerstandskraft gegen diese Tendenzen nicht zutrauten, waren eben die, die auch B. H.s auswärtige Politik voll Sorge betrachteten. Sie nahmen, als der Streit um die Verwendung der U-Boote ihren Zweifeln an B. H.s politischer Eignung erneut recht zu geben schien, den Kampf auf mit dem Ziel, ihn von seinem Amte zu beseitigen. Die während des Krieges bestehende Zensur vermochte lediglich, den offenen Austrag dieses Kampfes zu verhindern; aber im geheimen wurde er mit vertraulichen Denkschriften energisch geführt. So griff Kapp in einer Denkschrift »Die nationalen Kreise und der Reichskanzler« B. H. wegen seines Mangels an politischem Instinkt, wegen seines Festhaltens

an dem die Gegensätze bloß vertuschenden, in bedenklicher Weise an die Parole von 1806: »Ruhe ist die erste Bürgerpflicht« erinnernden Burgfrieden, wegen Kriegszielpolitik und U-Bootfrage aufs schärfste an; und ihm traten Junius alter mit einer Broschüre »Das Deutsche Reich auf dem Wege zur geschichtlichen Episode, eine Studie B. H.scher Politik in Skizzen und Umrissen« und H. v. Liebig mit einer Arbeit über »Die Politik v. B. H.s« zur Seite. Die Vertraulichkeit dieser Schriften wurde natürlich nicht ausreichend gewahrt; sie sollten ja auch ähnlich wie die gleichfalls vertrauliche Kriegszielliteratur auf weitere Kreise unter Umgehung der Zensur wirken. B. H. sah in diesem Kampf gegen ihn einen Kampf gegen das Vaterland; er hatte kein Verständnis für die heiße politische Leidenschaft, für die starken Kräfte, die sich in ihm geltend machten, darum konnte er sie auch nicht für den Krieg nach außen nutzbar machen, sondern fühlte in ihnen nur die Gefahr. Deshalb benutzte er die Reichstagssitzung vom 5. Juni 1916, um gegen diese »Piraten der öffentlichen Meinung« zu Felde zu ziehen. Das Ergebnis war, daß die Geister im Reichstag sich zum erstenmal seit Kriegsbeginn schieden; auf der einen Seite stand die spätere Reichstagsmehrheit, Zentrum, Fortschrittspartei und Sozialdemokratie, mit mehr oder minder offen ausgesprochener Billigung der Politik B. H.s, auf der andern Nationalliberale und Konservative mit ebenso unverkennbarer Kritik.

Die Gegensätze wurden noch einmal beschwichtigt, als die bedenkliche Kriegslage des Sommers 1916 zur Berufung Hindenburgs und Ludendorffs in die Oberste Heeresleitung zwang. Sie genossen bei allen Anhängern einer kraftvollen, durch keine falschen Rücksichten gehemmten Kriegführung das Vertrauen, daß sie sich in der Kriegführung wie dereinst bei den Friedensverhandlungen lediglich von militärischen Gesichtspunkten leiten lassen würden. So flaute der Kampf im Innern ab; auch die Frage des U-Bootkrieges verschwand aus der Diskussion, als die neue Oberste Heeresleitung erklärte, angesichts der Kriegslage dieses zweischneidige Mittel einstweilen nicht anwenden zu wollen.

In diesem Verzicht lag zugleich der Zweifel an der Möglichkeit, den Krieg durch militärische Entscheidungen zu Ende zu führen. Im Lande sah es in den Monaten der Sommeschlacht, nach dem Scheitern des Verdununternehmens, nach dem Zusammenbruch der österreichischen Front vor Brussilow, nach der Einnahme von Görz durch die Italiener, nach der Kriegserklärung Rumäniens bedenklich genug aus. Und zur See hatte die Schlacht am Skagerrak bewiesen, daß die deutsche Flotte den Ring, den England um Deutschland gelegt hatte, nicht zu sprengen vermöge. Unter diesen Umständen wurde für B. H. die Frage brennend, ob der Krieg nicht auf andere Weise beendet werden könne. An Bemühungen um Wiederherstellung des Friedens hat es natürlich während des ganzen Krieges nicht gefehlt. Namentlich in Rußland hat anscheinend in bestimmten Kreisen viel Neigung bestanden, sich rechtzeitig aus dem Kriege herauszu ziehen, dessen Opfer für die Dynastie gefährlich werden konnten. Ein Ausgleich zwischen den Lebensinteressen Deutschlands und Rußlands war ja auch durchaus möglich. Im Sommer 1915 waren sich die beiden Mächte unter Vermittlung eines dänischen Staatsmannes ziemlich nahe gekommen. Woran die Verhandlung zuletzt gescheitert ist, wissen wir noch nicht. Ohne genauere Aktenkenntnis wird man sich den in der Literatur (Spickernagel, Der Kardinalfehler

unserer Politik, S. 25 ff.) gegen B. H. erhobenen Vorwurf, daß seine verfehlte Politik allein die Schuld trage, nicht aneignen dürfen. Es sind gewiß in Petersburg sehr starke russische und noch stärkere ausländische Einflüsse gegen einen Sonderfrieden wirksam gewesen. Soviel aber steht fest, daß B. H. trotz ganz veränderten Verhältnissen den Gedankengängen des Großvaters aus der Zeit des Krimkriegs treu geblieben ist, daß er westmächtig gesinnt blieb und keinen besonderen Wert darauf legte, den Russen goldene Brücken zu bauen, um hier die Bresche in die Einkreisung zu legen. Er sah vielmehr in der Schwächung des stärksten slawischen Staates eine wichtige Aufgabe Deutschlands — hatte er doch schon 1913 im Reichstag von dem Kampf zwischen Germanen und Slawen gesprochen —; sie war auch durch Befreiung der von Rußland unterworfenen Völkerschaften leicht durchzuführen. Und wenn der Kampf gegen die Reaktion des Zarismus ein bequemes innerpolitisches Schlagwort war, das namentlich auf die Sozialdemokratie Eindruck machte und für sie geradezu das Kriegsziel war, so war die Befreiung der unterdrückten Völker ein Stück der deutschen Kulturpropaganda, von der sich B. H. mehr versprach als von einer nach Machtausgleich strebenden Realpolitik. Wie weit solche Erwägungen die Friedensverhandlungen von 1915 beeinflußt haben, ist, wie gesagt, zweifelhaft. Im Jahre 1916 haben sie aber nachweislich einen sehr starken und unheilvollen Einfluß ausgeübt. Die Reichtagsrede vom 5. April 1916 versicherte bereits, daß die befreiten Völker, Polen, Litauen, Balten und Letten nicht wieder dem Regiment des reaktionären Rußland ausgeliefert werden dürften. Und am 5. November 1916 erfolgte die Errichtung eines selbständigen Polenstaates, der entscheidende Fehler von B. H.s Ostmarkenpolitik.

Auch hier ist die Schwierigkeit der Aufgabe anzuerkennen. Einmal berührte die Polenfrage die Interessen der Österreicher sehr stark; ihre Wünsche mußten also bei der Lösung mitberücksichtigt werden. Und dann sind eben geographische und nationale Verhältnisse im Osten nicht auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Aber wenn B. H. in seinen Betrachtungen (Bd. II, S. 91) nach Besprechung der verschiedenen möglichen Lösungen zu dem Ergebnis kommt: »eine gute gab es überhaupt nicht«, so ist dabei bezeichnend, daß er die Möglichkeit einer Verständigung mit Rußland unter Verzicht auf das eroberte und nicht etwa durch seine eigenen Anstrengungen befreite Polen überhaupt nicht erwähnt. Und doch bestand in Rußland in der zweiten Hälfte des Jahres 1916 seit der Ernennung Stürmers zum leitenden Minister eine starke Bereitschaft zum Frieden, auch zum Sonderfrieden. Daß sie durch ein selbständiges Polen gestört würde, war B. H. klar; er hat es in einem Telegramm an die Oberste Heeresleitung vom 4. Oktober selbst zugegeben. Um so unbegreiflicher ist die Eile, mit der dann die Proklamation erlassen worden ist.

B. H. meinte wohl, die Unterbindung der russischen Sonderfriedensmöglichkeit auf sich nehmen zu können, da er längst auf einen allgemeinen Frieden hinarbeitete. Daß Deutschland zu einem für die Feinde durchaus erträglichen Frieden bereit sei, hatte B. H. in seinen Reichtagsreden immer betont. Da sie keinen Widerhall fanden, setzte er seit dem Frühjahr 1916 seine Hoffnung auf die stärkste neutrale Macht, Amerika. Für das Zurückweichen in der U-Bootfrage war diese Hoffnung mitbestimmend gewesen. Zwar verkannte B. H. die Bedenken nicht, die angesichts der für Deutschland offenbar unfreundlichen Haltung des Präsidenten Wilson gegen dessen Friedensvermittlung sprachen;

er empfand auch sehr wohl, daß die deutsche Öffentlichkeit sich damit nur schwer abfinden werde. Aber die Lage Deutschlands und seiner Verbündeten schien B. H. im Sommer 1916 derart zu sein, daß er all diese Bedenken überwand und sowohl Bernstorff, den deutschen Botschafter in Washington, wie Gerard, den amerikanischen Botschafter in Berlin, der sich im Herbst 1916 für kurze Zeit nach Amerika begab, beauftragte, auf einen Friedensschritt des Präsidenten hinzuarbeiten.

Aber er war nun einmal nicht der Mann, unbeirrt eine feste Linie einzuhalten; und wenn ihm auf der einen Seite die Kraft des schnellen Entschlusses abging, so fehlte ihm auf der anderen die Geduld, die Dinge langsam ausreifen zu lassen. Nachdem er die russisch-deutschen Sonderfriedensbesprechungen durch die vorzeitige Verkündung der polnischen Unabhängigkeit zerschnitten hatte, ließ er sich durch den österreichisch-ungarischen Minister des Auswärtigen Burian bestimmen, dem Präsidenten Wilson durch eine selbständige Handlung der Mittelmächte zuvorzukommen. Die naheliegende Gefahr, daß ein Friedensgesuch den Eindruck der Schwäche machen werde, hofften B. H. und Burian ausschalten zu können, indem sie einen militärisch günstigen Zeitpunkt abwarteten. In der Zwischenzeit bereitete B. H. die Welt mit einer Rede über die Möglichkeit und Notwendigkeit einer dauernd den Frieden sichernden Weltorganisation auf die geplante Aktion vor. Als die Einnahme von Bukarest die endgültige Niederwerfung der im Sommer sehr bedrohlichen rumänischen Gefahr vor aller Welt bekundet hatte, glaubten die Staatsmänner der Mittelmächte, daß die Zeit für ihr Friedensangebot gekommen sei. Aber weder das stark betonte Siegerbewußtsein noch die Berufung auf die Verantwortlichkeit vor der Menschheit konnten verhindern, daß die Welt vor allem das Bedürfnis nach Frieden, das Eingeständnis der Fruchtlosigkeit der Landsiege heraushörte. Und indem der ungarische Ministerpräsident Tisza die Anregung Österreich-Ungarns noch geflissentlich unterstrich, machte er die Welt zugleich auf den schwachen Punkt des Bundes der Mittelmächte aufmerksam. Die feindlichen Mächte zeigten deshalb auch nicht die geringste Neigung, in die ihnen gebotene Friedenshand einzuschlagen, sondern antworteten mit heftigen Ausfällen gegen die Politik der Mittelmächte und mit maßlosen Forderungen.

Das einzige greifbare Ergebnis des Friedensangebots war, daß nunmehr Wilson mit seiner lange erwogenen, erst wegen der Wahlbewegung, dann aus anderen Gründen verschobenen Note an die Kriegführenden hervortrat. Aber eine Erleichterung der Lage für Deutschland war die Verbindung der beiden Friedensaktionen nicht. Gerade auf Wilson, der die deutschen Bemühungen in Amerika seit dem Frühjahr kannte, mußte das deutsche Angebot vom 12. Dezember den Eindruck einer nicht mehr lange zu bewältigenden Notlage machen; seine wohl niemals große Neigung, sich für Deutschland einzusetzen, mußte dadurch noch geschwächt werden, denn ihm kam es auf Amerika, auf einen diplomatischen Erfolg für sich selbst an; und je weniger widerstandsfähig Deutschland erschien, desto vorsichtiger mußte Wilson die Entente behandeln, um sich keiner Niederlage auszusetzen. Aber auch jetzt war die Lage nicht aussichtslos, denn nicht nur Deutschland und seine Verbündeten antworteten auf die Wilsonsche Note zustimmend, sondern auch die Entente hielt es für ratsam, Wilson nicht geradezu vor den Kopf zu stoßen. Sie blieb zwar bei den ungeheuerlichen Friedensbedingungen, die sie als Antwort auf das Friedens-

angebot der Mittelmächte aufgestellt hatte, aber sie ging doch damit auf den Kern der Note Wilsons, gegenseitige Mitteilung der Bedingungen, ein. Wilson jedenfalls sah darin eine Grundlage für Verhandlungen, aus denen ein Friede ohne Sieger und Besiegte hervorgehen könne; ebenso meinte der neue österreichisch-ungarische Außenminister Czernin, daß man diesen Friedensfaden, so schwach er auch war, weiterspinnen müsse. Und daß die deutsche Politik durch die vorhergegangenen Besprechungen mit Wilson gebunden war, die weitere Auswirkung der Note abzuwarten, ist sicher.

Aber die politischen Erwägungen, an sich schon mit vielen zweifelhaften Momenten belastet, wurden verhängnisvoll durchkreuzt durch die militärischen. Wenn es nicht gelang, einen für Deutschland erträglichen Frieden durch die von Wilson eingeleitete Verhandlung zu schließen, dann waren die militärischen Aussichten Deutschlands für die Fortsetzung des Krieges nicht nur ungünstiger als jetzt, weil die Zeit überhaupt gegen Deutschland arbeitete, sondern es war auch die Gelegenheit endgültig verpaßt, durch die Wiederaufnahme des unbeschränkten U-Bootkriegs den Krieg für Deutschland zu gewinnen. Nach den Berechnungen des Admiralstabs konnten die U-Boote binnen sechs Monaten genügend Schiffe versenken, um die Versorgung Englands so zu erschweren, daß England friedensbereit würde. Voraussetzung aber war, daß die Monate gewählt wurden, in denen aus natürlichen Gründen das Zufuhrbedürfnis Englands am stärksten war, die Monate vor der Ernte, d. h. vom Februar bis Ende Juli. Es konnte also nicht gewartet werden, ob die Friedensverhandlungen günstig ablaufen würden, sondern die Entscheidung mußte vor dem 1. Februar 1917 fallen. Wie sie fallen müsse, darüber waren sich alle militärischen Stellen einig, nämlich für den U-Bootkrieg, unbekümmert um alle politischen Folgen, die ihrer Berechnung nach durch die militärischen Erfolge wettgemacht werden mußten. Die Oberste Heeresleitung war entschlossen, alles daran zu setzen, daß sie in ihrem Sinne falle; einen Kanzlerwechsel nahm sie ohne Bedenken in Kauf.

Als B. H. am 9. Januar 1917 zum Kronrat nach Pleß ging, wo die Entscheidung erfolgen sollte, stand er vor der schwersten Frage seines politischen Lebens. Der Ausweg, der seiner Natur am ehesten entsprochen hätte, das Abwarten, bis die Friedensaktion zu übersehen wäre, war versperrt durch die Erklärung des Admiralstabes, daß der U-Bootkrieg am 1. Februar beginnen müsse. Er mußte wählen zwischen dem U-Bootkrieg, der nicht nur die Friedensbesprechungen im Keime ersticken, sondern auch zum Kriege mit Amerika führen mußte und in seinem Ergebnis zweifelhaft war, der die letzte Karte bedeutete, die Deutschland ausspielen konnte, und dem Festhalten an den Verhandlungen, das offenen Kampf gegen die Oberste Heeresleitung und gegen einen großen Teil der öffentlichen Meinung Deutschlands bedeutete. Daß er innerlich dem zweiten Wege zuneigte, nicht nur, weil dieser nicht ein unwiderruflicher Einsatz des letzten Mittels war, vielmehr noch allerhand Zukunftsmöglichkeiten bot, sondern vor allem auch, weil B. H. wie im vergangenen Winter den Optimismus der Berechnungen des Admiralstabs hinsichtlich der Wirkung der Versenkungen und der Bedeutung der aktiven Teilnahme Amerikas am Kriege nicht teilte, ist zweifellos. Aber sich auch nach außen hin zu diesem Wege zu bekennen, schloß schwerste Verantwortung in sich. Konnte er, dem Glück und Erfolg bisher in seinen politischen Handlungen nicht beschieden gewesen



waren, sich auf einen Kampf mit den Männern einlassen, die Großes geleistet und sich damit das Vertrauen des Heeres und des Volkes verdient hatten, durfte er ihnen die Anwendung der Waffe versagen, ohne die sie für die Westfront nicht mehr eintreten zu können versicherten, durfte er sich auf unabsehbare Verhandlungen einlassen, wo der Admiralstab einen sicheren Erfolg in bestimmter Frist versprach, durfte er es wagen, durch offene Stellungnahme gegen die Oberste Heeresleitung Zweifel und Zwiespalt in das Volk zu tragen, wo doch der Augenblick geschlossene Einigkeit erforderte?

Die Antwort, die B. H. auf all diese Fragen gab, ist für sein ganzes Wesen überaus bezeichnend: er sagte weder Ja noch Nein, seine Antwort lautete vielmehr: nicht Nein. In der entscheidenden Sitzung vom 9. Januar 1917 schob er die Verantwortung der Obersten Heeresleitung zu, indem er erklärte: »Wenn die militärischen Stellen den U-Bootkrieg für notwendig halten, so bin ich nicht in der Lage, zu widersprechen.«

Aber auch mit dieser negativ gehaltenen Erklärung war die Entscheidung gefallen, und zwar nicht allein über den U-Bootkrieg, der nun mit allen seinen politischen Folgen unwiderruflich war und alle Friedensverhandlungen jäh zerschnitt, sondern auch über B. H. als Staatsmann. Und darum war die Oberste Heeresleitung im Recht, wenn sie auch nach der in ihrem Sinne gefallenen Entscheidung die Entlassung B. H.s beantragte, denn er hatte sich nicht der besseren Einsicht, sondern dem stärkeren Willen unterworfen. Und er blieb im Amt, nicht nur um Aufsehen und Beunruhigung zu vermeiden, sondern auch in der Hoffnung, die von ihm für unheilvoll angesehene Politik der Obersten Heeresleitung bremsen zu können. Wie bisher sah er auch jetzt seine Aufgabe mehr negativ an, in der Verhütung von Unheil, nicht positiv in der bewußten und kraftvollen Arbeit für Beendigung des Krieges.

Auf diese Weise konnte der Krieg nicht gewonnen werden. Die politische Führung bei den Mittelmächten glitt im Frühjahr 1917 fast ganz in die Hände der Österreicher, wo Kaiser Karl und sein Minister Czernin seltsame Friedenswege unter Vermittlung des Prinzen Sixtus von Parma gingen, und selbst der Glücksfall der russischen Revolution wurde nicht recht ausgenutzt. Weder wurde durch rasche Schläge die Auflösung des erschütterten Heeres vollendet — dafür trifft wohl die Oberste Heeresleitung die Hauptverantwortung — noch wurde der freilich durch Polen verbaute Weg zum Sonderfrieden energisch beschritten. Diese ganze östliche Entwicklung blieb sich selbst und den dilettantischen Friedensbemühungen der Sozialdemokratie überlassen, die mit ihrem Schlagwort vom Frieden ohne Annexionen und ohne Entschädigungen die Machtverhältnisse natürlich nicht zu bezwingen vermochte.

Um so stärker waren die innerpolitischen Wirkungen der russischen Revolution. Die Spannung in Deutschland, durch den Burgfrieden nur notdürftig gebunden, kam nun zu offenem Austrag. Es rächte sich, daß B. H. nicht den Entschluß hatte finden können, das, was er an innerpolitischen Reformen für notwendig hielt, in rascher Tat zu verwirklichen, daß er sich auf unklare Reden über die Neuorientierung und die freie Bahn für jeden Tüchtigen beschränkte. Damit hatte er sich nur zwischen zwei Stühle gesetzt. Für die Verteidiger der alten Ordnung und des sie verbürgenden Dreiklassenwahlrechts in Preußen galt er trotz aller Vorsicht als der Mann, der durch Demokratisierung das alte Preußen zerstören wolle; sie mißtrauten seinen Plänen, vor allem aber seiner

Widerstandskraft gegen radikale Reformforderungen. Die Beruhigung, die nach den Frühjahrskonflikten 1916 eingetreten war, blieb nur von kurzer Dauer. Im März 1917, wenige Tage vor der russischen Revolution, entlud sich die Sorge dieser Kreise in einem scharfen Vorstoß preußischer Herrenhausmitglieder gegen die Neuorientierung. Und die Revolution war für sie nur ein neuer Beweis für die Notwendigkeit einer starken Regierung, für die Gefährlichkeit einer Politik der Nachgiebigkeit. Auf der anderen Seite reichte aber das bloße Versprechen einer nach dem Kriege kommenden Neuorientierung auf die Dauer nicht aus, um diejenigen Schichten, die sich durch die bisherige Ordnung verkürzt glaubten — und das war vor allem die große Masse der sozialdemokratischen Arbeiterschaft —, bei den steigenden Schwierigkeiten der Ernährung, bei den wachsenden Ansprüchen an Wehrkraft und Arbeitskraft zu williger Mitarbeit anzuhalten. Beim Hilfsdienstgesetz hatte die Sozialdemokratie bereits eine kleine Kraftprobe gewagt und allerhand sozialpolitische Forderungen durchgesetzt. Aber politische Zugeständnisse während des Krieges zu machen, lehnte B. H. dauernd ab; er sprach zwar in mehreren Reden des Winters 1916/17 von der Neuorientierung mit warmen Worten, die nach dem Urteil des »Berliner Tageblatts« einen Hauch des neuen Geistes wohl verspüren ließen, aber er blieb dabei, daß alles erst nach dem Kriege geordnet werden könne. Wie um sich selber Mut zu machen zur Überwindung aller Widerstände, die sich gegen die Reformen erhoben, rief er ein Wehe über den Staatsmann, der die Zeichen der Zeit nicht erkenne. Er sprach damit das Urteil über sich.

Denn wenn er auch nach der russischen Revolution glaubte, mit der bisherigen zaudernden Politik unbestimmter Versprechungen die Gegensätze beschwichtigen zu können, so war das eine Verkennung der Zeichen der Zeit. Da der Kanzler die Reformen nicht brachte, beschloß der Reichstag, das Werk selbst in die Hand zu nehmen und einen Verfassungsausschuß einzusetzen. Und nun wurde B. H. unsicher und beschloß selbst zu handeln. Aber auch jetzt raffte er sich nur zu einem halben Schritte auf, zu der Osterbotschaft 1917, die das Dreiklassenwahlrecht preisgab, aber nicht klar sagte, was an die Stelle treten sollte, die also Ausdruck der Verlegenheit, nicht Ausdruck entschlossenen Führungswillens war. Sie befriedigte darum die Anhänger der Reform nicht im geringsten; der Verfassungsausschuß tagte munter weiter und griff sogar das Recht des Königs von Preußen, seine Offiziere zu ernennen, an. Die Gegner der Reform aber sahen in der Botschaft den Anfang vom Ende und kündigten dem Staatsmann, der sie verantwortlich gezeichnet hatte, alles Vertrauen.

Aber nicht auf innerpolitischem Gebiet entstand die Krisis, die B. H. verschlingen sollte, sondern, wie es im Wesen des Krieges lag, auf dem von Kriegführung und Politik. Der Krieg war, während die deutschen Parteien sich um die inneren Kriegsziele stritten, weitergegangen; heldenmütig wehrte die Westfront die Angriffe der Feinde ab, und der U-Bootkrieg tat sein Werk. Die Friedensfühler, die von feindlicher Seite im Frühjahr 1917 ausgestreckt wurden, waren doch wohl nicht bloß dazu bestimmt, die schwachen Stellen im Bündnis-System Deutschlands zu erkunden, sondern der Ausdruck ernster Besorgnis um den Ausgang des Krieges. Aber das ließ sich nicht verbergen, daß der U-Bootkrieg langsamer wirkte, als vom Admiralstab vorausgesagt worden war. Darauf konnte Czernin seinen Versuch bauen, Deutschland zu einem

opfervollen Frieden mit den Westmächten, wie ihn Österreich-Ungarn brauchen konnte, zu zwingen. Sein Werkzeug war dabei Erzberger, der am 6. Juli im Hauptausschuß des Reichstags vor kaum beschränkter Öffentlichkeit das Versagen der auf den U-Bootkrieg gesetzten Hoffnungen in übertriebenster Weise schilderte und damit den Boden für die Friedensresolution vorbereitete.

B. H. hatte nichts getan, um diesem Vorstoß die Spitze rechtzeitig abzubiegen. Auch in den »Betrachtungen« (Bd. II, S. 224) grübelt er mehr über die Motive Erzbergers, als daß er von seinen Gegenmaßnahmen spräche. Erst nachträglich versuchte er den Sturm zu beschwören, indem er seinen Gegnern das dem Kaiser und dem preußischen Staatsministerium mühsam abgerungene Zugeständnis des gleichen Wahlrechts für Preußen machte.

Aber es war zu spät. Denn mit dem Angriff Erzbergers verknüpfte sich ein zweiter Angriff, der von der Obersten Heeresleitung ausging. Diese hatte bald nach ihrem Amtsantritt erkannt, daß B. H. nicht der Mann war, ihre auf stärkste militärische Kraftentfaltung gerichtete Arbeit durch seine innere und äußere Politik zu unterstützen. Von der Vorbereitung des Hilfsdienstgesetzes an über die Erklärung des U-Bootkrieges bis zu den Kriegs- und Friedensfragen des Sommers hatte sie in B. H. den Vater aller Hindernisse gefunden. So erklärte sie jetzt, daß sie nicht in der Lage sei, mit diesem Kanzler weiterzuarbeiten. Es war das notwendige Ergebnis einer unsicheren, halben und zaudernden Politik, daß sich keine Partei fand, die für B. H. eingetreten wäre. Eine Besprechung, die zwischen dem Kronprinzen und einigen Abgeordneten der verschiedensten Richtungen veranstaltet wurde, unterrichtete die Krone von diesem Ergebnis. Am 14. Juli 1917 erhielt B. H. seine Entlassung.

Den Umständen, unter denen sich B. H.s Sturz vollzog, entspricht die Aufnahme in der Öffentlichkeit. Alle diejenigen, die ihn wegen der Schwächlichkeit seiner Politik im Innern wie besonders nach außen seit langem bekämpft hatten, atmeten erleichtert auf, in der Hoffnung, daß nun eine kraftvolle Politik im Geiste und zur Unterstützung der Obersten Heeresleitung beginnen werde. Aber auch diejenigen, die mit B. H. einig waren in der Beurteilung der Lage und Aussichten Deutschlands, in der Ablehnung weitgespannter Kriegsziele, im Streben nach einem Verständigungsfrieden und die für innerpolitische Reformen eintraten, hoben in ihren Urteilen über B. H. vor allem die Schwäche hervor; er war für sie der Mann, der nicht die Energie gehabt hatte, das, was er für richtig hielt, durchzusetzen und das, was er für falsch hielt, zu verhindern.

Dieses Urteil ist auch nicht etwa dadurch geändert worden, daß der Ausgang des Krieges seither dem Optimismus der Obersten Heeresleitung und ihrer Anhänger unrecht und der pessimistischen Einschätzung B. H.s recht gegeben hat. Denn einmal ist die Richtigkeit der politischen Einsicht B. H.s doch sehr begrenzt; sie ist, wie so vieles an ihm, lediglich negativ, Erkenntnis des Bedenklichen, ja auch des Verfehlten der Schritte, die andere machten oder machen wollten. Das Positive fehlte ihm ganz; so ist manches von dem, was er getan hat, es sei nur an die Errichtung des Königreichs Polen erinnert, durchaus falsch gewesen. Und dann wird der Staatsmann nicht an seiner Einsicht, sondern am Erfolg seiner Taten gemessen, und diese Beurteilung fällt auch nach dem Kriege zu ungunsten B. H.s aus. Daß er kein Staatsmann gewesen ist, daß ihm das Wesen politischen Wollens und Handelns niemals auf-

gegangen ist, hat er in seinen »Betrachtungen zum Weltkriege« erneut bewiesen, deren ersten Band er selbst veröffentlicht hat, während der zweite zwar von ihm ausgearbeitet, aber erst nach dem Tode von seinem Sohne herausgegeben worden ist. Man kann ihnen nachrühmen, was B. H. auch sonst im Leben bewiesen hat, vornehme Zurückhaltung, auch Streben nach sachlicher Beurteilung; für den Kaiser tritt er gegen die unsinnigen Vorwürfe der Kriegsverhetzung mannhaft ein. Aber die politische Unzulänglichkeit B. H.s verrät sich in erschreckender Weise. Der Glaube an die Richtigkeit seiner politischen Einsicht wird stark erschüttert, wenn man hier von Menschheitsaufgaben und Weltthesen als Richtlinien der praktischen Politik des Deutschen Reiches liest; man begreift freilich, daß eine derart eingestellte Politik an den realen Machtverhältnissen und der bewußten Interessenpolitik der großen Mächte vor und im Kriege gescheitert ist. Vor allem aber fällt in diesen Betrachtungen wieder der Mangel an Kraft, an Willen, an Glaube an die Möglichkeit der Führung und Beherrschung der Dinge auf, am stärksten in den Abschnitten, die der Rechtfertigung seiner Haltung während des Weltkrieges gewidmet sind. Nirgends gibt er hier etwas Positives; überall beschränkt er sich darauf, nachzuweisen, daß er die Maßnahmen, die die Heeresleitung für notwendig gehalten habe, nicht gehindert habe. Mit diesen Betrachtungen hat er selbst die Behauptung widerlegt, die er in vertrautem Gespräch aufgestellt und die C. Haußmann gleich nach seinem Tode in die Öffentlichkeit gebracht hat: daß die Entlassung B. H.s aussichtsvolle Friedensmöglichkeiten zerstört habe. Wie er nicht der Mann gewesen war, Deutschland aus der Einkreisung hinauszusteuern, sondern wie er Deutschland in den Krieg hatte treiben lassen, so war er auch gewiß nicht der Mann, den Krieg rechtzeitig und glücklich zu beenden. Alles in allem: eine Hamletnatur, in der der angeborenen Farbe der Entschliebung nur allzusehr des Gedankens Blässe angekränkt war. Es ist sein und Deutschlands Verhängnis geworden, daß er berufen wurde, die aus den Fugen geratene Zeit einzurichten.

Quellen: Th. v. B. H., Betrachtungen zum Weltkriege, 2 Bde., Berlin 1919/21. — B. H.s Kriessreden, herausgegeben und historisch-kritisch eingeleitet von F. Thimme, Stuttgart und Berlin 1919. — Bericht des zweiten Unterausschusses des Untersuchungsausschusses über die Friedensaktion Wilsons 1916/17, Berlin 1920. — Dazu Friedensangebot und U-Bootkrieg, Wortlaut der Aussage des früheren Reichskanzlers v. B. H. im Untersuchungsausschuß, Berlin 1919. — Urkunden der Obersten Heeresleitung über ihre Tätigkeit 1916—1918, herausgegeben von E. Ludendorff, Berlin 1920.

In zweiter Linie wären hier die zahlreichen Quellenveröffentlichungen und Memoirenwerke über die Vorgeschichte und den Verlauf des Weltkrieges anzuführen. Es sei aber, da eine vollständige Bibliographie nicht gegeben werden kann, nur das Wichtigste genannt für die Zeit vor 1914: O. Hammann, Bilder aus der letzten Kaiserzeit, Berlin 1922; E. Jäckh, Kiderlen-Wächter, Stuttgart und Berlin 1924. — A. v. Tirpitz, Erinnerungen, Leipzig 1919, und Politische Dokumente, 2 Bde., Stuttgart und Berlin 1924, und Deutsche Ohnmachtpolitik im Weltkriege, Hamburg 1926; A. Wermuth, Ein Beamtenleben, Berlin 1922; Wilhelm II., Ereignisse und Gestalten, Leipzig 1922. — Für die Kriegszeit: C. Haußmann, Schlaglichter, herausgegeben von U. Zeller, Frankfurt 1924; K. Helfferich, der Weltkrieg, 3 Bde., Berlin 1919; E. Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen 1914—1918, Berlin 1919, und Kriegführung und Politik, Berlin 1922; F. v. Payer, Von B. H. bis Ebert, Frankfurt 1923.

Die Literatur über B. H. ist unbedeutend. H. Kötschke, Unser Reichskanzler, Berlin 1916, ist volkstümlich gehalten, ohne allen wissenschaftlichen Wert. Von Kampfschriften von 1916 sind neu aufgelegt worden: Junius alter, Das Deutsche Reich auf dem Wege zur geschichtlichen Episode, München 1919; H. v. Liebig, Die Politik B. H.s, 3 Bde., München 1919. — Unter den Nachrufen sei genannt: Ruedorffer-Riezler, B. H., Deutsche Nation

1921, S. 125—129. — Um die Erforschung von Einzelfragen hat sich, wenn auch mit stark apologetischer Tendenz, F. Thimme verdient gemacht: Aufsätze in der Deutschen Politik 1917/18 und im Berliner Tageblatt 1917/18; einzeln angeführt in der oben genannten Sammlung der Kriegsreden. Als größere Arbeiten, die mir für diese Studie förderlich waren, nenne ich H. Herzfeld, Die deutsche Rüstungspolitik vor dem Weltkriege, Bonn 1922, und R. Fester, Die Politik Kaiser Karls und der Wendepunkt des Weltkrieges, München 1925.

Berlin-Wilmersdorf

Fritz Hartung.

**Bonnet, Robert**, ordentlicher Professor der Anatomie an der Universität Bonn, Direktor des anatomischen Instituts, Geh. Medizinalrat, \* in Augsburg am 17. Februar 1851, † in Würzburg 13. Oktober 1921. — Robert B. war der Sohn eines Augsburger Bankiers; er studierte in München und Göttingen Medizin und promovierte 1876 in München unter Kollmann (damals Prosektor in München). 1877 trat B. eine Stelle als Prosektor bei L. Frank an, dem damaligen Direktor der Zentraltierarzneischule in München. Zugleich wurde er mit der Abhaltung von Vorlesungen über Histologie und Embryologie beauftragt.

Als der langjährige und verdienstvolle Münchener Anatom Bischoff in den Ruhestand trat, habilitierte sich B. auch an der Universität München für Anatomie (1878). Hier las er nach der Berufung Kollmanns als Ordinarius nach Basel während des dreijährigen Interregnums des anatomischen Ordinariates die gleichen Fächer wie an der Tierarzneischule (bis zur Berufung Kupffers aus Königsberg).

Inzwischen wurde der pathologische Anatom der Tierarzneischule Bollinger in gleicher Eigenschaft an die Universität berufen, wodurch B. unter Beibehaltung seiner bisherigen normal-anatomischen Unterrichtsfächer in das Ordinariat für pathologische Anatomie aufrückte, das er bald darauf nach Franks Tode mit dem der normalen Anatomie vertauschte.

So verlief der Anfangsteil der akademischen Laufbahn B.s fern von der Universität; trotzdem blieb B. Anatom, speziell auch menschlicher Anatom, wie sich insbesondere aus der Art seiner wissenschaftlichen Betätigung ergab. Das reiche Material an Entwicklungsstadien von Haussäugetieren, die bis dahin in der Untersuchung stark vernachlässigt waren, das B. bei seiner Tätigkeit an der Münchener Tierarzneischule zufloß, gab ihm die erste Anregung zu seinem späteren Hauptarbeitsgebiet. So stammen aus dieser Zeit der Tätigkeit B.s seine grundlegenden Arbeiten über die Entwicklungsgeschichte des Schafes und Pferdes, die B. in der anatomischen Welt bekannt-machten, seinen Namen als embryologischer Forscher begründeten und ihm auch den Rücktritt in die menschliche Anatomie und damit zur Universität ermöglichten.

Besonders hatte der Würzburger Anatom Kölliker Interesse an den Veröffentlichungen des jungen Anatomen genommen, so daß auf seine Veranlassung die medizinische Fakultät in Würzburg, damals eine der ersten in Deutschland, 1889 B. in erster Linie für das freigewordene Extraordinariat der Anatomie vorschlug. B. folgte dem Rufe, der ihm den Übergang in die anatomische Universitätslaufbahn ermöglichte, mit Freuden. Die Umstellung in das neue Lehrfach geschah ohne Schwierigkeiten — und diese seine erste Universitätsprofessur hat B. in so dankbarer Erinnerung behalten, daß er

die alte fränkische Bischofsstadt nach seinem Rücktritt vom Lehramt zum Orte seines Ruhesitzes wählte.

Nur drei Jahre wirkte B. in Würzburg; 1891 wurde er bereits als ordentlicher Professor nach Gießen berufen, als erster Spezialanatom; denn die hessische Universität hatte als letzte bis dahin Anatomie und Physiologie noch vereint. 1895 erhielt B. seinen ersten Ruf an eine preußische Universität; er war gleichzeitig in Greifswald und Halle vorgeschlagen, wählte aber die pommersche Hochschule, der er zwölf volle Jahre angehörte, in der er, der Bayer, schnell heimisch wurde; bot die Ostseeküstenstadt doch reichliche Gelegenheit zu B.s Lieblingsbeschäftigung, zu Jagd und Fischerei. Im letzten Jahre seiner Greifswalder Tätigkeit bekleidete B. das Rektorat. Er übernahm die Professur und die Direktion des Instituts unter den schwierigsten Verhältnissen, wußte sich aber schnell durchzusetzen und erwarb sich in kurzer Zeit das Vertrauen aller Fachgenossen, so daß sein Weggang von Greifswald lebhaft bedauert wurde.

Nach dem Rücktritt des Freiherrn v. La Valette-St. George vom Ordinariat der Anatomie in Bonn wurde dieses B. angeboten, der am 1. April 1907 nach Bonn übersiedelte. In dieser Stellung wirkte B. bis zum Ende des Jahres 1918, um sich nach erfolgter Emeritierung nach Würzburg zurückzuziehen. In Bonn hat B. außerordentlich viel für die Ausgestaltung des bei seinem Amtsantritt stark vernachlässigten anatomischen Unterrichts getan. Insbesondere gelang es ihm durchzusetzen, daß das Institutsgebäude durch Zentralheizung, elektrische Beleuchtung usw. modernisiert wurde, daß zwei geräumige Anbauten außer anderen inneren Umbauten errichtet wurden.

B.s Forschungsgebiet ist in erster Linie die Entwicklungsgeschichte der Haussäugetiere gewesen. Mit der Erforschung der Entwicklung des Schafes begann er schon während seiner Tätigkeit an der Tierarzneischule; später hat er in einer Serie von Veröffentlichungen die Embryologie des Hundes beschrieben, namentlich die Frage der Keimblätterbildung. Besonderen Wert legte er auf die Erforschung der Ernährungsmethoden des Säugetiereies in den ersten Entwicklungsstadien, die bis dahin gänzlich vernachlässigt waren. Aus seiner Feder wie aus der mehrerer seiner Schüler sind wertvolle Mitteilungen über Embryotrophe, wie B. das Material nannte, mittels dessen der Säugetierembryo in der ersten Zeit seiner Entwicklung sich ernährt, hervorgegangen.

B. ist ferner der Verfasser eines bekannten Lehrbuches der Entwicklungsgeschichte, das aus einem kleinen solchen der Haussäugetiere hervorgegangen ist und schnell hintereinander mehrere Auflagen erlebte. Ferner hat sich B. außer mit der Entwicklung der Mammarorgane besonders mit der Anthropologie beschäftigt. Die prähistorischen südfranzösischen Fundstätten hat er selbst bereist, von dort wertvolles Material mitgebracht, das zusammen mit anderem den Grundstock einer Archäolithensammlung bildete. Besonders bekannt gemacht hat sich B. durch die anthropologisch-somatische Bearbeitung der Skelette des 1915 in den Steinbrüchen von Oberkassel gegenüber von Bonn gefundenen spätdiluvialen Menschenpaares. Das große Werk, das er mit Verworn (s. u. S. 205 ff) und Steinmann herausgegeben hat — es konnte kurz nach Kriegsende erscheinen —, gehört zu den wertvollsten und umfangreichsten Veröffentlichungen aus dem Gebiete des prähistorischen Diluvialmenschen.

Wenn auch außer der Anthropologie, der sich B. besonders in den späteren Jahren seines Lebens widmete, und der er auch nach seiner Emeritierung getreu blieb, die Embryologie das Hauptarbeitsgebiet B.s war, so fehlen in der Zahl seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen keineswegs Arbeiten aus anderen Gebieten der Anatomie, wie z. B. aus der Histologie (Nerven der Haare, Bau der Arterienwand u. a.). Ferner gründete B. zusammen mit Fr. Merkel eine neue — leider nach Kriegsende eingegangene — anatomische Zeitschrift, die »Anatomischen Hefte«, die bald sich einbürgerten und die besten deutschen und ausländischen Anatomen zu ihren Mitarbeitern zählten.

**Literatur:** Anatomische Hefte, Bd. 1 (1892) — Bd. 57 (1919). — Nachrufe: Anat. Anzeig. Bd. 56 (m. Bibliogr. d. Schriften B.s). Münchn. med. Wochenschr. 1921. Chronik der Univers. Bonn (für 1921/22).

Bonn.

Johannes Sobotta.

**Boßdorf, Hermann**, plattdeutscher Dichter \* in Wiesenburg (Fläming) am 29. Oktober 1877, † in Hamburg am 24. September 1921. — Obwohl B. fast sein ganzes Leben in Hamburg zugebracht hat, ist er eigentlich kein Hanseat. Er wurde in dem Dörfchen Wiesenburg im Fläming, den einst flämische Kolonisten besiedelten, als Sohn eines Briefträgers geboren. Der kleine Hermann, ein sehr aufgeweckter Junge, besuchte zuerst die Dorfschule seiner Heimat. 1888 bekam der Vater plötzlich seine Versetzung nach Hamburg. Der Abschied von der Heimat fiel dem Jungen sehr schwer, und Hamburg mit seiner qualmigen Luft und der feuchten engen Wohnung im Eichholz gefiel ihm durchaus nicht. Unter seinen Lehrern war auch Otto Ernst (Schmidt), der damals schon seinen ersten Band Gedichte veröffentlicht hatte. Ihn verehrte der kleine Hermann ganz besonders, und an seine Gesang- und Deutschstunden hat er sich stets besonders gern erinnert. Ja, von ihm behauptete er, daß er erst den leise glimmenden Dichterfunken im verborgensten Innern zu hellen Flammen angefacht habe. Später ist er aber niemals wieder mit Otto Ernst in persönliche Berührung gekommen.

Ganz besonderes Interesse zeigte der Junge bereits in früher Jugend für das Drama und Theater. Das lag ihm im Blut, und zielsicher ging er auch später den Weg, der ihm vorgezeichnet war: den Weg zum Drama. Im Lesebuch seiner Flämingheimat las er schon Szenen aus »Minna von Barnhelm«; aber er wußte nichts Rechtes damit anzufangen. In Hamburg fiel ihm aber das ganze Stück in die Hände. Er las es mit leuchtenden Augen und heißen Wangen sofort in einem Zuge. »Da sprang das Tor, vor dem ich so lange fragend und wartend gestanden hatte, mit einemmal auf — sperrangelweit.« Man staunt, wenn man hört, was der Volksschüler schon alles an dramatischer Literatur gelesen hat: Penthesilea, den ganzen Schiller, vieles von Shakespeare und Sophokles; den Prometheus des Äschylos konnte er fast auswendig. Auch Molière und Sardou verschlang er, begeisterte sich ferner auch für Richard Voß. In der Bibliothek des Arbeitervereins fand er dann auch Aristophanes, Terenz und Plautus. Natürlich schrieb er auch selber Dramen, selbstverständlich ganz bluttriefende, und führte sie zum Teil auf seiner selbst gefertigten Puppenbühne auf. Er war von seiner dramatischen Sendung so überzeugt, daß er einst einem Freunde, als er mit ihm am Theater vorbeiging, sagte:

»Hier wird man mich auch noch einmal spielen.« Ein Schauspiel »Die Armut«, in der Sylvesternacht 1890 begonnen und in drei Wochen vollendet, ist uns von diesen ersten Versuchen noch erhalten geblieben. Wenn der Junge morgens auf dem Wege zur Schule über den Großneumarkt ging, hielt er erst vor der Anschlagssäule seine »Morgenandacht« ab. Am Abend las er in der Zeitung fast nur Theaternachrichten und Kritiken. Diese schnitt er sorgfältig aus und klebte sie säuberlich in ein Heft. Als Junge von zwölf Jahren kam er zum erstenmal ins Theater. Im Ernst Drucker-Theater auf St. Pauli sah er außer Görners »Dornröschen« das plattdeutsche Lokalstück »Piepenreimers«. Mit 14 Jahren war es ihm dann endlich vergönnt, im Stadttheater »Hamlet« zu sehen. »Das waren Höhepunkte meiner Jugend, auf denen hellste Gnaden-sonne lag.«

Die Berufswahl fiel B. schwer. Er machte zwar die Aufnahmeprüfung für das Seminar, fand aber mit seinem Freunde aus Platzmangel keine Aufnahme. Er zeichnete gut, und einige seiner Schülerzeichnungen, Bilder aus der alten Flämingheimat, sind nach seinem Tode in dem Auswahlband »Hermann Boßdorf-Buch« veröffentlicht worden. Der Junge schwankte lange, ob er Maler oder Dichter werden sollte; aber der praktisch veranlagte Vater bestimmte ihn für die Laufbahn eines mittleren Postbeamten, und bei dem Postamt in Hamburg-Eimsbüttel trat er als Postgehilfe ein. Die Jahre, die ihn auch nach manchen anderen Orten der niederdeutschen Heimat führten, sind für ihn heitere, sorglose Jugendjahre gewesen. Mancherlei dichterische Eindrücke in dieser Zeit fanden dann nach Jahren Gestaltung. Mit Fleiß trieb er seine literarischen Studien weiter. Heinrich v. Kleist schätzte er besonders; von dem führte ihn der Weg zu Grabbe und Hebbel und später weiter zu Ibsen, Strindberg und zuletzt zu Wedekind. Von den großen Epikern begeisterten ihn besonders Raabe und Jean Paul, aus dessen Büchern er ganze Stücke auswendig lernte. B. meldete sich inzwischen zum Hamburger Telegraphenamt, weil er dann vom Wanderleben erlöst war und auch die geplante Heirat eher wagen durfte. Da er in der nordischen Abteilung beschäftigt wurde, warf er sich gleich mit dem ihn auszeichnenden Fleiß auf das Studium der nordischen Sprachen, und bald konnte er seinen Ibsen und Strindberg in der Ursprache lesen. Durch diese sprachlichen Studien wurde er auch zum erstenmal zum dichterischen Gebrauch seiner plattdeutschen Muttersprache angeregt, und 1911 brachte der »Eekbom« sein erstes plattdeutsches Gedicht.

1900 hatte er sich mit Berta Dannies, einem Hamburger Kind, verheiratet. Diese eigenartige Frau hat auf die weitere Entwicklung des Dichters bestimmenden Einfluß gehabt. Sie brachte ihm auch zum erstenmal die okkultistische Welt näher, die dann für seine künstlerische Entwicklung mitbestimmend wurde. Auf Anregung seiner Frau veröffentlichte er 1900 seine erste literarische Arbeit, eine Humoreske, in den »Hamburger Nachrichten«. Eine ganze Anzahl ähnlicher Arbeiten erschienen dann in rascher Folge, meist in der Postbeamtenzeitschrift »Das Posthorn«, da er sich zur Hauptsache die Stoffe aus dem Leben der Postbeamten nahm. Jetzt wandte sich der Dichter aber auch der Ballade zu, die er als Vorstufe zum Drama ansah und mit heißem Bemühen pflegte. Um seiner Sprache Schlagkraft und Gedrängtheit zu geben und um sich auf den dramatischen Dialog vorzubereiten, schrieb er ferner in jenen Jahren auch viele Epigramme. 1908 brachten wiederum die



»Hamburger Nachrichten« (in der Weihnachtsbeilage) seine erste Ballade »Das freie Hamburg«, von Theodor Herrmann mit einer Zeichnung geschmückt.

Der schwere Nachtdienst in den ersten Kriegsjahren war der unmittelbare Anlaß seines körperlichen Zusammenbruches, der ihn dann zwang, 1915 vorläufig aus dem Dienst auszuschcheiden und 1917 um seine Entlassung einzukommen. Mit einer bescheidenen Pension, von der auch noch Frau und Schwiegermutter leben wollten, mußte er jetzt seinen Unterhalt bestreiten. Die letzten Ersparnisse forderte ein Kuraufenthalt in Oeynhausen, der aber keine Heilung brachte. Sein Rückenmarksleiden zwang ihn bald in die Sofaecke, von der aus er noch jahrelang sehr interessiert den Lauf der Welt verfolgte. Aber in der Zeit der Leiden und der Not wurde der Dichter. 1913 war ihm schon die Idee zum »Fährkrog« gekommen, den er anfangs noch novellistisch bearbeiten wollte; aber er sah bald ein, daß nur eine dramatische Gestaltung möglich sei. Der erste und zweite Akt wurden schon im Entwurf niedergeschrieben. Als er nun auf schwerstem Krankenlager lag und der »schwarze Mann« nicht von seinem Lager wich, umschwebten ihn die Gestalten des Dramas und heischten gebieterisch Gestaltung. Kaum ein wenig genesen, ging er mit Feuereifer an die Arbeit, und in kurzer Zeit war der »Fährkrog« vollendet. Nun kam aber die Frage der Aufführung. Nach Fritz Stavenhagens Tod stand es um das niederdeutsche Drama in Hamburg sehr schlecht. Nur hin und wieder gelang es der »Stavenhagen-Gesellschaft« eine Bühne zu einer plattdeutschen Vormittagsaufführung zu bewegen. B. reichte nun das Stück der genannten Gesellschaft ein, und die gab es dann einem ihrer Lektoren, Peter Werth, der selber als plattdeutscher Dramatiker bekannt wurde. Der war ganz begeistert von dem Stück und machte den Dichter auf das »Gleichnis« aufmerksam, das in dem Werk stecke. Auf seine Anregung dichtete dann B. noch den »Vorspruch«, und Hans Langmaack las bald darauf dies erste plattdeutsche Mysterium auf einem Abend der Vereinigung »Quickborn« öffentlich vor. Man war aufs höchste über das Werk überrascht und forderte ungestüm die öffentliche Aufführung, die dann am 5. April 1918 durch die »Dramatische Gesellschaft« (später Niederdeutsche Bühne, Hamburg) unter Leitung von Dr. Richard Ohnsorg im Thaliatheater in Hamburg stattfand. Das Stück fand eine glänzende Aufnahme und wurde nun auch bald gedruckt. Der Erfolg ermunterte den Dichter, ein weiteres Drama zu schreiben. Im »Bahnmeister Dood« wollte B. ein Gegenstück zum »Fährkrog« geben: der Böse und der Tod sollten Sieger bleiben. Aber die Öffentlichkeit nahm das Werk nur als Drama, zumal die mystische Seite auch fast ganz von der realen verdeckt wird. Mit diesem Werk hatte der Dichter ebenfalls großen Erfolg, und er war mit einem Schlage in ganz Niederdeutschland bekannt. Jetzt veröffentlichte er auch eines seiner Jugenddramen, »Simson und die Philister«; aber die Bühne blieb dem Werk zum Leidwesen B.s verschlossen. Hermann B. war fest davon überzeugt, daß er in bezug auf das niederdeutsche Drama eine besondere Aufgabe zu erfüllen habe. Er schrieb auch eine Reihe Aufsätze, in denen er seine Ansichten vom plattdeutschen Drama näher erläuterte. »Das reale Leben, die wirkliche Welt, die uns alltäglich umgibt, mit dem Licht der Idee zu durchleuchten und sie dadurch hinaufzuheben in das Leben der Ewigkeit, in die Welt der Wahrheit: das war meine Absicht . . . und ich werde auch ferner daran festhalten. Auch in der Komödie. Auch diese

kann von einer Idee getragen werden, indem sie mit ihrer Hilfe den klaffenden Gegensatz zwischen Sein und Schein aufdeckt, und dadurch den Gegenstand aus dem Zeitlichen ins Ewige transloziert oder erhebt.« B. hat sich auch auf dem Gebiet der plattdeutschen Komödie versucht, aber hier nicht die klassische Höhe seiner ernsten Dramen erreicht. Nach dem kleinen »Schattenspeel«, das etwas von dem leichten Lustspielgeist und geschliffenen Dialog französischer Komödien hat, schrieb er den lustigen »Kramer Kray«. Hier wird zwar schon versucht, das komische Motiv in den Charakteren zu verankern, aber er bleibt doch noch allzusehr nur Schwank. B. hat dieses Stück nach seinem eigenen Geständnis auch nur als Propaganda für Ohnsorgs Niederdeutsche Bühne geschrieben. Künstlerisch bedeutend höher steht hingegen sein letztes Werk »De rode Ünnerrock«, seine beste Komödie. Für diese Arbeit erhielt er noch kurz vor seinem Tode den zweiten Preis im Ausschreiben der Stavenhagen-Gesellschaft, erlebte jedoch die Uraufführung am 26. November 1921 im Altonaer Stadttheater nicht mehr.

Als Hermann B. mit seinem plattdeutschen Mysterium größten Erfolg hatte, konnte er es auch wagen, nunmehr mit seinen Balladen an die Öffentlichkeit zu treten, die alle plattdeutschen Balladen seit Groth weit übertreffen. Ihm sind Balladen voll Klang, Tiefe und sprachlicher Wucht gelungen, die für immer zu den besten niederdeutscher Herkunft rechnen werden. An den großen Balladendichtern Bürger, Fontane, Münchhausen hat er sich geschult. Zwei schmale, wohlgesiebte Bändchen erschienen bald nach dem »Fährkrog«: »Ole Klocken« (plattdeutsch) und »Eichen im Sturm« (hochdeutsch).

Nebenher schrieb B. in hochdeutscher und plattdeutscher Sprache eine Reihe kleinerer Geschichten, die zwar ganz des Dichters charakteristische Note zeigen, aber im allgemeinen nicht auf der künstlerischen Höhe seines dramatischen und balladischen Schaffens stehen. Im »Postinspektor« sind kleine heitere Postgeschichten gesammelt; im plattdeutschen »Verhexten Karnickelbuck« schießt sein Humor tolle Purzelbäume; im »Schädel vom Grasbrook« ist die übersinnliche Note außerordentlich stark, ebenfalls in seinem letzten und weitaus besten Prosabuch »Rode Ucht«, dessen ganze Fertigstellung er aber nicht mehr erlebte. (Hier findet man auch einleitend eine autobiographische Skizze, »De swarte Mann«.)

Trotz aller Bemühungen verschiedener Ärzte und trotz aufopfernder Pflege seiner Gattin schritt sein Rückenmarksleiden immer weiter. Für Augenblicke konnte er auch ganz zusammenbrechen; aber immer wieder siegte in ihm der Wille zum Leben und der überaus mächtige Drang zum Schaffen; außerdem wirkten natürlich Erfolg und allseitige Anerkennung an ihrem Teile mit. Der hamburgische Staat zeichnete ihn sogar durch Verleihung eines Ehrengeltes aus, das später auch seiner Witwe weiterbewilligt ist. Monatelang ließ der leidende Dichter sich an den Schreibtisch tragen. Und trotz Jammer und Not lebte noch sein Humor, der zwar nicht immer goldig, sondern manchmal recht grimmig sein konnte. Das Ende, das am 24. September 1921 nach schwerem Todeskampf eintrat, war eine Erlösung für ihn und seine Umgebung. An einem wundervollen Herbsttag wurde er in Ohlsdorf unter ungeheurer Beteiligung begraben. Sein Begräbnis war ein überzeugender Beweis dafür, wie sehr man ihn in ganz Niederdeutschland schätzte. Ein schlichter Findling, symbolisch

für sein Herkommen und Schaffen, erhebt sich jetzt auf seinem Grabhügel und trägt nur die Inschrift »Hermann Boßdorf«.

In seinem literarischen Nachlaß, dessen Verwaltung mir vom Dichter und seiner Witwe (die Ehe blieb kinderlos) anvertraut wurde, fanden sich vor allen Dingen einige Dramen und dramatische Entwürfe, außerdem fast seine gesamte, ziemlich unbekannt gebliebene Lyrik. In der Zeitschrift »Niedersachsen« (27. Jahrg., Nr. 13, S. 299—301) habe ich über den dramatischen Nachlaß ausführlich berichtet. Es fanden sich außer verschiedenen, zu meist hochdeutschen Dramen und Entwürfen drei Fragmente plattdeutscher Bühnenwerke vor, die teilweise schon aus der Zeit vor dem »Fährkrog«, teilweise — vor allen Dingen die biblischen Tragödien — aus der Anfangszeit der Produktion stammen. »Schane Hagen ah«, das Drama einer Seemannsfrau, ist von mir im »Niedersachsenbuch 1924/25«, S. 59—70, veröffentlicht worden. Noch in den letzten Wochen arbeitete er mit Eifer an dem historischen Trauerspiel »Bernd Beseke, de Vagt up Niewerk«. Auch hiervon ist nur ein Akt fertiggestellt worden. (Veröffentlicht im »Niedersachsenbuch 1923«, S. 34—47.) Da im Plattdeutschen noch immer das große geschichtliche Drama fehlt, setzte man ganz besondere Hoffnung auf B.s »Störtebeker«, von dem fast zwei Akte vorliegen. Leider ließ der Dichter die Arbeit liegen und wandte sich der Gestaltung anderer Ideen zu. Von diesem Werk, das zu großen Hoffnungen berechtigte, sind bislang nur Bruchstücke bekannt geworden. Der Dichter selber veröffentlichte in »Niedersachsen«, 26. Jahrg., S. 270, den ersten Akt. Erst die geplante Gesamtausgabe wird das ganze Störtebeker-Fragment bringen. Der Nachlaßband »Letzte Ernte« brachte B.s Lyrik (einige Balladen, darunter die glänzende Nachdichtung von Bürgers »Lenore«), eine Auswahl aus den Fabeln und Epigrammen und zwei lyrische Naturskizzen. Im Nachlasse fanden sich auch von der einstmals geplanten hochdeutschen Übertragung von »Bahnmeister Dood« fast zwei Akte. Um den dramatischen Dichter auch den hochdeutschen Kreisen bekannt zu machen, entschloß sich des Dichters Witwe, den »Bahnmeister Tod« zu vollenden. Das Stück wurde auch von einer ganzen Reihe großer hochdeutscher Theater gegeben, beginnend mit Hannover, Halle und Hamburg.

Verzeichnis der erschienenen Bücher (mit einer Ausnahme im Richard Hermes' Verlag, Hamburg): De Fährkrog, 1919; Bahnmeister Dood, 1919; Simson und die Philister, 1920; Dat Schattenspeel, o. J. (1920, erschien im Quickborn-Verlage, Hamburg); Kramer Kray, 1920; De rode Ünnerrock, 1921; Bahnmeister Tod, 1922; Ole Klocken, 1919; Eichen im Sturm, 1919; Der Postinspektor, 1920; De verhexte Karnickelbuck, 1920; Der Schädel vom Grasbrook, 1920; Rode Ucht, 1921; De swarte Mann (Sonderdruck aus Rode Ucht), 1921; Letzte Ernte, 1922; Hermann B.-Buch (Auswahl), 1924.

Hamburg.

Albrecht Janssen.

**Bracht, Eugen**, Maler, \* in Morges am Genfer See am 3. Juni 1842, † in Darmstadt am 15. November 1921. — Als Eugen B. dahinschied, beklagte man in ihm vielfach den letzten bedeutenden Vertreter der romantisch-heroischen Landschaftsmalerei und mit einer gewissen Berechtigung schien man ihn so zu bezeichnen, denn er hat eine Anzahl von Werken geschaffen, die ganz von romantisch-heroischer Stimmung erfüllt sind, und gerade diese von allen seinen Schöpfungen haben ihn in weiten Kreisen bekannt und beliebt gemacht. Es hieße aber heute, da wir sein ganzes Lebenswerk überblicken können, B.s Wesen verkennen, es zum mindesten nicht voll erschöpfen, wollte man ihn lediglich als einen Abkömmling der J. A. Koch, Carl Rottmann, Friedrich Preller, K. F. Lessing, J. W. Schirmer betrachten. Seine Vertiefung in die Natur war zu eindringlich, sie erfolgte mit zu freiem, unvoreingenommenem Blick, zugleich war seine Beschäftigung mit dem künstlerischen Problem der Landschaftswiedergabe im Bilde zu hingebend, als daß er kunstgeschichtlich unter dem einseitigen Begriff des romantisch-heroischen Landschafters untergebracht werden dürfte. Auch die großen nachhaltigen Erfolge

mit einigen populär gewordenen Werken konnten ihn nicht auf einen bestimmten Bezirk der Stimmungslandschaft festlegen. Er ist zeitlebens ein ernst Strebender, ein Ringender gewesen.

B. ist in der Schweiz geboren, aber einer deutschen Familie entsprossen; beide Eltern stammten aus Westfalen. In früher Kindheit konnte er die Eindrücke der grandiosen Hochgebirgsnatur des Genfer Sees in sich aufnehmen, nicht lange freilich, denn in seinem achten Lebensjahr übersiedelten seine Eltern mit ihm nach Darmstadt. Als Knabe schon zeichnete und malte er auf eigene Faust mit selbstbereiteten Farben, bis er den ersten geregelten Unterricht durch den Darmstädter Maler F. Frisch und den Galerieinspektor Karl Seeger erhielt. Ein zufälliges Zusammentreffen mit Johann Wilhelm Schirmer, dem damaligen Direktor der Karlsruher Kunstschule, auf einem Ausflug nach Heidelberg wurde entscheidend für Berufswahl und Schicksal des jungen B., dessen Vater auf Schirmers Rat ihn nun dem Künstlerberuf zuführte. Im Oktober 1859 durfte er in die Karlsruher Kunstschule eintreten. Hans Thoma war dort sein Mitschüler, an den er sich in enger Freundschaft anschloß und mit dem er den ersten Studiensommer im Schwarzwald verbrachte. Auch mit Karl Friedrich Lessing, neben Schirmer der erfolgreichste Vertreter der romantischen Richtung in der Landschaftsmalerei, der damals die Leitung der Karlsruher Galerie übernommen hatte, konnte der junge Kunstschüler in Verbindung treten. Nachdem er die Antiken- und die Malklasse unter Des Coudres absolviert hatte, trat B. 1860 in die Landschaftsklasse Schirmers ein und führte unter dessen Leitung eine Reihe von Bildern aus, die schon Eigenart und Selbständigkeit der künstlerischen Auffassung zeigten. Das Gefühl dieser beginnenden Selbständigkeit ließ in B. 1861 den Entschluß reifen, von Karlsruhe nach Düsseldorf zu übersiedeln, wo der Norweger Hans Gude an der Akademie als Lehrer der Landschaftsmalerei wirkte. Im Gegensatz zur komponierten Landschaft der akademischen Romantiker ging Gudes Kunstauffassung mehr auf intime Beobachtung der Natur, auf koloristische Wiedergabe von Stimmungs- und Beleuchtungseffekten aus. Sein Schüler konnte B. wegen Überfüllung von Gudes Klasse zwar nicht werden, doch versprach ihm dieser, ihn bei seinen Arbeiten durch seinen Rat zu unterstützen. B. arbeitete also selbständig weiter. Er malte Motive aus dem Rheingebiet und dem Hunsrück, später auch solche aus der Schweiz, anfangs mit einigem Erfolg, später mit weniger Glück. Besonders blieb der finanzielle Erfolg seiner ersten selbständigen Kunstbetätigung aus; dazu kam das weitere Mißgeschick, daß auch sein Vater in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet. Die Mißhelligkeiten, die sich so für den angehenden Maler häuften, ließen Zweifel an seiner Berufung zur Kunst wach werden, die ihn schließlich ganz entmutigten, so daß er eine ihm sich gerade bietende Gelegenheit wahrnahm, eine kaufmännische Stellung anzunehmen und dem Künstlerberuf ganz zu entsagen. 1864—1870 war er für den überseeischen Wollimport in Verviers in Belgien tätig, 1870 gründete er sich ein eigenes Geschäft in Berlin.

Der kaufmännische Beruf sagte B., je länger er ihn ausübte, um so weniger zu. Die lang zurückgedrängte Liebe zum Malerberuf erwachte aufs neue in ihm und geschäftliche Schwierigkeiten beschleunigten schließlich seinen Entschluß, sein Geschäft aufzulösen und zur Malerei zurückzukehren. Er selbst hat

in seinen Aufzeichnungen geschildert, wie er, noch Kaufmann, auf einer Geschäftsreise durch die Lüneburger Heide fuhr und bei Sonnenaufgang die in zartrosigem Nebel daliegende Heide »mit wiedererwachenden Maleraugen« sah. Zwei Jahre später fuhr er dieselbe Strecke, stieg an derselben Station, an der ihn das lockende Heidebild begrüßt hatte, aus — nach mehr als zehnjähriger Pause wieder Landschaftsmaler von Beruf.

Zunächst vertraute er sich noch einmal Gudes Führung an, ging nach Karlsruhe, wohin dieser inzwischen berufen worden war. Schon die ersten Bilder mit Motiven aus der Lüneburger Heide, besonders das »Hünengrab« brachten ihm Erfolg. In den Jahren 1876—1879 malte er ausschließlich deutsche Landschaften, neben den Heidebildern solche von Rügen, den Ardennen und der Eifel. Schlichte Motive sind es durchweg, denen er aber durch die geschickte Wahl des geschlossenen Bildausschnitts einen starken Ausdruck verlieh und die er durch die malerisch betonte Stimmung zuweilen zu großartiger Wirkung steigerte. Im »Hünengrab« trat die Neigung zu heroischer Gestaltung des Landschaftlichen zuerst in Erscheinung, doch lag sie hier schon im Stoff begründet.

Zum Verständnis von B.s seelischer Einstellung darf nicht übersehen werden, daß er nicht einseitig Künstler, sondern auch eine wissenschaftlich interessierte Geistigkeit war. Diese wissenschaftlichen Neigungen allein hatten ihm die langen Jahre der nüchternen Kaufmannstätigkeit erträglich zu machen vermocht. Auf seinen Streifzügen als Maler wandte er seine Aufmerksamkeit auch den vorgeschichtlichen Spuren in den von ihm durchwanderten Gegenden zu. Für die Ausgrabung und Erforschung einer Höhle mit quarternären Resten in der Eifel ernannte ihn die Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier zu ihrem korrespondierenden Mitglied.

1880/81 unternahm B. eine Studienreise nach dem Orient, durchstreifte sechs Monate lang Syrien, Palästina und Ägypten, ein umfangreiches Material an Studien sammelnd, das er später zu Bildern verwertete, die seinen Stoffkreis erweiterten und seinen damals schon wohl begründeten Ruf als Landschaftsmaler noch weiter befestigten. Der Orient mit seinen glühenden Farben hat vor allem das Kolorit des Künstlers, das bis dahin zu gedämpfter, oft zarter Farbgebung neigte, beeinflußt, er verwendete nun auch kräftigere Farben und seine Palette wurde reicher. Noch in anderer Hinsicht befruchtete diese Reise sein Schaffen: die Studien im Orient veranlaßten ihn mehr als bisher das Figürliche, Menschen und Tiere, als Staffage oder als wichtigen Bildbestandteil in seinen Werken anzubringen. So entstanden Bilder wie »Die Rast in Araba« und »Am Brunnen Ber Saba«, in denen das Figürliche das wesentliche Bildmoment ist. Als seine stärksten rein landschaftlichen Schöpfungen der ersten Zeit nach der Orientreise sind die düstere »Abenddämmerung am Roten Meer«, der heroisch empfundene »Sinai«, der großzügig komponierte »Elias am Bache Krith« und die ganz von romantischer Stimmung erfüllte »Fata Morgana« zu nennen.

Bevor B. alle diese Früchte seiner Orientreise zu fertigen Werken reifen lassen konnte, hatten sich seine äußeren Lebensverhältnisse geändert: Anton v. Werner hatte seine Berufung nach Berlin als Nachfolger Christian Wilbergs veranlaßt. B. nahm an und kam im Oktober 1882 als Leiter der Landschaftsklasse an die Berliner akademische Hochschule für die bildenden Künste.

Zugleich hatte ihn A. v. Werner dafür gewonnen, den landschaftlichen Teil des von ihm gemalten Sedan-Panoramas zu übernehmen. Auch für die zu dem Rundbild gehörigen kleineren Dioramen schuf er die Landschaften. Der Erfolg, den diese auf einem mehr untergeordneten, rein dekorativem Gebiet der Malerei liegenden Arbeiten fanden — B. hat später mit Selbstironie von seiner »panoramischen Zeit« gesprochen —, verhalf ihm zu weiteren Aufträgen gleicher und ähnlicher Art: zuerst das große Panorama der Schlacht bei Chatanooga aus dem amerikanischen Sezessionskrieg, das er für Chicago malte und später sogar noch einmal wiederholen mußte; dann das Diorama einer Elefantenjagd am Kassai für Berlin, ein großes Panorama »Die Sachsen bei Villiers« für Leipzig und ein Diorama »Das historische Eckfenster« für Dresden. Eine umfangreiche, ebenfalls mehr dekorative Arbeit stellen auch die elf Bilder von Tempeln und Kultstätten aller Zeiten und Länder dar, die B. für die Loge Royal York in Berlin malte. Von seinen später ausgeführten, als Raumschmuck dienenden Arbeiten ist ein großes Wandgemälde im Lesezimmer des Reichstags als besonders gelungen hervorzuheben.

Auf Reisen suchte der Künstler immer wieder neue Eindrücke zu sammeln: er machte Studien an der ligurischen Küste und besuchte wiederholt die Schweiz, wo eine Anzahl von Hochgebirgsbildern entstand, die der immer scharfe Selbstkritik übende Künstler später wegen ihrer etwas harten Zeichnung selbst nicht hoch einschätzte. Wertvolle koloristische Anregungen vermittelte ihm eine zehn Jahre nach der ersten unternommene zweite Orientreise, die er mit der ausgesprochenen Absicht, mehr dem Malerischen der Landschaft als dem Stofflichen sich hinzugeben, angetreten hatte.

Zwei Jahre vor dieser Orientreise malte B. »Das Gestade der Vergessenheit« (1889), das, in zahllosen Reproduktionen verbreitet, den Künstler so bekannt machte wie kein anderes Werk vorher. Schon der Titel kennzeichnet seine romantische Tendenz: ein Stück schroffer nordischer Felsennatur, ein ewigstilles Gestade unbefahrenen Meeres, in dramatisch gesteigerter Bildhaftigkeit, senkt uns das Gefühl eisiger, grabesruhiger Einsamkeit ins Gemüt. Von ähnlicher, mehr heroischer Stimmung erfüllt ist das nicht minder berühmt gewordene Bild »Hannibals Grab« (1893), in der großen Einfachheit der Linienführung und den wuchtig zusammengefaßten Farbenflächen noch packender als das »Gestade der Vergessenheit«. Ein dem eigentlichen Wesen der bildenden Kunst fremder, literarischer Einschlag ist bei diesen beiden Werken ebensowenig zu verkennen wie die auf starke äußere Wirkung abzielende Durchführung. B.s Selbstkritik bewahrte ihn glücklicherweise davor, die Bahn, auf der er einen so großen Erfolg beim Publikum gefunden hatte, weiterzubeschreiten. Die rasch beliebt gewordenen Werke hatten auch Gegner gefunden, deren Einwendungen ihn wohl nachdenklich stimmen mochten. Die stete Berührung, in der er auf vielen Studienfahrten mit der Natur blieb, ließ ihn bald zu klarer Erkenntnis kommen, und völlig bewußt erstrebte er eine Wendung seiner Kunst, die ihn fortan »bei ganz unstofflichen Motiven« immer mehr den rein künstlerisch-koloristischen Problemen nahebringen sollte. Was bei solchem Entschluß zunächst eine Beschränkung seiner Bildmotive schien, das erwies sich in Wahrheit bald als eine Erweiterung seines Stoffgebietes, denn wohin sein Auge blickte, fand er jetzt — in rein künstlerischem Sinne — Bildmotive. Er selbst bekannte damals: »Wo ich auch jetzt hinkomme, finde

ich Malerisches und Malenswertes, und da sich mir allerwärts Reizvolles erschließt, schaue ich gleichsam mit verjüngten Augen um mich in die Welt.«

Die Gefahr des »Gedanklichen« war überwunden, der Maler hatte sich selbst gefunden. Es waren dies die wertvollsten Jahre seiner Entwicklung zur Reife, in denen B. der bedeutende Kolorist wurde, der Maler deutscher Stimmungslandschaft, als der er in der Kunstgeschichte weiterleben wird. Jahr für Jahr legten die Bilder, die er auf den Ausstellungen zeigte, Zeugnis davon ab, wie sich seine neu gewonnene Anschauung immer mehr vertiefte: sie sind in ihren meist einfachen Motiven nicht »komponiert«, obwohl die klare Linienführung und Flächenverteilung mit feinsten Empfindungen erwogen und berechnet ist. Die Steigerung zum Bildmäßigen liegt allein in dieser Vereinfachung. Die koloristische Erscheinung ist durch wenige lebhafteste, zuweilen juwelenhaft köstliche Farben bedingt, die in der Abwandlung ihrer Tönungen trotz der Einfachheit der Farbenskala eine reiche malerische Wirkung erzielen. In der Bildstimmung klingt manchmal noch Romantisches mit, wo es sich aus dem Motiv ergibt.

B.s Technik beruht im allgemeinen auf der Grundlage akademischer Tradition. Vorübergehend hat er sich auch, neue Wege suchend, dem Impressionismus genähert, ohne sich in dessen Problemen von Luft- und Lichtdarstellung zu verlieren.

In seiner Lehrtätigkeit, die er, wie es bei seiner Natur nicht anders sein konnte, außerordentlich ernst nahm, hat B. viel Befriedigung gefunden. Er gab jeder Individualität freien Spielraum zur Entwicklung und schöpfte aus dem Ringen der Jugend, die zum Teil die Welt schon wieder mit anderen Augen sah, Anregungen und Erkenntnisse für sich selbst — ein Austausch, wie er im akademischen Unterricht damals seltener war denn je. Leider sollte diese ideale Lehrtätigkeit nach fast zwei Jahrzehnten für B. mit einem Mißklang schließen: die Akademie hatte ihn für die Leitung des freigewordenen Meisterateliers für Landschaftsmalerei, die dem Künstler selbst erwünscht war, in Vorschlag gebracht. Ein anderer Maler wurde ihm jedoch vorgezogen; B. gab, darüber verstimmt, seine Berliner Tätigkeit auf und folgte 1901 einem Ruf als Lehrer an die Dresdener Akademie. Auch in der sächsischen Hauptstadt gewann er bald einen fruchtbaren Einfluß auf die jungen Landschaftsmaler. — Wie groß die Zahl seiner Schüler war, das zeigte eine Ausstellung von deren Arbeiten im Berliner Künstlerhaus, zum 70. Geburtstag ihres Meisters von seinen Schülern veranstaltet: 78 Künstler waren in ihr vertreten, darunter nicht wenige, die schon hohes Ansehen im deutschen Kunstleben genossen.

In seiner eigenen Kunst arbeitete B. trotz der zunehmenden Jahre rastlos weiter, verfeinerte seine Wiedergabe des Atmosphärischen und erweiterte seinen Stoffkreis, indem er das sächsische und das westfälische Industriegebiet mit in den Bereich seiner Darstellungen zog. Fabriken und große industrielle Anlagen gaben ihm Motive zu Bildern ab, in denen er um modernes tätiges Leben malerisch-poetische Verklärung wob. Auch dem Hochgebirge wandte er sich wieder zu, die rauhe Alpenlandschaft jetzt mit gereifter Anschauung und mit gereifter malerischer Technik glücklicher bewältigend als in den Schweizer Bildern seiner Frühzeit.

Erst der 77jährige dachte daran, sich zurückzuziehen. Er siedelte nach Darmstadt über, wo er einst seine Jugend verlebt hatte, um dort auf der Mathilden-

höhe in dem von Christiansen erbauten »Haus in Rosen« seinen Lebensabend zu verbringen. Doch auch in dieser letzten Phase seines Lebens gab sich der Rastlose nicht untätiger Muße hin. Noch so manches Werk, das das Darmstädter Atelier verließ, war Zeugnis seiner nach lebenslangem Ringen abgeklärten vornehmen Kunst.

Quellen: Max Osborn, Eugen Bracht, Bielefeld und Leipzig 1909, Verlag Velhagen & Klasing. — Thieme-Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, Bd. 4, S. 502 (mit weiteren Literaturangaben). — Personalnotizen im Archiv der Akademie der Künste zu Berlin, mit selbstverfaßtem Lebenslauf (bis 1884).

Berlin-Zehlendorf-West.

Alexander Amersdorffer.

**Bülow, Karl Wilhelm Paul v.**, königlich preußischer Generalfeldmarschall, \* zu Berlin am 24. März 1846, † am 31. August 1921 zu Berlin. — »Eine bezwingende Macht,« sagt Dr. Otto Krack in seiner Lebensbeschreibung des Generalfeldmarschalls, »geht von diesem Manne aus. Eine Macht, der sich keiner entziehen kann. Du stehst vor einem Herrenmenschen, der zum Befehlen geboren ist — das fühlst du im ersten Augenblick — und dieser wie gemeißelte Kopf erinnert dich unwillkürlich an einen anderen, den jeder Deutsche kennt: an den Kopf Hindenburgs. Derselbe großzügige Schnitt, dieselbe kantige, fast vierecke Bildung, dasselbe starke, feste Kinn, dieselbe Wölbung der breiten, freien Stirn mit dem vollen lichtgrauen Kranz der halb-kurz geschorenen Haare. Über dem kräftigen Mund ein voller weißer Schnurrbart. Ein eiserner Wille, eine unbeugsame Entschlossenheit spricht aus den ehernen Zügen, und der prüfende Blick, der dich trifft, sieht dich durch und durch.

Aber wenn diese Züge sich erhellen, von einem Lächeln übersonnt, schwindet alle Strenge; und das große, offene blaue Auge, das im Zorn Flammen sprüht, leuchtet im warmen, freundlichen Glanz. Du spürst es im Innersten, welche Güte in diesem Herzen wohnt. — Auffallend bei der hohen, männlich deutschen Gestalt erscheinen die kleinen, feinnervigen Hände: es sind mehr die Hände eines geistigen Arbeiters, eines Gelehrten oder Künstlers als eines Soldaten, Reiters und Jägers, mehr eines Gedanken- als eines Tatmenschen.«

Und doch war er ein Tatmensch, wie sie die preußische Armee nur wenige gehabt hat. Eiserne Energie gegen sich selbst und gegen andere, rücksichtslose Durchführung des aus eigener Erfahrung in Krieg und Frieden als richtig Erkannten kennzeichneten das Wesen dieses im Grunde seines Herzens so gütigen Mannes.

Die Familie des Generalfeldmarschalls v. B. gehört zu einem der ältesten deutschen Uradelsgeschlechter, das im Jahre 1229 zum ersten Male urkundlich erwähnt wird. Von dem ersten in einer Urkunde von 1237 namentlich genannten Gottfried v. B. läßt sich der Stammbaum der Familie bis zur Gegenwart lückenlos verfolgen. Das Siegel (Wappen) des Geschlechts zeigt 1359 zum ersten Male den Schild mit den 14 Kugeln. Später finden wir in diesem Wappen noch den »Vogel Bülow«, den Pirol.

Die unmittelbaren Vorfahren des Generalfeldmarschalls waren sämtlich Offiziere, sein Urgroßvater Johann Heinrich v. B. kursächsischer Major; sein Großvater Karl v. B., Major im Kolbergischen Infanterieregiment und Komman-



deur des Leibgrenadierbataillons (späteren Leibgrenadierregiments Nr. 8), fiel 1813 bei Großgörschen. Seinem Sohn, dem nachmaligen Oberstleutnant Paul v. B., wurde am 24. März 1846 zu Berlin, ein Sohn Karl Wilhelm Paul geboren.

Den seit 1862 das Wilhelms-Gymnasium zu Berlin Besuchenden drängte sein ererbtes Soldatenblut bald zu praktischer Betätigung im militärischen Beruf. Schon im Herbst 1864 trat er als Avantagieur beim 2. Garderegiment zu Fuß ein. Im Mai 1866 bestand er die Offiziersprüfung mit »gut« und zog als bereits zum Offizier gewählter Portepeefähnrich in den Krieg gegen Österreich. Trotz in den Gefechten des 28. Juni bei Soor erhaltener Verwundung verblieb er bei der Truppe. In der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 zeichnete er sich bei Rosberitz ganz besonders aus, indem er mit 20 Mann die bedrohte Fahne seines Bataillons in blutigstem Handgemenge gegen mehrfache Übermacht rettete. Er wurde hierfür mit dem Militärehrenzeichen I. Klasse dekoriert.

Über seine Erlebnisse im Feldzuge gegen Österreich hat Karl v. B. ein Tagebuch geführt und mehrfach in Briefen eingehend nach Haus berichtet. Schon diese zeigen den geborenen Soldaten.

Vor Wien am 12. Juli 1866 erhielt er seine Beförderung zum Leutnant.

Im Kriege 1870/71 blieb er zunächst als Bataillonsadjutant im 2. Gardelandwehrregiment mit diesem in der Heimat. Dann aber, während dessen Einsatz vor dem belagerten Straßburg bald zum Regimentsadjutanten ernannt und später vor Paris, hatte Karl v. B. mehrfach Gelegenheit, sich auszuzeichnen und erhielt am 2. März 1871 das Eiserne Kreuz. Über seine Erlebnisse in diesem Kriege, besonders über einen Ritt nach Paris hinein, berichtet er außerordentlich fesselnd in Briefen, die uns ebenfalls heute noch erhalten sind.

Bereits am 16. März 1872 wurde der am 14. Dezember 1871 zum Oberleutnant avancierte Adjutant bei der neu errichteten Inspektion der Infanterieschulen. Am 18. Mai 1876 wurde er, ohne vorherigen Besuch der Kriegsakademie, zur Dienstleistung zum Großen Generalstabe kommandiert, nach nicht ganz einem Jahr am 19. April 1877 unter Beförderung zum Hauptmann in den Generalstab der Armee übernommen. Nach seiner Versetzung am 1. März 1881 in den Generalstab der 4. Division, verheiratete er sich am 12. Juni 1883 mit Molly v. Kracht, einer hingebenden und verständnisvollen Lebensgefährtin, die ihm im Laufe der Jahre eine Tochter und zwei Söhne schenkte, von denen der ältere (Busso) am 26. Mai 1915 in Frankreich als Flieger den Heldentod starb. Am 3. Januar 1884 erfolgte v. B.s Ernennung zum Kompagniechef im Infanterieregiment Nr. 96, bereits am 14. März 1885 seine Zurückversetzung in den Generalstab der Armee, am 14. April 1885 seine Beförderung zum Major. Am 10. Dezember 1888 wurde er der Kommission zur Bearbeitung des Exerzierreglements für die Feldartillerie zugeteilt, für einen Infanteristen eine selten auszeichnende Aufgabe, bei der er zum ersten Male Gelegenheit hatte, sein hervorstechendstes Talent, das eines weitblickenden mustergültigen Lehrmeisters und Truppenerziehers, zu beweisen.

Am 11. Juni 1890 wurde er zum Chef des Generalstabes des Gardekorps ernannt und in dieser Stellung am 18. November 1890 zum Oberstleutnant, am 17. Juni 1893 zum Oberst befördert. Am 27. Januar 1894 wurde er Kommandeur des 4. Garderegiments zu Fuß, am 22. März 1897 unter Beförderung zum Generalmajor Direktor des Zentraldepartements im Kriegsministerium,

am 22. Mai 1900 Generalleutnant, am 18. April 1901 Kommandeur der 2. Garderinfanteriedivision. Durch seine erneute Versetzung in den Generalstab der Armee am 22. März 1902 unter gleichzeitiger Ernennung zum Generalquartiermeister wurde v. B. der erste Gehilfe und Mitarbeiter des Generalfeldmarschalls Graf Schlieffen, des nächst dem Grafen Moltke unstrittig genialsten Generalstabschefs der preußischen Armee. Nur zweimal weisen die Annalen des Großen Generalstabes im Frieden diese Stellung auf: zum ersten Male wurde sie für den General Graf Waldersee zur Unterstützung des greisen Generalfeldmarschalls Graf Moltke geschaffen, zum zweiten und letzten Male für General v. B. Aber auch hier bewährte sich das Sprichwort »Zwei harte Steine mahlen nicht gut«, deshalb wurde Karl v. B. bereits am 27. Januar 1903 auf seinen eigenen Wunsch mit der Führung der III. (brandenburgischen) Armeekorps beauftragt und am 18. April 1903 zu dessen Kommandierendem General ernannt. Am 15. September 1904 wurde er General der Infanterie. 1905/06 hatte er als Mitglied der Kommission zur Umarbeitung des Exerzierreglements für die Infanterie erneut willkommene Gelegenheit, seine in Krieg und Frieden gewonnenen reichen militärischen Erfahrungen in mustergültiger Form niederzulegen und dem ganzen deutschen Heere zu vermitteln. Am 13. September 1912 wurde er zum Generaloberst befördert und mit dem 1. Oktober 1912 unter Belassung *à la suite* des 4. Garderegiments zu Fuß zum Inspekteur der 3. Armeeinspektion (Hannover) ernannt. Am 16. Juni 1913 wurde er Chef des brandenburgischen Grenadierregiments Nr. 12. Mit Kriegsbeginn, am 1. August 1914, übernahm Generaloberst v. B. den Oberbefehl über die 2. Armee. Der 27. Januar 1915 brachte v. B. die Ernennung zum Generalfeldmarschall, aber nicht lange mehr war es ihm vergönnt, als Heerführer zu wirken. Ende März 1915 wurde seine Gesundheit durch einen schweren Schlaganfall so erschüttert, daß er sich krank in die Heimat begeben mußte. Am 4. April 1915 wurde er unter Verleihung des Ordens *Pour le mérite* mit einem außerordentlich gnädigen und anerkennenden Handschreiben seines Allerhöchsten Kriegsherrn von seiner Stellung als Armeeoberbefehlshaber enthoben und zu den Offizieren von der Armee versetzt. Am 22. Juni 1916 wurde er, da sein Gesundheitszustand sich nicht wieder so weit hob, daß er den Feldzugsstrapazen gewachsen gewesen wäre, auf sein Gesuch zu den Offizieren z. D. übergeführt.

Kurz vorher, zu seinem 70. Geburtstage, hatte ihm der Kaiser gedrahtet: »Das III. Armeekorps hat sich vor Verdun glänzend geschlagen und ruhmreich die Früchte Ihrer langjährigen Friedensarbeit geerntet.« Damit hatte der oberste Kriegsherr das zum Ausdruck gebracht, wovon nicht nur alle ehemaligen Angehörigen des III. Armeekorps, die unter v. B. ihre Ausbildung erhalten hatten, und auch der größte Teil der übrigen deutschen Armee überzeugt waren, sondern woran auch das sehr viel schärfere Urteil der Geschichte nichts ändern wird: v. B. ist der unübertroffene Lehrer und Erzieher des III. Armeekorps im Frieden für den Krieg gewesen.

Durch zweierlei hatte v. B. dieses erreicht. Einmal dadurch, daß er mit außergewöhnlichem militärischen Scharfblick die Haupterfordernisse der rauen Kriegswirklichkeit richtig erkannte, und dann dadurch, daß er das einmal als richtig Erkannte mit eiserner Energie und unablenkbarer Folgerichtigkeit in die Tat umsetzte. General der Kavallerie Freiherr v. Gebattel wohnte im Sommer 1910 als bayerischer Militärbevollmächtigter den größeren Truppen-

übungen des III. Armeekorps bei, nachdem er in den Jahren vorher bereits alle anderen Armeekorps der deutschen Armee, außer den zwei sächsischen, gesehen hatte. In seinem Bericht an das bayerische Kriegsministerium erklärte er, er habe noch nie ein Armeekorps gesehen, das in allen Teilen so absolut gleichmäßig, so vollkommen nach einheitlichen Grundsätzen und nach einer Anschauung im besten Sinne »kriegsmäßig« durchgebildet gewesen wäre, wie das preußische III. Armeekorps. Er habe noch nie ein Armeekorps gesehen, das er für gleich fertig gehalten hätte, so wie es sei, vor den Feind zu treten, und er habe noch nie einen kommandierenden General gekannt, der den Stempel seines Geistes und seiner taktischen Anschauungen seinem ganzen Armeekorps so bis zur einzelnen Infanteriegruppe hinunter auf- und eingeprägt habe, wie General v. B. Wahrlich ein hohes, aber ein verdientes Lob!

Infolge einheitlicher, vorbildlich klarer Interpretierung von Paragraphen der Exerzierreglements konnte das preußische III. Armeekorps zur Zeit v. B.s mit vollstem Rechte eine Schule für kriegsmäßige Ausbildung genannt werden. Offiziere, die diese Schule durchgemacht hatten, brauchten in anderen Korps nicht umzulernen, sondern galten bei diesen fast stets als Lehrmeister im Hinblick auf das Verständnis der Reglements. v. B. erreichte diese einheitliche Auslegung der Reglements nicht etwa dadurch, daß er zu jedem Paragraphen noch besondere Auslegungen gab, sondern er verlangte nur strikt, daß der klassisch einfache, klare Wortlaut der Reglements wörtlich befolgt wurde. An ganz wenigen Stellen, wo er gelegentlich seiner Mitarbeit an dem Zustandekommen des neuen Reglements mit seiner eigenen Ansicht nicht durchgedrungen war, verschärfte er seine eigenen Anforderungen gegenüber den Forderungen des Reglements. So forderte er z. B. in seinem Korps einen schematischen Gefechtsdrill des einzelnen Schützen und eine einheitliche technische Durchführung des Gefechtes, auch der kleinsten Einheiten. Er wußte aber genau, warum er dies tat; aus eigener Kriegserfahrung war ihm bekannt, daß der Soldat in der Aufregung des wirklichen Kampfes nur das richtig ausführt, was er schematisch so vollkommen in sich aufgenommen hat, daß er gar nicht mehr anders handeln kann. Neben gewandtester Geländebenutzung verlangte v. B. in allen Lagen auf dem Gefechtsfelde eine musterhafte Ordnung. Seine Forderung, daß jede, auch die kleinste, Einheit ihren genau begrenzten Gefechtsstreifen haben mußte, schien selbst seinen unbedingten Anhängern zu weit gespannt. Er aber blieb fest in dem Bewußtsein, daß durch die gesteigerte Waffenwirkung im Kriege die Unordnung auch so noch schnell genug eintreten würde. Die hohe Stufe der technischen Gefechtsausbildung seines Korps ermöglichte es v. B., auch größere Verbände, wie Bataillone, ja sogar kriegsstarke Regimenter, im Angriffsgefecht scharf schießen zu lassen, ohne dabei andere Sicherungsmaßnahmen zu treffen, als wie sie die Sicherheit der Umgebung des betreffenden Übungsplatzes erforderte.

Die Führer aller Grade schulte v. B. in der Schnelligkeit und Präzision der Befehlserteilung so, daß der hierin erreichte Ausbildungsgrad fast nicht mehr übertroffen werden konnte. Mißverständnisse waren für den, der sich an seine Befehlsweise hielt, so gut wie ausgeschlossen. Die berittenen Führer aller Dienstgrade mußten sich stets kriegsmäßig benehmen. Um die höheren Führer auch außerhalb der wenigen Manövertage in der Gefechtsführung mit Volltruppen zu üben, vereinigte v. B. als erster alljährlich ganze Divisionen, ja

manchmal sogar fast das ganze Korps, zu Gefechtsübungen auf den Truppenübungsplätzen.

Die zur Durchführung aller dieser Forderungen nötige ungeheure Energie und große Strenge war dabei aber mit einem nicht alltäglichen Wohlwollen gepaart. Gewiß konnte er da, wo man seinen Intentionen nicht genügend Verständnis entgegenbrachte oder vereinzelt sogar Obstruktion machte, recht scharf, sogar erfrischend grob werden. Zu seinen Kritiken, die nach Inhalt und Diktion gleich mustergültig und belehrend waren, drängten sich die Offiziere von nah und fern, auch die unberittenen, selbst wenn für sie eine große körperliche Mehrleistung damit verbunden war. Gelegentliche Mißerfolge eines in der Führung zu prüfenden Offiziers rechnete v. B. nie an, sofern der Betreffende sich nur bei seinen Entschlüssen etwas gedacht hatte; denn nach seinem Urteil lernten alle Beteiligten bei auftretenden Friktionen mehr als beim gewünschten reibungslosen Verlauf einer Übung.

Noch einer auch speziell vom General v. B. erfundenen Maßnahme sei hier besonders gedacht. Um die Manöver recht lehrreich zu gestalten, mußte fast jedem Manövertage eine neue Kriegslage zugrunde gelegt werden. Früher wurden solche neuen Kriegslagen immer erst nach Beendigung der vorhergehenden Übung ausgegeben, die Truppen und die jeweils neuen Führer mußten sich in wenigen Stunden im Geiste in eine Kriegslage hineinarbeiten, in der sie im Ernstfalle schon seit Tagen und Wochen gelebt hätten. v. B. ließ nun einfach jede Ausgangslage bis zum Beginn des betreffenden Manövertages schon lange Zeit vorher im Sommer von allen in Frage kommenden Führern durcharbeiten, die infolgedessen bei Beginn ihrer Führung schon völlig mit der Lage vertraut waren. Ein anderer höchster Truppenführer hat diese Maßnahme mit Recht »das Ei des Kolumbus« genannt.

Trotz aller Energie und Strenge merkte man bei v. B. nichts von autokratischer Unnahbarkeit. Im Verkehr mit seinen Generalstabsoffizieren und Adjutanten war er stets von gewinnender Freundlichkeit. Im Kasino nach Übungen und Besichtigungen seiner Truppen wollte er nur Kamerad unter Kameraden sein und war es auch. So kam es, daß er in seinem Korps nicht nur in ganz ungewöhnlichem Maße Achtung und Ansehen, sondern auch Verehrung und Liebe genoß. Es gab wohl niemanden im III. Armeekorps, der nicht den Generaloberst v. B. im Herbst 1912 voll aufrichtiger Trauer scheiden sah, und der nicht von ihm im Ernstfalle die glänzendsten Leistungen erwartet hätte.

General Freiherr v. Freytag-Loringhoven, im Frieden unter v. B. mehrere Jahre Kommandeur des Grenadierregiments Nr. 12, behandelt in seinem Buche »Menschen und Dinge« eingehend und sehr anerkennend die Tätigkeit des Generals v. B. als Kommandierender General des III. Armeekorps, um dann aber fortzufahren: »Der Feldmarschall hat später im Kriege nicht das gehalten, was man sich von ihm versprach. Bekanntlich hat er es 1914 an der Sambre verabsäumt, die Lage zu einem vernichtenden Schlage gegen die französische Fünfte Armee auszugestalten, und an der Marne den Rückzug vorzeitig befohlen, wie er glaubte, eine rettende Tat.«

Mit diesem Urteil hat General v. Freytag der während des Krieges und in den ersten Jahren nach diesem in Deutschland allgemein üblichen Auffassung Ausdruck gegeben. Diese Meinung ist aber zum mindesten zu scharf und, wie

die eingehende objektive Forschung des Reichsarchivs ergeben hat, zum Teil sogar unrichtig.

Die Führung einer modernen Armee war bereits zu Beginn des Weltkrieges derart schwierig und kompliziert, daß für sie die Unterstützung des Oberbefehlshabers durch einen gleichgesinnten und gleich tüchtigen Gehilfenstab, insonderheit durch einen solchen Generalstabschef, eine unabweisbare Notwendigkeit bildete. Gerade mit der Auswahl des letzteren für v. B. hatten aber die dafür verantwortlichen Stellen eine selten unglückliche Hand gehabt. Der Chef des Generalstabs der 2. Armee, Generalleutnant v. Lauenstein, war ein sehr feiner Kopf und großer Gelehrter, aber keine militärische Führernatur, dazu Pessimist und innerlich bereits schwer krank. Nie vorher hatte v. B. seinen zukünftigen Generalstabschef militärisch wirklich kennen gelernt.

Beim Beginn des Weltkrieges befand sich die 2. Armee als die zweite von rechts auf dem im großen Bogen durch Belgien und Nordfrankreich in Richtung auf Paris vorgehenden rechten Flügel des deutschen Westheeres. Der geniale Generalfeldmarschall Graf v. Schlieffen hatte den Plan zu diesem Vormarsch entworfen in der Absicht, durch eine weit nach Westen ausholende Umschlingungsbewegung, mit dem rechten Heeresflügel sogar westlich um Paris herum, das französische Heer von seiner Hauptstadt abzudrängen, um ihm im Südosten Frankreichs ein Cannä oder Sedan größten Ausmaßes zu bereiten. Wir wissen heute, daß uns der geniale Feldherr mit diesem Plane ein Siegesrezept gegeben hatte, das unbedingt erfolgreich gewirkt hätte, wenn es folgerichtig angewendet worden wäre. Diese Folgerichtigkeit fehlte aber leider dem die deutschen Operationen im August-September 1914 leitenden Generaloberst v. Moltke, dem Nachfolger des Grafen Schlieffen.

Wie bei einer Schwenkung auf dem Exerzierplatz sollte der rechte deutsche Heeresflügel die Fühlung nach dem stehenden (bei Metz), die Richtung nach dem schwenkenden Flügel nehmen. Von Zeit zu Zeit sollte kurz getreten und die etwa verloren gegangene Richtung und Fühlung wiederhergestellt werden. Eine weitere Hauptforderung des Schlieffenschen Planes war, den äußersten rechten Heeresflügel dauernd so stark zu halten, daß er nicht nur die große Umschlingungsbewegung restlos mit überlegenen Kräften durchführen, sondern auch etwaige feindliche Gegenumschlingungsversuche und Bedrohungen aus noch nicht genommenen Festungen vereiteln konnte. Und was geschah in Wirklichkeit? Anstatt einheitlich und kraftvoll zu führen, ließ die Oberste Heeresleitung unter Generaloberst v. Moltke die Ereignisse laufen, wie sie sich nach dem ersten Ansatz des Vormarsches von selbst gestalteten. Die Folge davon war ein Wetteifern der einzelnen Armeen, die schon deswegen nicht die nötige Rücksicht aufeinander nehmen konnten, weil sie wegen der weiten Entfernung der Obersten Heeresleitung nur wenig oder garnichts von dieser über den Stand der anderen Armeen erfuhren. Auch die bei jeder Armee gewonnenen Nachrichten über den Feind wurden aus den gleichen Gründen den anderen Armeen viel zu spät oder gar nicht bekannt. Dazu mußten die an sich schon nicht starken Armeen des äußersten rechten Flügels, besonders aber die 2., immer wieder Divisionen und Armeekorps für andere Zwecke abgeben.

Ist es da ein Wunder, wenn der als Schüler und Generalquartiermeister des Grafen Schlieffen ganz besonders mit dessen Plänen vertraute Generaloberst v. B. seine 2. Armee nicht mit der Genialität geführt hat, die man mit Fug und

Recht bei ihm vorausgesetzt hatte? An Ansätzen zu solch genialer Führung hat es gleich bei der ersten großen Schlacht der 2. Armee, bei Mons und Namur vom 22. bis 24. August 1914 nicht gefehlt. Mit sicherem Blick hatte v. B. sehr bald die ungünstige Lage der ihm im Sambre-Maas-Winkel gegenüberstehenden 5. Armee richtig erkannt und versuchte, diese einzukreisen. Er selbst stieß mit der 2. Armee frontal über die Sambre, um den Feind zu fesseln. Die ihm vorübergehend unterstellte 1. Armee sollte gleichzeitig westlich um Maubeuge herum die feindliche linke Flanke umfassen, und die links von der 2. Armee gegen die Maas vorgehende 3. Armee wurde gebeten, über diesen Fluß hinweg gegen die feindliche rechte Flanke zu operieren. Dieser Plan mißlang; die 1. Armee, durch andere Aufgaben abgehalten, konnte die Schwenkung um Maubeuge herum nicht rechtzeitig ausführen; die 3. war inzwischen — was v. B. aber nicht wußte — von der Obersten Heeresleitung in anderer Richtung angesetzt worden und wurde außerdem von der hart bedrängten 4. Armee dauernd um Unterstützung gebeten. Schließlich hatte aber auch der Führer der französischen 5. Armee, General Lanrezac, die drohende Gefahr erkannt und rechtzeitig den Rückzug angetreten. Es ist deshalb verfehlt, dem Generaloberst v. B. eine Schuld am Mißlingen dieses gerade von ihm nachdrücklichst erstrebten Umfassungsmanövers zuzuschreiben.

Schon wenige Tage später, in der Schlacht bei St. Quentin am 29. und 30. August, mußte v. B. erneut die Klinge mit dem General Lanrezac kreuzen. Deutscherseits glaubte man die geschlagenen Franzosen in ununterbrochenem Rückzug nach Süden hinter die Aisnelinie, was zunächst auch den Tatsachen entsprach. Aber die schwierige Lage der am 26. August bei Le Cateau durch die 1. deutsche Armee empfindlich geschlagenen Engländer hatte den französischen Generalissimus Joffre dazu bewogen, seiner 5. Armee zu befehlen, durch sofortigen Angriff in allgemein nordwestlicher Richtung auf St. Quentin den Engländern Luft zu machen. Infolge Nebels traf der linke Flügel der 2. deutschen Armee (X. Armeekorps und Gardekorps) am 28. August an der Oise zwischen Guise und Etreaupont überraschend auf anscheinend schwächeren Feind, dessen weiteres Zurückgehen binnen kürzester Frist wahrscheinlich war. Der rechte Flügel der 2. Armee (VII. Armeekorps, X. Reserve-Armeekorps) blieb deshalb auch im Vormarsch bis in die Gegend hart südlich von St. Quentin. Hier wurde er am Morgen des 29. August, noch in der Sammlung für den Weitermarsch begriffen, plötzlich von Osten her über die Oise hinweg durch starke feindliche Kräfte ebenfalls überraschend angegriffen, während gleichzeitig auch die an der Oise zwischen Guise und Etreaupont stehende linke Armeehälfte in schwere Kämpfe verwickelt wurde. v. B., der zufällig in der Nähe des rechten Flügels weilte, leitete die ersten Abwehrmaßnahmen persönlich. Aus diesen einleitenden Kämpfen entwickelte sich dann die zweitägige Schlacht, die trotz mehrfacher ernster Krisen mit dem weiteren Rückzuge der erneut schwer geschlagenen Franzosen endigte. v. B.s Führung war auch in dieser Schlacht außerordentlich energisch und zielbewußt, aber nicht glücklich. Der rückschauenden Kritik erscheint es so, als ob er nur den durch einen Glückszufall schon weit rechts vorwärts gestaffelten rechten Flügel seiner Armee hätte links schwenken zu lassen brauchen, um mit diesem, verstärkt durch die von der 1. Armee zur Verfügung gestellte 17. Division, die Armee Lanrezac von ihrer Rückzugslinie abzuschneiden. Diese Möglichkeit lag, wie wir heute wissen,

tatsächlich vor. Man muß aber zu v. B.s Entschuldigung die damalige Lage berücksichtigen. Nach den vorliegenden Feindnachrichten standen der nur noch  $6\frac{1}{2}$  Divisionen starken 2. Armee mindestens 13 französische Divisionen gegenüber. War es da nicht wirklich nötig, daß v. B. zunächst einmal seine Reserven an und hinter den bedrohtesten Punkten der eigentlichen Schlachtfrent zusammenzog, anstatt sie auf seinem rechten Flügel operativ zu verwenden? Zudem befand sich vor diesem rechten Flügel die kleine Festung La Fère, die nach den damals noch herrschenden Anschauungen über den Wert solcher Festungen dem vorstoßenden rechten Flügel der 2. Armee ernstlichen Aufenthalt bereiten konnte. Es fehlte eben auch hier, ebenso wie an der Sambre, die Oberste Heeresleitung, die allein auf Grund ihrer sehr viel besseren Unter- richtung über den Feind viel eher die richtigen Entschlüsse hätte fassen können.

Am unheilvollsten aber wirkte sich bei der 2. Armee die weite Entfernung von der Obersten Heeresleitung in der Schlacht an der Marne vom 4. bis 10. September 1914 aus. Bis weit südlich der Marne waren die drei Armeen des rechten deutschen Heeresflügels vorgestoßen, als am 5. September das zur Deckung des rechten Flügels der 1. Armee allein noch nördlich der Marne, westlich des Ourcq, stehende IV. Reserve-Armee-korps überraschend mit der zum Schutze von Paris neu gebildeten französischen 6. Armee in Kampf geriet. Die deutsche 1. Armee hatte zur Unterstützung des IV. Reserve-Armee-korps allmählich alle ihre anderen Korps aus dem Gelände südlich der Marne nach der Ourcqfront herumgeworfen, weshalb nunmehr die 2. Armee den rechten Flügel der geschlossenen deutschen Heeresfront bildete. Die 2. Armee stand am 8. September mit ihrem linken Flügel in fortschreitendem Angriff gegen die 9. französische Armee (Foch), ihr rechter, gleichsam in der Luft schwebender Flügel dagegen behauptete sich nur mit Mühe gegen die ihrerseits angreifenden Franzosen, während noch weiter rechts zur Abwehr der sich nun endlich auch wieder vorwärts bewegenden Engländer nur eine halbe Infanteriedivision und zwei Kavalleriekorps verfügbar waren. Unzweifelhaft für Generaloberst v. B. eine gefährliche Situation, die er aber auch jetzt noch dadurch zu meistern versuchte, daß er zunächst weiter die ihm gegenüberstehenden Franzosen angriff. Da traf bei ihm am 8. September abends im Schloß von Montmort der von der Obersten Heeresleitung entsandte Oberstleutnant Hentsch ein mit dem Auftrage, die Operationen der 1. und 2. Armee wieder miteinander in Einklang zu bringen und dazu, falls dies nicht durch andere Maßnahmen möglich sein sollte, ein Absetzen vom Feinde in der allgemeinen Richtung auf Fismes—Reims anzuordnen. Schon auf der Fahrt zum Generaloberst v. B. hatte sich bei dem zum Pessimismus neigenden Oberstleutnant Hentsch die vorgefaßte Meinung vertieft, daß dieses Absetzen unvermeidlich sein würde, und gleich bei seiner Ankunft in Montmort hatte er in diesem Sinne auf v. B. einzuwirken versucht, wie wir heute wissen, ohne Erfolg. v. B. hatte sich nicht nur geweigert, den Rückzug anzuordnen, vielmehr in dem für den 9. September ausgegebenen Armeebefehl erneut den Angriff auf der ganzen Front seiner 2. Armee befohlen. Am Morgen des 9. hatte Oberstleutnant Hentsch kurz vor seiner Weiterfahrt zur 1. Armee noch eine Unterredung mit v. B.s Generalstabschef, General v. Lauenstein. In dieser gelang es Hentsch, diesem ebenfalls pessimistischen General das Versprechen abzunehmen, daß die 2. Armee den Rückmarsch antreten würde, falls die Engländer bei ihrem Vorstoß in die Lücke

zwischen der 1. und 2. Armee noch am 9. die Marne überschreiten würden. Die 1. Armee sollte in diesem Falle durch Oberstleutnant Hentsch ebenfalls zum Rückzuge veranlaßt werden.

Eine Kette unglücklicher Umstände waltete in den nächsten Stunden des 9. September über dem rechten deutschen Heeresflügel. Oberstleutnant Hentsch fand zwar die 1. Armee in ganz anderer Lage, als er erwartet hatte. Sie war gerade im Begriff, gegen die bereits arg bedrängte französische 6. Armee den letzten entscheidenden Angriff anzusetzen. Hentsch unterließ es, der 2. Armee von dieser Wendung Kenntnis zu geben, bestand dafür aber auf der Einleitung des Rückzuges bei der 1. Armee. Auch auf anderen Wegen erhielt die 2. Armee keine Mitteilung über den wahren Stand der Schlacht bei der 1. Armee. Dagegen trafen ungewöhnlich prompt beim Generaloberst v. B. weitere, zum Teil sogar unrichtige Meldungen von einem raschen Vordringen starker englischer Kräfte über die Marne nach Norden ein. Es blieb dem Generaloberst v. B. einfach weiter nichts anderes übrig, als die durch seinen Generalstabschef dem Oberstleutnant Hentsch gegebene Zusage zu halten und nun auch seinerseits für die 2. Armee den Rückzug anzuordnen.

Der damals siegreichen 1. Armee wirft niemand vor, daß sie dem sehr bestimmt im Namen der Obersten Heeresleitung auftretenden Oberstleutnant Hentsch nicht noch nachdrücklicher widersprochen hat. Um wieviel weniger kann ein gerecht denkender Mensch dem Generaloberst v. B. einen Vorwurf dafür machen, daß er auf Veranlassung des Oberstleutnants Hentsch den Rückzug befohlen hat für seine Armee, die sich in durchaus nicht ungefährlicher Lage befand.

Nach Abschluß des Rückmarsches des rechten deutschen Heeresflügels hinter die Aisne gelang es zwar, die zwischen der 1. und 2. Armee immer noch klaffende Lücke durch neu herangeführte Truppen zu schließen und die Aisnelinie im großen und ganzen zu halten. Die deutsche Oberste Heeresleitung konnte sich aber bei dem nun auf dem rechten Heeresflügel einsetzenden Wettlauf nach dem Meere nicht mehr zu einem großen operativen Entschluß mit strategischer Auswirkung durchringen. Vielmehr wurde nur immer der rechte Flügel in taktischen Abwehrmaßnahmen gegen die feindlichen Überflügelungsversuche allmählich verlängert, obwohl Truppen aus der inzwischen im Stellungskriege erstarrenden Aisne- und Champagnefront genügend zur Verfügung standen. Gerade Generaloberst v. B. ist es gewesen, der frühzeitig darauf hinwirkte, daß alle verfügbaren Kräfte aus dem Stellungskampf herausgezogen wurden, und der selbst bei seiner 2. Armee in der Durchführung dieser Maßnahme mit gutem Beispiel voranging.

Nachdem die 2. Armee fast ganz aus der Aisne-Champagnefront herausgezogen war, wurde eine Neueinteilung der Armeen der Westfront vorgenommen, wobei v. B. die neue 2. Armee übernahm, deren Kampffront, genau nach Westen gerichtet, sich von nördlich Bapaume bis Roye erstreckte. Sitz des Armee-Oberkommandos wurde St. Quentin. Hier fand am 25. Januar 1915 eine große Aussprache zwischen Generaloberst v. B. und dem Kaiser über die Ereignisse der Marneschlacht statt; der Erfolg dieser Aussprache war die Beförderung v. B.s zum Generalfeldmarschall am 27. Januar 1915.

Obwohl er seit dem Schlaganfall Ende März 1915 kränklich geblieben war, hat ihn das unerbittliche Schicksal doch noch den Zusammenbruch des



Deutschen Reiches im Herbst 1918 und die nachfolgenden furchtbaren Zeiten erleben lassen. Erst am 31. August 1921 wurde er, zweifellos einer der markantesten Vertreter der herrlichen deutschen Armee, wie sie 1914 in den Weltkrieg zog, selbst zur großen Armee abberufen.

**Literatur:** Dr. Otto Krack, Generalfeldmarschall v. B., Berlin, Scherl, 1916. — Karl v. B., Mein Bericht zur Marneschlacht, Berlin, Scherl, 1919. — Der Weltkrieg 1914—1918, bearbeitet im Reichsarchiv. 1. Bd.: Die Grenzschlachten im Westen, 1925. 3. Bd. und 4. Bd.: Die Marneschlacht, 1926. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Kurt Heydemann, Die Schlacht bei St. Quentin 1914, 1. und 2. Bd., Oldenburg, Stalling, 1924. — Otto Erich Volkmann, Der große Krieg 1914/18, Berlin, Reimar Hobbing, 1922. — H. v. Kuhl, Der Marnefeldzug 1914, Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1921. — v. François, Marneschlacht und Tannenberg, Berlin, Scherl, 1920. — Baumgarten-Crusius, Die Marneschlacht 1914, Leipzig, Lippold, 1919. — Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Menschen und Dinge, wie ich sie in meinem Leben sah, Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1923. — Förster, Graf Schlieffen und der Weltkrieg, Heft 1, Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1920. — v. Moser, Ernsthafte Plaudereien über den Weltkrieg, Stuttgart, Chr. Belser A.-G., 1925. — E. Kabisch, Streitfragen des Weltkrieges, Stuttgart, Bergers literarisches Bureau, 1924. — Wilhelm Gröner, Das Testament des Grafen Schlieffen, Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1927. — Kronprinz Wilhelm, Der Marnefeldzug 1914, Berlin, D. O. B.-Verlag, 1926. — Edmund Fürst v. Wrede, Stimme aus der Front, B.s Vormarsch, Rückzug und Rettung seiner und der Ersten Armee; Bamberg, Hübscher, 1925. — Wissen und Wehr, Jahrg. 1920, Heft 3—5, Beiträge zur Geschichte der Marneschlacht, von Suevicus, Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Desgl. Jahrg. 1923, Heft 2, Französische Kritik der Marneschlacht, von Oberstleutnant Müller-Loebnitz. — Desgl. Jahrg. 1925, Heft 1, Das Kriegswerk des Reichsarchivs: Der Weltkrieg 1914—1918, Kritische Betrachtungen zum 1. Bd., Die Grenzschlachten im Westen, von Generalmajor Wetzell. — Desgl. Jahrg. 1925, Heft 4, Das Testament des Grafen Schlieffen, von Generalleutnant a. D. Wilhelm Groener. — Müller-Loebnitz, Der Wendepunkt des Weltkrieges, Beiträge zur Marneschlacht am 5. bis 9. September 1914; Berlin 1921 (Beiheft 2 zum Jahrg. 105 des Militär-Wochenblattes.) — Müller-Loebnitz, Die Sendung des Oberstleutnants Hentsch, Heft 1 der Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv, Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1922. — Militär-Wochenblatt, Jahrg. 109, Nr. 44: Schlieffen-Moltke (Der Jüngere)-B., von Generalmajor Wetzell, Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1925. — Desgl. Jahrg. 109, Nr. 46: Zur Beurteilung des Reichsarchivswerks, von Generalmajor a. D. v. Wrisberg. — Frankfurter Oderzeitung, 104. Jahrg., Nr. 298 vom 20. Dezember 1914, Dem Chef des Grenadierregiments Prinz Karl von Preußen (2. Brdgb.) Nr. 12, von Hauptmann Ernst v. Schoenfeldt. — Kriegs-Echo Nr. 129 vom 20. Januar 1917, S. 269, Franz Carl Endres, Generalfeldmarschall v. B. (Führende Männer im Weltkrieg, Heft 69), Berlin. — Mitteilungsblatt des Gau's Kurmark der deutschen Adelsgenossenschaft vom September 1924, S. 71: Schicksalswende, Rückblick auf die Marneschlacht 1914, von Oberstleutnant a. D. A. v. Olberg. — Müller-Loebnitz, Das Rätsel der Marneschlacht, Deutsches Offizierblatt, Jahrg. XXX, Nr. 39 u. 40. — Bericht des bayer. Militärbevollmächtigten, General Frhr. v. Gebattel, an das bayer. Kriegsministerium über Erfahrungen gelegentlich seiner Teilnahme an den Besichtigungen des Kgl. Preuß. III. Armeekorps vom 20. Juni bis 14. Juli 1910; Abschrift im Familienarchiv. — Familienbuch, Abschrift des Personalbogens des Generalfeldmarschalls v. B., kleinere Notizen, zur Verfügung gestellt aus dem Familienarchiv durch die Witwe, Frau Generalfeldmarschall v. B., geb. v. Kracht, Berlin W 15, Kurfürstendamm 197/198. — Eigene Erinnerungen des Verfassers.

Potsdam.

Martin Reymann.

**Czapek, Friedrich Johann Franz**, ord. Professor der Botanik, \* in Prag-Karolinenthal am 16. Mai 1868, † am 31. Juli 1921 in Leipzig. — Cz. war nach Abstammung (Vater: Friedrich Cz., Militärarzt in Prag, Mutter: Marie geborene Blechinger aus Südböhmen) und Geburt Deutschböhme. Schon in früher Kindheit geistig auffallend rege und der Natur zugewandt (mit neun Jahren Pflanzen- und Insektensammlungen, genaue Standortsverzeichnisse der Karls-

bader Flora, Auszüge aus größeren Werken, wie Brehms Tierleben usw.), vertiefte er in seinen Prager Gymnasiast Jahren mit Hilfe eines eigenen Mikroskops und durch das Studium der Pilze und Algen seine botanischen Kenntnisse mit außerordentlichem Eifer, wobei ihm ein ungewöhnliches Gedächtnis und rastloser Fleiß, die ihn sein ganzes Leben besonders auszeichneten, zustatten kamen. Nach Beendigung des Gymnasiums (1886) bezog er die deutsche Universität seiner Heimatstadt, um, einem Wunsch seines Vaters folgend, Medizin zu studieren. Hier fesselten ihn vor allem die theoretischen Fächer, in denen er sich so auszeichnete, daß er Demonstrator am Pathologischen Institut von Chiari, später (1891) Assistent am Pharmakologisch-pharmakognostischen Institut bei F. Hofmeister wurde. Besonders letzterer hat einen zeitlebens von Cz. dankbar anerkannten, nachhaltigen wissenschaftlichen Einfluß auf ihn ausgeübt.

Neben seinen medizinischen Studien, deren Ertrag unter anderem auch in Arbeiten über die pathologische Anatomie der Herzgeschwulste und die Wirkung von Selen und Tellur auf den tierischen Organismus zum Ausdruck kam, blieb aber die Botanik das Hauptziel seines Strebens, der er sich nach seiner Promotion zum Dr. med. und dem im gleichen Jahre erfolgten Tode seines Vaters (1892) ganz zuwandte. Er begab sich nach Leipzig zu Wilhelm Pfeffer, den er fortan stets als seinen eigentlichen Lehrer verehrt hat.

Von seinen dort (1894) entstandenen Untersuchungen über die geotropische Empfindlichkeit der Wurzelspitze ist die von ihm gefundene Methode der Glaskäppchen besonders bekannt geworden, die vielfach nachgeahmt wurde, aber zu dem erstrebten einwandfreien Nachweis der von Ch. Darwin behaupteten Reizperzeption der Spitze, wie sich später zeigte, nicht geführt hat.

Im Herbst desselben Jahres siedelte er nach Wien über und promovierte dort mit einer unter Leitung v. Wettsteins früher in Prag ausgeführten Arbeit über das Milchsafsystem der Convolvulaceen. Seine Habilitation erfolgte schon ein Jahr später in Wien auf Grund der oben genannten Arbeit über den Geotropismus. Dort folgten Studien (1895) über die plagiotrope Richtung der Seitenwurzeln, wobei er unter anderem zeigen konnte, daß bei senkrecht aufwärts oder abwärts gekehrten Seitenwurzeln keine Reaktion stattfindet.

Auch beschäftigte er sich erfolgreich mit der Konstruktion eines intermittierenden Klinostaten, um mit ihm den Reizwert der verschiedenen geotropischen Ablenkungswinkel zu untersuchen, Arbeiten, deren Durchführung leider durch seinen Weggang von Prag unterbrochen wurden. Nicht so glücklich war er bei Versuchen über das Zusammenwirken von Geo- und Phototropismus, durch die er unter anderem zeigen zu können glaubte, daß der erstere durch gleichzeitig einwirkendes Licht unter Umständen unterdrückt werde.

Schon im Jahre 1896 wurde er als Nachfolger Reinitzers zum außerordentlichen Professor an der Deutschen Technischen Hochschule in Prag ernannt. Hier schloß er einen glücklichen Ehebund mit Irene Lambel, dem zwei Kinder entsprossen. In wissenschaftlicher Beziehung — speziell in phytochemischer Richtung — waren die Jahre in dieser sonst für ihn wenig angenehmen und befriedigenden Stellung von bewundernswerter Ergibigkeit. Wir nennen hier nur seine Studien über aromatische Stoffe in der Holzsubstanz und den Zellmembranen von Laub- und Lebermoosen, ferner seine Untersuchungen über die Stickstoffgewinnung und Eiweißbildung bei Schimmelpilzen, in denen

wohl Anregungen aus seiner Zeit bei Hofmeister und Pfeffer lebendig wurden, sowie endlich eine Reihe von Arbeiten, welche sich um den Nachweis chemischer Differenzen im Atmungsstoffwechsel zwischen gereizten und ungereizten Pflanzenorganen bemühten, die durch ihren Gehalt an anregenden Gedanken verdienstvoll bleiben, wenn seine Befunde auch keine Bestätigung erfahren konnten.

Nachdem er inzwischen (1902) zum ordentlichen Professor an seiner Hochschule aufgerückt war, wurde Cz. im Jahre 1906 in gleicher Eigenschaft an die Universität Czernowitz als Nachfolger E. Tangls berufen, wo er nicht nur bessere Arbeitsbedingungen vorfand, sondern vor allem nunmehr seiner Neigung zur reinen Wissenschaft und physiologischen Arbeitsrichtung freien Spielraum geben konnte. Da hier auch sein Wirkungskreis ein größerer war, versteht man, daß er nach dem Zeugnis seiner Schüler die dort verbrachte Zeit zu seinen glücklichsten rechnete. Indessen war diese nur von kurzer Dauer: in die Jahre 1907/08 fällt eine Tropenreise (die ihn besonders nach Java führte, und manche interessante Ergebnisse zeitigte: so über die Blattentfaltung gewisser tropischer Holzgewächse, das Phytoplankton des Indischen Ozeans, die Bewegungsmechanik der Blattgelenke der Menispermaceen usw.), und schon 1909 folgte er einem Rufe an die Prager Deutsche Universität als Nachfolger von H. Molisch.

Die Möglichkeiten zur experimentellen Arbeit hatten sich dadurch für ihn wiederum verbessert und nicht minder der Resonanzboden für sein Wirken als akademischer Lehrer. Es scharte sich eine Anzahl von Schülern um ihn, die ihm auf seinem eigensten Arbeitsgebiet besser zu folgen vermochten als der Czernowitzer Kreis. Leider sollten sich die Hoffnungen, mit denen er in Prag Untersuchungen über die Oberflächenspannung der für die diosmotischen Eigenschaften von Pfeffer als ausschlaggebend betrachteten sogenannten Plasmahaut unternahm, nicht ganz erfüllen. Wir wissen heute, daß auf dem von Cz. eingeschlagenen Wege diese Oberflächenspannung nicht zu ermitteln ist, und auch seine Auffassung von der isokapillaren Beschaffenheit der die Exosmose und den Eintritt des Zelltodes bewirkenden Grenzkonzentrationen der Stoffe ist wohl schwerlich richtig. Erwähnt seien aus dieser Zeit noch seine »Ausblicke auf biologische Adsorptionerscheinungen«, welche 1915 in der Festschrift für Pfeffer erschienen.

Inzwischen war der große Krieg ausgebrochen. Im Herbst 1915 stellte sich Cz. freiwillig als Militärarzt zur Verfügung, in welcher Eigenschaft er durch eine in Bosnien erworbene Flecktyphusinfektion schwer erkrankte. Er wurde zwar wiederhergestellt, seine Gesundheit blieb aber, wie sich später zeigte, schwer geschädigt.

Im September 1918 kehrte er nach Prag zurück, wo er trotz aller physischen Schonungsbedürftigkeit und tiefer Niedergeschlagenheit über den alsbald erfolgten staatlichen Zusammenbruch wieder mit aller Energie an die wissenschaftliche Arbeit ging. Hier entstand unter anderem eine kürzere Arbeit (1919) über den direkten mikrochemischen Lipoïdnachweis in Pflanzenzellen, für den er eine Mischung von Amylenhydrat, Pyridin und Sudanrot verwendete. Es ist fraglich, ob dieser Weg zum Ziel führt, doch kann über die Methode wohl noch nicht ganz abschließend geurteilt werden. Dies gilt auch von seiner, ebenfalls in dieser Zeit (1920) entstandenen letzten Arbeit, in welcher er sich

mit der von O. Loew, Molisch u. a. studierten Silberreduktion in Zellen, besonders Chlorplasten, näher beschäftigt, und sich bemüht, die Depsidnatur des sehr labilen, reduzierenden Stoffes nachzuweisen.

Am 31. Januar 1920 war sein großer, von ihm dankbar und bewundernd verehrter Lehrer, Wilhelm Pfeffer, in Leipzig gestorben. Im März 1921 wurde ihm eine Berufung als dessen Nachfolger zuteil. Ein tragisches Geschick ließ die großen Pläne des rastlosen Mannes, die sich an diese Berufung knüpften, nicht zur Wirklichkeit werden. Wenige Monate nach seiner Übersiedlung nach Leipzig, nachdem er dort kaum sein erstes Semester gelehrt hatte, raffte auch ihn, der seinem geschwächten Körper bis zuletzt kein Ausruhen gönnt hatte, der Tod dahin.

Wir haben bisher absichtlich des Hauptwerkes von Cz., seiner umfassenden »Biochemie der Pflanzen« nicht gedacht, um es an dieser Stelle um so nachdrücklicher hervorzuheben. Die erste Auflage (Jena 1905, 2 Bände) dieses großen Werkes geht auf die Zeit an der Prager Technischen Hochschule zurück. Die zweite Auflage erschien in 3 Bänden (I, 1913; II, 1920; III, 1921). Es wird stets bewundernswert bleiben, daß ein einzelner, noch dazu in Lehre und Forschung aufs intensivste beschäftigter Mann die ungeheure Arbeitskraft und die Fülle der Kenntnisse besessen hat, um die gesamte, in zahllosen Zeitschriften und Büchern der verschiedensten Wissenschaften verstreute, für jeden anderen unübersehbare Literatur nicht nur zu sammeln, sondern kritisch zu verarbeiten und ausgezeichnet darzustellen. Ist Cz. in seinen Originaluntersuchungen auch nicht immer glücklich gewesen, so hat dieses große Werk seinen Namen berühmt gemacht und wird mit seinem Andenken stets verbunden bleiben.

Die schönen menschlichen Eigenschaften Cz.s werden von allen, die ihm nahe gestanden haben, gerühmt. Als akademischen Lehrer zeichnete ihn besondere Gewissenhaftigkeit, ein großes Lehrtalent, volle Hingabe an seinen Beruf und mildes Urteil aus. Ein Wissen, das die verschiedensten Geistesgebiete umfaßte, künstlerische Talente und vielseitigste Interessen waren ihm in gleichem, seltenem Maße zu eigen.

Literatur: Vgl. vor allem die Biographie seines Schülers K. Boresch (Ber. der Deutschen Botan. Gesellschaft 1921, Bd. XXXIX, S. 97—114; dort auch ein treffliches Bild Cz.s und ein vollständiges Verzeichnis seiner Schriften, auf das hier verwiesen sei. Derselbe Autor hat in »Lotos«, Bd. LXIX, 1921, S. 3—14, einen Nachruf auf Cz. gegeben, dem ebenfalls ein Bildnis beigegeben ist.

Leipzig.

Willy Ruhland.

**Defregger, Franz v.**, \* in Stronach bei Dölsach (Pustertal in Tirol) am 30. April 1835, † am 2. Januar 1921 in München. — D., der Maler des Tiroler Bauernlebens und des Tiroler Befreiungskampfes von 1809, verlebte seine Jugend als Bauernbub auf dem einsamen Hof seines Vaters, der auf den Abhängen des Pustertales lag und zu Dölsach eingemeindet war. Das harte Leben des Tiroler Bergbewohners war ihm also von Kindheit auf vertraut: das Wunder ist nur, daß er als Künstler und Stadtmensch sich nicht davon abkehrte und sich in Darstellung mondäner Gestalten erging, wie es beispielsweise der gleichfalls aus dem Bäuerlichen stammende Lenbach gepflegt hat, sondern daß er seinem Jugenderlebnis treu blieb und Leben, Leid und Freud' seiner Landsleute zu malen nicht

müde geworden ist. Diese Treue zur Heimat, niedergelegt in ungezählten Bildern, ist ein Charakteristikum des Bergbewohners, insonderheit des Tirolers, der D. bis an sein Lebensende und auch in der Ehrenstellung des hochberühmten Akademieprofessors geblieben ist. Sie ist aber auch in persönlicher Hinsicht durchaus ethisch zu werten; denn die Entdeckung dieses Volksgenres und seine bildliche Durchführung mit der größten Liebe des Bergsohnes sind D.s ur-eigenstes Verdienst und von keiner Art äußeren Anlasses oder Förderns hervorgerufen und genährt. Seine Lebensaufgabe, die Verherrlichung des Tiroler Volkes, stieg ihm ohne irgendein fremdes Zutun eines Tages aus dem eigenen Empfinden, und er hat nicht einen Augenblick geschwankt, ihr treu zu bleiben. Es ist zu bedenken, daß vor 1870, als er begann, Tirol und seine Bevölkerung einen so abgelegenen Begriff der Erdkunde darstellten, wie heute etwa Afghanistan, und daß unsere Vorliebe für diesen Alpentheil ausschließlich D.s Verdienst ist. Allerdings haben schon seine ersten Bilder den Erfolg gehabt, der es ihm ersparte, ein Martyrium für seine Liebe auf sich zu nehmen; einen Erfolg, der in wenigen Jahren zur Weltberühmtheit führte und Land und Volk seiner Heimat rasch zum Wallfahrtsziel der zivilisierten Wanderlust gemacht hat. Es ist aber nicht daran zu zweifeln, daß D. sein Ideal auch durch anfängliche Mißerfolge tapfer zum Siege geführt haben würde.

Seine bildnerische Begabung äußerte sich schon in den Kinderjahren. Aus Krapfenteig formte er Figuren, und als er sich gar im Besitz eines und bald einer ganzen Herde von Bleistiften sah, war kein Tisch, keine Wand, kein Blatt Papier vor seiner Schilderungslust sicher. Indessen dauerte der Zustand dieser paradiesischen Unschuld nicht allzulange. Als er aus dem kontemplativen Dasein des Hirtenbubleins heraustrat und seinem Vater als Knecht in der schweren Tagesfron der Landarbeit beistehen mußte, schwand bald die Fähigkeit zu künstlerischer Betätigung vor der körperlichen Mühsal. Eine Änderung brachte auch keineswegs der Tod seines Vaters, vielmehr lag nun die ganze Last der Bewirtschaftung allein auf den Schultern des Zweiundzwanzigjährigen, und es erwies sich allzu rasch, daß diese den Anforderungen des rauen Berglebens nicht gewachsen waren. Der Franzl wurde beim Viehverkauf und wo es sonst galt, der Welt die kalte Schulter zu zeigen, unbarmherzig übers Ohr gehauen, mit dem väterlichen Hof ging es schnell bergab, und so war es kein Wunder, wenn der junge Bauer der Plage überdrüssig wurde, sein Anwesen verkaufte und sich entschloß, mit einigen Leidensgefährten auszuwandern.

Hier aber griff das Schicksal ein, das ein geistiges Wesen für diesmal nicht zugrunde gehen lassen wollte. Die besseren Elemente der Gesellschaft traten zurück, und D. verlor die Lust an Übersee. Es fiel ihm ein, daß er so etwas wie ein Talent besäße. Dieses konnte sich freilich in Abwesenheit aller Erfahrung (oben im einsamen Pustertal) nicht anders äußern als in dem Drang nach der heimischen Bildschnitzerkunst, und so machte er sich hoffnungsvoll mit seinem Gelde und seinen sechsundzwanzig Jahren auf und erschien zum erstenmal in der Landeshauptstadt Innsbruck, wo, wie er in Erfahrung gebracht hatte, der Bildhauer Michel Stolz ein gutgehendes Atelier nebst Schule für junge Anfänger unterhielt.

Die Erinnerungen D.s an diese Innsbrucker Erlebnisse, wie er sie später Friedrich Pecht erzählt hat, weichen von denen des Michel Stolz einigermaßen ab. Was Wahrheit sei, kann man nur aus der Intuition ahnen; aber der Stolzsche

Bericht ist detaillierter und darum überzeugender. Danach kam D. nicht 1859, wie er berichtete, sondern erst 1861 zu ihm und erklärte auf alles Befragen kurz und schlicht: er wolle »Maler werden«. Stolz prüfte seine zeichnerischen Gaben, er fand seinen Vortrag zwar primitiv, aber durchaus talentvoll und von ungewöhnlicher Begabung und Auffassung der ihm bekannten Wirklichkeit und nahm ihn vorläufig als Schüler auf. Und dies ist auch durchaus begreiflich und stimmt überein mit den Proben seiner jugendlichen Zeichenkunst, die uns A. Rosenberg in seiner Monographie des Künstlers Seite 4 und 5 in Abbildungen gegeben hat. Diese Jugendarbeiten aus den Jahren 1858—1860, mögen sie nun in Dölsach oder in Innsbruck entstanden sein, haben eine so reizvolle Frische und Ursprünglichkeit der Darstellung ländlichen Lebens, eine solche Sicherheit in der Charakterisierung der Gestalten und ihrer Bewegungen und einen so erquickend volkstümlichen Humor an sich, daß man rückblickend wohl geneigt sein könnte, das Beste der D.schen Kunst in ihnen zu erblicken. Es sind silhouettenhaft-flache Gebilde, ohne viel Kunst der Perspektive, ohne alle Modellierung und Lichtführung, wie sie die Volkskunst der bayerischen und österreichischen Alpenländer seit Jahrhunderten hervorgebracht hat; naive Szenen des Alltagslebens oder der Legendschilderung, die wir seit den letzten Jahrzehnten als eine einfache und künstlerisch hochstehende Kunstübung haben wertschätzen lernen, und deren hervorstechendste Beispiele in der Fassadenmalerei an Bauernhäusern und den Hinterglasbildern als Votivtäfelchen wir als vollgültige Kunstwerke betrachten.

Es steht zu hoffen, daß sich, bei entfesselter Aufmerksamkeit, noch mehr derartiger Jugendwerke des hochbegabten Bauernsohnes Franz D. aus der Verborgenheit werden ziehen lassen.

Jedenfalls verdient der treffliche Stolz höchste Anerkennung durch die Art, wie er das junge Genie erkannte und auf den richtigen Weg leitete. Denn er veranlaßte D. sehr bald, eigene Kompositionen aus der Erinnerung zu liefern, und das Resultat war, daß der Kunstschüler Schilderungen aus seiner bäuerlichen Heimat gab, die unmittelbar auf seine eigenste Begabung wiesen. Hierin bestärkte ihn der einsichtige Stolz — der, man muß es betonen, »Herrgottschnitzer war« und durchaus kein Maler! —, und da er gleich erkannte, daß jener bei ihm nicht an der rechten Stelle war, so brachte er ihn nach München und klopfte für ihn bei Piloty an, der dazumal der angesehenste und einflußreichste Maler der Historienkunst war. Historie aber, das war auch noch 1862 das Allerhöchste und Beneidenswerteste, was ein strebsamer Maljüngling zu erreichen sich träumen ließ.

Hiermit beginnt aber auch die Tragödie des Naturburschen, der selber bekannt hat, daß er von dem Eindruck des gewaltigen Nerobildes von Piloty, das er bei ihm auf der Staffelei sah — »Nero beim Brande Roms« — zeitlebens nicht mehr losgekommen ist. Das natürliche Talent kam unmittelbar in die Sphäre der unnatürlichsten Theatermalerei, aus der ein Makart, Gabriel Max und Stuck entsprungen sind: und es war um seine Naivität und Waldursprünglichkeit geschehen.

Zwar versagte ihm der große Mann und Akademiegewaltige vorerst seine persönliche Einwirkung und wies ihn streng auf die Vorschule zur Akademie, die ein so Ungeschulter und Ungelehrter wie der Dölsacher Bauernbursch in seinen krachledernen Hosen und seinem Gamsbarthütel unbedingt zuvörderst

zu absolvieren habe. Er kam für ein Jahr zu Dyck, dem Direktor der Münchener Kunstgewerbeschule, der seine ungehobelte Natürlichkeit in die Fesseln der »Richtigkeit« und Perspektive schnürte; wozu am Abend das fleißige Aktstudium bei dem Maler Filser kam. Und D. war so gelehrig, daß er nach einem Jahr zur Akademie übergehen durfte und die Malklasse von Anschütz bezog. Aber da behagte es ihm doch nicht recht; und da ihm auch das Münchener Klima nicht bekam (das er zeitlebens im Sommer mit dem Leben in seinen Heimatbergen vertauscht hat), so ging er 1863 kurz entschlossen nach Paris.

Hier blieb er bis zum Frühjahr 1865. Seine Malfertigkeit ließ immer noch sehr zu wünschen übrig. Doch war sein Bemühen, an der Académie anzukommen, vergeblich, er mußte sich ohne Anleitung weiterhelfen und suchte in Anschauung großer Kunstwerke und im Studium vor der Natur das Fehlende sich anzueignen. Daß die revolutionierende Malerei der großen Zeitgenossen, der Courbet und Manet, spurlos an ihm vorüberging, beweist sein ganzes Werk. Hier hat er den Anschluß an die realistische Kunst seiner Zeit verpaßt, und dies ist das Verdienst oder der Fehler der Münchener Akademie und Pilotys, die ihn von Anfang an gefangen hielten. Daß D. das Zeug gehabt hätte, es einem Leibl und Trübner gleichzutun, kann man aus einigen Arbeiten erkennen, die in jene Jahre fallen, und in denen er die Natur in ähnlicher Weise unbefangen und vom malerischen Standpunkt aus erfaßt hat: die »Abendlandschaft« der Nationalgalerie, Interieurs aus Tiroler Bauernhäusern und manche anderen Landschaftsstudien jener Bildungsjahre, bei denen ihn kein vorgefaßtes Interesse inhaltlicher Art geleitet hat. Diese aber bedeuteten ihm mehr gelegentliche Vorstudien ohne weitere Konsequenz: sein Weg als akademischer Maler war ihm unverrückbar durch seine Erziehung unter Piloty vorgezeichnet.

Bis zum Herbst 1867 hat er dann zum großen Teil in seiner Heimat gelebt und seine malerische Handschrift an den schlichten Vorwürfen der Landschaft, ihren Städtchen und Bewohnern weiter geübt. Im großen und ganzen aber hat er von 1865 bis 1870 als Schüler Pilotys zu gelten, in dessen Atelier er von dem Meister aufgenommen wurde. Und hier bildete er sein besonderes Genre aus und malte seine ersten selbständigen Bilder, die seinen Ruhm begründet und über den Erdball getragen haben.

1867 malte er sein erstes Genrebild: »Der verwundete Jäger«, der, vom Wilderer angeschossen, seiner Frau ins Haus getragen wird (Stuttgarter Galerie). 1869 das zweite: »Speckbacher und sein Sohn Andreas« (Innsbruck, Ferdinandeum), eine halb humoristische Szene aus dem Tiroler Aufstand 1809. Mit diesen beiden Erstlingen hatte er sogleich das Gebiet gefunden und abgesteckt, das ihm seinen Ruhm bringen und das er nicht mehr verlassen sollte bis an seinen Tod: das Bauerngenre, meist humoristisch gefärbt, seltener dramatisch zugespitzt, und das Historienbild aus dem Tiroler Volkskrieg gegen Napoleon, das meist genreartige Züge trägt und das Lessingsche Wort von dem »fruchtbaren Moment« vor oder nach dem eigentlichen Höhepunkt, der Katastrophe, sich zur Richtschnur nimmt. Eigentliche Kampfszenen hat die gemütvoll und sensitive Natur D.s stets zu vermeiden gewußt.

Der Erfolg des Speckbacherbildes auf der Internationalen Kunstausstellung in Wien 1869 war durchschlagend und führte D. auf die Höhen<sup>1</sup> anerkannter Meisterschaft. Es dauerte nicht lange, bis dieser Ruhm sogar den seines Meisters Piloty überstrahlte. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts war D. einer der

gefeiertsten Namen der Münchener, d. h. der deutschen Malerei; Museen und Sammler stritten sich um den Besitz seiner Bilder, und sein Leben verfloß ähnlich dem des berühmtesten Bildnismalers seiner Zeit, Lenbachs. Wie dieser konnte er sich einen kleinen Palast bauen (in der Königinstraße, am Rande des Englischen Gartens). Dazu erwarb er eine Villa in Bozen und ein Sommerhäuschen in Tirol, zuletzt auf der Höhe über Spinges, nicht weit von Franzensfeste, wo er den Sommer zubrachte. 1878 wurde er Professor an der Münchener Akademie und bald darauf geadelt.

Die Stationen seines Lebens fallen nun zusammen mit den Daten seiner wesentlichsten Bilder, die wir in historischer Folge nennen. 1869 »Ringkampf in Tirol«. 1871 »Die Brüder«. 1872 »Der Ball auf der Alm« und »Das Preispferd«; mit diesen Bildern errang er auf der Wiener Weltausstellung 1873 seinen größten bahnbrechenden Erfolg. 1873 »Die Bettelsänger«. 1874 »Das letzte Aufgebot« (Wien, Hofmuseum). 1875 »Tischgebet«, »Wilderer in der Sennhütte«, »Der Besuch«. 1876 »Heimkehr der Sieger« (Berlin, Nationalgalerie). 1877 »Abschied von der Sennerin«. 1878 »Andreas Hofers letzter Gang« (Königsberg, Museum). 1879 »Hofer in der Hofburg zu Innsbruck«. 1880 »Besuch auf der Alm«. 1881 »Der Schmied von Kochel«, Bestellung des bayerischen Staates (Neue Pinakothek). 1882 »Der Salontiroler« (Nationalgalerie). 1885 »Vor dem Aufstand«. 1886 »Speckbacher ruft die Alten auf«. 1887 »Das Abc«, »Kriegsgeschichten«. 1888 »Vorabend der Schlacht am Berge Isel«, »Selbstbildnis«, »Feierabend auf der Alm«. 1897 »Kriegsrat 1809«. 1898 »Die Kraftprobe«. 1899 »Der Eifersüchtige«.

Außerhalb seines Genres hat D. zahlreiche Studienköpfe, Landschaftsstudien, einige Bildnisse gemalt; endlich zwei religiöse Bilder, in denen er sich an die Venezianer des 16. Jahrhunderts anschloß: »Heilige Familie« (1872), Altarbild für seine Heimatkirche in Stronach, und »Madonna in Wolken« (1868).

**Literatur:** Eine gründliche und mit zahlreichen Abbildungen versehene Biographie des Künstlers schrieb Adolf Rosenberg (Velhagen & Klasing, Künstlermonographien Nr. 18, 3. Aufl., 1911). — Dazu: Fr. Pecht, Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts, Bd. II, 1879. — Derselbe, Geschichte der Münchener Kunst im 19. Jahrhundert, 1888. — Swoboda, Franz v. D., Biographisches und Kritisches, 1886. — Weitere Literatur in Thieme-Becker, Künstlerlexikon, Bd. 8 (von Ewald Bender).

Außer in den meisten deutschen Museen finden sich Bilder von D. in den Sammlungen von Wien (Akademie, Gemäldegalerie), Prag (Rudolfinum), Zürich (Kunsthaus), Kopenhagen (Glyptothek), Newyork (Metropolitanmuseum) und amerikanischen Privatgalerien; vor allem im Ferdinandeum in Innsbruck.

Berlin.

Paul F. Schmidt.

**Dühring, Karl Eugen**, \* in Berlin am 12. Januar 1833, † in Nowawes bei Berlin am 21. September 1921. — Eugen D. war der einzige Sohn eines Geheimen Expedierenden Sekretärs, eines lebensstüchtigen Mannes von energischem Temperament, der, früh verwaist, sein Studium hatte abbrechen müssen und, auf sich selbst angewiesen und zugleich für seine jüngeren Geschwister besorgt, die Not des Lebens reichlich kennengelernt hatte. Mit gewissenhafter Sorgfalt und nach bewußten Grundsätzen widmete sich der Vater der Erziehung und Unterweisung seines Sohnes, und in der Tat sind die Anregungen und Eindrücke tief und nachhaltig für das Leben gewesen, die der begabte Knabe von



dem freigesinnten Vater empfing, wiewohl dieser durch den Tod seiner Familie entrissen wurde, noch ehe der Sohn das dreizehnte Lebensjahr vollendet hatte. Die kärgliche Witwenpension der kränkelnden Mutter wäre für das Studium nicht zureichend gewesen, wenn nicht eine treusorgende Tante, seine »zweite Mutter«, Zeit ihres Lebens zum Unterhalt beigesteuert hätte. Seine wissenschaftliche Ausbildung empfing D. zunächst auf dem Kölnischen Gymnasium, wohin ihn noch sein Vater verbracht hatte, weil dort die Naturwissenschaften ausgiebiger behandelt wurden und wo ein verhältnismäßig freier Geist herrschte, dann, von der Obersekunda ab, auf dem Joachimstaler Gymnasium, das in dem früh kritisch denkenden Schüler durchaus keine angenehmen Erinnerungen hinterlassen hat. Nichtsdestoweniger machte sich auch dort seine Begabung geltend und seine Leistungen fanden volle Anerkennung. Die 48er Revolution blieb nicht ohne Einfluß auf den Heranwachsenden.

Noch auf dem Gymnasium hatte sich D. trotz seiner Neigung für logische Untersuchungen, Naturwissenschaften und speziell für Mathematik, für die das Interesse schon vom Vater geweckt worden war, zum juristischen Studium entschlossen und die richterliche Laufbahn in Aussicht genommen. Der Betrieb an der Universität befriedigte ihn so wenig wie der am Gymnasium. Noch weniger aber befriedigte ihn das gewählte Studium selbst, so gründlich er sich darein vertiefte, weil er in ihm nicht fand, was er suchte, den Geist eines natürlichen, lebendigen Gerechtigkeitsgefühls. So widmete er sich während der zu Ende gehenden Universitätszeit und in den darauffolgenden Jahren neben der juristischen Praxis mehr und mehr seinen anderen vielseitigen Interessen. Aber auch die philosophische Lektüre behagte ihm nicht; abfällig äußerte er sich über Hegel und Fichte, während er Kants Autorität immerhin damals mit Achtung gegenüberstand im Gegensatz zu seiner späteren Entwicklung, die ihn auch in Kant »nur einen Professor der Methaphysik« sehen ließ. »In allen Richtungen der wissenschaftlichen Literatur sah ich mich nach besserer Nahrung um.« Ein hartnäckiges Augenleiden veranlaßte ihn, den ursprünglichen Lebensplan aufzugeben und eine juristische Dozentur anzustreben. Der Verwirklichung der Absicht scheint der zu gewärtigende Widerstand des Professors Fr. J. Stahl, des bekannten Führers der Feudalpartei in der preußischen Ersten Kammer, im Wege gestanden zu sein, dessen jüdische Abstammung und Physiognomie von D. in seiner Lebensbeschreibung so nachdrücklich betont wird, daß der Gedanke naheliegt, daß bereits hier einer der Ausgangspunkte für seinen später zum dogmatisch verallgemeinernden Fanatismus gesteigerten Judenhaß vorliegt. Die nunmehr gefaßte Absicht, die Laufbahn des freien Schriftstellers einzuschlagen, ließ ihm die Erwerbung des Doktorgrades aus der Philosophie wünschenswert erscheinen. 1861 promovierte er mit einer Dissertation »*De tempore, spatio, causalitate atque de analysis infinitesimalis logica*«. Als Nebenfächer hatte er Mathematik und Physik gewählt. Inzwischen war sein Augenleiden bis zur Erblindung fortgeschritten. Dennoch wagte er 1862 die Ehe. Die anspruchslose Frau, die ihm zwei Söhne gebär, wurde ihm eine treue Lebensgefährtin. Von ihrer Hand wurden jahrzehntelang alle seine Werke niedergeschrieben. 1863 habilitierte er sich für Philosophie an der Universität Berlin unter Trendelenburg, nicht zuletzt von der — wie sich herausstellte, berechtigten — Hoffnung getrieben, als Privatdozent leichter Annahme seiner schriftstellerischen Arbeiten zu finden. Die nächsten Jahre

waren ungemein fruchtbar und zeigten den jungen Gelehrten in seiner erstaunlichen Vielseitigkeit. 1865 erschienen nicht weniger als vier Arbeiten: zwei philosophische Werke, die sich »wie Kopf zu Herz« verhielten — die »Natürliche Dialektik, neue logische Grundlagen der Wissenschaft und Philosophie« und »Der Wert des Lebens, eine philosophische Betrachtung«, später mit dem Untertitel »Eine Denkerbetrachtung im Sinne heroischer Lebensauffassung«, dasjenige Werk, in dem D. den Kampf gegen die lebensfeindlichen Weltansichten aufnahm, dessen Grundgedanken er durch fünfzig Jahre treu blieb, wie er selbst als Zweiundachtzigjähriger im Vorwort zur 7. Auflage versichert, und das von seinem Sohn, der 1922 die 8. Auflage besorgte, als das am meisten programmatische des Verfassers bezeichnet wird —, und zwei volkswirtschaftliche Schriften: »Kapital und Arbeit, neue Antworten auf alte Fragen« und »Careys Umwälzung der Volkswirtschaftslehre und Sozialwissenschaft«. Auch D.s Lehrtätigkeit war durchaus erfolgreich, seine Vorlesungen waren gut besucht. Nichtsdestoweniger hatte seine Bewerbung um eine vakant gewordene Philosophieprofessur 1866 keinen Erfolg, obwohl das Ministerium ihm geneigt schien. Der Versuch scheiterte an dem Widerstand der Fakultät, die erklärte, »einen wirklichen Philosophen«, nicht »einen Kameralisten« zu wollen und seine Blindheit als hinderlich für die Wahrung des Amtsgeheimnisses vorschützte, aber ein jährliches Gehalt aus dem Kgl. Dispositionsfonds für ihn beantragte, eine Gnade, die D. entschieden ablehnte. D.s Produktionskraft wurde durch den Mißerfolg nicht geschwächt. 1866 erschien seine »Kritische Grundlegung der Volkswirtschaftslehre«, 1867 die Schrift »Die Verkleinerer Careys und die Krisis der Nationalökonomie«. Schon der Titel zeigt die Neigung des Verfassers, für verkannte Neuerer einzutreten. Wie er die Ideen des amerikanischen Nationalökonomen Carey, der hohe Löhne als durchaus verträglich mit wirtschaftlicher Produktion verfocht, so hat sich D. mit Nachdruck auch für den damals noch nicht wie heute anerkannten deutschen Nationalökonom Friedrich List eingesetzt und später mit Leidenschaft der bahnbrechenden physikalischen Ideen Robert Mayers, des »Galilei des 19. Jahrhunderts«, sich angenommen. Nach diesen volkswirtschaftlichen Arbeiten erschien 1869 wieder ein philosophisches Werk, die »Kritische Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart«. Im gleichen Jahr hatte die Göttinger philosophische Fakultät die Preisaufgabe gestellt, eine kritische Geschichte der allgemeinen Prinzipien der Mechanik, ausgehend von der Zeit Galileis, zu schreiben. D. beteiligte sich, gestützt auf jahrzehntelang gesammelte Materialien, an dem Wettbewerb. Unter den fünf einlaufenden Bearbeitungen wurde D.s Arbeit, die einen Ausspruch Lagranges als Kennwort trug, 1872 mit dem ersten Preis ausgezeichnet. Das Urteil der Fakultät war überaus lobend und ehrenvoll. Das umfangreiche Werk erschien noch im gleichen Jahre im Druck. Es war ein eigenartiges Zusammentreffen, daß die Preisaufgabe auf Grund einer Stiftung ausgeschrieben war, die der Konsistorialrat C. G. Beneke zum Andenken an seinen Bruder F. E. Beneke gemacht hatte, der 1822 als Privatdozent von der Berliner Universität anscheinend auf Betreiben Hegels removiert worden war, später zwar rehabilitiert und zum außerordentlichen Professor befördert wurde, aber »doch schließlich zu keinem ordentlichen Amt innerhalb der Fakultät gelangte, obwohl . . . seine philosophischen Arbeiten den sehr untergeordneten gleichzeitiger ordentlicher Professoren, namentlich

denen des Herrn Trendelenburg, noch gewaltig überlegen geblieben waren. Beneke scheint gegen das Universitätsstreiben nicht gleichgültig genug gewesen zu sein . . . Sein Leichnam wurde in einem bei Berlin gelegenen Wasser aufgefunden. Das seltsame Mißgeschick der Berliner Universität mit Privatdozenten von Ruf steht übrigens nicht vereinzelt da. Einige zwanzig Jahre vor dem Beneke-Fall hatte ihr Schopenhauer den Rücken gekehrt . . . zwei Jahrzehnte nach dem Benekeschen-Todesfall (1875) beschäftigte sich die Universität angelegentlich mit der für diesmal freilich noch nicht vonstatten gegangenen Remotion des Verfassers dieser Schrift. Diese überaus charakteristische polemische Anmerkung, die D. der Einleitung zur 2. Auflage seiner Preisschrift beigibt, zeigt, wie weit der Konflikt des Privatdozenten mit der Universität damals bereits gediehen war. Zwar war seit 1868 scheinbar eine Besserung des Verhältnisses eingetreten, Bewerbungen um eine Professur blieben aber ohne Erfolg und die Spannung nahm bald wieder zu. Der Konflikt, auf den D. in der Anmerkung anspielt, entsprang aus der Kontroverse mit dem Professor der Nationalökonomie, dem »Kathedersozialisten« A. Wagner und schloß sich an das 1871 erfolgte Erscheinen der »Kritischen Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus von ihren Anfängen bis zur Gegenwart« an. In der Konfliktzeit, 1875, erschien weiter der »Kursus der Philosophie als streng wissenschaftlicher Weltanschauung und Lebensgestaltung«, der 1895 umgearbeitet als »Wirklichkeitsphilosophie. Phantasmenfreie Naturergründung und gerecht freiheitliche Lebensordnung« herauskam, und 1876 der »Kursus für National- und Sozialökonomie«.

Gerade die Anmerkungen zur 2. Auflage der Preisschrift, deren eine oben wiedergegeben ist, wurden neben einer Schrift über »Die höhere Berufsbildung der Frauen und die Lehrweise der Universitäten« zum Ausgangspunkt eines endgültigen Verfahrens. Die Göttinger Fakultät erklärte, daß sich ihr Urteil auf die Zusätze der 2. Auflage nicht beziehe. Speziell wurden ihm ironisierende Angriffe gegen Helmholtz zum Vorwurf gemacht, vor allem eine Anmerkung, in der zum Ausdruck gebracht war, daß in dessen Abhandlung »Über die Erhaltung der Kraft« Robert Mayer totgeschwiegen worden sei; auch die Mathematiker Kummer und Weierstraß fühlten sich verletzt, obwohl D. behauptet, bei seiner Kritik nicht an sie gedacht zu haben. So kam es wegen anstößiger Stellen in der Preisschrift und unstatthafter Kritik der allgemeinen Universitätszustände überhaupt 1877 zum Remotionsverfahren. Der Kampf wurde auf beiden Seiten mit größter Schärfe und in der Öffentlichkeit geführt. Große Teile der Studentenschaft ergriffen in Adressen, Versammlungen und Flugschriften Partei für D. Die Bewegung griff über Berlin hinaus; ein D.-Komitee wurde gebildet; auch die Sozialdemokratie setzte sich im Interesse der Freiheit der Wissenschaft für ihn ein, wie D. allerdings behauptet, um sich angesichts der Studentenbewegung die Agitationsgelegenheit nicht entgehen zu lassen; denn D. haßte nächst den Professoren und Juden am meisten die Sozialdemokratie, aus theoretischen Gründen und wegen des Anteils der Juden an der Bewegung; dennoch glaubte er während des Konfliktes ihrer Parteinahme für ihn sich nicht widersetzen zu dürfen, um bei der Arbeiterschaft nicht in schiefes Licht zu geraten.

Die Remotion war natürlich nicht aufzuhalten, sie war eben das Schlußglied einer langen Entwicklung. Gewiß dürfte mit einer Kampfnatur wie D.,

bei seiner Neigung zu schonungsloser Kritik und seiner Erregbarkeit, seinem Mißtrauen und seinem hochgespannten Selbstbewußtsein nicht leicht auszu- kommen gewesen sein, anderseits scheint in den Anfangsstadien die Fakultät wohl zu jener Duldung und Anerkennung nicht bereit gewesen zu sein, die gegenüber dem zwar unbequemen, aber geistig bedeutenden und leidenden Manne nahegelegen hätte.

Nach seiner Remotion zog sich D., dessen schriftstellerische Position schon seit 1866 als gesichert gelten konnte, als freier Schriftsteller nach Nowawes bei Berlin zurück, wo er weiterhin eine überaus fruchtbare literarische Tätigkeit entfaltete, freilich immer mehr seiner Verbitterung und ungehemmter Polemik die Zügel schießen lassend. Von den zahlreichen Schriften dieser zweiten Hälfte seines Lebens ist vor allem zu nennen seine Selbstbiographie, »Sache, Leben und Feinde als Hauptwerk und Schlüssel zu seinen sämtlichen Schriften«, die 1882 erschien und aus der im vorstehenden mehrfach zitiert wurde, seine »Logik und Wissenschaftstheorie, denkerisches Gesamtsystem verstandessouveräner Geisteshaltung« und »Neue Grundmittel und Erfindungen zur Analysis, Algebra, Funktionsrechnung und zugehörigen Geometrie, sowie Prinzipien zur mathematischen Reform, nebst einer Anleitung zum Studieren und Lehren der Mathematik«, deren erster Teil 1884, deren zweiter 1903 von ihm und seinem Sohn Ulrich herausgegeben wurde. Auch mit literargeschichtlichen Arbeiten ist D. hervorgetreten. Der Polemik und Propaganda seiner reformerischen Ideen gewidmet war außer einer Reihe einzelner Schriften die Halbmonatschrift »Personalist und Emanzipator«, die er seit 1899 herausgab, »für aktionsfähige Geisteshaltung und gegen korrupte Wissenschaft«, die von seinem Sohn weitergeführt wird und »fast nur das, was anderwärts nicht oder doch nicht mit gleicher Nachdrücklichkeit zutage tritt«, bringen will. Die reformatorischen Bestrebungen D.s beziehen sich auf die verschiedensten Gebiete, ja auf alle herrschenden Zustände im Reiche des Geistes, die ihm in der Gegenwart durch und durch verdorben scheinen, auf soziale und politische Verhältnisse, Schule und Ehe, Kunst, Philosophie und Einzelwissenschaft.

Eugen D. pflegt zu den deutschen Positivisten gerechnet zu werden, aber seine erkenntnistheoretische Einstellung unterscheidet ihn doch wesentlich von dem Positivismus etwa im Sinne Machs. Nicht die Empfindungen und Bewußtseinsgegebenheiten sind für ihn die eigentliche Wirklichkeit und der Gegenstand unserer Erkenntnis, sondern eine Außenwelt mit Körpern und Kräften im Sinne der Naturwissenschaft. Die Begriffe von Ursache und Kraft aufzugeben und nur von Erscheinungen zu reden, ist ihm »Abweg und zweiflerisch krankhafte Verirrung«. Diese Auffassungen ließen eher seine Einreihung unter die kritischen Realisten angemessen erscheinen. Was ihn zu den Positivisten zählen läßt, ist seine entschiedene Betonung der Grenzen der Erkenntnis und seine scharfe Kampfstellung gegen jegliche Metaphysik. Schroff lehnt er »ein Seelengespenst« ab, andererseits aber auch eine Erklärung des Lebens im Sinne des Mechanismus; auch die besonderen Prinzipien des Lebens sind vielmehr ernsthaft als Kräfte zu nehmen. Trotz seiner grundsätzlichen Ablehnung der Metaphysik entwickelt D. selbst weit über die Erfahrung hinausgehende Gedankengänge, so z. B. wenn er die Frage nach der Zukunft der Welt erörtert, einen Urzustand und neue Anfänge setzt, die selbst wieder den Ausgang von Kausalreihen bilden, oder wenn er Empfindungen aus dem Antagonismus

mechanischer Kräfte entstehen läßt. Er erinnert in dieser inkonsequent scheinenden, in seinem Gesamtsystem freilich begründeten Haltung an Schopenhauer, der ebenfalls die Metaphysik bekämpfte und selbst ein metaphysisches System schuf, und der gerade wegen des metaphysischen Einschlags seiner Philosophie und der damit verbundenen Lebensauffassung von D. bekämpft wird, bei aller Achtung, die er ihm sonst zollte; denn Schopenhauer gehört wie Comte, Feuerbach, Rousseau, Hobbes zu den wenigen Philosophen, denen D. seine Anerkennung nicht versagt. Mit Schopenhauer eint ihn übrigens nicht nur die leidenschaftliche Polemik gegen die Universitätsphilosophie, sondern auch das große Ziel, Erkenntnis und Leben in einem umfassenden geschlossenen System zu verknüpfen. D. gehört zu den Philosophen, die nicht nur Gelehrte, sondern Reformatoren sein wollen. Der Schwerpunkt der Philosophie liegt für ihn in ihrer Bedeutung für das Leben. Im Gegensatz zu Schopenhauer bejaht er das Leben und seinen Wert. Die lebensfeindlichen Weltansichten haben ihren Ursprung in Übersättigung und Ausschweifung, der durch sie erzeugte Lebens- ekel führt zu den Jenseitsphantasien, denen dann auch die in Entbehrung lebenden Menschen in der Hoffnung auf ein besseres Dasein nach dem Tode sich in die Arme werfen. Konsequenter lehnt darum D. ebenso den »Wiegenwahn« der Jenseitsreligionen wie ihren Ersatz durch Jenseitsmetaphysik und Nirwanasehnsucht ab. Hier trifft sich seine praktische mit seiner theoretischen Metaphysikfeindlichkeit und andererseits verschmelzen seine grundsätzlichen Anschauungen mit den trüben Erfahrungen, die er mit Juden gemacht zu haben glaubt, zu jener dogmatischen Judenfeindschaft, die in den Juden eine niedrige Rasse schlechthin sieht, deren unersättliche Lebensgier das asketische Christentum heraufführte. »Das Judentum bleibt den modernen Völkern solange eingepflanzt, als sie nicht auch das Christentum überwinden.« Wenn man die Lebensbejahung D.s als Optimismus bezeichnet, darf man darunter nicht eine Geistesrichtung verstehen, die die Härten und Unbilden des Lebens übersieht. Sie eben gilt es zu meistern. In seiner heroischen Lebensbejahung und seiner feindseligen Ablehnung der Jenseitsmetaphysik, speziell auch des Christentums, kann D. als Vorläufer Nietzsches betrachtet werden, der sich denn auch mit ihm auseinandersetzt. Allerdings ist D. der ekstatische Enthusiasmus Nietzsches fremd, dazu ist der positivistisch-realistisch gerichtete Philosoph und Nationalökonom zu gesund und nüchtern. Auch ist seine Lebensphilosophie im Einklang mit seinen nationalökonomischen Ideen durchaus sozial gerichtet; er bekämpft die demoralisierende Formel des Kampfes ums Dasein, die »zum theoretischen Beschönigungsmittel des frechsten Egoismus« geworden war. Er bekämpft konsequenterweise auch den Militarismus und den Krieg.

Das D.sche Lebenswerk im ganzen ist zu verstehen als Kampf um eine Gesundung des von ihm als krankhaft verirrt empfundenen Lebens und Denkens, und auch der Gegner wird ihm zugestehen müssen, daß er ein tapferer Kämpfer und origineller Denker war. Seine Bücher, speziell deren positive Partien, haben etwas zu geben, auch wenn man ihren Standpunkt nicht teilt. Die Sprache ist klar und lebendig, aber der Genuß der Lektüre wird wesentlich beeinträchtigt durch die den positiven Inhalt oft, namentlich in späteren Schriften, überwuchernde, nicht selten maßlose Polemik.

Literatur: Ein vollständiges Verzeichnis seiner Schriften enthält die 8. Auflage des »Wert des Lebens«. Bildnis und Namenszug sind seiner Selbstbiographie beigegeben. Der

literarische Nachlaß ist in den Händen seines Sohnes Ulrich D., der ihn im »Personalist und Emanzipator« zur Sprache gebracht hat. Dort finden sich auch weitere Mitteilungen aus dem Leben des Verstorbenen und der Nachruf des Sohnes. Von den vergriffenen Büchern Eugen D.s sind bis jetzt in neuer Auflage durch Ulrich D. außer dem bereits erwähnten »Wert des Lebens« herausgegeben die beiden volkswirtschaftlichen Werke »Waffen, Kapital, Arbeit« (1924) und »Kursus der National- und Sozialökonomie« (1925).

München.

Alois Wenzl.

**Dvořák, Max**, Kunsthistoriker, \* in Raudnitz in Böhmen am 24. Juni 1874, † in Grusbach in Mähren am 8. Februar 1921. — D. hat als reiner Historiker begonnen, als Historiker die Wiener Universität und ihr Institut für österreichische Geschichtsforschung besucht; erst gegen Ende seiner Studienzeit ist er Kunsthistoriker geworden. Seine allerersten Veröffentlichungen zeigen die Ausbildung D.s in der Schule historischer Kritik am Wiener Institut für österreichische Geschichtsforschung. Diese Einstellung brachte D. in die Kunstgeschichte mit, die eben durch Wickhoff und Riegl die Überwindung des ästhetischen Dogmatismus vollzog; er übernahm von diesen seinen beiden Lehrern die Auffassung der Wissenschaft von der Kunst als einer historischen Disziplin. Die Kunstwerke, von der ästhetischen Bindung losgelöst und durch Auffassung als bloße historische Tatsachen wesentlicher Elemente beraubt, werden durch ihre eigene Gesetzlichkeit zu einer Entwicklung zusammengeschlossen, sie bilden Reihen deren psychische Verknüpfung in der Sonderart der isolierten Kunstwerke begründet ist. Die Raum- und Zeitgrenzen, die die Geschichte zieht, bestehen nicht für ihre Welt, und so zersprengt die evolutionistische Deutung der Kunst den historischen Dogmatismus. Nicht innerhalb der Nationen und nicht innerhalb der Stilperioden spielt sich das historische Leben der Kunst ab; es greift aus und über, ein Strom, der sein Bett sich selber gräbt. Eine Auffassung wie diese muß mit Vorliebe alle Übergangsgebiete bebauen. Es ist kein Zufall, daß die großen Arbeiten Wickhoffs und Riegls den stilistischen Grenzfragen gewidmet sind und daß auch D. in seinen ersten Arbeiten an dieser Befreiung der Kunstgeschichte aus fremdgeistigen Banden mitwirken mußte. In den »Illuminatoren des Johann von Neumarkt« (Wiener Jahrbuch 1901), mit denen sich D., seit 1898 Assistent am kunsthistorischen Institut der Wiener Universität, 1902 an dieser habilitierte, hat er den Begriff einer abendländischen Kunstsynthese als Keimzelle der nordischen Kunstblüte des 15. Jahrhunderts entwickelt. Nicht in den Fäden, die von Avignon nach Böhmen führen, nicht in der stilistischen Filiation, die hier nachgewiesen wird, liegt der entscheidende Wert dieses Buches, sondern in dem Nachweis der Eigenbewegung der Kunst, die über die Grenzen der Nationen und über den Straßen der Geschichte ihre Luftwege zieht. Mehr ins Zeitliche gewendet erscheint eine ähnliche Fragestellung in dem »Rätsel der Brüder von Eyck« (Wiener Jahrbuch 1903) — wozu die in der Festschrift für Franz Wickhoff erschienene Studie »Les Aliscans« ein wichtiges Paralipomenon bildet; eine Stilwandlung wird mit subtilster Hand zerlegt, das Herauswachsen eines modernen Kunstgefühls aus einem mittelalterlichen verfolgt. Kann man sagen, daß hier Gotik zu Renaissance wird? Die Starrheit der Stilbegriffe liegt wie ein Fremdkörper im auflösenden Gedankenfluß seiner Darstellung; Stil ist etwas, das sich der Begrifflichkeit entzieht, auf Nationen, Perioden oder Individuen angewendet, vollgesogen mit tausend-

fältiger Lebendigkeit. Diese Ableitung des Stils aus der Gesamtsumme der inneren Merkmale führt an einen Punkt, wo die alte evolutionistische Ausdeutung einer intuitiven weicht; hier heißt es den Begriff der Geschichte sprengen — oder erweitern. Eine Selbstbesinnung schien geboten; der Weg konnte zur philosophischen Konstruktion führen — gewissermaßen absehend davon, daß ein Kunstwerk in erster Linie ein Kunstwerk ist — oder zur Beschränkung auf die Probleme der Anschaulichkeit. Zu Grundbegriffen, die sich an die Bewältigung der formalen Aufgaben anlehnen.

Diese Krise fällt in die Zeit, in der D. durch eine Fülle anderweitiger Arbeit an einer reicheren literarischen Tätigkeit gehindert war. Seit 1905 war er — nach dem Tode Riegls — a.o. Professor, seit 1909 — dem Tode Wickhoffs — o. Professor an der Wiener Universität. Der Umfang der Lehrverpflichtung und die Tiefe seines pädagogischen Pflichtgefühls veranlaßten ihn, den Stoff der Kunstgeschichte der ganzen Breite nach durchzuarbeiten. Die große Anzahl meisterlicher Rezensionen aus den verschiedensten Gebieten, die ab 1904 in den Kunstgeschichtlichen Anzeigen erschienen, beweist, daß diese Durcharbeitung nicht eine extensive Aneignung war, sondern eine intensive Durchdringung mit einer Fülle von Problematik, die literarisch vorläufig nur diese konzentriertesten Gelegenheitsäußerungen gestattete. Daneben erfüllte der gleiche Reichtum die Vorlesungen, die D. mit großer Gewissenhaftigkeit arbeitete; der deutschen Sprache im schriftlichen Ausdruck völlig mächtig geworden, aber in ihrer mündlichen Handhabung doch immer gehemmt, hat er jeden Vortrag schriftlich niedergelegt und auswendig vorgetragen, ohne dadurch etwas an Spannung verloren gehen zu lassen. Diese erste pädagogische Tätigkeit bewegte sich zunächst auf dem Boden der ersten wissenschaftlichen Auffassung, die am ganzen Umfang des Materials durchgeprobt wurde. Der Anstoß zu ihrer Überwindung gab die Arbeit in der Denkmalpflege. Seit dem Tode Riegls als Generalkonservator an die Spitze der österreichischen Denkmalpflege gestellt, hat D. deren Organ, die Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale, von Grund aus umgebaut; er schuf ihre Verwaltungsorganisation, umschrieb ihre Grundsätze und Absichten (Katechismus der Denkmalpflege, 1916), ermöglichte ihre enge Verbindung mit der Kunstgeschichte (Deutsche Kunsttopographien in Kunstgeschichtliche Anzeigen 1906, Herausgabe der Österreichischen Kunsttopographie 1907 ff.). Neben dieser großen organisatorischen Tätigkeit ging eine entscheidende Mitarbeit an der Schaffung des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft. Diese große, unübersehbare Fülle einzelner Erscheinungen überindividuell verarbeitenden Organisationen machen wissenschaftliche und künstlerische Arbeit — sonst nur als individuelle Betätigung bewertet — zu sozialen Erscheinungen. Speziell die Denkmalpflege rückt das alte Grundproblem in ein neues Licht; hier sind die Individualität des Kunstwerkes und seine Aufgabe als Ausdruck vielfach verquickter Geistigkeiten verknotet und versöhnt. Hier gibt es keine Hälften, sondern nur ein Ganzes, das Ganze, das auf einmal im Gefühl gefaßt werden kann. Kunst ist weder Form noch Begriff; die Probleme der Anschaulichkeit und der philosophische Dogmatismus lösen sich in der höchsten historischen Einstellung, die der Erfassung der gesamten herrschenden Geistigkeit gilt. Eine Kreiswindung, die bei den großen Romantikern zu Beginn des 19. Jahrhunderts anhebt, hat sich geschlossen; aber die ganze hundertjährige Arbeit zur Erkenntnis des rein Historischen und des rein Formalen liegt

dazwischen und hebt den neu gewonnenen Standpunkt auf eine höhere Stufe. Kunst und Leben laufen nicht parallel, ineinander wirkend und sich ineinander spiegelnd; sie sind Eines, untrennbare Auswirkungen gleichen Geistes, der durch sein Formwerden sein Wesen — statt es einzubüßen oder abzuschleifen — vertieft und verklärt. Den Abschlußstein in dem neuen Geistesgebäude brachte das Erlebnis des Krieges; es hob die letzten Widerstände auf und erzeugte die äußerste Spannung, die die Kruste eigener wissenschaftlicher Vergangenheit siegreich durchbrechen konnte. In stürmischer Hast hat D. nunmehr seine neue Erkenntnis hervorgesprudelt. Nur noch ein Quadriennium akademischer Vorlesungen stand ihm zur Verfügung, den ganzen Stoff der abendländischen Kunstgeschichte auf die Tragfähigkeit der geistesgeschichtlichen Idee hin zu untersuchen. In den Vorlesungen hat sich der im Lauf eines Jahrzehnts vollzogene Wandel von einem stark materialistisch gefärbten Positivismus zu einem neuen Idealismus zuerst ausgesprochen und eine neue Generation von Schülern zu ungeheurem Enthusiasmus hingerissen; die Überwindung der analytischen Methode durch ein Bekenntnis zu einer geistesgeschichtlichen Synthese besaß für das durch das Ereignis des Krieges hindurchgegangene Geschlecht die werbende Gewalt unwiderstehlicher Aktualität. In seinem »Idealismus und Naturalismus in der gotischen Skulptur und Malerei« (München 1919) hat D. seine neue Auffassung in einer großen literarischen Arbeit proklamiert; in ihren Wurzeln hängt noch alte Erde, der Titel verrät noch etwas von der Fragestellung, wie sie seinem Lehrer Wickhoff am Herzen gelegen war, als Ganzes aber bedeutet dieses Buch ein Programm, das eine neue Phase kunstgeschichtlicher Arbeit eröffnet. D. will die künstlerischen Tatsachen — bei voller Wahrung ihrer spezifischen Eigenart — in die allgemeinen Zusammenhänge historischen Geschehens einbeziehen und wendet diesen an Dilthey und Troeltsch geschulten Tiefblick mit intensiver Sicherheit auf die ihm von früher her vertraute Epoche des hohen Mittelalters an, deren unermeßliche Fruchtbarkeit für das Werden des modernen Geistes sich andern Ausdeutungsweisen bisher im wesentlichen unfaßbar erwiesen hat. Dieser Instinkt für das Aktuelle, der ein Teil der wissenschaftlichen Höchstleistung ist, hat D. auch bei den anderen Arbeiten geleitet, die neben dieser großen Gotikarbeit entstanden und teilweise in Vorträgen oder Aufsätzen fixiert, teilweise in unvollendeten Bruchstücken zurückgeblieben, das Schauspiel einer gewaltigen Eruption nach langer Zurückhaltung bieten. Er hat Perioden herausgegriffen, in denen die Kunst offensichtlicher als in anderen Ausdruck allgemeiner Bedürfnisse war; nicht Epochen reifer Formvollendung, sondern dunkel gärender Geistigkeit interessierten ihn aus diesem Instinkt wissenschaftlicher Ökonomie, aber auch aus dem Gefühl innerer Verwandtschaft heraus. Die Anfänge christlicher Kunst, die Gotik — trotz romantischer Bevorzugung fast nur archivarisches, technisch und statistisch durchforscht —, der Manierismus — das sind die Zeiten, die ihn am meisten interessieren, Greco, Brueghel und Tintoretto sind seine letzten Helden. Sieben Aufsätze, die in der Nachlaßausgabe seiner Schriften unter dem Gesamttitel »Kunstgeschichte als Geistesgeschichte« vereinigt sind, greifen von der Katakombenmalerei bis zum Greco einzelne Kapitel aus der Kunstentwicklung heraus; aber sie stehen alle in einem großen Zusammenhang, den D. bei einer Tagung in Bregenz folgendermaßen formuliert hat: »Die Kunst besteht nicht nur in der Lösung und Entwicklung formaler Aufgaben und Probleme, sie ist auch immer



und in erster Linie Ausdruck der die Menschheit beherrschenden Ideen, ihre Geschichte, nicht minder als die der Religion, Philosophie oder Dichtung, ein Teil der allgemeinen Geistesgeschichte.« Diesem Programm wollte er in dem Jahrbuch des Denkmalamtes, das er seit Jahren herausgab, ein Organ schaffen; dieser Plan eines Jahrbuchs geistesgeschichtlicher Kunstgeschichte hat ihn in den letzten Monaten vor seinem Tode beschäftigt, da er, von unentfliehbar gewordener Todesahnung gepeitscht, seine Leistung aufs Äußerste steigerte. Seine Vorträge und Vorlesungen, die immer schon sorgsam ausgefeilte Meisterleistungen gewesen waren, wuchsen zu einer hinreißenden Größe des Stils.

Aus dieser ungeheuren Anspannung, die der unglückliche Ausgang des Kriegs und der aufregende Kampf um die Verteidigung des österreichischen Kulturbesitzes gegen äußere und innere Feinde ungünstig belastete, hat ihn der Tod mit einer fast mythologischen Plötzlichkeit hinweggerissen. D.s ganze Leistung legt Zeugnis ab für einen unbedingten Idealismus; seine Überzeugung, daß der Geist den Stoff besiegt, hat er durch sein Leben und sein Sterben besiegelt; denn er blieb unüberwunden aufrecht, aber der Stoff rächte sich und zerbrach. —

Literatur: Eine Gesamtausgabe seiner Werke und seiner nachgelassenen Schriften einschließlich der Vorträge und Vorlesungen wird von K. M. Swoboda und J. Wilde (Wien) besorgt; drei Bände davon sind bei R. Piper in München erschienen, weitere sind in Vorbereitung. Nekrologe: Hans Tietze in *Kunstchronik* 1921, Nr. 23; Otto Benesch im *Repertorium für Kunstwissenschaft* 1923; Max D. zum Gedächtnis (Dagobert Frey), Wien 1922; Ein Gedenkblatt zur Trauerfeier für Max D. (Jos. Weingartner), Wien 1921 (mit Biographie der Schriften D.s).

Wien.

Hans Tietze.

**Ehrenberg, Richard**, Dr. cam. u. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Rostock, Geh. Hofrat. \* 5. Februar 1857 zu Wolfenbüttel, † 17. Dezember 1921 zu Rostock i. M. — Richard E. besuchte das Wolfenbüttler Gymnasium bis einschließlich Unterprima, trat dann als Lehrling in ein Hannoversches Bankgeschäft, im Anschluß daran in ein Berliner Bankhaus ein. Schon während der Lehrzeit bildete er sich privatim wissenschaftlich-theoretisch weiter, sein Beruf sagte ihm nicht zu, kurze Zeit versuchte er im Leipziger Buchhandel Befriedigung zu finden. Auch dieser Beruf füllte ihn nicht aus. Auf Zuraten und Vermittlung seines Bruders ging er wieder ins Bankfach zurück, und zwar als Korrespondent in eines der ersten Bankhäuser Hamburgs, C. L. Behrens & Sohn. Er hatte das Glück, daß sein Chef seine große theoretische Begabung erkannte und ihm über das sonstige Maß Zeit gab, seinen Privatstudien weiter nachzugehen. Hier entstand seine erste Schrift: »Die Fondsspekulation und die Gesetzgebung«, eine Arbeit, die glänzend kritisiert wurde. Der Erfolg dieser Arbeit bewog ihn, umzusatteln und sich dem Hochschulstudium zu widmen. Er ging nach Tübingen, der einzigen Universität, wo es möglich war, ohne Abiturientenexamen als Doktor der Staatswissenschaften zu promovieren. Schon nach zwei Jahren gelang es ihm, seinen Doktor summa cum laude zu machen. Er setzte sein Studium in Bayern fort, arbeitete in Augsburg im Fugger-Archiv und legte dort den Grund zu seinem Werk »Das Zeitalter der Fugger«, ging dann nach Hamburg, wo er an diesem Werk weiterbaute und gleichzeitig einige kleinere Arbeiten über Hamburg und Altona veröffentlichte (s. u.). Diese Schriften brachten ihm die Stellung eines Sekretärs des Commerz

Kollegiums zu Altona ein (1889). In Altona entfaltete er fast zehn Jahre lang eine umfangreiche, fruchtbare Tätigkeit, z. B. schuf er die »Hochsee-Fischerei-Gesellschaft«, auch propagierte er lebhaft den Gedanken der Handelshochschulen. Im Jahre 1896 erschien dann sein zweibändiges Werk: »Das Zeitalter der Fugger«; es erregte Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt und brachte ihm einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Göttingen, ohne daß er sich je habilitiert hatte, 1899 kam er als Ordinarius an die Universität Rostock. Bis zu seinem Tode wirkte er dort und veröffentlichte eine große Zahl national-ökonomischer Bücher und Abhandlungen.

Richard E. war ein so ausgesprochener selbständiger Charakter, unbeeinflußt vom Zeitgeist und wissenschaftlichen Strömungen, unbeirrbar in seiner Zielsetzung, daß er bald mit anderen hervorragenden Vertretern der national-ökonomischen Wissenschaft in heftigen Kampf geriet, den er mutig und treu seiner Überzeugung führte, obwohl er einsam blieb und ohne Bundesgenossen! Es war die Zeit des Kathedersozialismus, welcher durch Leuchten, wie Wagner, Schmoller, Brentano u. a. vertreten, die ganze öffentliche Meinung beherrschte. Ein Wagnis war es, gegen diese Richtung, die E. als einseitig, oberflächlich und gefährlich für die deutsche Zukunft zu erkennen glaubte, Front zu machen und sich zu unterfangen, der Wirtschaftswissenschaft neue Wege zu weisen! Mit seiner Schrift »Sozialreformer und Unternehmer« (1904) erhob er seine warnende Stimme. Bewußt ging er bei seinen Untersuchungen und Kritiken von der »Unternehmung« aus, deren inneres Wesen und Gesetzmäßigkeit er zu ergründen bemüht war. Die herrschenden Auffassungen über die Sozialpolitik sah er einseitig betont vom Standpunkt der Arbeitnehmer ihren Ausgangspunkt nehmen, das Arbeitsverhältnis sah er immer einseitiger als reines Vertragsverhältnis hingestellt bei Übersehung der gegenseitigen Bindungen, er glaubte, die Wirtschaftswissenschaft politisierend und in ihren sozialpolitischen Forderungen Parteien dienend zu sehen, die wissenschaftliche Methodik der herrschenden Richtung hielt er für unvollkommen und ungenau. Gegen alles dies wandte sich der tapfere Gelehrte! Zunächst versuchte er die naturwissenschaftliche Methode des Vergleichens mit der exakten Genauigkeit ihrer Ergebnisse auf die Volkswirtschaftslehre zu übertragen. Als Vorbild diente ihm der große mecklenburgische Wirtschaftsforscher Johann Heinrich v. Thünen, der praktischer Landwirt und hervorragender Gelehrter zugleich war. Es ist ein unbestreitbares Verdienst Richard E.s, das Werk dieses Mannes aus fast völliger Vergessenheit wieder mitten in unsere Zeit gestellt und seine Ergebnisse vertieft und ausgebaut zu haben! Er sammelte mit Fleiß Thünens Nachlaß und gründete das »Thünen-Archiv« (Archiv für exakte Wirtschaftsforschung), das er zum Organ der von ihm ferner ins Leben gerufenen »Vereinigung für exakt-vergleichende Wirtschaftsforschung«, eine Vereinigung von führenden Industriellen und Landwirten, machte. Bis zu seinem Tode entstand jährlich ein Band des Thünen-Archivs, dessen Herausgabe mit seinem Tode vorläufig eingestellt wurde. Die Tatsache, daß E. in engstem Austausch mit deutschen Unternehmern arbeitete, brachte ihm den Vorwurf der Gegenseite ein, daß er ein »Unternehmersöldling« sei. Mit Stolz und Würde ertrug ein Mann wie E. solche Gehässigkeiten. In edler Reinheit, durchdrungen von der Wahrheit seines Ziels, als wahrhafter Christ voll tiefer Religiosität, anspruchslos und bescheiden für sich selbst, kämpfte dieser ringende Gelehrte bis zum letzten

Augenblick einsam, aber hoch geachtet von seinen Freunden und wenigen Schülern, die er durch Herzensgüte und liebevolles Verständnis an sich zu fesseln verstand, seine Frau war ihm stets die treueste Gefährtin seiner Arbeit, seine einzige Erholung seine Familie. Die Bedeutung Richard E.s liegt nicht in seiner Methode der exakt-vergleichenden Wirtschaftsforschung, Methoden sind nur Werkzeuge und es gibt deren manche, die ihren Wert in sich tragen. Seine Bedeutung, die ihm wohl erst in kommenden Zeiten einen Platz unter den größten Wirtschaftswissenschaftlern einräumen wird, liegt vielmehr darin, daß er als der erste Gelehrte zu nennen ist, der es unternommen und gewagt hat, den Kathedersozialismus zu überwinden. Auf Grund seiner Untersuchungen, die er in der deutschen Industrie, vor allem bei Krupp, und in der Landwirtschaft anstellte, kam er zu der fundamentalen Erkenntnis, daß jede Unternehmung eine »Arbeitsgemeinschaft« sei, daß jedes »Arbeitsverhältnis als Arbeitsgemeinschaft« aufzufassen und dementsprechend zu gestalten und als organische Zelle jeder Organisationsform zu dienen habe. (Archiv für ex. Wirtschaftsforsch., Bd. II, Heft 1., 1907). So wies E. mit seherischem Blick schon zu Zeiten, als Deutschland sich durch Klassengegensätze und Klassenkampf in stetig fortschreitendem Maße innerlich spaltete, ohne daß andere führende Geister die Gefahr erkannten und entsprechende Folgerungen zogen, Wege, deren Richtigkeit erst jetzt nach dem Zusammenbruch allmählich offenbar werden. Der Begriff der »Arbeitsgemeinschaft«, der auf ihn zurückgeht, hat seinem Namen in der Geschichte der Deutschen Sozialwissenschaft ein ehernes Denkmal gesetzt! Allerdings hat er dem Wesen der Arbeitsgemeinschaft einen tieferen Sinn und Inhalt gegeben, als die Vorstellungen, die sich heute noch mit diesem Begriff verbinden. In seiner letzten Schrift, die als Einleitung zu einem großen abschließenden Lebenswerk gedacht war und druckfertig auf dem Schreibtisch lag, als der Tod ihn abrief, betitelt: »Klassenkampf und Sozialfriede« (Archiv für ex. Wirtschaftsforsch., Bd. IX, 1922) kommt dies mit voller Klarheit zum Ausdruck. Treffend wird es mit folgenden Worten charakterisiert, die als Fußnote dieser Studie mitgegeben wurden: »Es ist das letzte Wort eines Mannes, der nicht müde wurde in seinem Streben, die schroffen Klassengegensätze zu überbrücken, der immer wieder versuchte, gegenseitiges Verständnis zu erwecken, der lange, lange die drohende Gefahr sah und mit tiefem Ernst zum inneren Frieden mahnte. Sein letzter Aufsatz, der als Anfang eines großen Werkes gedacht war, ist so recht eine Charakterisierung seines geistigen Lebenswerkes, ist ein feines und reines Bild der Ideale, von denen sein wissenschaftliches Tun im wahrsten Sinne des Wortes beseelt gewesen ist.« E.s Ruhm und Bedeutung liegt somit zweifellos darin, daß er der erste wissenschaftliche Verfechter des »wirtschaftsfriedlichen Gedankens« war, daß er der erste wissenschaftliche Vorkämpfer der »wirtschaftsfriedlichen Arbeiterbewegung« wurde, die sich mit ihm zum Ziel gesetzt hat, den Marxismus zu überwinden. Für E. selbst gilt in hohem Maße das Wort, das er als Motto seiner letzten Schrift voransetzte: »an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.«

Literatur: Verzeichnis der Schriften: Die Fondsspekulation und die Gesetzgebung, Berlin 1883. — Wie wurde Hamburg groß, Hamburg und Leipzig 1888. — Altona unter Schaumburgischer Herrschaft, Altona 1891. — Das Kgl. Kommerzkollegium in Altona, Altona 1892. — Bürger und Beamte. Ernste Worte eines deutschen Bürgers, Braunschweig 1894. — Hamburg und England im Zeitalter der Königin Elisabeth, Jena 1896. — Das Zeitalter der Fugger. Geldkapital und Kreditverkehr im 16. Jahrhundert, 2 Bde, Jena 1896.

Anast. Neudruck 1912 und 1922. — Der Handel, seine wirtschaftliche Bedeutung, seine nationalen Pflichten und sein Verhältnis zum Staate, Jena 1897. — Aus der Vorzeit von Blankenese, Hamburg 1897. — Handelspolitik, Fünf Vorträge, Jena 1900. — Große Vermögen. Ihre Entstehung und ihre Bedeutung. I. Bd.: Die Fugger-Rothschild-Krupp, Jena 1902, 2. Aufl. 1905. II. Bd.: Das Haus Parish in Hamburg, Jena 1905. — Sozialreformer und Unternehmer, Jena 1904. — Die Unternehmungen der Brüder Siemens. I. Bd.: Bis zum Jahre 1870, Jena 1906. — Meßeinwirkung von Schlagworten in unserem öffentlichen Leben. Hamburg 1908. — Exakte Wirtschaftsforschung. Bericht der XXXV. Generalversammlung der Steuer- und Wirtschaftsreformer, Berlin 1910. — Bisherige Ergebnisse und nächste Aufgaben der exakt vergleichenden Wirtschaftsforschung (stenographischer Bericht der ersten Hauptversammlung der Vereinigung für exakte Wirtschaftsforschung), Jena 1911. — Die Familie in ihrer Bedeutung für das Volksleben, Jena 1916. — Der Kriegsteilnehmer und sein Beruf, 1917. — Mitarbeiter am Handwörterbuch der Staatswissenschaft, Gründer und Herausgeber des Archivs für exakte Wirtschaftsforschung (Bd. I bis IX, 1906—1922 u. Erg.-Heft VI, 1912), das in jedem Bande zahlreiche Aufsätze von E. enthält.

Finkenwalde i. Pommern.

Claus v. Eickstedt.

**Ehrenwerth, Josef Gängl v.**, Dr.-Ing. e. h. *Dr. mont. e. h.*, Ing. o. ö. Professor der montanistischen Hochschule in Leoben, Steiermark, \* 14. Juni 1843 in Spital an der Drau, † 12. Januar 1921 in Klagenfurt in Kärnten. — Er war der zweitjüngste Sohn des fürstlich Porziaschen Rentmeisters Josef G. v. E. aus Spital an der Drau. Die E.s sind eine alte kärntnerische Familie, die schon vor dem 17. Jahrhundert im Gitschtale in Kärnten ansässig waren und im Jahre 1709 durch Kaiser Josef I. in den erblichen Adelsstand erhoben wurde.

Nach Absolvierung der Normalschule in Spital an der Drau kam Josef v. E. im Alter von zirka 10 Jahren an die Realschule in Klagenfurt, die er mit ausgezeichnetem Erfolge verließ. Nachdem er ein Jahr in Wien im Polytechnischen Institut höhere Mathematik, Physik und darstellende Geometrie gehört hatte, trat er an die damalige k. k. Bergakademie in Leoben über. Hier war er noch ein Jahr Schüler von Peter v. Tunner und nachher von dessen Nachfolger Franz Kupelwieser.

Hier studierte er Berg- und Hüttenfach und verließ im Jahre 1866 nach ausgezeichneten Studienerfolgen die Bergakademie. Zuerst praktizierte er kurze Zeit an der heute nicht mehr bestehenden Bleihütte in Feistritz in Kärnten und trat dann als Bergwesenspraktikant der Finanzdirektion in Salzburg bei der Berg- und Hüttenverwaltung in Werfen in den staatlichen Montandienst.

In den folgenden Jahren war er auch in dem Kupferwerk Ebenau und bei der Eisenwerksdirektion in Eisenerz tätig.

Da er mit dem damals geradezu minimalen Taggeld als k. k. Praktikant leben mußte, nahm er 1868, offenbar um auf auskömmlichere Bezüge zu kommen, eine Stellung als Hüttenassistent bei der Berg- und Hüttenwerks-A.-G. Storé bei Cilli (Steiermark) an. Auch hier scheint die Entlohnung ziemlich karg gewesen zu sein, da er wegen Gehaltsdifferenzen 1870 seine Stellung bei der Gesellschaft verließ und nunmehr für die Dauer eines Jahres Supplent an der Realschule in Klagenfurt wurde, woselbst er Mathematik und darstellende Geometrie lehrte.

Im Anfange des Jahres 1871 trat er als Assistent bei der Lehrkanzel für Bergbau-, Aufbereitungs- und Markscheidekunde an der k. k. Bergakademie

in Pribram abermals in den österreichischen Staatsdienst und erhielt einen Lehrauftrag für »Aufbereitungskunde«.

Ein Jahr später wurde er an derselben Anstalt von der Lehrkanzel für Hütten- und Probierkunde übernommen, und im Jahre 1873 in der gleichen Eigenschaft nach der k. k. Bergakademie in Leoben übersetzt.

1875 erfolgte die Ernennung zum Adjunkten. 1879 erhielt E. einen Lehrauftrag für eine selbständige Vorlesung über Technologie der Metalle. Auf Grund seiner hervorragenden Leistungen erhielt er im Jahre 1880 den Titel und Charakter eines a. o. Professors und wurde 1895 o. Professor für Eisen-, Metall- und Sudhüttenkunde an der Bergakademie zu Pribram, woselbst er 1897—1899 die Würde eines Rektors bekleidete. Im Jahre 1899 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Leoben berufen, wo er am 1. Dezember 1914 nach Überschreitung des 70. Lebensjahres in den dauernden Ruhestand trat. Anlässlich der Übersetzung in den Ruhestand wurde er durch Zuerkennung des Titels »Hofrat« und vom Professorenkollegium der Montanhochschule durch Verleihung des Dokortitels der montanistischen Wissenschaften geehrt.

Josef v. E. war unverheiratet und lebte stets still und bescheiden. Er zeigte immer ein außerordentlich feines Rechtsempfinden und verteidigte seine Überzeugung mit großer Energie, die zuweilen in Hartnäckigkeit ausartete. Im 77. Jahre starb er an den Folgen einer Operation, auf deren Durchführung er bestand, im Krankenhause in Klagenfurt.

E. ging in dem Beruf eines akademischen Lehrers und in der wissenschaftlichen Erforschung seines Faches vollkommen auf. Seine großen Leistungen wurden in der ganzen Welt anerkannt. So wurde er vom Iron and Steel-Institute in London 1906 zum Ehrenmitgliede ernannt, im Jahre 1910 wurde ihm der Dr.-Ing. e. h. von der Hochschule in Aachen verliehen. Die Ehrenmitgliedschaft des allgemeinen Bergmannstages in Teplitz im Jahre 1899 sowie die Funktion als Ehrenpräsident zu Lüttich im Jahre 1905, zu Rom 1906, zu Düsseldorf 1910 zeigen deutlich die internationale Anerkennung der hervorragenden Leistungen E.s. Durch seine Auslandsreisen nach Amerika, England, Schweden usw. hatte er auch Gelegenheit, die hauptsächlichsten Industriezentren der Welt persönlich kennenzulernen. Die Tätigkeit E.s erstreckte sich auf die gesamten Gebiete der Eisenhüttenkunde und seine Stellungnahme zur Verteidigung und Förderung des Thomasprozesses hat besonders dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit der gesamten Fachwelt auf ihn zu lenken. Wie zahlreich seine literarisch-wissenschaftlichen Arbeiten sind, geht aus den folgenden hauptsächlichsten Abhandlungen hervor:

Literatur: 1872, Zeitschr. f. Berg- u. Hüttenwesen: Über Verwendung von Gesteinsbohrmaschinen und Dynamit im Bergbau. — 1873—1874, ebenda: Über die Durchführung der Eggertzprobe und Vermeidung der grünen Färbung bei kohlenstoffarmen Stahlsorten. — 1875, ebenda: Erzeugung von gegossenem Puddlingsstahl und Puddlingseisen. — 1876, ebenda: Prinzipien für die Wahl von Hochöfen (Schachtöfen) Zustellungsmaterialien. — 1880, ebenda: Studien über den Thomas-Gilchrist-Prozeß; Über Ingotsmetall; Über Flußstahlerzeugung unter Verwendung von Erzblooms. — 1881, ebenda: Über den derzeitigen Stand des Thomas-Gilchrist-Prozesses in Österreich. — 1882, ebenda: Zur direkten Darstellung von Eisen und Stahl; Über den Martinprozeß mit Erzen. — 1883, ebenda: Die Produktion von Roheisen und Bessemermetall der Vereinigten Staaten in Nordamerika in den letzten Jahren; Zwei neuere Prozesse der Eisenerzeugung; Die elektrische Beleuchtung der Hütte Gradenberg bei Köflach; Über den Wert und die Verwendung der Hochofengase zur Erzeugung hoher Temperaturen. — 1884, Stahl u. Eisen: Die Regenerierung

der Hochofengichtgase; Wassergas als Brennstoff. — 1884, Zeitschr. f. Berg- u. Hüttenwesen: Der Bessemerprozeß zu Avesta in Schweden; Schwedens Eisenindustrieverhältnisse. — 1885, Stahl u. Eisen: Direkte Gasfeuerung mit in Generatoren erhitzter Luft nebst Anwendung auf den Puddelofen; Das Eisenhüttenwesen Schwedens. — 1885, Zeitschr. f. Berg- u. Hüttenwesen: Zur Frage der Kleinbessemerie; Über Gasgeneratoren und über einen verbesserten Treppenrostregenerator; Forstbergs Frischfeuer; Eisen- und Stahldraht in den Vereinigten Staaten. — 1886, Stahl- u. Eisen: Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Herdfrischerei, insbesondere G. A. Forstbergs dreiformiger Herd, genannt schwedischer Herd; Zur direkten Gasfeuerung mit in Regeneratoren erhitzter Luft unter Anwendung der Glockenumsteuerung. — 1886, Zeitschr. f. Berg- u. Hüttenwesen: Hohe Produktionsfähigkeit einer Bessemerhütte; Über den derzeitigen Stand des Bessemers im Clapp-Griffith-Converter in Amerika; Über den Martinprozeß mit ausschließlicher oder vorwiegender Verwendung von Roheisen und Erzen. — 1887, ebenda: Brennofen mit Regenerativgasfeuerung. — 1888, Stahl u. Eisen: Regenerativgasflamöfen für periodischen (intermittierenden) Betrieb. — 1889, Zeitschr. f. Berg- und Hüttenwesen: Über Brennen von Magnesit und Öfen hierfür; Schachtofen mit Regenerativgasfeuerung. — 1890, Stahl und Eisen: Steiermarks Eisenindustrie. — 1890, Zeitschr. f. Berg- u. Hüttenwesen: Rückkohlung mit fester Kohle. — 1891, Stahl u. Eisen: Zur direkten Eisenerzeugung; Ist die direkte Darstellung von schmiedbarem Eisen aller Art bzw. die Darstellung von Roheisen mit Gasen möglich, und was haben wir davon zu erwarten? — 1891, Zeitschr. f. Berg- u. Hüttenwesen: Über Verwertung von Holzkohlenlösch als Brennmaterial. — 1895, Verlag der k. k. Zentralkommission: Das Berg- und Hüttenwesen auf der Weltausstellung in Chicago. — 1907, Stahl u. Eisen: Bestimmung der Gichtgasmenge und deren Wärmeeffekt bei Eisenhochöfen. — 1907, Zeitschr. f. Berg- u. Hüttenwesen: Zur einheitlichen Bezeichnung von Eisen und Stahl. — 1907, Iron and Steel: The determination of the total quantity of blast furnace gas for a given make and its calorific value. — 1908, Stahl u. Eisen: Zur Berechnung und Profilierung der Eisenhochöfen; Bausystem der Eisenhochöfen, deren Beurteilung und Wahl. — 1908, Zeitschr. f. Berg- u. Hüttenwesen: Über elektrische Eisendarstellung. — 1909, ebenda: Welche Temperaturen können wir mit unseren gewöhnlichen Brennstoffen erreichen; Der Wärmeeffekt des Brennstoffes im Schachtofen und insbesondere im Eisenhochofen. — 1913, Iron and Steel: The economy of dry blast. — 1914, Verlag J. Springer, Berlin: Peter Ritter v. Tunner und seine Schule.

Leoben.

Othmar v. Keil-Eichenethurn.

**Erb, Wilhelm**, Prof. der inneren Medizin, \* in Winnweiler in der Pfalz am 30. November 1840 als Sohn eines Kgl. Forstmeisters, † am 29. Oktober 1921 in Heidelberg. — E. besuchte das Gymnasium in Zweibrücken, das er im Alter von 17 Jahren verließ, und studierte an den Universitäten Heidelberg, Erlangen und München Medizin. In München war er kurze Zeit Assistent bei dem hervorragenden pathologischen Anatomen Buhl, wurde aber bereits im Alter von 22 Jahren Assistenzarzt an der medizinischen Klinik in Heidelberg, die damals von dem auch noch in jungen Jahren befindlichen, aus Würzburg berufenen Prof. Nikolaus Friedreich geleitet wurde. Friedreich hatte sich bereits vor seinem Rufe nach Heidelberg (1858) durch eine große Reihe von Arbeiten besonders auf dem Gebiete der pathologischen Anatomie und der physikalischen Diagnostik hervorgetan und sich vor allem durch eine Monographie über die Krankheiten des Herzens in Virchows Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie berühmt gemacht.

Seinen jungen arbeitseifrigen Assistenten veranlaßte er alsbald nach dessen Eintritt in die Klinik zu Untersuchungen über die physiologischen und therapeutischen Wirkungen der Pikrinsäure, der er Heilwirkungen gegen Trichinen und Bandwürmer zuschrieb. Das Ergebnis dieser Arbeit schränkte diese Hoffnungen sehr ein. Die gediegene Arbeit selbst wurde aber als Doktordissertation

benützt (1864). Man konnte damals, wie auch noch viele Jahre nachher, klinischer Assistenzarzt ohne den Dokortitel sein.

Bald folgte eine Arbeit »Zur Entwicklungsgeschichte der roten Blutkörperchen« (1865), die zugleich Habilitationsschrift wurde. Sie enthielt sowohl experimentelle als auch histologische, toxikologische und therapeutische Untersuchungen auf diesem Gebiet und lehrte wohl zuerst in genauer Weise die später so viel untersuchte Hämolyse der roten Blutkörper kennen, besonders auch im kreisenden Blute durch Einwirkungen von Giften. Ferner wurde in ihr u. a. wohl erstmalig mit kümmerlichsten Reagenzien und Mikroskopen das Vorhandensein von großen Mengen kernhaltiger roter Blutkörper bei Leukämien festgestellt.

Beide Arbeiten des jungen Verfassers zeigten bereits einige seiner Haupt-eigenschaften: große Sorgfalt und Genauigkeit der Beobachtungen, kritische Vorsicht bei ihrer Verwertung und klaren, durchsichtigen Stil. Als junger Privatdozent beschäftigte er sich dann, ebenfalls auf Anregung seines Chefs, aber durchaus auf eigenen Füßen stehend, im Anschluß an die von ihm geübte galvanische Behandlung von Nervenkrankheiten mit der Elektrotherapie, und zwar zunächst mit Untersuchungen über das galvanische Zuckungsgesetz und über die elektrotonischen Erscheinungen beim lebenden Menschen. Er zeigte u. a. durch Versuche, daß mit größter Wahrscheinlichkeit der galvanische Strom das zentrale Nervensystem selbst durchdringe.

Vor allem aber begründete er in den Jahren 1867 und 1868 in einer großen, grundlegenden Arbeit von bleibendem Wert die Lehre von der von ihm sogenannten »Entartungsreaktion« der Nerven und Muskeln. Diese Hauptarbeit erschien im Deutschen Archiv für klinische Medizin 1868 und enthielt sowohl klinische als auch experimentelle und histologisch-pathologische Untersuchungen. Wenn auch schon vorher das gegensätzliche Verhalten der faradischen und galvanischen Erregbarkeit in Fällen von sogenannter »rheumatischer« Facialislähmung festgestellt worden war, und auch die charakteristische träge Zuckung der Muskeln bei direkter galvanischer Reizung in Fällen von peripher bedingten Lähmungen bekannt war, so wurden doch die noch vorhandenen großen Lücken in der Kenntnis dieser Dinge in systematischer Weise erst von ihm, und teilweise neben ihm von Ziemssen, ausgefüllt. Von ihm wurden aber vor allem die zugehörigen beweisenden histologischen Untersuchungen zuerst ausgeführt. Der von ihm gewählte Name der Entartungsreaktion wurde allgemein angenommen. Friedreich selber hat sich niemals mit elektrischen Untersuchungen befaßt.

Im Anschlusse an diese Arbeiten entstand im Jahre 1868 eine weitere über die Verschiedenheit der Leitungs- und Aufnahmefähigkeit in pathologisch veränderten Nerven gegen elektrische und mechanische Reizung, ein wichtiger Beitrag zu einer damals viel behandelten physiologischen Streitfrage. Ebenso wurden genauere physiologisch-klinische und therapeutisch-kritische Untersuchungen über die Wirkung des galvanischen Stromes auf den normalen und kranken Gehörapparat vorgenommen (1868—1871), die vor allem wegen ihrer Genauigkeit für die Begründung einer Otiatrik von Wert sind. Vor allem ragt dann aber weiterhin auf dem Gebiete der Elektrodiagnostik eine berühmt gewordene Arbeit über die von ihm gefundene gesteigerte elektrische Erregbarkeit bei dem merkwürdigen Krankheitsbilde der Tetanie hervor, einer in Heidelberg



besonders häufigen rätselhaften Krankheit. Diese gesteigerte elektrische Erregbarkeit, das »Erbsche Phänomen«, ist neben dem Trousseauischen und neben einer gesteigerten mechanischen Erregbarkeit der Nerven ein Hauptkennzeichen des Leidens. Außer dieser Entdeckung enthält aber die Arbeit die Darstellung einer neuen Methodik der quantitativen elektrischen Erregbarkeitsprüfung motorischer Nerven. In seinem großen »Handbuche der Elektrotherapie« faßte er später (1882 und in zweiter Auflage 1886) alle seine Untersuchungen und Erfahrungen auf diesem Gebiete zusammen, zu denen sich später noch eine Monographie über die Thomsensche Krankheit oder Myotonia congenita gesellte, die er 1886 als besonderes Werk der Universität Heidelberg zu ihrem 500jährigen Jubiläum widmete. Er fand bei dieser Krankheit eine eigentümliche sogenannte myotonische Reaktion auch gegenüber elektrischen Reizen und studierte die zugehörigen histologischen Veränderungen der Muskelfasern. Auch dieses Werk hat einen grundlegenden klassischen Charakter.

In seinem erwähnten Handbuche gab er außer der Geschichte der Elektrotherapie zunächst eine außerordentlich klare und eingehende Darstellung der Elektrodiagnostik, so daß das Buch eigentlich den Titel eines Buches über Elektrodiagnostik und Elektrotherapie führen müßte. In bezug auf die Heilwirkung der Elektrizität huldigte der sonst so kritische Forscher einem starken Optimismus und glaubte sie z. B. sogar als Heilmittel bei eigentlichen Geisteskrankheiten empfehlen zu dürfen. Er übersah die so häufige seelische, rein suggestive Einwirkung des elektrischen Stromes bei so manchen Krankheitszuständen. Offenbar überwog der Drang des leidenschaftlichen Arztes zum Helfen in ihm die sonst so gewohnte kühle kritische Zurückhaltung.

In aller Schärfe trat aber sein Beobachtungstalent bei der Untersuchung krankhafter Zustände besonders auf dem Gebiete organisch bedingter Nervenleiden hervor, unterstützt durch die größte Sorgfalt bei der Feststellung aller Tatsächlichen.

So fand er, daß bei einer eigentümlich verteilten Lähmung in gewissen Arm- und Schultermuskeln diese Erkrankung von einem umschriebenen Punkte im Nervenplexus oberhalb des Schlüsselbeines ausgeht, bei dessen Reizung durch eine kleine Elektrode des faradischen Stromes man beim Gesunden eine Zusammenziehung der in Betracht kommenden Muskeln erhält. (Erbscher Punkt, Duchenne-Erbsche Armlähmung.)

Ferner stellte er vorausschauend im Jahre 1878 das Bild einer neuen Krankheit fest, die mit der früher bekannten sogenannten atrophischen Bulbaerparalyse eine gewisse äußerliche Ähnlichkeit hat, und dann später als Myasthenia gravis bezeichnet wurde, mit eigentümlichem Verlauf und eigentümlichem Verhalten der elektrischen Erregbarkeit (Erb-Goldflam-Oppenheimsche Krankheit).

Vor allem aber vertiefte er sich vom Anfang der 80er Jahre an in das Studium der unter dem Sammelnamen der »fortschreitenden Muskelatrophie« bekannten Erkrankungen und beschrieb insbesondere eine »juvenile Form« dieser früher wesentlich bei Kindern beobachteten Muskelerkrankung. Er faßte diese sich von den vom Rückenmarke ausgehenden, sich aber von ihnen unterscheidenden Arten des Muskelschwundes unter dem glücklich gewählten gemeinsamen Namen der Dystrophia musculi propr. zusammen, dabei fußend sowohl auf den vielfachen klinischen und anatomischen Arbeiten früherer Forscher



als auch auf einer Fülle eingehender eigener Untersuchungen (1890/91). Ein weiterer sehr großer Teil seiner klinischen Arbeit gehörte dann bereits von 1879 an einer der häufigsten Erkrankungen des zentralen Nervensystems, der Tabes dorsalis. In einer großen Reihe von Arbeiten, deren letzte noch im Jahre 1913 erschien, beschäftigte er sich mit der Symptomatologie, Diagnose und Therapie dieser schweren Erkrankung und besonders auch mit ihrer Ursache.

Zuerst studierte er das Verhalten der Reflexe bei ihr, besonders der von ihm zugleich mit C. Westphal, aber unabhängig von ihm, im Jahre 1875 entdeckten Sehnenreflexe, ebenso das eigentümliche Verhalten der Pupillen mit ihrer reflektorischen Starre (Lichtstarre) und ihrer Reaktion gegen sensible Reize.

Die Auffindung der Sehnenreflexe erwies sich überhaupt als ungemein folgenreich. Erst durch ihre Prüfung wurde es möglich, den Sitz und die Natur vieler Erkrankungen des Nervensystems festzustellen, und sie oft schon in recht frühen Stadien zu erkennen. Die Diagnostik der Nervenkrankheiten gewann durch sie einen ungeahnten Aufschwung und gegenüber früher vielfach eine ungeahnte Sicherheit. Bei der Tabes fehlten, wie sich herausstellte, besonders die Sehnenreflexe an den Beinen oft genug schon sehr früh, und bei der »spastischen Spinalparalyse«, die von Charcot und E. auf eine alleinige Erkrankung der Pyramidenbahnen bezogen wurde, sind sie umgekehrt krankhaft gesteigert. Wenn auch diese Erkrankung in ihrer reinen Form sehr viel seltener ist, als beide Forscher annehmen, so bleibt doch eine erhebliche Steigerung der Sehnenreflexe sehr oft mit einer zugleich neben anderen Veränderungen im Gehirn und Rückenmark bestehenden Erkrankung der Pyramidenbahnen verbunden.

Sehr bald kam dann aber E. nach dem Vorgange von Fournier bei seinen Untersuchungen über die Ursache der Tabes zu dem seiner früheren Meinung widersprechenden Ergebnis, daß die Syphilis die ausschlaggebende Rolle spiele.

Schon 1879 wies er auf diese Beziehungen hin, und kam dann allmählich auf Grund ungewöhnlich reichen Materials zu dem Ergebnisse, daß die Syphilis unzweifelhaft die häufigste und wichtigste Schädlichkeit sei, die zur Tabes führt. Vergebens stemmten sich vor allem Berliner Kliniker, wie C. Westphal und besonders E. Leyden gegen die erdrückende Wucht der von E. vorgebrachten Tatsachen und suchten sie als bloß statistische Feststellungen ohne Beweiskraft hinzustellen. Aber viele andere Untersucher bestätigten die Funde von Fournier und E. und konnten ebensowenig wie sie einen rein zufälligen Zusammenhang annehmen. E. selbst konnte auf Grund zahlreicher, sorgfältigster Kontrolluntersuchungen immer neue Stützen seiner Auffassung beibringen und erlebte endlich nach langen Kämpfen die glänzende Genugtuung, daß auf Grund der Entdeckung des Syphiliserregers und der spezifischen Wassermannschen Reaktion der unantastbare Nachweis für den ursächlichen Zusammenhang beider Krankheiten geliefert wurde. —

Schon vor diesem Hauptkampfe seines Lebens hatte er seine vielfachen Erfahrungen auf dem Gebiete der peripheren Nervenerkrankungen, sowie auf dem der Erkrankungen des Rückenmarkes und des verlängerten Markes in zwei Werken zusammengefaßt, die als Teile des großen Ziemssenschen Handbuches der speziellen Pathologie und Therapie in je zwei Auflagen erschienen, das erstgenannte 1874 und 1876, das zweite 1876 und 1878. Es sind außerordentlich gründliche Arbeiten, die unsere damaligen Kenntnisse in eingehender und klarer Weise zusammenfaßten.

Gegenüber dieser Beschäftigung mit den peripheren Nervenkrankheiten und den Rückenmarkserkrankungen hat sich E. weniger mit der Pathologie der Hirnkrankheiten und den allgemeinen Neurosen, den Psychoneurosen literarisch beschäftigt, in bezug auf die letztere am meisten noch mit der früher sogenannten »Spinalirration« und der spinalen Neurasthenie, die in besonderen Kapiteln seiner Rückenmarkskrankheiten abgehandelt wurden. Über die Neurasthenie im allgemeinen und ihre Behandlung hat er sich später noch (1907) in der »Therapie der Gegenwart« ausführlicher auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen in einer großen Praxis ausgesprochen. Er weist in dieser Abhandlung die so beliebte Auffassung zurück, daß die meisten Erscheinungen oder gar das ganze Leiden »psychogen« entstehen, wenn auch selbstverständlich bei vielen Neurasthenikern zahlreiche seelische Symptome in den mannigfaltigsten Gestaltungen bestünden.

Auf dem Gebiete der Hirnpathologie ist eine Arbeit »Zur Chirurgie der Hirngeschwülste« aus dem Jahre 1902 von Bedeutung und ferner eine sorgfältige Studie über Akromegalie (1888).

Eine Reihe von Arbeiten von 1898 an bis 1911 beschäftigte sich mit der Festlegung der Krankheitszeichen und der Entstehungsweise des von Charcot bereits früher beschriebene Krankheitsbild des »intermittierenden Hinkens«. E. schlug im Anschlusse an seine Untersuchungen für diese Erkrankung den später gebräuchlich gewordenen Namen der »Dysbasia arteriosclerotica« vor und wies auf die große Bedeutung des Tabakmißbrauches für ihre Entstehung hin.

Besondere weitere Arbeiten betrafen rein therapeutische Fragen, so die Einführung des Hyoscin als erhebliches Linderungsmittel bei der Parkinsonschen Krankheit und mehrere zum Teil populär gehaltene Abhandlungen über »Winterkuren im Hochgebirge«. E. selbst war ein großer Wanderer und verlebte viele Jahre hindurch seine Ferien in dem von ihm sehr geliebten St. Blasien im südlichen Schwarzwald. —

Gegenüber seiner vorwiegenden Beschäftigung mit den Nervenkrankheiten traten seine mannigfachen Arbeiten auf dem Gebiete der sonstigen inneren Medizin an Bedeutung zurück. Sie waren vielfach mehr kasuistischer Art, beschäftigten sich aber auch oft mit therapeutischen Fragen.

Als Lehrer hat er das Gesamtgebiet der inneren Medizin viele Jahre hindurch vertreten, seitdem er im Jahre 1880 als Professor der speziellen Pathologie und Therapie und als Direktor der medizinischen Poliklinik nach Leipzig berufen worden war. Von dort kam er bereits 1883 als Nachfolger seines Lehrers Friedrich nach Heidelberg zurück, dem er 1903 einen pietätvollen, eingehenden Nachruf in der Festschrift der Universität zur Zentenarfeier ihrer Erneuerung widmete. Er behielt sein Amt bis 1907, in welchem Jahre er auf sein Ansuchen in den Ruhestand trat, den er in Heidelberg bis zu seinem Tode verbrachte, praktisch und literarisch weiter tätig.

Freilich litt er seit dem Ausbruche des Krieges schwer unter dem Schmerz über den Verlust zweier Söhne, von denen der eine gleich im Beginne des Krieges fiel, der andere, der sich bereits als junger Forscher in der medizinischen Wissenschaft einen Namen gemacht hat, einer schweren Krankheit erlag. Er selbst hatte schon vor dem Kriege eine sehr schwere Gallensteinoperation durchmachen müssen, die ihn lange an das Krankheitslager fesselte. —

Zur Zeit des Beginnes des Krieges war er im November 1914 noch einmal auf einen Gegenstand eingegangen, der ihm schon seit lange am Herzen lag, in einer Abhandlung »Was wir erstreben«. Entsprechend seiner bereits frühzeitigen Einstellung auf die Neuropathologie war er schon viele Jahre vorher in steigendem Maße für eine Selbständigkeit dieses Faches und des neurologischen Unterrichtes an den Hochschulen eingetreten. Er wollte sie vor allem von der Psychiatrie im engeren Sinne loslösen und zuletzt auch wegen ihres stetig zunehmenden Umfanges von der inneren Medizin. Er half in der Richtung dieser seiner Wünsche im Jahre 1901 die deutsche Zeitschrift für Nervenheilkunde mit Lichtheim, Schultze und Strümpell gründen, drei inneren Klinikern, und beteiligte sich später auf das lebhafteste an der von Oppenheim gegründeten Gesellschaft deutscher Nervenärzte (1907). Er wurde zu ihrem ersten Vorsitzenden und später zum ersten Ehrenvorsitzenden gewählt. Gerne nahm er auch oft an den großen internationalen Ärztekongressen teil und fehlte fast nie bei den Sitzungen der von ihm besonders geliebten Wanderversammlung der südwestdeutschen Neurologen und Irrenärzte. — Im klinischen Unterricht war er außerordentlich gewissenhaft und genau. Er hielt auf sorgfältige und nichts vernachlässigende Untersuchung der Kranken und konnte bei seinem lebhaften und cholerischen Temperament auch manchmal recht derb werden. Das verübelte ihm aber niemand. Denn jeder empfand, daß er es mit einem grundgütigen Manne zu tun hatte, der das Beste für seine Schüler wollte. Er war neidlos, einfach und treu. Alle seine Assistenten hingen für immer an ihm und liebten ihn.

Auch war er eine gesellige Natur und als echter Pfälzer mit Heiteren stets heiter. Anders wie sein Lehrer Friedreich, der fast nur in der Arbeit als Kliniker, Forscher und Arzt aufging, beteiligte er sich auch an öffentlichen Angelegenheiten, und war eine Zeitlang Stadtverordneter von Heidelberg, das er einst so ungern verlassen. Die politischen Vorgänge verfolgte er allezeit mit lebhaftem Interesse und war als Nationalliberaler ein begeisterter Verehrer Bismarcks.

Er liebte die Künste und vor allem die Musik. Beim Anhören der *Eroica* erlitten ihn die Anfänge seiner tödlichen Krankheit.

Als Forscher hat er einen Namen hinterlassen, der mit einer ganzen Reihe von Entdeckungen für immer verknüpft bleibt. Er gehört zu den ersten Größen, den Klassikern der Neuropathologie.

Die Gesellschaft deutscher Nervenärzte stiftete in Anerkennung seiner großen Verdienste eine Erb-Denkmünze, die alle drei Jahre mit einer Würdigung der Lebensarbeit E.s verteilt wird. Eine Bronzestatue ist an der Stelle seiner Hauptwirksamkeit, im akademischen Krankenhause in Heidelberg aufgestellt.

**Literatur:** Die Zahl seiner Arbeiten ist sehr groß. Die Hauptarbeiten sind folgende: Galvanotherapeutische Mitteilungen, 1867 (D. Archiv für klinische Medizin, III). — Zur Pathologie und pathologischen Anatomie der peripheren Paralysen (mit der Lehre von der Entartungsreaktion (ebenda, Bd. V, 1868). — Zur Lehre von der Tetanie (Archiv für Psych. und N., Bd. IV, 1873). — Über Sehnenreflexe bei Gesunden und Rückenmarkskranken (ebenda, Bd. V, 1875). — Über eine eigentümliche Lokalisation von Lähmungen im *Plex brach.* (Verhandlungen des Heidelberger naturhistorischen Vereins 1875). — Über einen eigentümlichen bulbären (?) Symptomenkomplex. (Archiv für Psych. und N., VIII, 1878.) — *Tabes* zusammenfassend in der Deutschen Klinik am Anfang des 20. Jahrhunderts (1905). — Die Thomsensche Krankheit, Leipzig 1886. *Dystrophia muscul. progress.* (D. Z. für Nervenheilkunde, Bd. I, 1891.) — Über das intermittierende Hinken usw. (ebenda, Bd. XIII 1898) und endlich die drei im Text erwähnten Handbücher.

Bonn.

Friedrich Schultze.

**Erdmann, Benno**, \* am 30. Mai 1851 in Guhrau bei Glogau, † am 7. Januar 1921 in Berlin. — Das Buch des Vaters, des freichristlichen Predigers Karl E., »Die theologische und philosophische Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts usw.«, Leipzig 1849, zeigt den charaktervollen und selbständigen Vertreter dieser Bewegung. Der Schlußsatz des Vorwortes: »Nur die Philosophie der freien Erkenntnis gibt jenen festen Mittelpunkt ab, auf welchen sich die Überzeugungen stützen; nur durch sie lassen sich die individuellen Ansichten mit dem Allgemeinen in einen Einklang setzen, welcher alles Tergiversieren und oberflächliche Abfinden unnötig und unmöglich macht« (a. a. O., S. X) könnte als Motto des E.schen Denkens und Forschens gelten. So lebte im Vater ein wacher Drang zu heller, verstandesklarer Auffassung der Dinge, den der Sohn als sichtbarste Gabe seiner reichen und festen Natur erbte und zum vollendeten Besitz seines unermüdeten Forscherlebens zu bilden verstand. Jener andere Zug des Vaters, schlichte, alles Tun und Denken bestimmende Religiosität, war ganz in das Innere der Seele, wie es scheint, zurückgenommen; wie Carl Stumpf berichtet hat, äußerte E. einmal darüber: »Darüber spricht man nicht.« Jedenfalls hat die Atmosphäre des Vaterhauses das eigenste Wesen des regen Jünglings auf das glücklichste zu bewußter Entfaltung getrieben. Den entgegengesetztesten Mächten, dem Evangelium, der Vernunft, dem siegreichen Darwinismus galt der erste jugendliche Kampf. An den Versammlungen seines Vaters hat er als Jüngling teilgenommen, ja auch selbst das Wort ergriffen, aber der Drang seines Denkens führte ihn auf philosophische, naturwissenschaftliche und philologische Studien. Als Lehrer an der Realschule in Seesen hat er ohne den ersehnten Erfolg seine Schüler zu einem an Schillers Feuergeist genährten Idealismus emporzuheben versucht. Seine eigene Bildung auf der Realschule ergänzte E. im Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin: er lernte und arbeitete Griechisch unter der meisterlichen Führung von Bonitz, dessen philosophische Vorlesungen an der Universität er später hörte. Bonitz war Herbartianer: diese psychologische Betrachtungsweise hat auf E.s psychologische Grundüberzeugung bis in seine reifsten Altersleistungen bestimmend gewirkt. Vor allem aber war es — nach einem Hinweis von Stumpf — Steinthals »Einführung in die Psychologie und Sprachwissenschaft«, die durch die Lehre von der Apperzeption, dem späteren Lieblingsgegenstande der Psychologie E.s, eine entscheidende Anregung blieb. Aber nicht nur Bonitz allein unterwies E. in der Philologie, auch Tobler und Müllenhoff wurden ihm Lehrer in jener Methode, die er später als erster Kantphilologe selbst mit einer Gewissenhaftigkeit und Geduld handhaben sollte, welche höchste Achtung, ja Bewunderung verdient. Zugleich war er mit gleichem Feuereifer, Ernst und Verständnis den exakten Wissenschaften zugewandt; er vertiefte sich in Berlin und Heidelberg unter Kummer, Königsberger, Kirchhoff in die Probleme der Mathematik. Als er von 1871 an wieder in Berlin studierte, erfuhr E. den überwältigenden Einfluß von Helmholtz. In einer Akademieabhandlung (Jahrg. 1921, phil.-hist. Klasse Nr. 1): »Die philosophischen Grundlagen von Helmholtz' Wahrnehmungstheorie, kritisch erläutert«, seiner letzten Arbeit, die denn auch erst nach seinem Tode erschien, spricht E. von der »persönlichen Note« dieser Abhandlung. Er fährt fort: »Es ist mir ein Bedürfnis, voll bewundernder Verehrung ein Zeugnis dafür abzulegen, welche entscheidende Anregungen ich dem frühen Studium von Helmholtz' Schriften verdanke. Der

Versuch, in diese seine Lehren einzudringen und sie, wo ich nicht zuzustimmen vermochte, umzuarbeiten, hat auf mein jugendliches Denken vor allem richtunggebend gewirkt. Was speziell an meinen reproduktionspsychologischen Arbeiten wertvoll sein mag, geht für mein Bewußtsein auf diese frühen Anregungen zurück« (a. a. O., S. 3). In seiner 1877 erschienenen Abhandlung: »Die Axiome der Geometrie, eine philosophische Untersuchung der Riemann-Helmholtzschen Raumtheorie« hat denn auch später E. diesen großen Einfluß mathematischer und speziell erkenntnistheoretischer Überzeugungen selbstständig verarbeitet. Helmholtz hinwiederum hat die sehr streitbare Schrift »als Grundlage der Habilitation empfohlen« (Stumpf in seinem Akademienachruf, S. 6). Aber schon kurz nach dieser ersten größeren Veröffentlichung bemerkt E. nicht ohne einen Anflug ironischer Selbstbeurteilung: »Die Arbeit wäre besser geworden, wenn sie nicht so gut hätte sein wollen . . . Das dritte Kapitel (,Die philosophischen Konsequenzen der Theorie') ist das schwächste, es enthält zu wenig Sache und zu viel Polemik. Ersteres, weil ich ausführlich nur hätte sein können, wenn meine psychologischen und erkenntnistheoretischen Studien bereits tiefer gewesen wären, letzteres, weil die Sicherheit der Überzeugung die Jugend selbst dann ungerecht macht, wenn sie in abstracto weiß, daß dieselbe keinen Maßstab bietet für die Wahrheit. Ich werde versuchen, mir alle Polemik abzugewöhnen. Dieselbe kann sachlich nur in sehr seltenen Fällen nutzen, nur dann, wenn man gegen denkende Gegner schreibt Helmholtz kann auch hierin ein Muster sein.« (Stumpf, a. a. O., S. 6.) Der andere bedeutende Gelehrte — bezeichnenderweise für E. nun wieder ein altphilologisch-klassischer, theologisch und historisch gleichgerüsteter Geistesphilosoph —, der auf E. sachlich wie persönlich außerordentlich wirkte, war Zeller, an dem E. einen Freund und Führer gewann. 1873 promovierte E. mit einer Dissertation: »Über die Stellung des Dinges an sich in Kants Ästhetik und Analytik.« Damit war der Weg zu seinen unablässig immer wieder aufgenommenen, bis in die letzten Lebensjahre fortgesetzten Erforschungen des Gehaltes und der Entwicklung der Kantischen Philosophie glücklich beschritten. E.s Universitätslaufbahn führte von Stufe zu Stufe den emsigen Forscher, den lebendigen Dozenten, den äußerst gewissenhaften, unermüdlichen Beamten ohne Widerstände, wie es scheint, zur verdienten Höhe und Vollendung: 1876 Privatdozent in Berlin, war er 1878 Professor in Kiel, seit 1884 in Breslau, seit 1890 in Halle, seit 1898 in Bonn und seit 1909 bis zu seinem am 7. Januar 1921 erfolgten Tode in Berlin, an welcher Universität er als Student und Dozent begonnen. Die elfjährige Lehrtätigkeit an der Bonner Universität stellt nach allen Zeugnissen seiner Schüler und Verehrer seine intensivste und nachhaltigste Wirkung dar, mag auch die Vollendung seiner Lehrtätigkeit in Berlin den imposantesten Ausdruck gefunden haben. Der Zauber unverdrossenen Selbstdenkens, unermüdlicher Lehre ging damals von ihm aus. Schweren Herzens folgte er dem ehrenvollen Rufe der Berliner Universität: er mochte wohl fühlen, daß, wollte er seine energische Doppeltätigkeit als Forscher und Lehrer unter den erschwerenden Umständen des hauptstädtischen Lebens fortsetzen, er seine Kräfte in zunehmendem Alter kaum ökonomisieren könne. In tieferem Sinne stellt E.s Berliner Tätigkeit den reifsten und abschließenden Teil seines Lebens dar. Ihm gelang die Vollendung seiner ausgebreiteten Forschungen (die er zum größten Teil in den Abhandlungen der Preußischen Akademie der

Wissenschaften niedergelegt hat, deren tatkräftiges Mitglied er war; (Leitung der Kant- und Leibniz-Ausgabe), ihm gelang neben hingebender Vorlesungstätigkeit das menschliche, organisatorische, pädagogische Kunstwerk eines mustergültig eingerichteten und für die Studierenden aller Fakultäten fruchtbar gemachten Seminars (das Haus in der Dorotheenstraße Nr. 10), welches dem großen Stile der Berliner Universität alle Ehre macht

Der Ertrag der E.schen Lebensarbeit gehört vornehmlich den drei Gebieten der Geschichte der Philosophie, der Logik mit Einschluß der Erkenntnistheorie und vor allem der Psychologie an. Gewiß hat er auch auf anderen Gebieten reges Interesse und eigene Stellungnahme bewiesen. So erschien in Schmollers Jahrbuch (XXXI, 1907) ein ebenso instruktiver als heute noch sachlich nicht entfernt ausgeschöpfter Aufsatz über die materialistische Geschichtsauffassung; so brachte die Deutsche Rundschau (1917, Augustheft) von ihm einen Beitrag zur systematischen Ethik. Der Historiker E. kann mit Fug und Recht als erster Kantphilologe bezeichnet werden. Mit einer schier unbegreiflichen Sorgfalt hat er die Herausgabe der kritischen Hauptschriften mit erläuternden und historischen beleuchtenden Einführungen besorgt. Als klassisch muß seine Ausgabe der »Kritik der reinen Vernunft« bezeichnet werden. Die beiden Auflagen, deren Abweichungen, die ja nicht nur historisch, sondern auch sachlich von bleibendem Interesse sind, sind hier in vorbildlicher Übersichtlichkeit zu vergleichen. Die Ausgaben der »Prolegomena« und der »Kritik der Urteilskraft« enthalten höchst wichtige Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des kritischen Systems. Von entscheidender Wichtigkeit jedoch war das zweibändige Werk aus dem Nachlaß, kurz die »Reflexionen« genannt, das zusammen mit Reikes »Lösen Blättern« und dem Briefwechsel Kants eine völlig neue Grundlage für eine den Kantischen Buchstaben ehrende Entwicklungsgeschichte darbot. Wer einmal Einsicht in den handschriftlichen Nachlaß Kants genommen hat, weiß, welche unsäglichen Mühen diese ungeheuer kleine und sich oft überquerende Schrift dem Entziffern und Bestimmen bereitet. Die zeitlichen Datierungen freilich, die E. aus dem Inhalt der Reflexionen zu erschließen suchte, werden von dem jetzt größten und einzigen Kenner und Bearbeiter des Nachlasses, Erich Adickes, als »völlig mißglückt« (Akademie Ausg., Bd. XVII, S. VI) bezeichnet. E. hat weder auf die Schriftveränderung noch auf die Rahmenstellung der einzelnen Reflexionen genügend geachtet. Hier ist die Wissenschaft zu neuen Methoden und neuen Resultaten vorgeschritten. Nach dem Tode Diltheys hat E. die Herausgabe der Akademischen Kantausgabe geleitet und selber die »Kritik der reinen Vernunft« in beiden Auflagen und »Prolegomena« neu besorgt. Die Peinlichkeit und — man darf sagen — asketische Zurückhaltung, mit der hier die Geschichte eines Buches in seiner äußeren Entstehung und Textgestaltung durchforscht wird, nötigt die höchste Achtung ab, zumal E. seine Anschauung von der doppelten Redaktion der »Prolegomena« völlig im Hintergrunde läßt, dafür aber mit unsäglichem Fleiß die verschiedenen Wormser Drucktypen der »Prolegomena« vergleicht, um über die Textgestaltung ein Ergebnis zu erlangen, das für die Forschung als endgültig gelten kann. Von seinen vielen Arbeiten zur Kantischen Philosophie seien hier nur noch folgende drei genannt. 1. Martin Knutzen und seine Zeit, 1876, 2. Kritik der Problemlage in Kants transzendentaler Deduktion der Kategorien, 1915 (Sitzungsber. d. Pr. Ak.), 3. Die Idee von Kants Kritik der reinen Vernunft, 1917 (Abh. d. Pr. Ak.).

Die frühe Arbeit ist auch heute noch unausgeschöpft, denn Kants persönlichster und sachlich wichtigster Lehrer in dem damaligen Königsberg steht lebhaftig vor uns. Wir erfahren, wie sich Pietismus und Wolffianismus in den engen Mauern der Heimatstadt bekriegen und versöhnen. Glänzend ist der Nachweis gelungen, daß der Theologie studierende Kant eine Legende ist. Noch glänzender der Nachweis, wie diese Legende entstehen konnte. Von der Abhandlung aus dem Jahre 1917 ist zu sagen, daß sie das Schönste und Tiefste darstellt, was je über die Idee »der Kritik der reinen Vernunft« gedacht und gesagt worden ist. — E.s Grundverdienst in der Kantforschung ist folgendes. Er hat auf den Hintergrund der Leibnizschen Monadologie, auf die Wolff-Crusiusschen Bedingtheiten des Systems, auf die primäre Unabhängigkeit von der englischen Philosophie und vor allem auf die zentrale Bedeutung des Antinomienproblems erstmalig und mit dem Nachdruck philologischer Behutsamkeit hingewiesen. (Über kleinere historische Arbeiten E.s siehe insbesondere das Archiv für Geschichte der Philosophie.) Eine äußerst wertvolle Abhandlung zur inneren Geschichte und Gestalt des Berkeleyschen Systems erschien als Akademieabhandlung und zugleich Neuherausgabe des Berkeleyschen Tagebuches ein Jahr vor seinem Tode (1919). Auch hier wieder der »impetuose« Drang nach gegenseitiger Erhellung von Textkritik, Entwicklungsgeschichte und Systemexegese. Wundervoll die feinen Lichter, die die tieferen religiösen Unterströmungen des 17. Jahrhunderts aus dem Dunkel abheben.

E.s systematisches Hauptwerk, seine in 2. Auflage 1907, in 3. Auflage nach dem Tode erschienene »Logik« ist durch die ebenso eingehenden wie selbständigen Analysen seines Schülers J. B. Rieffert im 2. Bande des »Lehrbuches der Philosophie«, herausgegeben von M. Dessoir (Berlin 1925) so gründlich und maßgeblich dargestellt und kritisiert worden, daß dieser Hinweis hier genügen mag. Wie man auch zu dieser ungemein konsequenten und höchst luziden Leistung sich stellen möge: nach dem Werke von Sigwart und vor der Leistung Edmund Husserls bedeutet diese an Cantors Mannigfaltigkeitslehre anknüpfende Ordnungslehre mit zentraler Heraushebung des Urteils eine ebenso bleibende als didaktisch vorbildliche Leistung. Zum Leib-Seelenproblem hat er in der flüssig geschriebenen Schrift: »Hypothesen über Leib und Seele« Stellung genommen.

E.s psychologische Forschungen gehören der heute so verhöhten Assoziationspsychologie an. Er hat sie jedoch höchst selbständig und fruchtbar fortgebildet. Bewußtsein ist ihm nur ein kleiner Ausschnitt aus der Welt des Psychischen: Unbewußtes und Unterbewußtes werden für seinen introspektiven Scharfblick keineswegs zu bloßen Hilfsbegriffen, sondern zu entscheidenden Grundlagen seiner Apperzeptionstheorie, die sich hier von der Assoziationspsychologie völlig entfernt. Denn für diese Theorie, deren reifster Ausdruck in der zusammenfassenden Altersabhandlung: »Grundzüge der Reproduktionspsychologie« (Berlin 1920) vorliegt, sind die unbewußten Bedingungen des Bewußtseins entscheidend. Sein Begriff des Residuums, der Residualkomponente, der apperzeptiven Verschmelzung im Gegensatz zur assoziativen: alle diese äußerst feinen psychologischen Begriffe, gefunden zunächst durch meisterhafte Selbstbeobachtung, bestätigt aber auch durch seine mit R. Dodge ausgeführten »experimentellen psychologischen Untersuchungen über das Lesen« (Halle 1898), sind in E.s psychologischen Arbeiten, vor allem aber in

der schon genannten Abhandlung von 1920 zu einer höchst geistvollen und in sich widerspruchsfreien Theorie von der Seele entwickelt.

Der Mensch und Lehrer E. war eine geschlossene Willenspersönlichkeit. So ist von außen zuweilen seine Energie als bloßer Machttrieb, nicht als der Abglanz eines leidenschaftlichen Verantwortungsbewußtseins gedeutet worden. Seine Seminarübungen müssen als ganz bedeutende und unvergeßliche Exerzitien im strengen, systematischen und historischen Geiste der Philosophie betrachtet werden. Hier stand ein Mann vor der jungen Generation, dem Treue zur Sache Grundbedingung alles geistigen Strebens war: die Omnipräsenz alles zu einer Übung nötigen, ja auch möglichen Wissens und Denkens gab dem Manne mit dem herrlichen Gelehrtenkopf und den wundervoll belebten Augen die Würde, die Kraft und den Erfolg einer akademischen Fühurnatur im besten Sinne der Tradition.

Literatur: Carl Stumpf, Gedächtnisrede in Sitz.-Ber. d. Preuß. Akademie der Wiss. 1921, 497/508.

Berlin.

Albert Dietrich.

**Eulenburg, August Ludwig Traugott Graf zu**, Minister des Königlichen Hauses\* am 22. Oktober 1838 zu Königsberg i. Pr., † zu Berlin 18. Juni 1921. — Sein Vater war der am 27. Dezember 1804 geborene Graf Botho zu Eulenburg, Erbherr auf Wicken im Kreise Friedland, von 1850 bis 1875 Regierungspräsident in Marienwerder und danach Präsident der preußischen Staatsschuldenverwaltung. In Preußen bekleidete er die Würde des Oberburggrafen und später die des Landhofmeisters. Die Mutter des Grafen August war Therese, geborene Gräfin von Dönhoff-Friedrichstein. Sein älterer Bruder, Graf Botho, war von 1878 bis 1881 preußischer Minister des Innern, nach seinem Rücktritt aus dem Ministerium Oberpräsident von Hessen-Nassau und unter dem Reichskanzler Caprivi preußischer Ministerpräsident, sein jüngerer Bruder Karl preußischer General der Kavallerie. Der jüngste, Wend, starb in jungen Jahren als Bräutigam der Tochter Marie des Fürsten Bismarck, der späteren Gräfin Rantzau.

Nachdem Graf August E. im Herbst 1856 in Marienwerder das Abiturientenexamen im Alter von 17 1/2 Jahren bestanden hatte, trat er am 1. November desselben Jahres mit der dazu notwendigen persönlichen Genehmigung des Königs auf Avancement beim 1. Garderegiment zu Fuß ein. 1 1/2 Jahre später wurde er zum Offizier befördert.

Als im Herbst 1860 sein Onkel Graf Friedrich zu (E., \* 1815), als Königlicher Gesandter mit der wichtigen Aufgabe betraut wurde, nach dem Beispiel der Vereinigten Staaten, Frankreichs, Englands und Rußlands mit den asiatischen Staaten Japan, China und Siam Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsverträge abzuschließen und zu dem Zweck an die Spitze einer preußischen Expedition gestellt wurde, erhielt sein Neffe Graf August auf den Antrag des Onkels beim Auswärtigen Amt die Genehmigung, die Expedition in der Eigenschaft eines Attachés zu begleiten. Auf dieser vom 30. April 1860 bis zum 3. Oktober 1862 dauernden Reise erweiterte sich der geistige Horizont des jungen Offiziers nicht nur dadurch, daß er Länder und Völker kennen lernte, sondern auch Einblick bekam in das diplomatische Räderwerk und an dem Beispiel seines klugen und willensstarken Oheims erkannte, daß Schwierig-



keiten nur dazu da seien, um überwunden zu werden. In einem eingehenden, von scharfer Beobachtungsgabe zeugenden und unterhaltend geschriebenen Tagebuch, das sich im Besitz seiner Familie befindet, hat Graf E. den Verlauf dieser Reise, den Gang der diplomatischen Verhandlungen mit den drei in Betracht kommenden Regierungen und seine Eindrücke von Land und Leuten geschildert. Er lernte Ägypten, Ceylon, Hinterindien, Japan, China und Siam durch längeren Aufenthalt in allen diesen Ländern und durch freundliches Entgegenkommen besonders der englischen Behörden gut kennen.

Nachdem er die ursprüngliche Absicht, die Weltreise mit einem Besuch von Paris abzuschließen, wegen Übermüdung aufgegeben hatte, ging er über Triest, Venedig, Verona, Bozen, Wien und Breslau zunächst zu den Eltern nach Marienwerder, um dann wieder den militärischen Dienst in Potsdam aufzunehmen. Allerdings nur noch für  $3\frac{1}{2}$  Jahre. Denn am 18. April 1865 wurde der Sekondeleutnant Graf E. zur Dienstleistung als persönlicher Adjutant zum Kronprinzen Friedrich Wilhelm kommandiert, noch in demselben Jahre zu Weihnachten unter Beförderung zum Premierleutnant à la suite des 1. Ostpreußischen Grenadierregiments Nr. 1 Kronprinz gestellt und endgültig zum persönlichen Adjutanten des Kronprinzen ernannt. Als solcher nahm er im kronprinzlichen Hauptquartier am Feldzug gegen Österreich teil.

Im September 1868 schied E. aus dem Militärdienst aus, um unter Ernennung zum Kammerherrn auf Antrag des Kronprinzen Hofmarschall bei ihm zu werden. Während des Krieges gegen Frankreich wurde er wieder zum Adjutanten des Kronprinzen ernannt. Nach Friedensschluß wurde Graf E. unter dem Oberzeremonienmeister Grafen Stillfried-Alcantara durch Kabinettsorder vom 7. Mai 1871, also noch nicht 33 Jahre alt, Vize-Oberzeremonienmeister. In dieser Stellung nahm er wesentlichen Anteil an der Bearbeitung des Zeremonialbuchs für den Königlich Preußischen Hof, einer Zusammenfassung der am Berliner Hof geltenden zeremoniellen Vorschriften. Es diente als unterrichtendes Handbuch nicht nur den in amtlicher Eigenschaft zum Hofe gehörenden Personen, sondern auch denen, die zu Hofe geladen wurden. Die systematische Zusammenstellung der für den Verkehr am preußischen Hofe geltenden reglementarischen Bestimmungen war um so notwendiger, weil hier die Gesellschaft sich nicht aus so stabilen Elementen zusammensetzte und häufiger wechselte als an anderen, z. B. dem Wiener und Londoner Hof, und sich infolgedessen die Kenntnis mancher Einrichtungen und Vorschriften nicht so traditionell forterbte. Naturgemäß kam auch im preußischen Hofleben der militärische Charakter des Volkes zum Ausdruck, ganz besonders in den Rangverhältnissen, die im Lauf der Zeit entsprechend den veränderten Zeitverhältnissen hatten umgestaltet werden müssen. Durch die Festlegung und Veröffentlichung der geltenden Bestimmungen sollte die korrekte Handhabung des geltenden Zeremoniells gewährleistet werden. Wie wenige andere war Graf August E., der nach Mitteilung seines Onkels durch seine Gewandtheit sich schon während der ostasiatischen Reise als zukünftiger Hofmarschall empfohlen hatte, berufen, an dem Zeremonialbuch maßgebend mitzuarbeiten. Sein Taktgefühl, sein Organisationstalent, seine Klugheit, Umsicht und Voraussicht, seine rasche Entschlußfähigkeit und Sprachenkenntnis prädestinierten ihn zur leitenden Stellung am Hofe. So wurde er am 1. Februar 1883 als Nachfolger des Grafen Stillfried Oberzeremonienmeister, nachdem ihm kurz vorher

das Prädikat Excellenz verliehen worden war. 1887 wurde E. auch Vorsitzender des Königlichen Heroldsamtes.

Als im Mai 1890 der Oberhof- und Hausmarschall v. Liebenau als solcher und als Intendant der königlichen Schlösser seine Entlassung erhielt, wurde Graf E. mit der Wahrnehmung seiner Geschäfte betraut und am 7. Juni desselben Jahres neben Beibehaltung seines Amtes als Oberzeremonienmeister zum Oberhof- und Hausmarschall ernannt. Im Dezember wurde ihm auch noch als Nachfolger des Grafen Perponcher die Leitung der königlichen Gartenintendantur übertragen. Zu seiner Entlastung wurde er vom Vorsitz im Heroldsamt entbunden.

Diese ersten Jahre der Regierung Kaiser Wilhelms II. mit den vielen Antrittsbesuchen des Kaisers und den Gegenbesuchen der fremden Fürstlichkeiten in Berlin stellten hohe Anforderungen an die Arbeitskraft und das Verwaltungstalent des Chefs der Hofverwaltung. In vollem Maße hat ihnen Graf E. in treuer Pflichterfüllung und in hingebungsvoller Anhänglichkeit an das Hohenzollernhaus Genüge geleistet.

In manchen Krisen war E. seines Herrn getreuer Eckart, ohne jemals politisch hervorgetreten zu sein. Er liebte es nicht, von sich reden zu machen. Und doch würde, wer in ihm nur den Hofmann sieht, sein Wesen und Wirken unterschätzen. Seine Stellungnahme in den Tagen der Entlassung Bismarcks entnehmen wir einem vom Fürsten Philipp E. in seiner Selbstbiographie veröffentlichten Brief vom 26. Februar 1890, in dem es heißt: »Jedenfalls wollen wir froh sein, daß eine augenblickliche Katastrophe verhindert und Zeit gewonnen ist.« Philipp E. nennt ihn »einen der klügsten Männer, die Preußen besaß, von edler, großer Unabhängigkeit der Gesinnung, einen weißen Raben im Leben aller Höfe«. Mit dem Grafen Cuno Moltke setzte sich Graf E. für die Versöhnung des Kaisers mit Bismarck ein und war einer der Förderer des Gedankens, Bismarck zu einem Besuch in Berlin zu bewegen.

Während einer Erkrankung im Winter 1891/92 wurde E. in seinen dienstlichen Funktionen vom Obersttruchseß Fürsten Radolin vertreten. In seiner militärischen Stellung brachte er es bis zum General der Infanterie à la suite der Armee. Die höchste Ordensauszeichnung, der Schwarze-Adler-Orden, war ihm bereits am 21. Oktober 1897 verliehen worden.

Nach dem Rücktritt des Hausministers v. Wedel-Piesdorf wurde Graf E. am 1. Oktober 1907 mit der Verwaltung des Hausministeriums beauftragt unter Beibehaltung seiner Stellung als Oberhof- und Hausmarschall und Oberzeremonienmeister. Von diesen beiden Ämtern trat er erst am 1. Januar 1914 zurück, nachdem er endgültig zum Minister des Königlichen Hauses ernannt war. Sein Nachfolger als Oberhofmarschall und Oberzeremonienmeister wurde der bisherige Oberstallmeister Hugo Freiherr v. Reischach. »Ein selten bedeutender Mann, mit politischem Flair, der jede Stellung im Innern, vom Reichskanzler angefangen, sicher glänzend ausgefüllt hätte, aber auch jeden Botschafterposten, jedenfalls der geschickteste Hofmann, der mir in den vierzig Jahren in allen Ländern vorgekommen,« so kennzeichnet Freiherr v. Reischach seinen Amtsvorgänger in seinen 1925 unter dem Titel »Unter drei Kaisern« erschienenen Lebenserinnerungen. Große Menschenkenntnis, vieljährige Welterfahrung, scharfer Verstand, politischer Blick und gute Beziehungen zu allen Souveränen und maßgebenden Persönlichkeiten waren Eigenschaften, die die Ge-

währ gaben, daß er jede staatsmännische Stellung mit gleichem Erfolg ausgefüllt hätte, wie seine höfische. Vasallentreue, sein persönliches Treuverhältnis zu drei Kaisern hat ihn auf den Posten festgehalten, auf die ihr Vertrauen ihn berufen hatte. Treu bis zum Tode hat er auch nach dem Thronverzicht des Kaisers die Sache seines Herrn und des Königlichen Hauses vertreten und die Interessen der Hohenzollern in den Fragen der Auseinandersetzung mit dem Staate wahrgenommen, nachdem er in seiner Stellung als Hausminister mit dem 1. April 1921 in den Ruhestand versetzt worden war. Im Auftrag des Kaisers führte er als dessen Generalbevollmächtigter die Geschäfte der Sonderverwaltung des vormals Königlichen Hauses weiter.

»Das war ein Gegner,« sagt ein vorübergehend zur Mitarbeit in der Auseinandersetzungsfrage im preußischen Finanzministerium tätig gewesener sozialdemokratischer Journalist, »mit einem Weitblick, der nicht nur durch die Erkenntnis und die Gleichmütigkeit des Alters errungen war. Manchmal mußte man glauben, es wirke eine Mission in ihm und gebe ihm Kraft. Jede Position seines Herrn verteidigte er wie ein Offizier seinen Platz . . . Immer ging es ihm um seine Aufgabe, der Krone zu dienen und ihr zu retten, was irgendwie möglich schien. Das hat er meisterhaft verstanden.« So urteilt ein politischer und sachlicher Gegner.

In diesem Kampf um die Geltendmachung der Rechte seines Königshauses ist Graf E. am 18. Juni 1921 einem Herzschlag erlegen.

Berlin.

Bogdan Krieger.

**Eulenburg-Hertefeld, Fürst Philipp zu,** \* 12. Februar 1847, † 17. September 1921 zu Liebenberg. — Philipp E. trat von Vater und Mutter, dem Grafen Philipp Eulenburg, Adjutanten des alten Generals Wrangel, und Alexandrine v. Rothkirch, der künstlerisch reich veranlagten Tochter eines schlesischen Adelsgeschlechtes, eine Doppelerbschaft an, deren innere Widersprüche das Scheitern seines Lebens bedingt haben. Den Grundzug seines Wesens bildet eine tiefgehende Weichheit, die ihn physisch und psychisch zur Beute der auf ihn eindringenden Eindrücke machte, ohne die Kraft, aus eigenem eine innerlich beruhigende, selbständige Dominante seines Wirkens und Strebens herauszuarbeiten. Subjektiv ist das Erbteil der Mutter in ihm stärker gewesen: künstlerische Empfänglichkeit, ein an sich beträchtlicher Antrieb zu eigener literarischer und musikalischer Produktion, eine doch mehr dilettantische Neigung, sich auch an zeichnerischen und architektonischen Versuchen zu erproben, schließlich die mit dieser gefährlichen Vielseitigkeit eng zusammenhängende Gabe fesselnder Geselligkeit sind die Lebensbetätigungen gewesen, die ihn eigentlich anzogen. Noch bis auf die Höhe des Mannesalters hat ihn der Wunsch gequält, sich ganz seinen künstlerischen Zielen zu widmen. Ein selbst so ganz politisch veranlagter Freund wie Bülow hat vorsichtig, aber doch ernst ihn gelegentlich gemahnt, dieser inneren Stimme zu folgen. Zeitig hat ein künstlerisch wirklich bedeutender Mann die Gefahr erkannt, daß ohne die ernste Konzentration seiner ganzen Fähigkeit auf diese Aufgaben E.s dichterische Anlagen in leichtzufriedenem Dilettantismus endigen würden. Er hatte durch den Reichtum seiner geistigen Interessen in Stockholm die Freundschaft des Grafen Gobineau gewonnen, der gleich ihm unter dem Konflikt künst-

lerischer Träume und des diplomatischen Berufes litt. Gobineau hat in ernsten Warnungen, die E., unkritisch gegen das Fazit des eigenen Lebens, 1906 selbst veröffentlichte, den Freund gemahnt, sich nicht mit zu leichten Erfolgen — mehr der geselligen Atmosphäre als starken Künstlertums — zu begnügen. »Ich fürchte den Dilettantismus für Sie«, da für E.s an kleinen Triumphen leicht erfreute, nervöse Natur geringfügige Arbeiten tatsächlich erschlaffend wirken müßten. Diese Prophezeiung ist tragisch in Erfüllung gegangen. Der Dichter E. hat Liebenswertes geleistet, wo er — in den Kindergeschichten — sein eigenes Familienglück anspruchslos, aber anziehend spiegelt. Er hat mit einer einzelnen Produktion, der gefälligen Sentimentalität der Rosenlieder, einen Augenblickserfolg bei den Massen errungen. Er hat — in den Skaldenliedern — umsonst versucht, den Ton strenger Herbheit zu treffen, der sich nur einem gesammelten Künstlertum erschließt, das alles Lebensblut in das Kunstwerk sammeln kann. Er hat keinen wirklich eigenen Klang gefunden und seine dichterische Lebensarbeit zählte schon bei seinem Tode nicht mehr zum lebendigen Gut der Zeit, ohne daß der geringste Anlaß vorläge, eine spätere Wiederbelebung zu erwarten. Die politische Laufbahn hat zu starke Kräfte abgegraben, wenn sie überhaupt genügt hätten, um dem Künstler eine den Tag überdauernde Tragfähigkeit zu verleihen. E. hat sich mit dem Blut und den Neigungen der bis ins hohe Alter zärtlich geliebten Mutter doch widerstandsunfähig der ostpreußischen Tradition der väterlichen Familie mit ihrer langen Reihe von Beamten und Offizieren gefangen gegeben. Finanzielle Rücksicht, ausschlaggebend nach seiner Eheschließung, hat die Entscheidung schließlich nur besiegelt. Die Nachgiebigkeit gegen sie verriet doch auch nur, daß in ihm nicht ein Tropfen Kämpferblut war.

E. ist nach einer glücklichen Kindheit 1866 bei dem Gardedukorps als Fahnenjunker eingetreten, im Winter 1868/69 Offizier geworden und hat den Krieg von 1870/71 mitgemacht. Seine sensible Natur hat die Reibung mit anscheinend unerfreulichen Vorgesetzten nicht überwinden können. Der Mann, der einen Friedrich Wilhelm I. wegen seiner Härte gegen Katte einfach als halbverrückt abtat, war im Kern seiner Natur trotz gutem Willen und gelegentlicher Sehnsucht unfähig, mit der altpreußischen Strenge militärischer Tradition zu verwachsen. Schon vor dem Kriege hat er — die erste Vorbereitung zum Wechsel der Laufbahn — längeren Urlaub genommen, um das Abiturium nachzuholen. Nach dem Kriege nahm er den Abschied; 1875 folgte das Referendar-examen in Kassel und der Doktor juris in Gießen; gegen Ende des Jahres in Stockholm seine Hochzeit mit der für Deutschland begeisterten Gräfin Augusta von Sandels, einer Lebensgefährtin, die auch in der äußersten Not seiner letzten Jahre nicht von ihm gewichen ist. Ihre frauenhaft ergreifende Verteidigung des Gatten ist für den Historiker abseits von der Rechtsfrage der Tatsächlichkeit einer möglichen vereinzelter Verfehlung doch ein schlüssiges Dokument dafür, daß der Mensch E. als Ganzes nach seiner zweifellos glücklichen langen, kindergesegneten Ehe, nicht nach der mit fragwürdigsten Mitteln arbeitenden Anklage eines Harden zu beurteilen ist.

Auch jetzt wagte er jedoch nicht, sich den Weg in die Freiheit zu bahnen, obwohl die ersten Sprossen richterlicher Betätigung auf ihn ebenso abschreckend wirkten, wie einst der Heeresdienst, sondern beugte sich erneut dem Willen seines Vaters, dem Zwang einer beamteten Laufbahn. Langjährige Familien-

freundschaft mit den Bismarcks und persönliche Neigung zwischen ihm und Herbert erleichterten ihm den Eintritt in die diplomatische Laufbahn, ohne daß in seinem Aufstieg vor 1888 von besonderer Begünstigung gesprochen werden kann. Die diplomatische Ausbildungszeit von 1877 bis 1881 verstärkte diese enge Verbindung zur Familie Bismarck. E. war bis 1886 durch enge persönliche Freundschaft mit Herbert verbunden und hat dessen Kampf gegen den Vater um die Ehe mit Elisabeth Hatzfeldt als vertrauter Berater des Sohnes miterlebt. Diese erste Probe ergab schon die innere Unvereinbarkeit seiner gefühlsmäßig urteilenden Natur mit der unerbittlichen Männlichkeit der Bismarckschen Atmosphäre. Der leidenschaftliche Widerstand des Kanzlers gegen die Neigung seines Sohnes, in dem gekränkte Liebe des Vaters und zornige Verteidigung seines politischen Erbes untrennbar zusammenflossen, erschien einem E. nur als Ausdruck einer organisierten, im Grunde gemütskalten Machtmaschine, die zu verstehen ihm im tiefsten Grunde unmöglich war. Aus diesen Erfahrungen, verbunden mit dem hochmütigen Herabsehen einer Natur, die vom Künstler die Nerven, nicht die Lebenstiefe besaß, auf den als unästhetisch verworfenen äußeren Rahmen des Bismarckschen Familienlebens sind die ersten Keime zu jenem Zerrbild entstanden, das E. in der Verbitterung seiner letzten Lebensjahre von dem einst bewunderten Reichskanzler entworfen hat.

Auch die Geschichte seiner diplomatischen Berufstätigkeit ist die Geschichte einer wachsenden Entfremdung gegen Bismarck und die Bismarcks. Nach einem kurzen Pariser Intermezzo (1881), das ihm durch den schnell aufeinander folgenden Tod zweier Kinder verleidet wurde, folgte von 1881 bis 1888 die glücklichste Zeit seines Lebens in München. Hier zuerst wie später in Wien zeigt sich bei E. doch die typische Diplomatschwäche, sich überstark durch die Eindrücke des jeweiligen Postens bestimmen zu lassen. Weil er in der bayerischen Hauptstadt durch Jahre hindurch das liberale Ministerium Lutz gegen die dem Reichsgedanken abgünstigen Kreise des ultramontanen Hochadels zu stützen hatte, wurde zunächst das Zentrum für den konservativen Protestanten E. generell der politische Gegner. Das hat bis in die Entlassungskrise Bismarcks gewirkt, in der E.s Haltung durch die ihm verdächtige Annäherung des Kanzlers an Windthorst verschärft wurde. Fühlte er sich in München zunächst dank dem Hintergrund des anregenden künstlerischen und geselligen Lebens wohl, so erwachte doch auf diesem Boden bei ihm auch eine gewisse, stark persönlich gefärbte Neigung für seinen politischen Beruf: der tragische Ausgang König Ludwigs II. gab ihm eine erste Gelegenheit, sein Talent geschickter, schmiegsamer Menschenbehandlung so zu entfalten, daß er nicht nur Bismarcks Anerkennung erntete, sondern auch eine Schicksalsgestalt seiner späteren Laufbahn: Holstein, mit ihm anknüpfte. E. hat eigentlich persönlichen starken Ehrgeiz zweifellos nie besessen, da sich seine Empfindlichkeit den Anfeindungen eines exponierten Postens nicht gewachsen fühlte. Der Versuchung, seine Stimme zur Geltung zu bringen, hat er sich naturnotwendig nicht entziehen können, da er mehr wie einmal in Lagen kam, in denen wirkliche Neutralität zwischen scharf gegensätzlichen Lagern eine einfache Unmöglichkeit war. Die notwendige Folge dieser Halbheit ist für ihn immer wieder eine innerlich unhaltbare schiefe Stellung gewesen: er selbst versuchte als Geist der Versöhnung über den erregten Wassern zu schweben und warf doch tatsächlich das Gewicht seines Einflusses in die Schale einer Partei. Es wirkt als Vordeutung

dieses Verhängnisses, wenn Holstein ihn jetzt anscheinend vorsichtig daraufhin sondiert, ob er Neigung habe, das politische Erbe seines Münchener Vorgesetzten, des Grafen Werthern-Beichlingen, anzutreten. E. verehrte diesen persönlich; in der Antwort an Holstein aber zeichnete er das Bild eines idealen Nachfolgers, eines Musters »freundlicher Energie« in einer Weise, die dem Empfänger des Briefes als Selbstporträt des Schreibers, als vorsichtiger Anspruch auf den fraglichen Posten erscheinen mußte. E., ehrlich, unpolitisch im Grunde seiner Natur, wurde in der politischen Luft notwendig zum Intriganten aus Schwäche und Nachgibigkeit, oft, kaum stets zum Intriganten wider Willen.

Diese Eigenschaften sind auch das Verhängnis der im gleichen Jahr 1886 angeknüpften zweiten Schicksalsbeziehung, der Freundschaft zu dem damaligen Prinzen Wilhelm, geworden. Damit trafen sich zwei gefühlsmäßig überschwengliche Naturen, die im Enthusiasmus der Anfänge ihrer Beziehungen sich einer über des anderen Wesen täuschten, wechselseitig aber durch die Toleranz der Blindheit über den Charakter des Gegenspielers zunächst ohne Reserve die gefährlichen Seiten ihrer Veranlagung steigerten. Der unkünstlerische Thronerbe begeisterte sich an den Skaldenliedern, die der gegen andere so ästhetisch empfindliche Dichter und Komponist unbedenklich an die geliebte Militärmusik des Prinzen auslieferte, während beide sich zum ironischen Erstaunen der Nachwelt später als Bauherren bewunderten. Dieselbe Gefühlswelt auch in der Politik. Welche Wirkung muß es auf den späteren Kaiser Wilhelm gehabt haben, wenn der ältere Freund ihm schon 1887 sein Gefühlsdogma eines germanisch-slawischen Rassenkrieges der Zukunft ausplauderte. Die pflichtgemäße Reserve, die E. in Rücksicht auf die Bismarcksche Politik machte, diesen Krieg nicht in der eigenen Generation austragen zu wollen, ist an dem Prinzen spurlos vorübergegangen, dem Waldersee den gleichen Gedanken mit militärischer Begründung einzuflößen suchte. Von Anfang an nistete sich in dies Verhältnis durch die Überschwenglichkeit der Anfänge der Ton maßloser Bewunderung des künftigen Herrschers ein. An der Ehrlichkeit dieser Illusion, die auch durch rechtzeitige Warnungen Herbert Bismarcks nicht gestört wurde, dürfte kein Zweifel sein. Noch nach Jahren hat dieser Ton der Heldenverehrung gegen den Kaiser, der höchstens als tragische Gestalt in einer wesensfremden Zeit bedauert, erst viel zu spät in seiner wirklichen Schwäche durchschaut wurde, auf den schon skeptischen Waldersee den Eindruck der Echtheit gemacht (1890/91). Über die vernichtenden Wirkungen dieser Atmosphäre des Weihrauchs auf den jugendlichen Wilhelm II. kann aber kein Zweifel sein, wenn man liest, daß Bülow 1890 seinem Freunde E. widerspruchslos den Monarchen als Herrschergestalt vom Größenmaß der heldenhaften Salier und Hohenstaufen des Mittelalters bezeichnen konnte. Alle späteren Warnungen an den Kaiser mußten schon mit Rücksicht auf diesen anfänglichen Irrweg in sehr gedämpftem Klang, in einer von modifizierter Schmeichelei bis zum Ende der 90er Jahre so wenig verschiedenen Tonart gegeben werden, daß sie das unheilvolle Ergebnis dieses Anfangseinflusses nicht mehr umstoßen konnten. Sieht man dann noch, daß auch ein Holstein mit E. zunächst im Tone superlativer Schmeichelei verkehrt, daß auch Bülow dies oft genug tut, so läßt sich nicht verkennen, daß hier eine konstitutive Schwäche des Dichter-Diplomaten vorgelegen hat. Konnte er sich auch im Notfalle zu pflichtgemäßer Strenge aufraffen, so hat er sich doch im Grunde nur in einer Atmosphäre gegenseitiger Anerkennung wohl gefühlt,

die sich im Fahrwasser angenehmen gesellschaftlichen Verkehrs, nicht in der harten politischen Tagesarbeit im innersten Kreise der Verantwortlichen bewahren läßt. Die boshafte Walderseesche Anekdote, er solle unter Tränen erklärt haben, dem Kaiser keine Härten sagen zu können, zeigt die durchschnittliche Übertreibung solcher liebevollen gesellschaftlichen Erfindungen; sie trifft aber doch richtig, wie sich diese unkritische Freundschaft in einer kritischen Umgebung schließlich spiegeln mußte.

E. ist durch seine Bewunderung des jungen Kaisers einer der Mitverantwortlichen an Bismarcks Sturz geworden. Zwar hat er lange gesucht zu vermitteln und auszugleichen; sein Herz hat ihn stets auf der kaiserlichen Seite gehalten und wo es sich zu entscheiden galt, hat er gegen den Reichsgründer entschieden, in der letzten Phase der Kämpfe mit bewußter Klarheit des Ziels: er wußte, daß die Entlassung kommen werde, aber sie sollte sich nach seinem Willen nur so vollziehen, daß der Ruf des Herrschers nicht zu sehr geschädigt würde. Er hat schon in der Frage der Stöckerschen Stadtmission im Grunde mit seinen Sympathien auf der Seite des Prinzen Wilhelm gestanden und diesen nur sehr gelinde gewarnt. Im Jahre 1889 stellt sich sein Gegensatz zu Bismarck und den Bismarcks klar heraus. E. bekämpft den persönlichen Einfluß Herbert Bismarcks am Hofe; gemeinsam mit Waldersee arbeitet er der russischen Politik des Kanzlers entgegen. E. hat (Dezember 1889) durch seine Veranlassung den unheilvollen Vorstoß Waldersees ausgelöst, der im Januar 1890 bei dem Kaiser Bismarcks ungenügende Berichterstattung über Rußland denunzierte. E. hat sich ferner im gleichen Monat ganz greifbar mit dem Generalstabschef verschworen, um den Monarchen vom Einfluß des Kanzlers loszulösen. Seine ganze Sorge war nicht der Verlust der Nation durch den Sturz des Reichsgründers, sondern der »Krach«, der bei dieser Gelegenheit zu entstehen drohte. In der letzten Phase der Krise hat er erfolgreich Bismarcks Widerstreben gegen die internationale Sozialkonferenz in Berlin durchkreuzt. Und als das Unheil dann wirklich eintrat, riefen ihn bezeichnenderweise Bismarcks bitterste Feinde — Waldersee und Holstein — als zuverlässigen Helfer nach Berlin. Wenn sich E. noch Februar 1890 vorredete, er halte trotz allen Gegengründen am Kanzler fest — allerdings nur bis die Stellung Wilhelms II. unzweifelhaft gefestigt sei —, so zeigt das nur das bei ihm mögliche Maß innerer Unklarheit. Je näher er dem Kaiser stand, desto schwerer muß seine tatsächliche Bismarckfronde in die Wagschale gefallen sein. Er trug zum erstenmal ein großes Maß der Mitverantwortung am Sturze eines deutschen Kanzlers.

Seine Verantwortung für den Gang der Dinge beruht schon seit 1888 auch äußerlich auf fester Grundlage. Zugleich mit der Ernennung zum preußischen Gesandten in Oldenburg und Braunschweig — im letzteren glückte es seinem ganz persönlichen Appell an die Ritterlichkeit des Prinzregenten, diesen von der Absicht der Resignation abzubringen — war er offiziell als Mittelsmann zwischen Auswärtigem Amt und Kaiser anerkannt worden. Er hat in dieser Stellung, als Reisebegleiter des Monarchen und in oft wiederholten Gelegenheits-einwirkungen, während der ersten Jahre des neuen Kurses das Höchstmaß seines Einflusses ausgeübt. 1890 — nach kurzer Stuttgarter Mission — hat er auch den ersehnten Münchener Posten erlangt, den bereits der Prinz Wilhelm vor Jahren dem Freunde zgedacht hatte. Trotzdem beginnt jetzt die Tragödie seines politischen Lebens: die Enttäuschung an Wilhelm II.; gegen dessen

sprunghafte Subjektivität er von den verantwortlichen politischen Führern unaufhörlich auf die Bresche gerufen wurde. Damit begann ein Verhältnis, in dem auch die alte persönliche Freundschaft beider Männer schließlich erlahmen mußte. E. ist noch lange nicht eigentlich zum Skeptiker an dem Herrscher geworden, aber triftige politische Mahnungen mußte er ihm immer wieder vortragen und konnte nicht hindern, daß der Monarch es vorzog, sein Ohr in steigendem Maße bequemerem militärischen Ratgebern seiner persönlichen Umgebung zu leihen, daß die Politik des Freundes von der Politik der Adjutanten aus dem Felde geschlagen wurde. Es ist kein zufälliger Ausgang, daß Wilhelm II. ihn zwar noch durch ein ganzes Jahrzehnt mit äußeren Würden beschenkt, ihn aber schließlich in der Probestunde der Hardenschen Angriffe, sehr unvorteilhaft von dem Verhalten seines Oheims Eduard VII. in ähnlichen Klippen sich unterscheidend, schweigend im Stich ließ und auch nachträglich in seinen Erinnerungen den einst vertrautesten Freund mit keiner Silbe erwähnt hat.

E. hat die ersten Jahre nach 1890 loyal mit den nun maßgebenden Männern, Caprivi, Marschall, Holstein, zusammengearbeitet. Zeitig wich er jedoch von ihnen in der relativen Schwäche seiner Abwehrstellung gegen die Bismarcks ab. Waldersee holte sich durch ihn die kaiserliche Erlaubnis zu seinem ersten Besuch in Friedrichsruh; 1894 hat sich E. vorsichtig zugunsten des Bismarckischen Besuches in Berlin geäußert. Je schwächer Caprivis Stellung beim Kaiser wurde, je mehr ist auch E. wieder in eine unglückselige Zwitterstellung, wie einst in der Bismarckkrise, gesunken. Die Energie, bei der Partei des Kanzlers zu bleiben, hat ihm zum zweitenmal gefehlt. Konservativ gesinnt, erfaßte ihn auch allmählich das Mißtrauen seiner Parteigenossen gegen den politischen Kurs des Kanzlers, der für sie sich den Demokraten und dem Zentrum zu entgegenkommend erwies. Diese Einstellung wurde persönlich dadurch verstärkt, daß sein von Philipp E. hochgeschätzter Vetter Botho, seit dem Scheitern des Zedlitzschen Schulgesetzes preußischer Ministerpräsident, der Hauptgegner des Kanzlers war. Schon im Juli 1892 durfte Waldersee zu E., der zugab, daß alles bergab gehe, von der wünschenswerten Nachfolge Bothos auch in der Kanzlerschaft des Reiches sprechen. Im September 1893 — noch lange vor Caprivis wirklichem Sturz — war E. wie einst von Bismarcks, nun auch von Caprivis Unhaltbarkeit überzeugt; damals ist offenbar schon der Zeitpunkt eingetreten, in dem er sich, nach seinem späteren Geständnis an Bülow, erlaubte, auch andere Kombinationen ins Auge zu fassen. Er hat zu Hohenlohe seinen Vetter als geeigneten Nachfolger erwähnt. Wenn er also auch jetzt keinen eigenen Ehrgeiz entwickelte und das Staatssekretariat des Äußeren mied, das ihm Holstein einmal zugedacht hatte, so ist doch klar, daß seine Stimmung entsprechend seinen konservativen Anschauungen und parallel der Haltung seiner einflußreichen Verwandtschaft gegen Caprivi sprach; seine Vermittlungsbestrebungen können wieder nur Lippendienst gewesen sein. Seine Kandidaten — Botho Eulenburg und Bülow für Caprivi und Marschall — stehen seit März 1894 fest; in der letzten Krise über die Frage des Sozialistengesetzes stand er ausgesprochen auf seiten der Gegner des zweiten Kanzlers. Und als die letzte, auch ihn überraschende Wendung des Kampfes hinter den Kulissen seinen Vetter als dritten Kanzler des Reiches unmöglich machte, hat er dem Kaiser in Liebenberg Hohenlohe vorgeschlagen, dessen Altersschwäche seinem zweiten Reservemann, Bülow, den Weg offen ließ. Wenn der Wille zum politischen Angriff nicht aktiv



gewesen ist wie bei dem energischeren Botho, der in dieser Periode zweifellos überlegenen Einfluß auf ihn ausübte, so ist doch wieder seine scheinneutrale Stellung für den unterliegenden Teil doppelt gefährlich gewesen.

Diese Doppeldeutigkeit seines Verhaltens hat ihm den gründlichen Haß seines alten Gönners Holstein eingetragen. Dieser hat in den Jahren 1894 und 1895 E. im Zentrum angegriffen: mit dem Vorwurf, daß seine nachgiebig weiche Freundschaft eine schwere Verantwortung an der unheilvollen Selbstherrlichkeit Wilhelms II. trage. E. hat sich, dadurch im Innersten getroffen, in die unhaltbare Gegenanklage geflüchtet, daß Holstein, ein verkappter Revolutionär, die Entthronung des Monarchen anstrebe. Er hat im Grunde doch kaum verkennen können, was dieser wollte: den entschlossenen Widerstand der höchsten Reichsbeamten gegen die Eingebungen der kaiserlichen Launen, die Wiederherstellung des Kerns der Bismarckschen Reichsverfassung: der realen Verantwortlichkeit des Kanzlers. Daher seine unklare Gefühlsverteidigung, daß die Herrschernatur Wilhelms II. ein Naturverhängnis sei, dessen Folgen Deutschland nun einmal tragen müsse. Daher die geschichtlich drapierte Klage, daß der Grund des Verhängnisses die Größe Bismarcks sei, der die Nation in dem langen Greisenalter Wilhelms I. der Selbstregierung des Monarchen entfremdet habe. In der ganzen Auseinandersetzung ist nur schlecht verhüllt, daß ihm innerlich der Glaube an die Begabung des Kaisers schon abhanden gekommen war. Er hielt die Illusion noch fest, weil das Erwachen angesichts der erhobenen Anklage zu schrecklich war, weil er fühlte, daß ihm selbst die Stärke fehlte, die Konsequenz aus der Enthüllung seines Irrtums anders als in der Form der Resignation, der müden Kapitulation vor dem Schicksal zu ziehen. Aber er kämpfte bereits in der Defensive ohne rechte Hoffnung auf geschichtliche Bewährung seines Standpunktes.

Als es ihm 1897 geglückt war, seinen Freund Bülow ans Ruder zu bringen, hat er noch einmal flüchtig geglaubt, den Mann gefunden zu haben, der den Kaiser lenken und dadurch alles retten könne. Schneller als die meisten anderen hat er dann begriffen, daß Bülows aalglatte Gewandtheit und nachgiebige Schmeichelkunst im Grunde doch den eigenen Fehler ohne entscheidende Besserung fortsetzte. In den letzten Jahren vor 1900 vollendete sich seine Ernüchterung. Er fand jetzt gelegentlich den Mut zu ernstester Warnung an den Kaiser, den Holstein vor 4 Jahren vergeblich von ihm verlangt hatte, mußte aber feststellen, daß auf die Dauer sein Einfluß zu einer inneren Bekehrung des Herrschers nicht mehr genügte; daß er der Gefangene seiner alten Irrtümer blieb. Über Wilhelm II. hat er nun — zu spät für seinen eigenen Ruf als Staatsmann und Menschenkenner — mit großer Schärfe geurteilt: »Der Kaiser ist die größte Enttäuschung meines Lebens; ich hatte alles von ihm gehofft und er hat nichts gehalten.« Es ist aus dem Munde eines ganz nahen Freundes das Gegenstück zum Urteil Eduards VII.: Wilhelm II. sei der glänzendste Mißerfolg der Geschichte.

Parallel dieser Entwicklung ist in dem letzten Jahrzehnt seiner Amtszeit auch E.s Einfluß auf die Gestaltung der Dinge in der Berliner Zentrale zurückgegangen. Er hat sich mehr und mehr auf die Wahrnehmung der Geschäfte der Wiener Botschaft beschränkt, die er von 1894 bis 1903, seit 1900 in den Fürstenstand erhoben, innehatte. Erfolge persönlicher Beeinflussung hat er auch hier errungen. Seine Beziehungen zu dem alten Kaiser Franz Joseph waren die besten,

und er hat den ursprünglich zu Rußland neigenden Thronfolger Franz Ferdinand durch diskrete Begünstigung seiner Ehe für Deutschland gewonnen und mit Kaiser Wilhelm II. zusammengebracht. Sonst bestätigte auch der Verlauf dieser seiner letzten großen Mission, daß E., trotzdem er nach Kräften seine politikfeindliche Natur in die Bahnen gewissenhafter Pflichterfüllung zwang, zum Staatsmann nicht werden konnte, allein schon weil ihm dazu die Nerven fehlten. Wie der ganze neue Kurs, der leichtfertig die russische Politik Bismarcks preisgegeben hatte und nun immer wieder erfahren mußte, daß Deutschland fortan nicht mehr die Macht war, die eher als andere den Weg nach Petersburg finden konnte, stand er in diesen ganzen Jahren unter dem Alpdruck drohender Untreue des österreichischen Bundesgenossen. Seine Mission begann mit dem Argwohn, daß Graf Kálnoky gegen Ende seiner Amtszeit sich an Frankreich und Rußland anzunähern suche. Die gefährliche Abneigung gegen Rußland, die dann sein Nachfolger Goluchowsky in den Anfängen seiner Balkanpolitik entwickelte, wurde von ihm im Vergleich dazu als relative Erleichterung seiner Stellung freudig begrüßt. Schon 1896 mußte ihn Hohenlohe mahnen, nicht zu nachgiebig gegen die Wiener Politik zu sein, deren Drang nach den Meerengen von Deutschland gehemmt werden müsse. In der Kretakrise des Jahres 1897 hat E. doch wieder kritiklos in der deutschen Ablehnung eines Wiener Blockadevorschlages eine Lebensgefahr für das Bündnis gesehen und die Gründe des Berliner Verhaltens blindlings nur in persönlichen Motiven Holsteins erblicken wollen. Das Jahr 1898 brachte dann tatsächlich eine ernstere Verstimmung zwischen den Bundesgenossen, die durch österreichische Reaktion gegen Maßnahmen der preußischen Polenpolitik veranlaßt wurde. E. hat in diesem Falle sich standhafter gehalten, als sein Biograph Haller dies geschildert hat. Er hat die ernste Verwahrung Bülows selbst gewünscht. Aber im Hintergrund ist seine nervöse Ängstlichkeit die alte geblieben. Er hat zunächst Goluchowsky, sich an ihn als Nothelfer klammernd, als unbedingt dreibundfreundlich verteidigt und diesem durch die deutsche Beschwerde nur indirekt eine Entlastung verschaffen wollen. Bald darauf hat er selbst den österreichischen Minister sehr viel nüchterner beurteilen müssen, da Goluchowsky den tschechischen Angriff auf den Dreibund als abgespieltes Luxusklavier (Kramarč, Februar 1899) sehr kühl und gemessen hinnahm. Zu nachträglichen Anklagen gegen Holstein und Bülow als Zerstörer des Dreibundes hat er nach dieser Botschaftertätigkeit jedenfalls nicht das Recht gehabt. Der eigentliche Fehler der wilhelminischen Bündnispolitik, sich aus Sorge vor Isolierung in übertriebene Abhängigkeit von dem weitaus schwächeren, allein verlorenen Alliierten zu begeben, ist von ihm noch stärker und zeitiger vertreten als von seinem gewandten Freunde Bülow.

E. trat als schwerkranker Mann 1903 in den Ruhestand. In diesem ereilte ihn nach wenigen Jahren die furchtbare Katastrophe der Hardenschen Angriffe. Ein abschließendes Urteil über die Frage des nicht ausgetragenen Prozesses ist auch jetzt noch nicht recht möglich. Nur das steht fest, daß politische Feigheit vor dem Grollen einer aufgepeitschten öffentlichen Meinung eine Rolle gespielt hat, die nicht hätte sein dürfen, und daß die Anklage, die sich systematisch auch ersichtlich unzuverlässiger Zeugnisse bediente, keinen Anspruch auf besondere Glaubwürdigkeit hatte. Nimmt man alles, was Haller aus E.s privatem Leben berichtet, als Ganzes, so bleibt der Eindruck, daß unleugbare Schwächen

E.s mit raffiniertem Geschick zu einem zunächst tödlich wirkenden Vorstoß ausgenutzt sind, daß aber sein Familienleben die Anklage dauernder Perversität als im höchsten Grade unwahrscheinlich erscheinen läßt. Auf jeden Fall beschränkt sich nach dem Zusammenbruch der meisten Einzelanklagen selbst der Verdacht auf einen Rest, der für die historische Würdigung seiner Gestalt nicht mehr ausschlaggebend ist.

Sein Leben war mit dieser Katastrophe auch äußerlich unheilbar zerstört. Von der Einstellung des Prozesses im Juli 1907 ab hat er nur durch ausgesuchte Pflege, gefesselt an das heimatliche Liebenberg, sein Leben als stets schwer gefährdeter Mann bis 1921 fristen können. Ein Glücksgeschenk ist für den Leidenden auch diese Frist nicht gewesen. Zu der Zertrümmerung seines persönlichen Daseins hat er, ihn jetzt mit fruchtlosen Kassandrarufern begleitend, die sich im Kreise der nicht von ihm befürworteten Kontinentalpolitik bewegten, ohne doch England verletzen zu wollen, auch noch den Untergang seines Kaisers und die Demütigung seiner Nation erlebt.

Schriftlicher Nachlaß: Rechtsanwalt Robert Haußmann, Stuttgart. — Literarische und musikalische Werke: a) Erzählungen und Gedichte: Skaldengesänge 1892. — Das Weihnachtsbuch, 1892. — Erich und Erika und andere Erzählungen für Kinder, 1893. — Abenderzählungen, Märchen und Träume, 1894. — Drei Märchen, 1899. — b) Schauspiele (unter Pseudonym aufgeführt): Margot, 1885. — Der Seestern, 1887 (Pseudonym: Iwan Svenson.) — c) Kompositionen: 8 Hefte Skaldengesänge, Waldmärchen, Seemärchen, Rosenlieder. Eine Liebesgeschichte. 2 Hefte Nordlandslieder, Gesänge für dramatischen Vortrag, Methgesänge, Die Tonne, Weihnachtsgesänge, Das Märchen für die Freiheit, 1892/94. Aus Freundschaftstagen, Liebeswende, Östliche Lieder, 1895 f. Sternenlieder, 1897 f.

Autobiographisches: Eine Erinnerung an Graf Arthur Gobineau, Stuttgart 1900. — Erinnerungen an ein Clevisches Rittergeschlecht, 1899 (Manuskriptdruck). — Erinnerungsblatt an seine Mutter, 1902 (ebenso). — Aus 50 Jahren, Berlin 1923 (Herausgeber Joh. Haller). — Eulenburgs diplomatische Examensarbeit (Die Veranlassung zu der militärischen Intervention Preußens in Holland im Jahre 1787) ist veröffentlicht in Nord und Süd, Februar 1888, unter dem Titel: Ein Blatt preußischer Politik vor 100 Jahren.

Literatur: Joh. Haller, Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, Berlin 1924. — Vgl. ferner: Memoiren von Hohenlohe, Waldersee, Zedlitz-Trützschler. — O. Hammann, Um den Kaiser, 1919. — v. Treskow, Von Fürsten und anderen Sterblichen, 1922. — Harden in der »Zukunft« von August 1906 ab und in den »Köpfen«. — Thadden-Trieglaff, Deutsche Revue, 1921, II, S. 81 ff. — v. Ebermeyer, Deutsche Revue, 1922, IV, S. 193 ff. — Alexander Hohenlohe, Deutsche Revue 1919, Bd. I, S. 104. — v. Below, Deutschlands Erneuerung, Januar 1924, S. 17. — Über die Zeit der Wiener Botschaft jetzt: O. Becker, Bismarck u. die Einkreisung Deutschlands. Teil II. Das französisch-russische Bündnis, Berlin 1925. B. teilt die Ansicht Eulenburgs, daß Kálnoky ernsthaft eine Änderung der österreichischen Bündnispolitik erwogen haben. Vgl. dazu meine Besprechung »Deutsche Literaturzeitung« 1926, 42. Heft, Sp. 2094 ff.

Halle a. d. S.

Hans Herzfeld

**Francke, Ernst**, Professor *Dr. oec. publ.*, in Koburg am 10. November 1852. † am 23. Dezember 1921 in Freiburg i. B. — Professor F. war zwei Jahrzehnte lang einer der führenden deutschen Sozialpolitiker. Sein Name ist aufs engste mit dem des früheren preußischen Handelsministers Freiherrn v. Berlepsch verbunden, der mit Francke, Hitze, Trimborn, Hugo Heinemann, Karl Legien, Theodor Leipart, Adam Stegerwald, Giesberts, Richard Roesicke, Friedrich Naumann, Mumm, Behrens, Bassermann und vielen anderen Männern der verschiedensten Parteilager sowie mit Gelehrten wie Schmoller, Brentano,

Sombart einen wechselreichen Kampf um Ausbau der sozialen Gesetzgebung, Anerkennung der Berufsvereine und verständnisvolle Betrachtung der Arbeiterbewegung in den übrigen Gesellschaftsschichten führte. Das beredteste Zeugnis seines Wirkens sind die von ihm herausgegebenen Bände der Wochenschrift »Soziale Praxis« aus den Jahren 1897 bis 1921 — ein »Denkmal *aere perennius*« nach dem Urteil Gustav Schmollers (»Charakterbilder«, Leipzig und München 1913).

F., der seinen Vornamen seinem Paten Ernst Moritz Arndt verdankte, war der Sohn des koburgischen Ministers Geh. Staatsrat Karl Philipp F., und mütterlicherseits ein Enkel des Historikers Niebuhr. Er verlebte seine Gymnasialzeit größtenteils in Kiel, wo sein Vater die Ansprüche des Augustenburgers verfocht, und studierte in Straßburg, Göttingen und Leipzig, unterbrach sein Studium jedoch durch Übernahme einer Hauslehrerstelle in St. Petersburg. 1877 begann seine glänzende journalistische Laufbahn beim »Fränkischen Kurier« in Nürnberg. Sie führte ihn 1881 nach München, wo er vielfältige Anregungen von Lujo Brentano empfing, bei dem er auch mit einer Untersuchung über das Schuhmachergewerbe und seine Umbildung zur Großindustrie (»Die Schuhmacherei in Bayern«, Stuttgart 1893) promovierte. Hierin zeigte sich seine außergewöhnliche Arbeitskraft, denn die Aufgabe, die ihm im Berufsleben oblag, hätte durchaus genügt, auch eine schaffensfrohe Natur auszufüllen; galt es doch, aus den »Münchener Neuesten Nachrichten« deren Chefredaktion er, als sie 20 000 Abonnenten hatten, übernahm, ein führendes Blatt für Süddeutschland zu machen. Daß F. dies gelungen ist, zeigte sich schon äußerlich darin, daß er die Zeitung, als er nach zwölf Jahren zum »Hamburger Correspondenten« überging, mit 85 000 Beziehern hinterließ. Das Jahr 1897 brachte die entscheidende Wendung im Leben des Mannes, der bis dahin mit Leib und Seele nur Journalist gewesen war. Durch Schmoller wurde Freiherr v. Berlepsch bald nach seinem Rücktritt vom preußischen Staatsdienste auf das sozialpolitische Interesse und die hervorragende taktische Geschicklichkeit, den wissenschaftlichen Scharfsinn und den menschlichen Takt Dr. F.s aufmerksam gemacht, als er mit Wilhelm Merton, v. Rottenburg, Roesicke, Brandts, Hitze, Schmoller und dem Verlagsbuchhändler Geibel die »Soziale Praxis«, das von Dr. Heinrich Braun und später von Professor Jastrow geleitete Fachblatt, übernommen hatte und nach einem geeigneten Herausgeber suchte. F. fand sich bereit, diese Aufgabe zu übernehmen. Zwar blieb er auch fernerhin journalistisch nebenher rege tätig, wirkte insbesondere im Sinne Bülow's in seinen außenpolitischen Aufsätzen in den »Münchener Neuesten Nachrichten«, arbeitete sehr rege am »Nauticus« mit und wurde vom preußischen Kultusministerium kaum weniger wegen seiner Flottenpropaganda als wegen seiner sozialwissenschaftlichen Leistungen — es seien seine Arbeiten über die Arbeitsverhältnisse im Hafen von Hamburg (Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, 1898), über die Hausindustrie in der Schuhmacherei Deutschlands (in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik LXXXVII, Bd. 4, Leipzig 1899) und über zollpolitische Einigungsbestrebungen in Mitteleuropa während des letzten Jahrzehnts (in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, LXXXX, 1. Bd., Leipzig 1900) genannt — im Jahre 1900 mit dem Professortitel ausgezeichnet; aber immer mehr konzentrierte er sich doch auf die sozialreformerische Arbeit als Lebensaufgabe. Er wurde zum Mittler

zwischen Reichsregierung und Arbeiterorganisationen und gewann, wiewohl zeitlebens liberal in seiner politischen Parteigesinnung, mehr und mehr das gleiche Vertrauen im christlich-sozialen, besonders im katholischen, Arbeiterlager wie bei den Führern der sozialistisch gerichteten Gewerkschaften. Diese Entwicklung vollzog sich vor allem durch sein unparteiisches, streng sachliches Arbeiten als Generalsekretär der 1901 gegründeten Gesellschaft für Soziale Reform, der deutschen Sektion der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz (Sitz Basel). Mit Berlepsch, nach dessen Rücktritt F. auch selbst noch wenige Jahre vor seinem Lebensende den Vorsitz in der Gesellschaft übernahm, gestaltete er diesen Verein zu einem die Gegensätze neutralisierenden Sammelpunkt der sozialen Arbeit. Als Geschäftsstelle schuf er ihm 1904 das »Bureau für Sozialpolitik« in Berlin, wo auch die »Soziale Praxis« redigiert wurde. Diesem Bureau gliederte er später eine »Auskunftsstelle für Heimarbeitsreform« und die Geschäftsstelle des Vereins der Rechtsauskunftsstellen Berlins an. Im Kriege kristallisierte sich die »Auskunftsstelle für Kriegswohlfahrt«, ein besonders für die kommunale Wohlfahrtspflege im Kriege wichtig gewordenes Organ, an. Als Vorsitzender des Arbeitsausschusses der Kriegerwitwen- und -waisenfürsorge, als Präsidialmitglied der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen, als ehrenamtlicher Stadtrat von Schöneberg und als Vorsitzender des der »Vaterlandspartei« entgegenwirkenden »Volksbundes für Freiheit und Vaterland« — um nur einige der wichtigsten und zeitraubendsten Funktionen zu nennen — arbeitete F. im Kriege, Betäubung nach dem Verluste seiner Gattin suchend (1913), weit über Menschenkraft. Ende 1918 zog er sich aus der Tagesarbeit zurück und lebte fortan statt in Berlin am Ammersee, in Diessen. Aber immer wieder wurde er in die Metropole zurückgerufen. Den im Kriege mit dem Eisernen Kreuz am weißen Bande ausgezeichneten Patrioten berief die erste Regierung nach der Revolution zum stellvertretenden Vorsitzenden der Sozialisierungskommission. Bei Schaffung des vorläufigen Reichswirtschaftsrates gehörte F. zu den zwölf Persönlichkeiten, die die Reichsregierung nach freiem Ermessen zu ernennen hatte. Der Reichsarbeitsminister berief ihn in den Arbeitsrechtsausschuß seines Ministeriums, übertrug ihm die Leitung schwieriger Untersuchungen über die Arbeitszeit im Ruhrbergbau und bezog ihn in die kleine Zahl der Sachverständigen ein, die zu den Arbeitskonferenzen in Genua und Genf entsandt wurden. In Genf erkrankte F. an einer Venenentzündung, von der er sich nicht mehr erholte: auf der Rückreise ereilte ihn der Tod.

Sein Leben ist das eines Mannes von humanster Gesinnung gewesen, eines Politikers mit sicherstem Instinkt für das jeweils Mögliche, eines Fachmannes von beispiellosem Wissen und eines selbstlosen Menschen, der seine unerhörte Arbeitskraft immer in den Dienst des Gemeinwohles stellte.

Kiel (Berlin).

Ludwig Heyde.

**Fried, Alfred H.**, Schriftsteller, \* in Wien am 11. November 1864, † in Wien am 4. Mai 1921. — F. wandte sich, als er mit 15 Jahren die Schule verlassen hatte, zunächst dem Buchhändlerberufe zu und begründete 1887 in Berlin einen eigenen Verlag. Durch das Wirken der Baronin Suttner wurde er 1891 auf die Friedensbewegung aufmerksam, der er von nun an sein Leben widmete. Er

begründete 1892 die »Deutsche Friedensgesellschaft«. Seine Hauptverdienste liegen aber nicht auf organisatorischem, sondern auf publizistischem Gebiete. Als Förderer und Mitarbeiter (zuerst auch als Verleger) der Suttnerschen Zeitschrift »Die Waffen nieder«, als Herausgeber der »Monatlichen Friedenskorrespondenz« (1896—1899) und der »Friedenswarte« (seit 1899, noch heute erscheinend), als Übersetzer bedeutsamer ausländischer pazifistischer Werke (besonders von Novicow), als Verfasser zahlreicher Aufsätze in Tageszeitungen sowie einer Fülle auch wissenschaftlich beachtenswerter Arbeiten hat er die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen vor und während des Weltkrieges auf die Fragen der Weltorganisation gelenkt und die Forderungen der Friedensbewegung wissenschaftlich zu begründen versucht. Seine ersten Schriften gingen noch von dem Gedanken aus, man brauche neben der Kodifikation des internationalen Rechts nur ein allgemeines Schiedsgericht zu begründen und die Abrüstung durchzuführen, um den Frieden zu sichern. Nach den Erfahrungen der ersten Haager Friedenskonferenz hat sich Fried dann zu der Überzeugung durchgerungen, daß die Kriege nicht mit einem Schlage beseitigt werden könnten, sondern nur infolge der Entwicklung der internationalen Organisation, die in der Hauptsache ganz von selbst vor sich gehe und mit jedem Jahre an Bedeutung zunehme. Um das Werden der realen Grundlagen der Friedensbewegung darzutun, begründete er 1905 das »*Annuaire de la Vie internationale*« und berichtete eingehend von den Fortschritten der panamerikanischen Bewegung wie von dem Werke der Haager Friedenskonferenzen. Immer wieder wies er auf die Fortschritte der Völkerorganisation hin und auf die Möglichkeit, im Wege des Rechtsverfahrens oder direkter diplomatischer Verhandlungen schwerwiegende Meinungsverschiedenheiten zwischen den Völkern auszugleichen. Als seine bedeutsamsten Werke können das »Handbuch der Friedensbewegung« (2. Aufl., 2 Bde., Leipzig 1911/13), »Die Grundlagen des ursächlichen Pazifismus« (2. Aufl., Zürich 1916) und sein »Kriegstagebuch« (4 Bde., Zürich 1918/20) angesehen werden. F. war schließlich der anerkannte Führer der deutschen Friedensbewegung, erhielt 1911 zusammen mit dem holländischen Minister Asser den Friedensnobelpreis und 1913 anläßlich der Einweihung des Haager Friedenspalastes den Ehrendoktor der Universität Leyden zusammen mit Asser, Renault und Root. Nach Ausbruch des Weltkrieges versuchte er, die »Friedenswarte« erst in Deutschland weiter erscheinen zu lassen, und ging, als ihm dies nicht gelang, in die Schweiz, wo er in heftiger Opposition zu der offiziellen deutschen Politik stand. Nach dem Krieg kehrte er nach Wien zurück, tief enttäuscht von den Friedensschlüssen, denen er den Kampf seiner letzten Lebenszeit widmete, und durch den Zusammenbruch Österreich-Ungarns zum Bettler geworden. Er starb an einer sich lange hinziehenden Lungenentzündung am 4. Mai 1921.

Literatur: Vgl. Goldscheid, Rud., A. H. F., eine Sammlung von Gedenkblättern, Leipzig 1922 (mit einer Aufzählung sämtlicher Schriften F.s, zu denen nach seinem Tode noch die »Jugenderinnerungen«, Berlin 1925, hinzugekommen sind); Wehberg, Die Führer der deutschen Friedensbewegung, Leipzig 1923, S. 19ff. — Die Bibliothek F.s ist von der »Leland Stanford Universität« (Kalifornien) erworben worden. Sein literarischer Nachlaß befindet sich in den Händen seiner Witwe, Wien II, Praterstr. 25a.

Berlin.

Hans Wehberg.

**Gaul, August**, Bildhauer, \* am 22. Oktober 1869 in Groß-Auheim im Kreis Hanau a. M., † am 18. Oktober 1921 in Berlin. — Als August G. viel zu früh der deutschen Kunst entrissen wurde, stand er auf der Höhe seines Schaffens, ein längst gereifter Meister, der die Gabe persönlicher Eigenart, die ihm wie kaum einem anderen deutschen Bildhauer des ausgehenden vorigen Jahrhunderts verliehen war, mit charaktervollem Ernst und mit weiser Beschränkung auf das Sondergebiet der Tierplastik ausgebildet und entwickelt hatte. Daß auch er, wie die meisten Berliner Bildhauer seiner Zeit, einst durch die Reinhold Begas-Schule hindurchgegangen war, das verriet nichts mehr an der Formsprache und Kunstauffassung des Gereiften. Viel wesentlicher ist für seinen Werdegang, daß er aus dem Handwerk hervorgegangen ist und daß handwerkliche Übung der Kunst immer die sichere Grundlage seines ganzen Schaffens geblieben ist.

Als der Sohn eines Steinmetzmeisters, der bei der Herstellung von Grabsteinen selbst schon primitive Kunst übte, durfte er, erst 14jährig, die Zeichenakademie in Hanau besuchen. Bis 1886 währte diese erste Vorbildung; dann arbeitete der junge G. zwei Jahre lang praktisch in einer kunstgewerblichen Silberwarenfabrik. 1888 wandte er sich nach Berlin, wo er zunächst ein Jahr lang ebenfalls kunstgewerblich tätig war. Den Übergang zur Bildhauerei fand er dann im Atelier Calandrellis, in dem er mehrere Jahre als Gehilfe arbeitete. Bestrebt, durch geregelten Unterricht sich weiterzubilden, besuchte er während dieser Zeit den Abendunterricht der Lehranstalt des Kunstgewerbemuseums, an der Bergmeier, Henseler und Schäfer seine Lehrer wurden. Von 1894 an studierte er zwei Semester im Bildhaueraktsaal und in der Klasse Paul Meyerheims an der Hochschule für die bildenden Künste. Die Wahl Meyerheims als Lehrer verrät die schon damals erwachte Vorliebe des jungen Künstlers für Tierdarstellungen, die durch einen Zufall wenn auch vielleicht nicht hervorgerufen, so doch in entscheidender Weise unterstützt worden ist: als Studierender der Abendschule des Kunstgewerbemuseums hatte G. bei einer Verlosung unter den Schülern eine Freikarte für den Besuch des Zoologischen Gartens gewonnen, den er von da ab in den frühen Morgenstunden vor seiner Arbeit in Calandrellis Atelier täglich besuchte, um die Tierwelt des Gartens zu beobachten und zu zeichnen mit der ganzen liebevollen Hingabe an das Studium der Kreatur, die für G.s Wesensart bezeichnend ist. So wurde ein Zufall zum mindesten richtunggebend für sein besonderes Betätigungsgebiet, auf dem er später höchste Erfolge erringen sollte.

Fast zufällig kann auch das Ereignis genannt werden, durch das G.s Begabung und Können zum erstenmal in das Licht der Öffentlichkeit gerückt wurden: Reinhold Begas, der damals an dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal arbeitete, wurde durch Peter Breuer auf den jungen Künstler und auf seine scharf beobachteten Tierstudien aufmerksam gemacht. G. wurde daraufhin von Begas als Gehilfe angenommen und schuf unter der Leitung dieses Meisters die gewaltigen, sehr barocken, aber dekorativ ungemein wirksamen Löwen am Sockel des Denkmals, die G.s Namen zuerst bekannt machten. Zur Vollendung seiner Ausbildung trat G. in Begas' Meisteratelier ein, Schüler und Mitarbeiter zugleich. Mit einer selbständigen Arbeit, einem Relief errang er einen Preis der Akademie für eine Studienreise nach Italien.

G. fühlte sich nun der Lehrzeit entwachsen, auf eigenen Füßen stehend. So zog er 1897 nach Italien, über Florenz kam er nach Rom, wo er sich dem Kreis Adolf Hildebrands und Louis Tuaillons anschloß, die die Gedanken des klassisch empfindenden, formenstrengen Hans v. Marées weiterspannen und für die Plastik fruchtbar machten. Die Ideen, die diesen Kreis bewegten und denen Hildebrand später in seinem »Problem der Form« literarischen Ausdruck verlieh, vermittelten G. im Verein mit den Eindrücken der vorbildlichen Schöpfungen der Alten, die er in Rom um sich sah, Erkenntnis und Klarheit über das Wesen des Kunstwerks und des künstlerischen Schaffens überhaupt, über das Verhältnis der Wahrnehmung des Naturobjekts zu der im Kunstwerk Existenz gewinnenden Vorstellung.

Bei allem dem, was der römische Aufenthalt G. vermittelte, war doch das Wesentlichste: er hatte ganz sich selbst gefunden, war innerlich völlig gereift, als er 1898 nach Berlin zurückkehrte. Seinem Lieblingsgebiete, der Darstellung der Tiere, war er treu geblieben. Ein Ziegenrelief (Dresden, Albertinum) war noch in Rom entstanden, eine Gruppe ruhender Ziegen, ein Paar liegende Schafe und andere Werke gehören der Erfindung nach ganz der römischen Zeit an, fanden aber erst in Berlin ihre letzte Gestaltung. Es waren durchweg Arbeiten kleineren Formats. Das erste größere Werk, das in Berlin entstand, eine stehende Löwin (Sammlung Arnhold), brachte G. einen großen Erfolg, der ihn über Berlin und Deutschland hinaus bekannt machte. Auch im öffentlichen Kunstleben begann er, der sich der Sezession angeschlossen hatte und bald in deren Vorstand eintrat, Ansehen und Einfluß zu gewinnen; doch blieb er stets eine vornehm zurückhaltende Natur, die in stiller Arbeit zurückgezogen wirkte. In liebevoller Versenkung in das Wesen seiner Naturobjekte schuf er nun jene lange Reihe von Plastiken, in denen er Bären, Esel, Katzen, Biber, Pinguine, Pelikane, Fischotter, Gänse, Enten, Fasanen, Schwäne, Reiher und viele andere Tiere wiedergab, alle in lebendiger, die Eigenart der Kreaturen, ihr zuweilen drolliges oder groteskes Wesen aufs schärfste charakterisierender Gestaltung, zugleich aber in einer das Wesentliche ausdrucksvoll herausarbeitenden vereinfachenden Form, deren stilisierendes Moment hauptsächlich in ihrer Geschlossenheit liegt. Selten ist, wenn es Aufgabe und Absicht verlangte, die Form stark gelockert: so im »Laufenden Strauß«, der in seinem beschwingten Linienspiel trotz kühn ausgreifender Bewegung eine Figur von vollendetem Rhythmus ist.

Aus dem Gedächtnis, ohne Zuhilfenahme der vielen vorher gezeichneten Studien pflegte G. zu modellieren, seine genaue Kenntnis der Anatomie ließ ihn die verschiedenartigen Tiere in organisch richtigem Aufbau, in treffsicherer Wiedergabe der äußeren Form und der Eigenart der Haltung und Bewegungen gestalten. In der Oberflächenbehandlung verstand er dank seiner großen handwerklichen Geschicklichkeit Haut, Fell oder Gefieder mehr andeutend wiederzugeben ohne jede realistische Nachahmung von Einzelheiten. Die künstlerische Übersetzung der Natur ist in der Gesamtform wie in der Oberfläche eine gleich vollkommene. Dabei ist die Kunstform aus den besonderen Bedingungen des Materials (Bronze, Stein usw.) heraus empfunden und für dessen Eigenart und Wirkung mit sicherem Gefühl berechnet. Beide Momente zusammen bedingen G.s persönlichen Stil, von dem bei diesem genialen Künstler mit mehr Berechtigung gesprochen werden darf als bei den meisten seiner Zeitgenossen.



G. gibt seine Tiere in größter Natürlichkeit wieder, die Naturnähe des Tieres ist ihm heilig. Es liegt ihm nur daran, das rein Animalische der Kreatur zum Ausdruck zu bringen, und er vermeidet jede Steigerung nach der Seite der Empfindung oder äußeren Wirkung hin. Effekt und Pathos, wie sie sich in Tierplastiken von Barye oder Fremiet finden, fehlen bei ihm ganz. G. ist in dieser Hinsicht der vollkommene Gegenpol zu den beiden französischen Plastikern. Wo es galt, Kraft und Größe darzustellen, wie beim Löwen, drückte er diese allein durch die gesammelte Wucht völliger Ruhe aus. Auch die bewegtere Gruppe der kämpfenden Wisente auf dem Brunnen in Königsberg i. Pr. bildet hiervon nur scheinbar eine Ausnahme. Auch hier ist die große geschlossene Masse der beiden Tierkolosse das Entscheidende für Ausdruck und Wirkung.

Der Charakter von G.s Kunst ist ein vorwiegend intimer; die weitaus größte Zahl seiner Werke ist kleinplastisch und doch ist fast allen trotz des kleinen Formats ein Zug innerer Größe eigen. Auch Medaillen und Plaketten hat er geschaffen, sowie eine Reihe miniaturhaft kleiner, mit der Sorgfalt und Liebe der altdeutschen Kleinmeister durchgeführter Tierfigürchen, die zum Teil als Schmuck von Petschaften dienen. Von seinen großen Plastiken sind noch der wenige Jahre nach der Löwin entstandene, im Besitz der Berliner Nationalgalerie befindliche Löwe (1903) und der machtvolle sitzende Adler zu nennen. Sonst hat G. nur wenige Arbeiten geschaffen, die in das Gebiet der Großplastik gehören. Außer dem erwähnten Wisentbrunnen für Königsberg i. Pr. modellierte er einen großen Elefantenbrunnen, der auf dem Steinplatz in Charlottenburg Aufstellung finden sollte, aber unausgeführt blieb. Ein Schwanenbrunnen, den die Stadt Krefeld ihm in Auftrag gab, ist geringeren Umfangs; die Gruppen junger Schwäne gehören aber zu G.s besten Leistungen, ebenso wie die in seinen letzten Lebensjahren entstandenen Pinguine für einen Brunnen in Hamburg. Berlin besitzt zwei Brunnen von ihm: den am Wertheimschen Warenhaus und den unter dem Namen »Streichelbrunnen« volkstümlich gewordenen in Charlottenburg mit den wundervoll komponierten lebensvollen Entengruppen. Im Schöneberger Stadtpark steht ein Hirsch von ihm. Ein sehr originell erdachter Brunnen mit Schweinegruppen für den Nollendorfplatz war leider nicht über den Entwurf hinaus gediehen, als der Künstler starb.

Eine ebenso schöne wie eigenartige Aufgabe bot G. 1913 Gelegenheit, Bildhauerei mit Architektur in großzügiger Weise in harmonischen Zusammenhang zu bringen: Entwurf und Ausschmückung der Fassade des Klöpperhauses in der Mönckebergstraße in Hamburg. Er löste sie in meisterlicher Weise durch die Verteilung des plastischen Schmucks, der aus Schafen, Schweinen und Elefanten, in verschiedenem Material ausgeführt, besteht. Besonders eindrucksvoll sind die bronzenen, friesartig angeordneten, aber als Freiplastiken gearbeiteten ziehenden Schafgruppen. Auch die Figur eines Merkurs schuf er für das Klöpperhaus und bewies damit, daß er sich nicht völlig einseitig auf die Tierplastik einstellen wollte, der Aufgabe der Gestaltung der menschlichen Figur jedenfalls nicht aus dem Wege ging. Jede herkömmliche, antikisierende Darstellung des Gottes des Handels vermeidend, erfand er geistvoll-witzig die recht ungöttliche Gestalt eines Protektors der Börse, dessen Nacktheit die Satyre um so drastischer erscheinen läßt. Die Statue, die G.s auch geistig überlegene Begabung zeigte, erregte nicht geringes Aufsehen, als sie im Modell auf der Ausstellung der Berliner Sezession erschien. An weiteren menschenfigür-

lichen Arbeiten des Künstlers sind noch seine Eselreiter, eine Circe auf einem Schwein und einige Köpfe, besonders der des Malers Berneis, zu verzeichnen.

Gegen Ende seines Lebens sammelte G. noch einmal seine ganze Kraft zu einem großen Werk, den Menschenaffen, den er für den Garten eines Breslauer Kunstfreundes modellierte und in Stein ausführte. Als schon schwere Krankheit ihn dahinsiechen ließ, arbeitete er noch mit letzter Anspannung an dieser monumentalen Tiergestaltung, für die eine etwa zehn Jahre vorher geschaffene kleinere Affenfigur und der ebenfalls früher entstandene große Kopf eines Orang-Utang die Vorstufen bildeten. Machtvoll ist die gesammelte Wucht dieses letzten Werkes, packend das dumpf Animalische und zugleich halb Bewußte in dem Vortasten des Riesentieres. Gewiß lag es dem Künstler fern, naturwissenschaftlichen Problemen mit dieser Arbeit nachzugehen, aber instinktiv hat er etwas wie ein Symbol rätselvoller Naturentwicklung geschaffen. Das kostbare, in Stein ausgeführte Werk ist neuerdings in den Besitz der Berliner Nationalgalerie gelangt.

Daß G., als vorzüglicher Zeichner, auch graphisch tätig war, versteht sich fast von selbst. Wir besitzen einige Radierungsfolgen von ihm, Tiere beim Fressen und Trinken darstellend, zumeist reliefartig komponiert, Dokumente seiner scharfen Beobachtung des Tierlebens. Auch die Lithographie hat er gepflegt und besonders während des Krieges eine Anzahl politisch-satirischer Steindrucke geschaffen. Wie mit dem Modellierholz und dem Meißel ging G. auch mit Stift, Feder und Radiernadel der Ergründung der reinen Form nach, blieb auch in diesen flächenhaften Arbeiten immer der Plastiker.

Viel zu kurz war ihm die Lebensspanne vom Schicksal bemessen, und doch hat er in dieser kurzen Spanne viel Unvergängliches geschaffen. Sein Wesen läßt sich nicht besser kennzeichnen als durch die Worte Max Liebermanns in seiner Gedächtnisrede bei der Beisetzung des Künstlers auf dem schönen alten Friedhof in Dahlem: »Weil G. nur ein vollendetes Handwerk schaffen wollte, deshalb schuf er vollendete Kunstwerke: er war — ihm natürlich unbewußt — genial, und weil er genial, war nicht die geringste Spur von ‚Genialischem‘ in ihm. Er wollte kein Übermensch sein, sondern der einfache, tüchtige Meister wie die Dürer, Veit Stoß und anderen Nürnberger Künstler der Renaissance, mit denen der bei Hanau, unweit Frankfurt, Geborene auch sonst manche Ähnlichkeit hat.«

Literatur: Emil Waldmann, A. G., Berlin 1919. — Hans Rosenhagen, Bildwerke von A. G., Berlin 1905, Verlag Paul Cassirer. — Thieme-Becker, Allgemeines Künstlerlexikon (mit weiteren Literaturangaben). — Max Liebermann, Gedächtnisrede auf A. G. (Kunst und Künstler, Jahrg. 1921). — Personalnotizen im Archiv der Akademie der Künste zu Berlin. — Katalog der G.-Gedächtnisausstellung der Akademie der Künste 1922 (ungedruckt; Präsidialbibliothek).

Berlin-Zehlendorf-West.

Alexander Amersdorffer.

**Gierke, Otto v.**, ord. Professor der deutschen Rechtsgeschichte an der Universität Berlin, \* in Stettin am 11. Januar 1841, † in Berlin am 10. Oktober 1921. — Vom deutschen Genossenschaftsgedanken ausgehend, hat G. den zentralen Problemen des Staatsrechts und des Privatrechts neue Fragestellungen gegeben und die Ersetzung der individualistischen Rechtswissenschaft des 19. Jahrhunderts durch eine solche sozialer Prägung eingeleitet.

G. stammt aus einem Juristenhaus. Sein Vater Julius G., Stadtsyndikus zu Stettin, 1848 Mitglied der preußischen Nationalversammlung und Landwirtschaftsminister im Ministerium Auerswald, starb bereits 1855 als Präsident des Appellationsgerichts zu Bromberg. Als Vollwaise wurde er nun im Hause des Bruders seiner Mutter, des Rechtsanwalts Otto Zitelmann in Stettin, erzogen. Sein ererbter Hang zur Rechtswissenschaft paarte sich durch den Einfluß ausgezeichneten Lehrer mit dem zur Geschichte. So wählte er als Berufsstudium die Rechtswissenschaft, die er von 1857 bis 1860 in Berlin, Heidelberg und wieder in Berlin studierte; von allen seinen Lehrern hat aber nur Georg Beseler, der ausgezeichnete Berliner Germanist, einen entscheidenden Einfluß auf ihn ausgeübt. Bereits am 21. August 1860 promovierte er in Berlin auf Grund der Dissertation »*De debitis feudalibus*« zum Doktor der Rechte. Er erledigte sodann das Militärjahr und den Vorbereitungsdienst und wurde am 27. Juni 1865 zum Gerichtsassessor ernannt. Die Vorbereitung zur Habilitation wurde durch seine Beteiligung am Kriege 1866 unterbrochen. Aber schon am 27. Mai 1867 wurde er als Privatdozent in Berlin zugelassen. Seine Habilitationsschrift befaßte sich auf Anregung Beselers mit der deutschen Genossenschaft; sie war ein Teil der 1868 veröffentlichten Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft. Mit einer öffentlichen Vorlesung über die Handwerkerzünfte führte er sich als Privatdozent ein. Den französischen Feldzug machte er als Artillerieoffizier mit und erwarb sich das Eiserne Kreuz. Noch im Felde erhielt er einen Ruf an die Universität Zürich, doch wußte man ihn durch Ernennung zum a. o. Professor in Berlin festzuhalten. Aber schon Ostern 1872 nahm er den ordentlichen Lehrstuhl Stobbes in Breslau ein, den er zwölf Jahre mit dem größten Erfolg inne hatte. In dieser Zeit hat er seine bedeutendsten Arbeiten geschrieben: den zweiten und dritten Band des deutschen Genossenschaftsrechts und den Johannes Althusius. 1882—1883 hatte er die Würde des Rektors inne. Zum Wintersemester 1884—1885 folgte er einem Rufe nach Heidelberg auf Renauds Lehrstuhl, den er aber schon 1887 mit dem Lehrstuhl Beselers in Berlin vertauschte. Siebzig Semester hat er hier gewirkt und über deutsche Rechtsgeschichte, deutsches Privatrecht, Handelsrecht, Staatsrecht, später auch über Sachen- und Familienrecht gelesen sowie Sachsen-spiegelübungen abgehalten. Durch den inneren Wert seiner Vorlesungen übte er auf seine zahlreichen Hörer einen weitreichenden Einfluß aus, wenn er auch eigentlich nicht Schule gemacht hat. Er verheiratete sich 1873 mit Lili Loening. Der überaus glücklichen Ehe entsprossen drei Söhne und drei Töchter; der jüngste Sohn ging ihm zu seinem Schmerze nach Kriegsende im Tode voraus. Im Verein mit seiner Gattin pflegte er eine edle häusliche Geselligkeit und hielt treue Freundschaft mit ausgezeichneten Männern wie Adolf Wagner, Gustav Schmoller, Lujo Brentano, Wilhelm Dilthey und anderen. Seine Unabhängigkeit und Rechtlichkeit gewann ihm das unbegrenzte Vertrauen der Kollegen. So war er 1902—1903 Rektor der Berliner Universität, dreimal Dekan der juristischen Fakultät. Seine wissenschaftlichen Verdienste wurden durch zahlreiche Ehrungen anerkannt. Unter anderem erhielt er den Ehrendoktor der Staatswissenschaften von Münster (1903) und Freiburg, der Philosophie von Berlin (1911), der Theologie von Breslau (1911), den Doktor leg. von Boston (1909). 1911 wurde ihm der erbliche Adel verliehen, 1915 die Friedensklasse des Ordens pour le mérite. Zahlreiche Akademien ehrten ihn

durch Übertragung ihrer Mitgliedschaft. Bedeutende Festschriften, die ihm zum 70. Geburtstag gewidmet wurden, zeugen von der großen Verehrung, die ihm seine Kollegen, Schüler und Freunde entgegenbrachten.

G.s Lebensarbeit hat unter einem einheitlichen Richtpunkt gestanden: den »unverlierbaren« nationalen Rechtsgedanken zu erforschen, sein Fortleben im geltenden Rechte zu erkennen und durch wissenschaftliche Tat zu fördern. Aber in seiner ersten Schaffensperiode, die mit dem Jahre 1887, dem Jahr des Antritts seiner Berliner Professur, abschließt, beschränkte er sich auf das Einzelproblem der Genossenschaft, freilich in grandiosen Ausmaßen erfaßt, und betonte in erster Linie das Erkenntnisziel. In der zweiten Periode, die erst sein Tod beendete, erfaßte er das ganze Gebiet des Privatrechts, ging er zum Kampfe für die Erhaltung und Vertiefung der deutschen Rechtsgedanken im Gesamtbereiche des geltenden Privatrechts über.

Die deutschen Korporationen in ihrer unendlichen Fülle und Mannigfaltigkeit spotteten seit jeher der Einzwängung in die römischen Kategorien der *societas* und *universitas*. Für diese aus dem deutschen Assoziationsgeist erzeugten lebendigen Gebilde hatte bereits Beseler (Volksrecht und Juristenrecht, 1843) die Fiktionstheorie bekämpft und die Realität der Korporation behauptet. Hier setzt G. mit seinem deutschen Genossenschaftsrecht ein, dessen erster Band 1868 herauskam. Dieser erste Band bringt eine Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft. G. verfolgt hier die geschichtliche Entwicklung der Genossenschaft von ihren Anfängen bis zu seiner Zeit. Er findet den Ausgangspunkt der Entwicklung in dem Kampf zwischen genossenschaftlichem und herrschaftlichem Verband. Während dieser im Lehnstaate die freien natürlichen Genossenschaften verdrängt, muß er doch den korporativen Geist der älteren Genossenschaft in sich aufnehmen. Und im Hochmittelalter wird die herrschaftliche Genossenschaft wieder durch neue auf dem Prinzip der freien Einung beruhende (gewillkürte) Genossenschaften ersetzt. So entsteht in Staat, Gemeinde und Körperschaft zum ersten Male der Begriff der »idealen« Gesamtpersönlichkeit. Aber auch dieses Genossenschaftswesen, das im absoluten Staat zu einem privilegierten Korporationswesen umschlägt, wird in ihm zerbrochen, und so wird die Bahn frei für das auf der bürgerlichen Freiheit aller beruhende Assoziationswesen des 19. Jahrhunderts, in dem die deutsche Genossenschaft ihre Vollendung gefunden hat. Diese führenden Gedanken sind das Resultat einer die unendliche Fülle der deutschen Genossenschaften bis ins einzelne verfolgenden Forschung. Alle wichtigeren Fragen der Geschichte des privaten wie des öffentlichen Rechts werden hier berührt und in neues Licht gesetzt. Die Wichtigkeit der Einung für das mittelalterliche Verfassungsleben wurde hier erst entdeckt, die Struktur des landständischen Staates zum ersten Male erkannt, zum ersten Male der Versuch gemacht, die modernen Körperschaften in den Lauf der geschichtlichen Entwicklung einzugliedern. Wenn auch dieser erste Band durch die spätere Forschung in vielen Einzelheiten überholt worden ist, so war doch durch ihn mit einem Schlage eines der wichtigsten, bis dahin völlig vernachlässigten Probleme der deutschen Rechtsentwicklung in das hellste Licht gesetzt und in den Grundgedanken treffend gelöst. Nur in der Ablehnung der Staatseigenschaft für das Reich Karls des Großen und seiner Nachfolger zeigt sich G. noch in älteren, heute überwundenen Anschauungen befangen.

Der zweite Band des Genossenschaftsrechts sollte die rechtliche Natur der deutschen Genossenschaft darstellen. Aber der Stoff wuchs dem Verfasser unter der Hand so, daß er auf vier Bände verteilt werden mußte, von denen der letzte nicht mehr erschienen ist. Der zweite Band (1873) brachte sonach nur die Geschichte des deutschen Körperschaftsbegriffes bis zur Aufnahme der fremden Rechte, der dritte (1881) die Staats- und Korporationslehre des Altertums und des Mittelalters und ihre Aufnahme in Deutschland; der vierte, 1913 unvollendet veröffentlichte Band enthält den Hauptteil einer Darstellung der Staats- und Korporationslehre der Neuzeit bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts. G. hat dann noch das Genossenschaftsrecht seiner Zeit in seinem Buche »Die Genossenschaftstheorie und die deutsche Rechtsprechung« (1887) in allen Einzelfragen durchforscht und weiter das gesamte Recht der Verbandspersönlichkeit und der personenrechtlichen Gemeinschaften im ersten Bande seines deutschen Privatrechts (1895) zusammenfassend dargestellt.

Fast 5000 Druckseiten hat G. dem Problem der Genossenschaft gewidmet. Kein Wunder, daß ihm der Vorwurf der Breite und Schwerfälligkeit nicht erspart blieb. Kein Zweifel aber heute auch, daß nur ein solcher monumentaler Bau die Grundgedanken der deutschen Genossenschaft in der modernen Dogmatik fest zu verankern vermochte. Denn gleichzeitig mit dem Erscheinen der Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft hatte die gemeinrechtliche Wissenschaft in Windscheids Lehrbuch des Pandektenrechts ihre kanonische Formung erhalten (1862—1870). Gewiß hatte schon die vorausgehende Germanistik auch für das Privatrecht erhebliche Fortschritte gebracht; aber sie blieben im wesentlichen auf das Sachenrecht und Familienrecht beschränkt und vielfach ohne unmittelbare Verbindung mit der Dogmatik des geltenden Rechtes. G. ist der erste germanistische Privatrechtsdogmatiker großen Stiles gewesen. Nicht so, daß in den weiteren Bänden seines Genossenschaftsrechts der Rechtshistoriker völlig vom dogmatischen Juristen verdrängt worden wäre. Er beherrscht das historische Material in vollem Maße, ohne es zu vergewaltigen. Und es finden sich in diesen Bänden Stücke, die auch vom Standpunkt des reinen Historikers aus Meisterleistungen ersten Ranges sind. Ich erinnere an die Ausführungen über das Recht der Grundstücke im zweiten Band, die berühmt gewordene, auch in das Englische und Französische übersetzte Darstellung der Anschauungen des Mittelalters über die Beziehungen zwischen Staat und Kirche im dritten Band, der Soziallehren des Naturrechts im vierten Band. Aber die Hauptbedeutung dieser Forschungen liegt in der Aufdeckung der Grundgedanken der deutschen Genossenschaft und ihrer dogmatischen Ausbeutung für die Gegenwart.

G. scheidet im Bereich der menschlichen Verbände die personenrechtlichen Gemeinschaften von der Verbandspersönlichkeit. Jene schafft sich eine von den Sondersphären der Beteiligten rechtlich unterschiedene Gemeinschaft, ohne ein selbständiges soziales Lebewesen mit eigener Persönlichkeit zu werden. Nur nach außen erscheint sie als rechts- und handlungsfähige Kollektiveinheit. Die Körperschaft dagegen ist Verbandspersönlichkeit. Auch hier wird das Vielheitsrecht der Glieder nicht notwendig durch das Einheitsrecht des Ganzen aufgezehrt, aber sie besitzt als reale Gesamtperson eine körperschaftliche Organisation, ist als solche rechts- und handlungsfähig. Die Lebenstätigkeit der Körperschaft kann nur durch Menschen verwirklicht werden. Diese aber sind

Organe der Körperschaft, deren Wollen und Handeln nur das eigene Wollen und Handeln der Körperschaft betätigt.

Diese Theorie der realen Verbandspersönlichkeit hat überhaupt erst das Verständnis für die Bedeutung und das Funktionieren der Körperschaften als sozialer Organismen eröffnet. Die organische Theorie hat die Möglichkeit gegeben, die Handlungs-, insbesondere die Deliktsfähigkeit der Körperschaften einleuchtend zu erklären. Die G.sche Theorie hat denn auch die Weiterbildung des deutschen Körperschaftsrechts in Gesetzgebung und Rechtsprechung maßgebend beeinflußt. Seine Lehre vom konstitutiven Gesamttakt beherrscht z. B. die Rechtsprechung des Reichsgerichts in der Beurteilung der Gründungsvorgänge bei der Aktiengesellschaft. Indem er trotz strenger Scheidung von Körperschaft und Gesamthand auf die nahe Berührung hinwies, »die im Leben zwischen den untersten Gliedern der Körperschaftsreihe und den obersten Gliedern der Gesellschaftsreihe stattfindet«, bahnte er das Verständnis an für die innere Verwandtschaft, die allen menschlichen Assoziationen eignet. Dieser Gedanke ist für die Fortbildung des geltenden Privatrechts äußerst fruchtbar gewesen. So hat er bei der Gesamthand die Anwendung körperschaftlicher Grundsätze ermöglicht und damit z. B. die Haftung der Gesamthand für das Verschulden des für sie handelnden Gesellschafters zur Anerkennung gebracht. So hat G. selbst durch eine ausgezeichnete Abhandlung Vereine ohne Rechtsfähigkeit (1900) diese vom BGB. fälschlich der Gesamthand unterstellten Verbände als Körperschaften erkannt und die praktische Anwendung des Körperschaftsrechts herbeigeführt. Im Gebiet des Körperschaftsrechts selbst hat dieser Gedanke den Blick geschärft für das »vielheitliche Sonderrecht der Glieder«, damit für die Abgrenzung der Sonderrechte im engeren Sinne gegenüber den Minderheitsrechten.

Aber G.s Forschungen haben weit über den Bereich des Privatrechts hinaus gewirkt. Alle Zweige der Gesellschaftswissenschaften sind von der Theorie der realen Verbandsperson befruchtet worden. Das gilt vor allem vom Staatsrecht. Die organische Staatstheorie, die den Staat als eine reale Lebenseinheit eines aus Teilen bestehenden Ganzen, als geistig-sittlichen Kollektivorganismus betrachtet, hat erst durch G.s Genossenschaftsrecht Fleisch und Blut historischer Wahrheit erhalten. In der neueren Staatslehre wird sie freilich von verschiedenen Gedankengängen aus heftig bekämpft. Was gegen die Gleichsetzung menschlicher und staatlicher Organismen gesagt worden ist, trifft G. nicht, da er sie selbst ablehnt. Daß Staaten als historische Erscheinungen willkürlich geschaffen werden können, beweist nichts, da die Entstehung eines sozialen Organismus nichts über sein Wesen aussagt. Das stärkste Bedenken gegen die organische Staatstheorie kann nur aus der ihr innewohnenden metaphysischen Wendung hergeleitet werden. Zweifellos kann sie aber durch eine rein erkenntnistheoretische Betrachtung, die in ihrer äußersten Konsequenz zur Identifizierung von Staat und Recht fortgeschritten ist, nicht entthront werden. Die brutale Realität des Staates spottet solcher Bemühung. Die Theorie der realen Verbandsperson ist noch heute nicht zu entbehren. Und wenn sie auch einmal einer neuen Theorie weichen muß, so wird sie doch bei dieser Pate gestanden haben. Denn die Wirkungen, die sie auf Gesetzgebung, Rechtsprechung und Wissenschaft hervorgebracht hat, werden unvergängliche sein. Dauernde Bedeutung wird auch der von G. entdeckte Anstaltsbegriff behalten, der, aus der

mittelalterlichen Anstaltskirche abgeleitet, zu einem Grundpfeiler des modernen Staats- und Kirchenrechts geworden ist.

G.s genossenschaftliche Untersuchungen haben ihn endlich zu einer grundlegenden neuen Scheidung des gesamten Rechtsstoffs geführt: in Individual- und Sozialrecht. Grundlegend, weil in ihr die Synthese der individualistischen Rechtswissenschaft des 19. Jahrhunderts mit den sozialen Gestaltungen der neuesten Zeit gefunden ist. Denn das Sozialrecht G.s greift weit über den Bereich des öffentlichen Rechtes hinaus. Es umfaßt nach ihm auch das Familienrecht, das Gesellschaftsrecht, das Körperschaftsrecht der privaten Verbände. Durch die Anerkennung privatrechtlichen Sozialrechts, das für die Beziehungen der menschlichen Willensträger als Gesellschaftswesen eine besondere Rechtskategorie erschließt, wird eine neue Betrachtungsweise der modernen sozialen Bildungen, wie z. B. des Arbeitsrechts, überhaupt erst ermöglicht. So wird G. zum Begründer einer neuen Privatrechtsdogmatik. Zugleich ist damit eine »soziologische Hauptarbeit« getan.

Damit kommen wir zu der zweiten Schaffensperiode G.s, die, vom Einzelproblem losgelöst, den Gesamtbereich des Privatrechts erfaßt. Den Anstoß gab 1888 das Erscheinen des ersten Entwurfs zum BGB. Was G. mit anderen schmerzlich berührte, war nicht nur der völlige Mangel des Gemeinschaftsgedankens, sondern vor allem auch die rein romanistische Haltung, die den dogmatischen Purismus der gemeinrechtlichen Rechtswissenschaft des 19. Jahrhunderts zum geltenden Recht zu erheben suchte. Hiergegen wendet er sich in seinem Vortrag über die soziale Aufgabe des Privatrechts (1889), vor allem aber in seiner berühmt gewordenen kritischen Schrift »Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs und das deutsche Recht« 1889. Hier nimmt er den Kampf um die Geltung der deutschen Rechtsgedanken im künftigen Reichsrecht auf. Denn in ihnen sieht er »das Erbe der Väter«, ein dem germanischen Volksgeist entstammendes und ihm allein gerecht werdendes Recht, ihnen spricht er einen »unvergleichlichen Wert für die Weiterbildung des Rechtes im Geiste einer heilsamen sozialen Ordnung« zu. Für das BGB. selbst konnte er freilich sein Ziel nur unvollkommen erreichen. Aber er gab den Kampf nicht auf. Noch vor den Schlußberatungen des BGB. lag der erste Band seines deutschen Privatrechts vor (1895). Dieses Werk ist wieder in grandiosen Ausmaßen angelegt. Von seinen fünf Bänden sind drei erschienen, der vierte ist zum Teil im Manuskript vollendet hinterlassen worden. Das Ziel seines Werkes war, »dem ungebrochenen deutschen Rechtsgedanken nachzugehen, ihn im innersten Kerne des geltenden Rechts zu suchen, die Kraft und Fülle seiner schöpferischen Wirksamkeit zu enthüllen«. Jetzt wird er also ganz zum Dogmatiker des geltenden Rechtes, noch mehr in den späteren Bänden, die unter der Herrschaft des BGB. erschienen. Das Sachenrecht und das Schuldrecht sind damit Darstellungen des geltenden Rechts geworden, vom Standpunkt des Germanisten aus gesehen. Aber diese Grundeinstellung hat manche bedeutsamen Gesichtspunkte zutage gefördert. Nur einiges Grundsätzliche sei hervorgehoben. G. legte besonderes Gewicht auf das Recht der Persönlichkeit, nicht nur wegen der deutsch-rechtlichen Herleitung dieses Rechtes, sondern auch aus dem ethischen Bedürfnis der Sicherung der Persönlichkeitssphäre. Die berühmte Darstellung der Persönlichkeitsrechte im ersten Band, insbesondere des Urheber- und Erfinderrechts, hat Praxis und Wissenschaft weitgehend beeinflusst.

Gleiche Gedanken beherrschten auch seine Darstellung des Arbeitsrechts im dritten Band, welcher Ausführungen schon im ersten Band des Genossenschaftsrechts, insbesondere aber eine Untersuchung über die Wurzeln des Dienstvertrages (1914) vorausgingen. »Betätigung der freien Persönlichkeit« ist es, die der deutsche Arbeitsvertrag, der dem Treudienstvertrag entstammt, im Gegensatz zur römischen Dienstmiete fordert. Zugleich werden auf einen solchen individuellen Arbeitsvertrag, soweit er »der Organisation der Arbeit durch ihre Einfügung in ein herrschaftlich geleitetes Ganze« dient, sozialrechtliche Sätze anwendbar. Diese Grundgedanken haben der Wissenschaft des Arbeitsrechts ein sicheres Fundament gegeben. Dauernde Schuldverhältnisse dieser und anderer Art gaben ihm dann die Anregung, dieser Kategorie eine besondere Abhandlung zu widmen (1914), die einen bedeutenden dogmatischen Ertrag brachte und der gemeinrechtlichen Tendenz zur Individualisierung der Obligation entgegenwirkte. Im übrigen sind gerade die dogmatischen Grundlagen seines Schuldrechts, zu deren historischer Fundierung er noch einmal eigene Quellenstudien unternahm (Schuld und Haftung im älteren deutschen Recht, insbesondere die Form der Schuld- und Haftungsgeschäfte, 1910), angefochten. Die von ihm zugrunde gelegte »objektivierende« Vorstellung des älteren Schuldrechts ist gewiß für das deutsche Mittelalter unbestreitbar, aber die Nachwirkungen im modernen Recht sind zweifelhaft. Ihre Verwendung für die Begründung einer Schuldnachfolge (Schuldnachfolge und Haftung, 1911) ist daher bedenklich, auch schon deshalb, weil G. der Veränderung in den Haftungsverhältnissen hierbei nicht gerecht wurde. Die Lösung des Rätsels von Schuld und Haftung, das G. lange Jahre beschäftigte, ist ihm nicht mehr geglückt. So ist auch seine schon im Sachenrecht vorgetragene Konstruktion einer dinglichen Schuld, die er zur Erklärung der Reallast und des Grundpfands verwendete, heute aufgegeben. Im übrigen hat auch das Sachenrecht manche Fragen neu beantwortet, wie etwa die Lehre von den unkörperlichen Gesamtsachen, die der Atomisierung des Vermögensbegriffs durch das BGB. entgegenzuwirken sucht (vgl. schon die besondere Abhandlung Personengemeinschaften und Vermögensbegriff im Entwurf eines BGB. 1889) oder die Lehre vom Fahrnisbesitz, die er in einer eigenen Abhandlung klärte (Bedeutung des Fahrnisbesitzes für streitiges Recht, 1897).

Damit ist G.s Lebenswerk keineswegs erschöpft. Eine Fülle von Gutachten für den Juristentag und für Prozesse, von Vorträgen und selbständigen Abhandlungen geht nebenher. Kurze Zusammenfassungen widmete er dem deutschen Privatrecht und dem Handelsrecht (1904), quellenkritische Untersuchungen badischen Stadtrechten (1888) und der *lex Salica* (1916), in seinem »Humor im deutschen Recht« (1871) und dem Vortrag über »Jugend und Altern des deutschen Rechts« (1879) folgte er den Spuren Jakob Grimms. Eine berühmt gewordene wissenschaftliche Untersuchung befaßt sich mit dem Werke des Johannes Althusius (1881), dessen von G. entdeckte Staatslehre (1603) die Idee der Volkssouveränität bereits vollkommen ausbaut und als Grundlage der modernen staatsrechtlichen Wissenschaft gelten kann. Daneben gab er seit 1879 eine Sammlung von Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte heraus, die er bis auf mehr als 130 Bände förderte.

Ehrfurcht und Bewunderung muß eine solche Lebensleistung erwecken. Und beides müssen wir auch der inneren Geschlossenheit seines Lebenswerkes zollen.



Da strömt alles aus einer Quelle, da ist nichts, das blendet und überrascht: G.s Werk ist die Frucht eines zur organischen Einheit geschlossenen Weltbildes. Denn wie das Werk, so der Mann. Von hoher Statur, ein blonder Germane, ist er die Verkörperung des Idealbildes vom deutschen Wesen. Altliberalen Kreisen entstammend, hatte ihn seine Überzeugung mehr und mehr ins konservative Lager preußisch-deutscher Färbung geführt. Doch war er nie Parteimann und auch seine religiöse Gesinnung hatte keine kirchliche Wendung. Ein überzeugter Freund der Ordnung und Autorität, wahrte er seine innerliche Unabhängigkeit. So blieb er trotz Ruhm und äußerer Ehren frei von jeder Eitelkeit. Stets ernst und sachlich war sein ganzes Denken seinem Werke zugewandt. In schwerer Geistesarbeit rang er mit den Problemen, ihnen gehört die ganze Hingabe seines begeisterungsfähigen Herzens. Bis ins höchste Alter wahrte er sich die reine Güte einer großen Seele.

So steht er vor unserem Auge als die innerlich gefestigte, ausgeglichene Persönlichkeit eines wahrhaft gottbegnadeten Forschers. Zwei Gedankenkreise aber waren es, die seinem Leben immer wieder Richtung und Ziel gaben: der nationaldeutsche Gedanke und der Gedanke der Gerechtigkeit. G. fühlte sich immer in erster Linie als deutscher Mann, und er hat seinen Glauben an das deutsche Volk und seine Zukunft auch in den schweren Zeiten des Zusammenbruches nicht verloren. Der Wahrheit und Schönheit des nationaldeutschen Rechtes gilt seine leidenschaftliche Liebe. Es ist das bodenständige Recht, das Produkt des germanischen Volksgeistes. Es ist aber auch das bessere Recht, denn der alte Zusammenhang von Recht und Sittlichkeit ist in ihm noch nicht durch Rechtstechnik überwuchert. So preist er das Naturrecht, dessen zeitlose Sätze vielfach nur die Wiedererweckung scheinbar erstorbener deutschrechtlicher Gedanken gewesen seien (Naturrecht und deutsches Recht, 1883). So ist der Kampf für deutsches Recht gegen die Romanistik ihm Gewissenspflicht. G. setzt hier den Kampf der germanistischen Vertreter der historischen Rechtsschule fort und führt ihn bis zu einem gewissen Abschluß. Gewiß bleibt er auch darin ein Fortsetzer der historischen Rechtsschule, als seine nationale Einstellung einer romantischen Färbung nicht entbehrt. Aber wenn er hier in einem historischen Irrtum begriffen war, so ist dieser jedenfalls für sein Lebenswerk unendlich fruchtbar gewesen. Und das Gerechtigkeitsgefühl, das sein tiefstes Wesen beherrschte, bewahrte ihn vor jeder Engherzigkeit gegenüber fremden Nationen. Die Größe des römischen Rechtes hat er mit schwungvollen Worten gepriesen, und der dritte Band seines Genossenschaftsrechts beschäftigt sich zum größten Teil mit der Korporationslehre des Altertums und der außerdeutschen mittelalterlichen Wissenschaft. So konnte auch seine wissenschaftliche Wirkung weit über die deutschen Grenzen gehen. Nicht nur, daß er zahlreiche Schüler aus außerdeutschen Ländern nach Berlin zog, er hat auch selbst bei internationalen Kongressen im Auslande die deutsche Wissenschaft vertreten (1903 in Rom, 1913 in London).

Die tiefste Wurzel seines Wesens aber lag in seinem leidenschaftlichen Gerechtigkeitsgefühl. Die Rechtsidee ist ihm »eine in der Menschennatur angelegte ursprüngliche und eigenartige Geistesemanation« (Recht und Sittlichkeit, Logos, Bd. 6, S. 211 ff.). Die Rechtsordnung hat die Gerechtigkeit zu verwirklichen: insofern ist »das Recht Selbstzweck«. Aber die Richtung ist durch die »Menschheitszwecke« bestimmt; denn die Lebenszwecke aller endlichen Wesen müssen

den Menschheitszwecken dienen. So kommt er schon in seiner Studie über die Grundbegriffe des Staatsrechts (1874) zur Ablehnung jedes formalistischen Positivismus und der »Verengung der juristischen Methode zu einer einseitig juristischen Technik«. So weiß er selbst durch Auslegung und Lückenausfüllung die bedenklichen Folgen positiver Gesetzesvorschriften zu mildern. »Die Erhöhung der Rechtsidee über das positive Recht« bleibt ihm das unsterbliche Verdienst der Naturrechtslehre. Diese freie Einstellung gegenüber dem positiven Recht ist das Ergebnis seiner tiefschürfenden historischen Forschung. Sie schärfte ihm den Blick für die Dynamik und die zukunftskräftigen Triebe des Rechtslebens. So ist er zum Wegbereiter künftigen deutschen Rechts geworden.

Literatur: Ulrich Stutz in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, German. Abt., Bd. 43 (1922), S. VII ff., dazu eingehendes Schriftenverzeichnis daselbst S. XLV ff. (auch Sonderdruck mit Bild). — Gurwitsch, O. v. G. als Rechtsphilosoph im Logos, Bd. 11 (1922), S. 86—132. — Alfred Schultze, O. v. G. als Dogmatiker des bürgerlichen Rechts. Jherings Jahrb. 73 (1923), S. I.—XLV. — Voltolini, Almanach der Akademie der Wissenschaften in Wien 1922, S. 212—223. — Wieland in Zeitschr. für das ges. Handelsrecht 86 (1923), S. 269—272. — Sinzheimer im Arbeitsrecht, Bd. 9 (1922), S. 1—6. — v. Schwerin in Leipziger Zeitschr. für deutsches Recht, Bd. 15 (1921), S. 633—637. — Goldschmidt u. Seckel in Deutsche Juristenzeitung Bd. 26 (1921), S. 709—714. — Sozialistische Monatshefte 1921, S. 1125 und 1922, S. 133. — Heymann, Berl. Hochschulnachr., 6. Sem., (1921), S. 4—6. — Pappenheim, Kieler Zeitung 1921, Nr. 510.

Köln-Marienburg.

Hans Planitz.

**Hann, Julius, von Aistprugg**, Universitätsprofessor für Physik der Erde, \* in Schloß Haus im Mühlkreis (Oberösterreich) am 23. März 1839, † in Wien am 1. Oktober 1921. — Julius H. entstammt einer kinderreichen Familie. Sein Vater war, als H. geboren wurde, Pfleger und Distriktskommissär der gräflich Starhemburgschen Herrschaft Haus im Mühlkreise und wohnte auf Schloß Haus, wo H. die ersten 13 Jahre seiner Kindheit verbrachte. Aus der Ehe der Eltern Joseph und Anna H., geb. Scheichenfellner, entsprossen 13 Kinder, von denen die Mehrzahl noch im Jugendalter starb. Den überlebenden war es nicht vergönnt, lange den Segen eines glücklichen Familienlebens zu genießen; denn schon am 10. Juli 1852 starb der Vater und hinterließ seine Gattin mit den Kindern in schwierigen Verhältnissen. Damals gab es für österreichische Staatsangestellte noch keine regelrechte Witwenpension, und die Mutter H.s erhielt nur auf ein Majestätsgesuch hin im Jahre 1853 eine Gnadengabe von jährlich 300 Gulden zugesprochen. Sie zog mit ihren Kindern nach Linz und bald darauf nach Kremsmünster, wo sie ein Kosthaus für Schüler des dortigen Gymnasiums eröffnete und mit dieser Arbeit mühsam ihre Kinder und sich selbst fortbrachte.

So ist der Ort Kremsmünster H.s zweite Heimat geworden, die er auch bis zu seinem Lebensende immer wieder besucht hat. In Schloß Haus war er recht ländlich und einsam aufgewachsen, hatte wenig Unterricht genossen und wenig von der Außenwelt gesehen. Sein eigentliches Lernen begann erst mit 13 Jahren in Kremsmünster, wo er in das Gymnasium eintrat. Aus dieser Zeit bis zu seiner Reifeprüfung sind Tagebücher erhalten, die wenig Tatsachen bringen, sondern im wesentlichen Naturbeschreibungen und lyrische Äußerungen eines ganz ausgesprochenen Liebhabers der freien Natur. H.s Vorliebe für die Erschei-

nungen des Himmels, die Wolken, Gewitter, gehen auf diese Jugendzeit zurück, in der er gefühlsschwer die wundervolle oberösterreichische Landschaft durchstreifte, ohne mit dem Leben und den Menschen in näherer Verbindung zu stehen.

Ende Juli 1860 legte er in Kremsmünster die Maturitätsprüfung mit Auszeichnung ab. Die Beurteilung, die damals nicht in Noten, sondern in längerer Form gegeben wurde, ist nicht ohne Interesse; für griechische Sprache findet sich z. B. folgendes Urteil: erschöpfendes Verständnis, sehr gewandte Darstellung; für Mathematik: vollständiges und gründliches Wissen bei sehr großer Gewandtheit.

Im Herbst 1860 übersiedelte H. nach Wien, wo er sich an der Universität unter dem Rektorat von Oppolzer an der philosophischen Fakultät inskribierte, um Mathematik und Physik für das Lehrfach an Mittelschulen zu studieren. Nach sechs Semestern, die anfangs der Mathematik, Chemie und Physik, dann auch der Geologie und Paläontologie unter Süß und der physischen Geographie unter Simony gewidmet waren, legte H. im Winter 1863 sein erstes Rigorosum aus Mathematik und Physik ab und widmete sich darauf den schriftlichen Hausarbeiten für die Lehramtsprüfung. Diese absolvierte er schon am 8. Juli 1864, worauf er am nächsten Tage das zweite Rigorosum aus Philosophie ablegte.

In der nun folgenden Ferialzeit begann H. seine erste meteorologische Arbeit, zu welcher er den Stoff schon während der Gymnasialzeit in Kremsmünster gesammelt hatte. Die Knappheit seiner Mittel zwang ihn jedoch, noch vor Ablegung des dritten Rigorosums im Herbst 1864 eine Supplentur für Physik an einer Wiener Oberrealschule (Schottenfeld) anzunehmen. Schon 1865 wurde er durch den damaligen Direktor der Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien aufgefordert, sich an der Redaktion der eben begründeten Zeitschrift der österreichischen Gesellschaft für Meteorologie zu beteiligen, und damit begann seine Redaktionstätigkeit, die bis kurz vor seinem Tode, durch 55 Jahre, andauerte und eine der wichtigsten Leistungen seines Lebens darstellt; denn durch H. wurde die Zeitschrift der österreichischen Gesellschaft für Meteorologie das führende meteorologische Blatt, das nicht nur über die wissenschaftlichen Fortschritte im deutschen Sprachgebiet, sondern über die der ganzen Erde berichtete und so die Lehren von der Atmosphäre zu einer eigenen Wissenschaft, der Meteorologie, entwickelte.

An der Schottenfelder Realschule verblieb H. durch zwei Jahre und schied unter besonderer Anerkennung seiner Dienstleistung, um im Herbst 1866 an der Oberrealschule in Linz weiter zu supplieren.

Im folgenden Winter veröffentlichte er mehrere physikalisch-geographische Arbeiten. Als seine Stelle nach sieben Monaten anderweitig besetzt wurde, lud ihn Dr. C. Jelinek, der Direktor der Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien im April 1867 ein, die Adjunktenstelle an dieser Anstalt als Assistent zu versehen. Dieser Berufung folgte H. mit Vergnügen, und damit begann seine Tätigkeit an der Zentralanstalt für Meteorologie, die bis zum Jahre 1897, also durch 30 Jahre, währte. Kurz nach seinem Eintritt in die Anstalt wurde er zum *Doctor philosophiae* promoviert, im Jahre 1868 habilitierte er sich an der Universität und die folgenden zehn Jahre bis 1878 bildeten seine arbeitsame Junggesellenzeit, in der wohl der Grund zu den meisten wissenschaft-

lichen Ideen gelegt wurde, die er in späterer Zeit ausgearbeitet und veröffentlicht hat.

Die Tätigkeit H.s an der Zentralanstalt für Meteorologie scheint sehr rasch für dieselbe von großer Bedeutung geworden zu sein. Zwei Jahre nach seinem Eintritt wurde er zum Adjunkten befördert und im Jahre 1873 in die achte Rangklasse ernannt. Im folgenden Jahre wurde er außerordentlicher Professor der physikalischen Geographie an der Wiener Universität. Schon im Herbst 1872 übernahm er auch die Dozentur für Klimatologie an der damals neugegründeten Hochschule für Bodenkultur, die er bis 1875 behielt. Als im September 1873 der erste internationale meteorologische Kongreß in Wien zusammentrat, wurde H. als Delegierter Österreichs zusammen mit Direktor Jelinek in den Kongreß entsendet und trat damit zum ersten Male mit den Meteorologen der übrigen Länder in jene internationale wissenschaftliche und persönliche Verbindung, in welcher er später so vieles geleistet hat und eine führende Rolle spielte.

Vier Jahre später, 1877, nach dem Abgange Jelineks, wurde H. zum Direktor der Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus und zum ordentlichen Professor für Physik der Erde an der Universität Wien ernannt. Am 10. November 1878 heiratete er Fräulein Luise Weismayr, die Tochter des Kreisgerichtspräsidenten Weismayr in Steyr (Oberösterreich). Aus H.s glücklicher Ehe entsprossen vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter, von denen jedoch zwei Söhne vor ihm starben.

H.s wissenschaftliche Tätigkeit ist so umfassend, daß es nicht möglich ist, auf Einzelheiten einzugehen. Die Anstellung an der Zentralanstalt als Adjunkt und später als Direktor, dazu die Stellung als Redakteur der meteorologischen Zeitschrift und Universitätsprofessor hätte die Arbeitskraft eines anderen vollständig ausgefüllt. H. aber bewältigte alle die genannten Aufgaben und leistete außerdem noch so ungeheuer viel rein wissenschaftliche Arbeit, daß man stauend vor dieser ganz seltenen Schaffenskraft steht.

H. war Meteorologe und Klimatologe von Anfang an. Im ersten Jahrgang der österreichischen Zeitschrift für Meteorologie findet sich schon der erste seiner Aufsätze über den Föhn, der seinen Namen zuerst in aller Welt berühmt machte. Diesem Thema folgte das bekannte Problem der warmen Antizyklone, das deshalb auch heute noch prinzipielle Wichtigkeit hat, weil H.s auf den Tatsachen stehende Schlüsse mit den damaligen Theorien nicht in Einklang zu bringen waren. Erst Jahrzehnte später konnten H.s Ergebnisse verstanden werden. Besondere Aufmerksamkeit widmete H. den meteorologischen Beobachtungen auf Gipfelstationen, für deren Ausbau er sehr viel getan hat. Hand in Hand mit dem Studium der physikalischen Vorgänge in der Atmosphäre ging H.s klimatologische Arbeit, die sich auf die ganze Erde erstreckte und in der H. nicht nur tonangebend, sondern ganz einzig dastand. Aus dem ungeheuren, seinem Geiste gegenwärtigen Tatsachenmaterial hat er die allgemeine und die spezielle Klimatologie geschaffen und dadurch dieser Wissenschaft die Grundlage für ihre spätere Entwicklung gegeben.

Das erste zusammenfassende Werk H.s, »Die Erde als Ganzes, ihre Atmosphäre und Hydrosphäre« (Wien, 1. Aufl. 1872, 3., sehr vermehrte Aufl. 1880, 5. Aufl. 1897), behandelt die Geophysik in allen ihren Teilen. Später, im Jahre 1883, entstand sein berühmtestes Werk, das »Handbuch der Klimatologie«,

zunächst einbändig, schließlich in 3. Auflage (1908) dreibändig und sehr erweitert. Es bildet die Grundlage der heutigen klimatologischen Kenntnisse und wird von keinem ähnlichen Werk auch nur annähernd erreicht. Der erste Band behandelt die allgemeine Klimalehre, die beiden letzten das spezielle Klima der einzelnen Länder der Erde. Dieser letztere Teil könnte, dem Thema nach, ermüdend sein; er ist es nicht, da H. es verstand, die in Zahlen ausgedrückten Tatsachen durch ausgezeichnete Schilderungen zu beleben. Obwohl H. Europa niemals verlassen hat, ist doch die Darstellung ganz ursprünglich; so sehr konnte er sich in seiner Liebe zur Natur in ferne Länder hineindenken.

Das zweite große Werk, das »Lehrbuch der Meteorologie«, erschien in 1. Auflage im Jahre 1901, gegenwärtig ist die 4. Auflage unter R. Sürings Hand erschienen. Daß dieses Lehrbuch in Wahrheit ein Handbuch ist, eine Fundgrube an Tatsachen für jeden Forscher auf dem Gebiete, ist wohl allgemein bekannt. Von kleineren Büchern sei noch H.s Meteorologie in der allgemeinen Physik von Müller-Pouillet genannt; ferner H.s Atlas der Meteorologie (1887).

In den Jahrzehnten seiner größten wissenschaftlichen Tätigkeit hat H. seine Zeit ungemein genau ausgenutzt. Die Arbeit erfüllte ihn ganz; außer den regelmäßigen Sommerreisen, die ihn stets in die österreichischen und Schweizer Alpen führten, besuchte er nur einige meteorologische Kongresse (1879 Rom, 1882 Kopenhagen, 1885 Paris, 1894 Upsala) und trennte sich sonst nie auf längere Zeit von seinem Schreibtische und seiner Bibliothek. Trotz dieser andauernden Anstrengung war H.s Gesundheit bis zu seinen letzten Lebensjahren eine ausgezeichnete. Als er im Jahre 1897 durch 20 Jahre lang Direktor der Zentralanstalt für Meteorologie gewesen war, entschloß er sich, die administrativen Arbeiten ganz aufzugeben, und legte seine Stelle als Direktor nieder. Der Staat verlieh ihm darauf eine ordentliche Professur der Meteorologie an der Universität Graz. Dort blieb H. nur drei Jahre und kehrte schon 1900 als Ordinarius nach Wien zurück, wo er noch durch zehn Jahre Vorlesungen hielt. Als er mit 71 Jahren schließlich in den Ruhestand trat (1910), war seine Arbeitskraft noch lange nicht erschöpft: er führte die Redaktion der meteorologischen Zeitschrift noch bis 1920 (gemeinsam mit R. Süring) weiter und besuchte bis 1919 noch täglich die Zentralanstalt für Meteorologie, wo ihm für seine wissenschaftliche Tätigkeit ein Arbeitszimmer zur Verfügung stand.

Die Akademie der Wissenschaften hat H. schon 1873 zum korrespondierenden, dann 1877 zum wirklichen Mitglied gewählt. Von 1893 an bis zu seiner Übersiedlung nach Graz war er Sekretär der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie. Im Laufe seines langen Lebens ist H. auch Mitglied sehr vieler ausländischer Akademien und gelehrter Gesellschaften geworden und bekam die Hann-Medaille, die Buys-Ballot- und die Symons-Medaille. Im Jahre 1893 erhielt er das österreichische Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft, 1906 den Roten-Adler-Orden, 1909 den preußischen Kronenorden mit dem Stern und 1913 den preußischen Orden pour le mérite für Wissenschaft und Kunst. Der Kaiser von Österreich verlieh ihm 1910 den erblichen Adel. Die Österreichische Gesellschaft für Meteorologie hat H. zu Ehren im Jahre 1898 die Hann-Medaille gestiftet. Zu seinem 40jährigen Redaktionsjubiläum (1906) wurde von der Meteorologischen Zeitschrift ein eigener »Hann-Band« herausgegeben und wieder 13 Jahre später haben Gelehrte des In- und Auslandes eine

Geldsumme gewidmet, deren Ertrag zur Verteilung von »Hann-Preisen« durch die Wiener Akademie der Wissenschaften bestimmt war.

All diese so berechtigten Anerkennungen waren für H. Nebensache. Er zog sich immer wieder rasch von ihnen zu seiner Arbeit zurück, sie störten die Bescheidenheit seiner Natur.

Die Stellung, die H. unter den Fachgenossen der Erde einnahm, war jahrzehntelang eine erste, führende. Seine Ruhe, Objektivität und Menschenfreundlichkeit verschafften ihm überall Freunde, gaben ihm überall Einfluß. H. war im Leben äußerst einfach und bescheiden, die Arbeit war ihm alles, nur die Natur hat ihn bisweilen vom Schreibtisch abgezogen. Er hatte viel Humor und war von größter Güte und Rücksicht für seine Umgebung. Die Meteorologen Österreichs verdanken ihm unendlich viel. Er war es, der den Ruf der österreichischen Meteorologie begründete, ihm ist es zuzuschreiben, daß in Österreich an allen Universitäten Lehrstühle für Meteorologie und Geophysik errichtet wurden. Blickt man auf die Folgen seiner Tätigkeit, was Wissenschaft und Organisation betrifft, zurück, so kann man die Freude nicht unterdrücken, daß dies alles durch rein sachliche Arbeit erreicht wurde. So fußt der durch H. bedingte Fortschritt auf der haltbarsten Grundlage, die sich denken läßt.

Literatur: H.s Hauptwerke wurden oben genannt. Seine Abhandlungen sind hauptsächlich in den Sitzungsberichten und Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften und in der »Meteorologischen Zeitschrift« erschienen; ihre Zahl ist ungeheuer groß, namentlich durch die ungezählten kleinen klimatologischen Mitteilungen in der genannten Zeitschrift, die oft von ihm als Redakteur geschrieben, aber gar nicht gezeichnet wurden. Über seine wissenschaftlichen Arbeiten ist Näheres in der »Meteorologischen Zeitschrift«, Jahrg. 1921, S. 322—326 zu finden. Der Nachlaß befindet sich in den Händen der Witwe Frau Hofrat Luise Hann, Wien XIX, Dollnergasse 10.

Wien.

Felix M. Exner.

**v. Hase, Georg Oskar Immanuel**, Dr. phil., Seniorchef der Verlagsbuchhandlung Breitkopf & Härtel in Leipzig, Kgl. sächs. Geh. Hofrat, \* am 15. September 1846 in Jena, † am 26. Januar 1921 in Leipzig. — Oskar v. H. ist einem alten Thüringer Pastorengeschlecht entsprossen, um dessen Geschichte er sich mit seinen Brüdern lebhaft bemüht und verdient gemacht hat. Die schon vom Vater, dem berühmten Jenenser Kirchenhistoriker, begonnenen Stammtafelforschungen nahm zuerst der früh verstorbene Bruder Viktor als Jenaer Student wieder auf; Paul, der Berliner Arzt, brachte sie 1877 erstmals in Druck. Zu des Vaters 60jährigem Doktorjubiläum veröffentlichten die Brüder 1883 gemeinsam eine Schrift »Magister Immanuel Hase 1570—1621«. Zu des Vaters 90. Geburtstage legte Oskar die Ergebnisse seiner Tautenburger Nachforschungen in einem Familienschriftchen »Samuel Hase und die Seinen« vor. Dann verarbeitete der Theologe unter den Brüdern, Dr. theol. et phil. Karl Alfred v. H. die Ergebnisse der gemeinsamen Forschungen in einem stattlichen Lederbande »Unsere Hauschronik«, an der Oskar stark mitgearbeitet hatte und deren Drucklegung bei Breitkopf & Härtel er besorgte. Nach neuen und eingehenden Nachforschungen schloß dann Oskar v. H. selbst 1913 mit Herausgabe des Buches »Das Aumaer Hasennest. Urkundliches aus unserer Hauschronik. Geschichte der Aumaer Hasen in fünf Jahrhunderten« (Leipzig: Breitkopf & Härtel, 1913) die Familiengeschichte ab. So hat die Beschäftigung mit der Geschichte des

eigenen Geschlechtes Oskar v. H. durch sein ganzes Leben begleitet — be-seelt von dem Gedanken, den einmal sein Vater in Hinblick auf die erforschten zehn Hasen-Generationen ausgesprochen hat: »Es ist auch eine Gottesgabe, einer Familie anzugehören und ihre Geschlechter zu übersehen, die seit drei Jahrhunderten in ihrer bürgerlichen Einfachheit sich ehrlich durchgefochten hat.« Wie den in den Adelsstand erhobenen Vater hat auch den Sohn niemals das Selbstbewußtsein eines stolzen Bürgertums verlassen. Und wenn auch selbst nicht Theologe, war er stolz und dankbar, einem alten Pastorengeschlecht anzugehören, wie er denn auch gewünscht hat, daß so wie der Name Bach gleichbedeutend mit Kantor, der Name Hase gleichbedeutend mit Pfarrer sein möchte und daß auch künftig tüchtige und geistvolle Theologen von des Vaters mildem Sinne aus dem Stamme hervorgehen möchten.

Dieser gemütvoll-historische Familiensinn hat nicht nur Oskar v. H.s Charakter, sondern auch seinen äußeren Lebensgang mitbestimmt. Denn obwohl schon früh zum Buchhändler bestimmt, hat er doch niemals auf eine abgeschlossene akademisch-humanistische Bildung verzichten wollen. Daher ging er, nach Absolvierung der humanistischen Schulbildung in Jena, Eisenach (1861 bis 1863) und Meiningen (1863—1866), wo er die lateinische Abschiedsrede hielt, zugleich als Student (Hörer bei Springer und v. Sybel) und als Buchhändlerlehrling (bei Marcus' Handlung) nach Bonn. Achtung vor Wissenschaft und Kunst und klarer Einblick in die realen Schwierigkeiten wirtschaftlichen Lebens wurden ihm so zugleich anerzogen und schufen in ihm das Gleichgewicht eines weltzugewandten Idealismus. Nach einjährigem weiterem Studium in Jena (1868/69) promovierte er in Jena mit einer Arbeit über den buchhändlerischen Geschäftsbetrieb der Nürnberger Familie Koberger in der Zeit des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit, damit eine wichtige Zeit der Buchhandelsgeschichte erstmals in das volle Licht der Geschichte rückend. Nach einem Lehrjahre im Hause Breitkopf & Härtel, das der ihm verwandten Familie Härtel gehörte, hatte der junge Doktor soeben eine auf zwei Jahre berechnete große Reise angetreten, um die Welt kennenzulernen, als ihn in Genf der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges überraschte. Den letzten Abend verbrachte er — heute vergessenen ritterlichen Sitten gemäß — freundschaftlich in einem Kreise französischer Studenten. Am 25. Juli 1870 rückte er — gleich seinen Brüdern — als Kriegsfreiwilliger der rheinischen Kürassiere ins Feld und ritt als Flügelmann des Regiments am 14. August bei Metz seine erste Attacke mit. Als erster unter den Mannschaften seiner Schwadron erhielt er das Eiserne Kreuz. Zum Unteroffizier befördert, lehnte er weiteres Avancement ab, um nicht durch Friedensübungen an der künftigen Leitung des Leipziger Verlags gehindert zu sein. Seine Kriegsbriefe erschienen 1895 als »Kürassierbriefe eines Kriegsfreiwilligen« im Druck. Heil aus dem Felde heimgekehrt, trat er am 1. Mai 1871 wieder als Gehilfe bei Breitkopf & Härtel in Leipzig ein, wurde bereits 1873 Prokurist und — nach dem Tode des Onkels Hermann Härtel — 1875 Teilhaber der Firma, die er ein Vierteljahrhundert lang gemeinsam mit dem Vetter Wilhelm Volkmann und nach dessen Tode (1896) noch ein weiteres Vierteljahrhundert mit dessen Sohn Dr. Ludwig Volkmann führte.

Als Chef und zuletzt als Seniorchef des alten, weltangesehenen Hauses entfaltete Oskar v. H. eine vielseitige und erfolgreiche buchhändlerische Tätigkeit. Er führte den wissenschaftlichen Verlag bescheiden, den musikgeschichtlichen

kräftig vorwärts und gliederte einen schöngeistigen Verlag — besonders durch den Gewinn von Dahns-Werken — an. Als Lebensaufgabe betrachtete er den Ausbau des Musikverlags. 1877 begann er mit der Herausgabe der »Volksausgaben Breitkopf & Härtel«, jetzt »Edition Breitkopf«, die in rascher Folge fast alle klassischen Werke weitesten Kreisen zugänglich machten. Es folgten die kritischen Gesamtausgaben der Werke von Palestrina, Orlando di Lasso, H. Schütz, Bach, Mozart, Beethoven, Schubert, Chopin, Joh. Strauß, Wagner, Liszt usw., ferner die »Urtexte klassischer Musikwerke«, Prachtausgaben der Opern Glucks, ausgewählte Werke Friedrich des Großen. Die buchhändlerische Organisation des Hauses wurde durch Zweigniederlassungen in Brüssel (1883), London (1900) und Neuyork (1891) und durch Kommissionsübernahme ausländischer Verlage ausgebaut. Über die engeren Aufgaben eines Musikverlages hinausgreifend, erblickte Oskar v. H. seine Lebensaufgabe darin, der Musikwissenschaft einesteils und dem Buchhandel im ganzen andererseits ein reger und opferbereiter Förderer und Helfer zu sein, damit zugleich der Doppelseitigkeit seines eigenen gelehrt-praktischen Wesens und dem gleichen Charakter eines pflichtbewußten Buchhandels gerecht werdend. Sein Haus hat stets mit erheblichen Opfern musikwissenschaftliche Literatur gedruckt und verlegt. Die »Denkmäler deutscher Tonkunst« verdankten seiner Förderung wesentlich ihr Forterscheinen. Die Gründung der »Internationalen Musikgesellschaft« 1899 war vor allem sein Verdienst, ihre Publikationen wären ohne seine materielle Hilfe nicht möglich gewesen. Er arbeitete nach dem im Kriege erfolgten Zerfall der »Internationalen Musikgesellschaft« auf Gründung einer »Deutschen Musikgesellschaft« hin und setzte dieselbe auch durch. Auch der »Neuen Bach-Gesellschaft« war er Mitbegründer und tätiger Helfer. Lange Zeit war er Schatzmeister des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, 1888—1898 Vorsitzender des Leipziger Riedel-Vereins. Die Geschichte des Hauses Breitkopf & Härtel, die er bescheiden, aber treffend als »Arbeitsbericht« bezeichnete, war zugleich ein Rückblick auf seine eigene reichgesegnete Lebensarbeit.

Als Führer seines Standes trat Oskar v. H. mannigfach hervor. 1875—1901 war er Vorsteher des Vereins der deutschen Musikalienhändler, 1884—1901 auch des Deutschen Buchgewerbevereins. Das Deutsche Buchgewerbehaus in Leipzig wurde nach einem von ihm zur Ostermesse 1884 vorgetragenen Plane errichtet. In dessen Grundstein versenkte er sein Eisernes Kreuz. 1894—1898 war er ferner Vorsteher des Vereins der Buchhändler zu Leipzig, 1889—1893 Vorsitzender der Historischen Kommission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler — als solcher wirkte er grundlegend mit beim Zustandekommen der vierbändigen Geschichte des Deutschen Buchhandels von Kapp-Goldfriedrich. Ferner war er 1877—1885 Vorsteher der Sächsischen Buchdrucker, 1886—1888 Vorsitzender der Buchdrucker-Berufsgenossenschaft. 1887 gründete er den Verband der Berufsgenossenschaften [ist dasselbe wie Buchgewerbeverein s. o.]. An der Neuregelung des nationalen und internationalen Urheberrechtsschutzes war er führend beteiligt. Seit 1898 stand er der Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht vor. So umfaßte seine ehrenamtliche Tätigkeit das gesamte »Buchgewerbe« — ein Begriff, den er erst geprägt hat. Nichtberuflicher, besonders politischer Vereinstätigkeit dagegen war er abgeneigt. Die Worte, mit denen er seine Hammerschläge bei der Grundsteinlegung des Deutschen Buchhändlerhauses 1898 begleitete, können als Selbstcharakteristik angesehen



werden: »Einheit und Freiheit! Deutschtum und Weltberuf! Erfindergeist und Kunstfleiß!«

Nach eigenem 50jährigem Geschäftsjubiläum (1919) und nach der 200jährigen Jubelfeier seines Hauses zog sich Oskar v. H. zurück, um seinen Lebensabend im heimatlichen Jena zu vollbringen. Am 25. Januar 1921 kam er zur Taufe des jüngsten Enkels nach Leipzig. Tags darauf machte ein plötzlicher Tod seinem Leben ein Ende.

Oskar v. H. führte am 10. September 1873 die damals 17 jährige Tochter Johanna des gefeierten Leipziger Germanisten Friedrich Zarncke als Gattin heim. Sie gebär ihm sieben Söhne und zwei Töchter. Von ihnen hat Hellmuth v. H. die berufliche Nachfolge des Vaters angetreten.

Literatur: Karl Alfred v. H., Unsere Hauschronik, Leipzig 1898 (darin S. 303—320 Lebenslauf O. v. H.s); O. v. H., Das Aumaer Hasennest Leipzig 1913 (darin S. 206—208 Verzeichnis der von O. v. H. verfaßten Familienschriften); Adolf Aber, O. v. H. †. »Zeitschrift für Musik«, Jahrg. 88, 1921, S. 85 f; Gerhard Menz, Deutsche Buchhändler, 24 Lebensbilder, S. 263—270, Leipzig 1925.

Leipzig.

Johannes Hohlfeld.

**Hauptmann, Carl**, Dr. phil., Dichter, \* 11. Mai 1858 in Obersalzbrunn in Mittelschlesien, † 4. Februar 1921 in Mittel-Schreiberhau. — Die Familie H. stammt aus Böhmen. Des Dichters Urgroßvater, ein armer Weber, war über das Gebirge nach Schlesien gewandert und hatte sein Heim in dem kleinen Herischdorf bei Warmbrunn in Riesengebirge aufgeschlagen. Auch sein Sohn Carl Ehrenfried H., Carls Großvater, wurde Weber wie sein Vater und seine drei Brüder. Aus den Befreiungskriegen 1815 zurückgekehrt, die er von Anfang an als Freiwilliger mitgemacht hat, hing er sein früheres Gewerbe an den Nagel, um sich als Kellner in einer Gastwirtschaft zu verpflichten. Er war viele Jahre Oberkellner und heiratete in dieser Zeit. Aus seinen Ersparnissen erwarb er ein Hotel in Flinsberg. Als ihm am 13. Mai 1824 ein Sohn geboren wurde, den er Robert taufen ließ, befand er sich immerhin in der Lage, ihm eine gute Erziehung angedeihen zu lassen: er schickte ihn auf das Gymnasium in Schweidnitz. 1832 übersiedelte er nach dem Kurort Obersalzbrunn in Mittelschlesien und pachtete dort das Hotel »Zur Preußischen Krone«, das er sieben Jahre später als Eigentum erwarb. Robert sollte der Erbe sein. Um ihn auf seinen künftigen Beruf vorzubereiten, nahm er ihn frühzeitig aus der Tertia und steckte ihn in eine gut renommierte Breslauer Weinhandlung in die Lehre. Der junge Robert mußte tüchtig anfassen, überall — im Keller, in der Küche, im Hof und in der Gaststube — eifrig mitarbeiten, bis ihn der Vater zu seiner Unterstützung nach Obersalzbrunn heimholte. Robert heiratete Marie Straehler (\* 21. April 1831), die Tochter des fürstlich plessischen Brunneninspektors Straehler, der ebenfalls im Salzbrunnischen angesiedelt war. Die Straehlers waren eine landeingesessene Familie, die immer in Diensten der schlesischen Herrengeschlechter gestanden hatte. Von Generation zu Generation hatten sie sich aus niederem Stande emporgearbeitet. Erst waren die Straehlers Diener, dann Beamte der hohen schlesischen Adelsgeschlechter gewesen. Sie hatten sich allmählich sogar in besondere Vertrauensstellungen emporgestrebt. Mutter Marie war nicht wenig stolz auf ihre Abstammung. War doch ihr Groß-

vater bereits in eigener Kutsche gefahren. Nur schwer konnte sie sich anfangs an den Gasthausberuf ihres Mannes gewöhnen, auf den sie immer ein wenig herabsah.

Vier Kinder gebar sie ihrem Manne: Georg (\* 1854), Johanna (\* 1856), Carl (\* 1858) und Gerhart (\* 1862).

Der Familie ging es sehr gut. Bad Salzbrunn war vom preußischen, besonders aber von dem reichen polnischen Adel stark besucht. Und immer war die »Preußische Krone« vom besten und vornehmsten reisenden Publikum besetzt.

Carl verlebte eine sehr glückliche Jugend. Der verständige Vater hielt die Kinder vom Gasthausleben fern. Er durfte sich mit seinen Geschwistern auf den Feldern rings um Salzbrunn und im Fürstensteiner Grund des Fürsten von Pleß nach Herzenslust tummeln. Mit sieben Jahren kam er zum Lehrer Brendel auf die Dorfschule in Obersalzbrunn. Der etwas pedantische Herr zeigte den Kindern nicht nur die Schönheiten der Natur, sondern unterwies sie auch an Hand des Bakels in den Genusregeln. Erst 1872, fast vierzehn Jahre alt — er kränkelte viel —, kam der aufgeweckte Junge nach Breslau in das städtische Realgymnasium erster Ordnung am Zwinger, das er bis zum Abiturientenexamen (1879) besuchte. Carl war gescheit und lernbegierig, fleißig und pflichttreu, kurz, ein guter Schüler, im Gegensatz zu seinem um vier Jahre jüngeren Bruder Gerhart, der im Zwinger nie recht vorwärts kommen konnte. Treu, wenn auch zunächst mit wenig Erfolg, nahm sich Carl des Jüngeren an. Gerhart fühlte sich wohl bei ihm behütet und ließ sich gern von ihm leiten und lenken. Ihm zeigte er die ersten poetischen Ergüsse. Ihm vertraute er sich in allem ganz. In der Tat hatte Carl lange Jahre (noch während der gemeinsamen Übersiedlung nach Schreiberhau) entscheidenden Einfluß auf Gerharts Leben und Vorwärtskommen. »Bruder Carl,« schreibt Paul Schlenther in seinem umfassenden, von Arthur Eloësser glücklich umgearbeiteten und erweiterten Werk: Gerhart H. — 1922, bei S. Fischer Verlag, Berlin —, »Bruder Carl, dessen wissenschaftlicher Geist zeitig erwacht war, der früher als andere hinter dem schulscheuen Wesen des Kleinen tiefe Veranlagung erkannt hatte, sah, wie wenig Gerharts Geist und Gemüt im Zwinger gediehen.«

Inzwischen ging das Hotel der Eltern mehr und mehr zurück. Der reiche polnische Adel besuchte Salzbrunn nicht mehr. Einfache Touristen kamen und gingen schnell und suchten anstatt des vornehmen »Preußischen Hofes« einfachere und billigere Gasthöfe auf. Noch wußte man nichts von der Heilkraft jener Quelle auf H.schem Anwesen, die später unter dem Namen »Salzbrunner Kronenquelle« Weltruf erlangte und Familie H. im Handumdrehen zu Wohlstand und Reichtum gebracht hätte. Sie diente im Augenblick lediglich als Pferdetränke. Die Eltern konnten das hoch mit Hypotheken belastete Anwesen nicht mehr halten und mußten es 1877 mit schwerem Herzen verkaufen. Nur ein Notgroschen blieb ihnen. Zwar verschaffte ihnen die gütige Fürsorge des Realschuldirektors Kletke die Pacht der Gastwirtschaft in dem neu eingerichteten Bahnhof Sorgau (jetzt Nieder-Salzbrunn), aber mit dem Wohlstand war es zu Ende. Für eine kostspielige Erziehung der Kinder reichte es nicht mehr. Georg, der nach bestandnem Abitur dem Vater in der Krise hilfreich zur Seite gestanden hatte, kam in ein Handelshaus nach Hamburg. Carl durfte das Gymnasium weiter besuchen, da er sich als strebsam und fleißig erwiesen hatte. Gerhart wurde zu seinem Onkel Schubert auf das Gut Lederose im Strie-

gauer Kreis geschickt. Aber nach kurzer Zeit hatte er von dem Gutsleben genug und ging mit Carls Hilfe auf die Kunstschule nach Breslau. In diesen Jahren gehörte Carl mit Gerhart einem von Felix Dahn inspirierten pangermanischen Geheimbunde an. Nachdem Carl das Abitur bestanden hatte, inskribierte er sich 1880 in der philosophischen Fakultät der Universität Jena, wo er bei Ernst Haeckel, Ernst Stahl, Rudolf Eucken, Karl Snell, Eduard Straßburger, Hartwig, Liebmann Naturwissenschaften und Philosophie studierte. Aber seine strengen und eifrig betriebenen Studien hinderten ihn nicht, sich sorglos studentischen Vergnügungen hinzugeben. Er trat dem Akademisch-Naturwissenschaftlichen Verein bei. Ein vergnügter, wissenschaftlich reger Kreis sammelte sich um ihn, dessen Heros Darwin war. Gerhart hatte inzwischen das sogenannte »Künstler-Einjährige« gemacht und folgte nun, da ihm ein Gnadenakt des Großherzogs von Weimar gestattet hatte, zu studieren, dem geliebten älteren Bruder nach Jena. Hier hielt damals gerade Otto Devrient Vorlesungen über die Geschichte des Dramas mit Rezitationsproben. Die Brüder H. waren begeisterte Hörer des Vortragsmeisters.

Ihr ältester Bruder Georg, der, wie erwähnt, Kaufmann war und sich genial-dilettantisch mit Karikaturenzeichnen beschäftigte, hatte eine der reizenden fünf Töchter des Großkaufmanns Thienemann geheiratet und sich in Bergedorf bei Hamburg niedergelassen. Der Kaufherr Thienemann starb. Carl machte Weihnachten auf der Fahrt von Jena nach Salzbrunn bei den nun ganz verwaisten vier Jungfrauen, den Burgfräulein (Carls »Rebhühner«, Gerharts »Jungfern von Bischofsberg«) auf dem alten Bischofsitz, dem Hohenhaus bei Zitschewig in der Lößnitz zwischen Dresden und Meißen Station, der Schwägerin und deren vier Schwestern sein Beileid auszusprechen. Der schlanke, gewandte Student mit den großen, blauen, sprechenden Augen wurde mit offenen Armen empfangen und verliebte sich in die braune Martha. Im Frühling verlobte er sich mit ihr. 1883 promovierte er mit einer Dissertation über »Die Bedeutung der Keimblättertheorie für die Individualitätslehre und den Generationswechsel«. Zur Erholung wanderte er über die Alpen nach Italien, wo er in Genua mit Gerhart zusammentraf, der die Riviera besucht hatte. Mit ihm reiste er nach Neapel. Sechs Wochen lebten die beiden Brüder auf Capri, schwärmten die Schönheit der südlichen Natur an und begeisterten sich an der Buntheit und Farbenfreudigkeit des Volkslebens. »Abends pflegten sich um die lichtblonden deutschen Jünglinge ein kleines Lumpengesindel schwarzgeäugter Lausebübchen zu sammeln. Die junge italienische Volksseele klang und sang. Als endlich die Brüder Abschied nahmen, vergoß Jung-Capri bitterliche Tränen.« (Schlenter-Eloesser.) Im Juni mußte Carl zu einer militärischen Übung nach Deutschland zurück, während Gerhart mit Bildhauerarbeiten noch in Rom blieb, bis ihn der Typhus ebenfalls heimtrieb. Carl heiratete 1884 Martha Thienemann, Gerhart ein halbes Jahr später Marie Thienemann. Carls erster Wohnsitz als junger Ehemann wurde Zürich. Im Sommer 1885 gingen Carl und Gerhart mit ihren jungen Frauen und dem Freunde Hugo Ernst Schmidt (dem späteren Landschaftsmaler und Urbilde Gabriel Schillings) nach Rügen. Gerhart gründete sich sein Heim in Erkner bei Berlin (wo im Sommer dieses Jahres seine erste Dichtung »Pomethidenlos« erschien), während Carl neue naturwissenschaftliche und philosophische Studien in Zürich begann. Hier schloß er sich dem Philosophen Richard Avenarius

(dem älteren Bruder von Ferdinand Avenarius), dem Psychiater August Forel und J. Gaule an.

»Aus seinem Vaterhause und dem Salzbrunner Badeleben kannte er die Fremdheit polnischer und ungarischer Magnaten; hier lernte er die Russen kennen.« (Will-Erich Peukert, Breslau, Unser Schlesierland). Josepha Kodis widmete er 1894 seine »Marianne«. Anna Teichmüller, die feinsinnige Komponistin, Tochter des bekannten Platonforschers, blieb von da seine treue Freundin fürs ganze Leben.

1889 siedelte er endgültig nach Berlin über, wo er oft und gern von Zürich aus Gerhart und seinen Kreis — Max Kretzer, Adalbert v. Hanstein, Leo Berg und dessen Verein »Durch«, Bruno Wille, Wilhelm Boelsche, Ferdinand Simon (August Bebels späteren Schwiegersohn), Hugo Ernst Schmidt — besucht und an deren interessanten Wortgefechten teilgenommen hatte. Gerhart las Carl, »der ihm immer noch der beste, auch in Rat und Tat förderlichste Freund war«, sein erstes Drama »Vor Sonnenaufgang« vor. Als es erschien, sandte es Gerhart seinem Bruder mit herzlichsten Widmungsworten ins Manöver, und Carl drahtete: »Tausend Freuden über Deinen ersten Schritt in die Unsterblichkeit.« Es muß hier deutlich gesagt werden, daß Carl für Gerhart damals sehr viel, ja alles bedeutete. Immer wieder reichte er ihm hilfreich die Hand, führte und leitete ihn, spornte und ermunterte ihn zur Poesie. Bei der Uraufführung von Gerharts umstrittenem Drama »Vor Sonnenaufgang«, die im Lessingtheater am 20. Oktober 1889 mittags 12 Uhr durch Otto Brahms »Freie Bühne« stattfand, stand der inzwischen nach Charlottenburg übersiedelte Carl dem Bruder treu und hilfreich zur Seite. In nächster Zeit beschäftigte er sich viel mit Plänen für eine Forschungsreise ins Innere Brasiliens, die das Schicksal ihm allerdings versagte.

1890 kaufte den Brüdern und Freunden Carl und Gerhart der Vater ein altes Bauernhaus in den Siebenhäusern (Mittel-Schreiberhau im Riesengebirge). Carl lebte hier bis an sein Ende, während Gerhart 1892 nach Agnetendorf zog. (Seit 1888 wohnten die Eltern bei ihrem ältesten Sohn Georg.)

1892 gab Carl bei Gustav Fischer in Jena sein erstes und einziges selbständiges wissenschaftliches Buch »Metaphysik in der modernen Physiologie« heraus, das als erster Band einer Reihe »Beiträge zu einer dynamischen Theorie der Lebewesen« gedacht war. Aber schon während seiner wissenschaftlichen Arbeiten wandte er sich, da ihn die exakte Forschung nicht ausfüllen konnte, der Poesie zu. 1890 begann er mit der Niederschrift seines ersten poetischen Werkes »Sonnenwanderer«. In dem herrlichen Riesengebirge wurde aus dem selbständig denkenden Psychologen und Physiologen der Dichter. In der außerordentlich feinen Studie »Carl H.« von Dr. Hanns Martin Elster (Deutsche Dichterhandschriften. Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Lehmann & Schulze, Dresden) heißt es: »Es waren die Jahre, da Carl H. unter dem Einfluß der Werke seines jüngeren, schnell berühmt gewordenen Bruders sich selbst eingestehen mußte, daß auch der andere Teil seiner Natur, seine lyrische Träumerwelt, das Recht auf Wirken und Sichausgeben habe, daß er kein Wissenschafts-, kein Intellektualmensch sei, sondern neue Pfade bahnbrechend wandeln müsse als ein Entdecker und Offenbarer, als Dichter.«

In Schreiberhau ging er froh an die Arbeit. Er war ein Früharbeiter. Fast noch vor Tag — oft um drei Uhr schon — saß er in seinem kleinen Arbeits-

zimmer am Schreibtisch, und Seele und Herz voll der erwachenden Schönheit der Höhen des Riesengebirges suchte er in seine Seele zu dringen und in die Seelen der Menschen, die seine Pfade kreuzten. Auf langen, einsamen Spaziergängen tauchte er tief in das geheimnisvolle, rätselreiche Leben der Natur, um ihre und der Menschen Rätsel zu lösen und zu entwirren. Immer »auf der Wallfahrt nach dem Gott in der eigenen Seele«. Denn er war — auch im Anfang nicht — eigentlich nie Naturalist; konnte also auch nie der Epigone Gerharts sein, wie tatsächlich behauptet wurde. Das Schicksal seiner Menschen war stets Ausnahmeschicksal, wenn es auch — wie bei Gerhart — naturgemäß in der schlesischen Heimat wurzelte. Er war ein Träumer, ein Sinnierer. Er war Romantiker. Er borgte vom Naturalismus wohl Effekte, seine Gestalten und deren Schicksale aber waren romantisch, zum Teil unwirklich. Seine Empfindung und Erfindung waren so groß, daß seine Gestaltungskraft mit dem blitzschnell schaffenden Gehirn und der reich quellenden Phantasie nicht Schritt halten konnte. Carls Werke greifen ans Herz, weil sein Herz voll von Gesichtern, sein Gemüt überreich war.

In rascher Folge erschienen nun seine Werke, zunächst bei S. Fischer, Berlin (die ersten in der Zeitschrift »Freie Bühne«): 1894 das Schauspiel »Marianne«, 1895 das Schauspiel »Waldleute«, »des Dichters Lehrlingsarbeiten, die sich aber sofort eigenartig genug aus all den naturalistischen Schöpfungen der Zeit heraushoben« (Dr. Hanns Martin Elster); 1896 die Dithyramben »Sonnenwanderer«, 1899 das bühnenwirksame Schauspiel »Ephraims Breite« und 1899 »Aus meinem Tagebuch« (die zweite, vermehrte Auflage 1910 bei Georg D. W. Callwey, München). »Aus meinem Tagebuch« enthält unter einer Fülle persönlicher Bekenntnisse und Erkenntnisse auch seine Lyrik. In diesen Blättern zeigte er sich ganz als Naturlyriker, enthüllte auch seine Stellung zu Zola und Meunier. Beide verkünden nach Carl H. das Hohelied der körperlichen Arbeit, des Hand- und Schwerarbeiters. Aber ihn lockt nicht der nüchterne Zola, sondern der begeisterte Meunier. In diesem Tagebuch stehen die Sätze: »Aber das, was letzten Endes wirklich werden will in der Kunst, wird doch immer der weite Horizont aus der Vogelperspektive, der offenbarte Geist im Zusammenhang sein.« Und aus dem Tagebuch stammt der Satz, den er mir am 14. Juli 1912 gelegentlich der Uraufführung seiner »Bergschmiede« auf die Zeichnung des Malers und Dichters Ludwig Fahrenkrog-Barmen »zur Erinnerung an die Bergkampagne« nach Thale im Harz und dem Hexentanzplatz schrieb: »Unser Leben schauend gelebt, ist unsere Ernte gehalten.« Weiter: »Ich fahnde allenthalben nach Seele. Seele ist immer gut, wie Licht immer leuchtend.« Das sind die Leitsätze seines Lebens, die Grundzüge seines dichterischen Werkes. So vorbereitet, erschien 1902 bei Georg D. W. Callwey in München sein schönstes dichterisches Werk, die dramatische Dichtung »Die Bergschmiede«, die mit dem Volks-Schillerpreis gekrönt wurde. Dieses vieraktige Drama kam am 14. Juli 1912 in Dr. Ernst Wachlers Bergtheater bei Thale am Harz unter Leo Ingbars Leitung zur Uraufführung. Die zur Handlung gehörige Musik schrieb Karl Bucha. Regie führte Franz Herterich.

»Die Bergschmiede« ist das Drama der Liebe und Liebessehnsucht. Eingordnet in die Wunder der Riesengebirgswelt hebt Carl das an und für sich einfache, naturalistische Thema der Liebe des alternden Schmieds zur jungen Frau und deren Liebe zum jungen Knecht über den Tag ins Allgemeingültige

empor. Die Gestalten sind symbolistisch, alles etwas unwirklich — »wie im Traum, weiße Schleier wehen . . .«

In einsamer Schmiede an einer Paßstraße lebt der alternde Schmied mit seiner jungen, schönen Frau Kathrina, dem Gesellen Horant und dem Lehrling Robert ein einsames, trauriges, weltabgeschiedenes Leben. Ihn und sein Haus meiden die Menschen, denn er ist hart und finster und hat viel Böses getan. An der Liebe zu ihm ging die Mutter seiner Frau zugrunde. Er raubte sich Kathrina aus brennendem Baudenhaus, an das er selbst im Liebeswahn Feuer gelegt hatte. Und in dem Feuer verbrannte der Großvater seiner Frau. Ihren Liebsten stürzte er in dunkler Nacht in den Abgrund hinab. Er wühlt in den Bergen nach Schätzen, reich zu sein für das abgöttisch geliebte Weib. Er liebt sie, wie er vordem nie geliebt hat, und kann ohne sie nicht leben. Er hat es ihr oft gesagt, beweist es täglich. Aus seiner großen, fast übermenschlichen Liebe zu Kathrina entwickelt sich, ohne daß sie es recht merkt, ihre Liebe zu ihm. Sie, die ihn haßt, die ihn fürchtet, sie gibt er frei:

»Wenn deine Seele einen andern liebt,  
Es wird mein Tod sein — doch du sagst es frei.«

Doch sie kann nicht los von ihm, sie liebt ihn, weil er sie liebt; weil seine Liebe so groß ist, daß sie ihn wiederlieben muß, daß sie ihm vertrauen kann. Denn das Wesen der Liebe ist nicht Sinnenlust, nicht eine Machtfrage (hier stünde Macht wider Macht), sondern das Vertrauenwollen zueinander, das Vertrauensmüssen, das Vertrauenkönnen.

»Dem, der aus allen irdnen Tiefen lebt,  
Wird sie als trotzig Sklavin dennoch folgen!  
Wenn noch so wild ihr Gram. Wird ihre Freiheit  
Hinwerfen wie ein eitel tönicht Gut!«

». . . Hast du denn je begriffen,  
Was Liebe will? Aus welchem dunklen Grunde  
Die Menschenseele nach der Liebe schreit.  
Auf unsrem starren, steinigen Erdenrunde?!«

Horant, der Geselle, will mit dem starken Meister um Kathrina kämpfen. In letzter Minute wirft der Schmied den Dolch fort. Er ist müde worden im ewigen Kampf um die Heißgeliebte. Er mag nicht mehr ringen. Er hat ihr seine Liebe genug bewiesen. Erschöpft schläft er ein vor dem drohenden Messer Horants. Der Geselle zückt den Stahl, aber das Weib hält ihn zurück. Sie liebt den alternden Gatten und hat für den jungen, schönen Horant nur ein kaltes »Geh!«

Mag Kathrina in einigen Zügen Rautendelein oder Signes älterer Schwester im »Fest auf Solhaug« ähneln, mag sich ein kleiner Anklang finden an Ibsens »Frau vom Meer« — Carl H.s Kathrina bleibt ureigenste Schöpfung. Seine Gestalten führen Rätselleben, halten nächtens geheime Zwiesprache mit den Stimmen in ihrer Brust und schürfen und graben im Leben, dem eigenen und dem der Natur, nach Gründen.

Am 13. September 1898 starb des Dichters Vater, dem sein ältester Sohn Georg 1899 im Tode folgte.

Im Giordano-Bruno-Bunde im Bürgersaal des Rathauses zu Berlin hielt Carl am 19. Februar 1902 den Vortrag »Unsere Wirklichkeit« (Karl Erdmann Dresden, in herzlicher Freundschaft gewidmet): »Wer nun den Sinn und das Erlebnis des Lebens wieder leben will um seiner selbst willen, der muß dem Geheimnis der speisenden Mitteilung der Wirklichkeiten sich wieder ganz hingeben und rein fühlen die Gefühle, die in solcher Urmitteilung sich im Gemüte lösen, der muß ganz und voll nur das Wirkliche seiner Persönlichkeit setzen, sich zurückfühlen auf sich selber und auf die wirklichen lebendigen Quellen, auf die eigensten klaren und unzweideutigen Lebensmächte, daß er aus sich und ohne Nachfrage bei anderen weiß, was ihn anrührt, ihm wohltut oder ihn herabwürdigt . . .«, und als Ende des Vortrags: »Wissen Sie auch, daß wer Sinn und Erlebnis des Lebens rein schmecken will um seiner selbst willen, wie jene Kindheitsmenschen immer wieder nur den wirklichen Quellen nahen und dort wie ehemals — in anbetender Erregung Brot und Blumenkränze in den Grotten niederlegen muß?«

Im selben Jahre (2. Aufl. 1907) gab er bei Callwey in München den erschütternden Roman »Mathilde«, Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau, heraus. Es ist die Geschichte einer Frauenseele. Er schildert das Leben Mathildens vom fünfzehnjährigen Mädel, das dem Gemeindehaus entflieht, um in der Stadt Fabrikarbeiterin zu werden, ihr keusches Lieben bis zur fünfunddreißigjährigen geplagten, ganz in Mutterliebe und Mutterglück aufgehenden tapferen Frau des Schlossers Simoneit.

»Der treuesten Mutter« ist dies Alltagslos der einfachen Frau aus dem Volke zugeeignet.

Im selben Jahre erschienen die Prosastudien und kleinen Erzählungen »Aus Hütten am Hange« (Armeleutegeschichten), 1903 das märchenhafte Bühnenspiel »Des Königs Harfe«, 1905 die Erzählungen »Einfältige«, die prachtvollen »Miniaturen« und das tragische Schauspiel »Die Austreibung«; 1906 die Bühnendichtung in fünf Akten »Moses«. Am Ende dieses Jahres traf Carl H. ein großer Schmerz: die geliebte Mutter starb am 6. Dezember. 1907 erschien sein bedeutendstes Prosawerk, der oft mißdeutete Roman »Einhart der Lächler«. Der Roman eines Künstlerlebens. Seelengeschichte. Der Stil des Romans — sicher von Otto Müller von der Künstlervereinigung »Die Brücke« beeinflusst — ist expressionistisch und bedeutet der jungen Generation Anfang einer neuen Epoche.

Es trieb ihn nach Worpswede, wo Paula Modersohn gemalt hatte, zu dem Maler Heinrich Vogeler. Er entfremdete sich dem alten Kreis Bruno Wille, Wilhelm Bölsche, Georg Reicke ein wenig. Bei Vogeler in Worpswede lernte er Maria Rohne kennen. Im Juni 1908 trennte er sich von der ersten Frau Martha (die zur Zeit in Schreiberhau lebt) und heiratete im Oktober desselben Jahres Maria Rohne, die Tochter des Generals Rohne. Die Hochzeitsreise ging nach Amerika, wo er am 2. Dezember 1908 vor der germanistischen Gesellschaft seinen Vortrag »Das Geheimnis der Gestalt« hielt. 1909 wurde ihm sein einziges Kind, eine Tochter, Monona Glückl geboren.

Georg Reicke, dem Dichter und zweiten Bürgermeister von Berlin, widmete er »in alter Freundschaft« seinen »Judas«, der drei Geschichten enthält: »Einfältige«, »Judas« und »Graf Michael«. Im selben Jahre veröffentlichte er die Tetralogie »Panspiele«. Sie kamen am 18. November 1912 in der Lessing-Gesell-

schaft zu Hamburg durch Emanuel Stockhausen zur Aufführung. Jean Paul d'Ardeschah nennt sie ein »verträumtes Präludium«.

»Im goldenen Tempelbuch verzeichnet«, so heißt der erste Akt, ist das Lied vom wankelmütigen Eros. Der Dichter singt von der Liebe, die kommt und geht, den Menschen hin und her wirft und biegt wie Schilf im Winde.

»Du trägst einen Ring von Golde schwer,  
Die süße Liebe, die unbetrübt.  
Hüte den Ring vor den Tiefen im Meer —  
Vereinsamt blutet das Herz, das liebt.«

Diesem »Taumeltanz der Liebe«, wie es Carl H. einmal bezeichnete, folgte die Komödie »Der Antiquar«, der von grotesker Komik ist. Die junge schöne Sara singt das Panlied, das wie das Hohelied tönt. Sie erzwingt sich des jungen Samuel zögernde Liebe und macht den geizigen Nelken toll und eifersüchtig. Der tragische Akt »Nadja Bielew« blieb in der Hamburger Aufführung fort. Der vierte Teil der Pansymphonie heißt »Fasching«. Paul Juon schrieb die Musik dazu. Manfred Gurlitt vertonte »Im goldenen Tempelbuch verzeichnet« und übergab diese Oper unter dem Namen »Die Heilige« der Öffentlichkeit. 1911 erschien das Monumentalwerk »Napoleon«. Erster Teil: Bürger Bonaparte. Zweiter Teil: Kaiser Napoleon. Es ist die Tragödie des Genies. 1912 kamen »Die Nächte«. Im selben Jahr bereitete die damals noch deutsche Stadt Posen unter Führung der Akademieprofessoren Gustav Buchholz, Ludwig Kämmerer, Friedrich Giese, Mitscherlich, Focke, Brecht, mit denen ich ihn bekannt machen konnte, dem Dichter eine Carl-H.-Feier. Oberregierungsrat v. Booth zeigte ihm im Auftrage der Regierung die Ansiedlungen Posens. Er selbst, ein genialer Vorleser, der sofort in seinen Bann riß, las »Im goldenen Tempelbuch verzeichnet« und die Novelle »Judas« am 29. November. Am folgenden Tage führte das Stadttheater »Ephraims Breite« auf. Von seinen Freunden wohnten Werner Sombart, Wilhelm Bölsche, Anna Teichmüller, Heinrich Vogeler, der Maler Hannes Avenarius, der Dichterkomponist Paul Geisler und Paul Juon der dreitägigen Feier bei. Hier lernte er auch den Maler Arthur Rudolph, einen Angelo Jank-Schüler, kennen, der ihn später oft malte. Am 28. September dieses Jahres las der Dichter in Schreiberhau sein Drama in fünf Akten »Die lange Jule« vor (erschieden 1913 im Kurt Wolff-Verlag. Ur-aufführung in Dresden). Er schilderte hier ein dämonisches Weib, das an der Liebe zu seiner Heimat zugrunde geht:

In Schreiberhau lebt der trotzige Großbauer Stief, der seine einzige Tochter, die lange Jule, um seines zweiten Weibes, der sanften Beate willen, in der Todesstunde enterbt. Die Tochter, die ihn weich zu machen sucht, verflucht er. Zweierlei treibt die lange Jule zu ihrem Ziel, das väterliche Gut in ihre Gewalt zu bringen: der Haß gegen die Stiefmutter und die übergroße Liebe zu dem Boden, auf dem sie geboren und aufgewachsen, mit dem sie gleichsam verwachsen ist. Alles stellt sich ihr bei diesem Vorhaben in den Weg. Alles zwingt die Kraft ihres Willens nieder. Leicht überwindet sie die Bitten ihres Mannes, der besser zum Weibe getaucht hätte; ihres buckligen Stiefsohnes Theobald, den sie mit einer an ihr sonst fremden, zärtlichen Liebe umfaßt, und ihrer kindlich reizenden Tochter, der fünfzehnjährigen Gertrud. Alle Weiberlist wendet sie gegen den schurkischen, wucherischen Schuster und Häuser-



makler Dreiblatt an, der wegen Notzucht im Zuchthaus gesessen hat und nun den toten Vinzenz Stief, der ihn einst wieder ehrlich machte, der ihm das Versprechen abnahm, die Hypothek, die Dreiblatt auf dem Gut hat, nicht weiterzugeben, die Treue halten will. Mit List und Liebe macht sie ihn sich schließlich gefügig. Das schöne Weib, dem die Männer nichts bedeuten, gibt sich ihm. Ihr Lohn ist die Hypothek. Die harmlose Beate, Jules Stiefmutter, kann die ihr gekündigte Hypothek nicht zahlen; sie wirft sich ihr zu Füßen. Jule verhöhnt sie. Nachts, da sie alle schlafen, gebiert ihr aufgeregter Sinn, der sich rastlos um das väterliche Gut krampft, den Geist des alten Vinzenz. Zweimal schreckt er sie, und laut ruft sie um Hilfe, wirft Tintenfaß und Stuhl nach dem Gespenst; das drittemal aber setzt sich das fürchterliche Weib ihm gegenüber, sieht dem Starren starr und furchtlos in die gebrochenen Augen: »Du bist tot. Ich muß das Gut haben, denn ich bin deine Tochter.« Und lacht. Das Gut kommt in Subhastation und wird der langen Jule zugesprochen. Und die Nacht kommt, die vor dem Tage ist, an dem sie im Triumph auf dem väterlichen Gute einziehen will. Ein wundersamer Siegestaumel kommt über das Weib, dessen Nerven fieberisch gespannt sind. Sie entzündet viele Lichter und zwingt ihre müde Familie aus dem Schlaf, trunkene Siegeslieder mit ihr zu lallen und umherzutanzten. Sie hat ihr Ziel erreicht: morgen muß die Stiefmutter von Haus und Hof ins Armenstübel. Morgen kehrt sie triumphierend heim ins väterliche Haus. Ihr Haus. Da schallen schreckliche Rufe in den Siegestaumel. »Feuer! Feuer!« gellt's durch die Stille von Schreiberhau. Der irrsinnige Vater Jonathan, den Jules Rachsucht aus dem Ausgedinge, das dem alten Artilleristen sein Kriegskamerad Stief schuf, vertrieben hat, zündete das Gut an allen vier Ecken an. Wie eine Wahnsinnige stürzt sie sich in die Flammen. Vergeblich. Alles brennt nieder. Keine Hilfe. Das wütende Element — vom Winde immer weiter geworfen — rast unaufhaltsam, bis der letzte Balken in der Glut zu Asche wird. All ihr Tun war umsonst. Sie ist mit dem Leben fertig. Auf den Trümmern ihres Glückes sitzt die besiegte Siegerin. Sie schneidet sich die Pulsadern durch. Wofür sie schaffte, was sie mit allen Sinnen erstrebte, ist nicht mehr. Sie hat kein Ziel mehr. Sie braucht nichts mehr. Sie kann nicht mehr leben. Die einfältigen Bauern sagen: »Der tote Vater hat sie geholt.« Nein. Heimatlos mag sie nicht sein, der die Heimat alles ist. —

Wir beugen uns vor diesem Weibe, das böse war und Böses allen brachte, mit denen sie zusammenkam; wir beugen uns dennoch vor dieser Furie, weil ihr Haß heldenhaft ist und dem tiefinnerlichen Gefühl der leidenschaftlichsten Heimatliebe entspringt. Ihr Untergang, ihr Scheitern, ihr Tod, der ihr Leben sühnt, verursacht uns Schmerz und Trauer, denn die Helden des Lebens, die Helden der Tat stehen ja immer mit einem Fuß auf dem Schafott und sind kühn genug, sich nicht davor zu fürchten. Erst der Erfolg läßt uns das Tun jener Helden vergessen, idealisiert das Leben dieser Tatmenschen, das uns in anderem Falle verabscheuungswürdig, verdammenswert erschienen wäre. »Die lange Jule« ist das erschütternde Drama eines dämonischen Weibes, das die Heimat mehr liebt als Eltern, Mann und Kinder. Mehr als sich selbst; eine Heldin des Lebens, eine Frau der Tat, eine Kraftnatur, »die königlich unbesorgt um Einzelheiten den Blick allein auf das Ziel gerichtet hält«. Es ist die Tragödie der Heimatliebe. In die tiefsten Winkel menschlichen Wollens und Handelns dringt forschend der Dichter. Menschen, die abseits vom Wege gehen,

herostratische Naturen, deren Tun wir ratlos gegenüberstehen, sucht er zu ergründen und menschlich begreiflich zu machen. Seine alles verstehende Liebe, sein unerschütterlicher Glaube an das Gute im Menschen breiten eine zarte Märchenstimmung, eine seltene Süßigkeit über die Gestalten, vor deren skrupellosem Handeln wir erschrecken. Im Gegensatz zur langen Jule liegt über dem buckligen Stiefsohn, einem Zwilling des Hans Thomaschen Geigers, der im Mondschein die Geige streicht, sehnsüchtige Melodie. Tor Jonathan und Tochter Gertrud sind von entzückender Weichheit. — Ich gehe besonders auf »Die lange Jule« und »Die Besenbinder« ein, um kenntlich zu machen, daß der Dichter hier vom Naturalistischen, dort vom Volkstümlich-Märchenhaften ausgeht und immer zum Romantischen kommt. Beide Werke scheinen mir für sein Schaffen besonders charakteristisch.

Am 13. Oktober war Carl H. in Berlin, um in Friedenau im Hause des Professors Paul Juon, der die Musik dazu schreiben sollte, sein altes Märchen in fünf Akten »Die armseligen Besenbinder« (erschienen 1913 im Verlag Kurt Wolff, Leipzig) vorzulesen, diese Dichtung, die so innig ist, wie es alle deutschen Märchen sind. — Es war um die Stunde, die der Dichter in seinen »Nächten« besingt: »Am Hause . . . kroch die Herbstsonne über Dachwerk und Giebel und legte die großen Zackenschatten mitten hinein in braunes, raschelndes Laub und blaue Asten . . .«, da erzählte er:

»Gestern oder schon vor langen Jahren lebte in Schreiberhau eine Besenbinderfamilie Raschke, die war sehr, sehr arm. Sie war so arm, daß sie überhaupt nicht mehr unterscheiden konnte zwischen gut und schlecht. Wie in allen Menschen glühte auch in ihnen eine heiße Sehnsucht nach dem Glück, die besonders stark in dem alten Raschke und seinem wunderschönen Enkelkinde Rapunzel war. Wie das Glück nun eigentlich aussah, das freilich wußten sie alle nicht. Der alte Raschke, der versuchte es immer in Einklang zu bringen mit seinem zweiten Sohn Johannes, dem Vater der Rapunzel, der vor vielen, vielen Jahren in die Welt gegangen war. Und er träumte, und Rapunzel träumte Vieles und Seltsames: er sah sich von seinem Sohn Johannes vor die Himmelstür geführt. Da kamen sie alle vorbei, die bösen vornehmen Leute, die keine Besen von ihm kaufen wollten, die nur Hohn für ihn hatten, der hoch oben am Waldrand im Gemeindehause hauste. Es beugten sich vor ihm der Herr Gendarm, der Herr Pastor und der Herr Amtssekretär. Und der alte Raschke wußte nun, wie das Glück aussah. Statt Krähenbraten und Würsten, die der älteste Sohn dem Wirt der »Sonne« stiehlt, gibt's nun Schinken und Zuckerbrot zu essen . . . Ach Gott! Er und Rapunzel haben ja so viel Zeit zu träumen. Der Winter ist hart. Um Licht und Holz zu sparen, liegen die Raschkes den größten Teil der Zeit im Bett und wärmen sich aneinander. Der Traum umspinnt die Stunden ihrer Tage so fest mit seinen weichen, weißen, seidenen Zauberkäden, daß sie Traum und Wirklichkeit nicht mehr voneinander trennen können: Johannes kehrt zurück und bewirtet das ganze Dorf auf goldenen Schüsseln. Sogar der Herr Amtssekretär, der vor dem Reichtum des Johannes Scheu empfindet, nimmt dessen Einladung an. Die Raschkes sind verklagt. Sie haben eingebrochen. Aber wegen der Einladung wird die Sitzung unterbrochen. Ehe aber das Verfahren gegen die Raschkes fortgesetzt werden kann, kommt der unerbittlichste Richter — der Tod — und nimmt den alten Raschke mit sich. — Es ist Abend geworden, die Raschkes schlafen, der Alte sitzt und

sinnt seinen Träumen nach. Die Tür öffnet sich. Der langersehnte Johannes tritt ein. In einem Korbe bringt er goldene Äpfel und Kugeln mit. Flüstert dem Alten ins Ohr: »Ich bin wieder da. Ich bin's, Johannes.« Und der Alte nimmt spielend das Gold in seine Hände und schläft ruhig und glücklich ein, um nie wieder zu erwachen. Johannes aber beugt sich über sein Kind Rapunzel und erzählt der Sechzehnjährigen von der Welt, von bunten seidenen Tüchern und von blitzenden, glitzernden Steinen. Sie taumelt aus dem Schlaf, an dem toten Großvater vorbei, Johannes nach. Wohin? Ja, wer könnte das sagen. Sie sucht das Glück; sie, wie wir alle es suchen und nicht finden, weil wir es suchen.

In diesem Märchen klingt die Musik unserer Seele. Es gelangte Oktober 1913 im Dresdener Hoftheater zur Uraufführung; 1917 unter Friedrich Kayßler in der Volksbühne, Berlin. Außer Paul Juon schrieb auch Heinz Thiessen eine Musik zu diesem Märchen.

Nach den Romanen »Mathilde« und »Einhart« erschien 1913 »Ismaël Friedmann«. Der Roman eines Halbjuden; eines Mischlings, Sohn eines reichen, machtvollen jüdischen Großindustriellen und einer stillen, feinen, blonden Pastorentochter. Zwei Kinder gingen aus dieser Ehe hervor: die frische, lebensfreudige Tochter und Ismaël, der immer voller Sehnsucht ist. Ismaël, der schöne, hinkende Gelehrte, kehrt von einer Weltreise zurück. Er versucht auf Schloß Jungholz heimisch zu werden, aber seine Sehnsucht — die Sehnsucht des reichen Jünglings aus der Bibel — läßt ihn den Frieden der Seele nicht finden. Sein Freund Juvelius, der Ismaëls Schwester, die voll quellendem, achtlos gesundem Leben ist, heiratet, ist ihm kein Gefährte der Seele. Auch bei der empfindsamen Mutter, die an dem Sohn mit heißer Liebe hängt, findet er nicht das Verstehen, das sein Herz sich wünscht. Um Herr dieser Sehnsucht nach dem Glück zu werden, fehlt ihm der Mut zu handeln. Er wagt nicht nach dem Glück zu greifen, das sich ihm stündlich beut. Er sieht es und läßt es vorüberziehen. Er liebt Isabel v. Landré. Sie scheint seine Neigung zu erwidern. Sie gibt ihr Jawort. Zum erstenmal schweigt die Sehnsucht ganz in Ismaël. Da geht dieses feine, herbe Mädchen still und ruhig in den Tod. Denn die im Glücksrausch geforderte Entblößung stellt ihrer Scham eine fast unmögliche Aufgabe. Und Ismaël, der nicht den Mut des reichen Jünglings hat, zu entsagen, lebt einsam und sehnsuchtsvoll weiter. Ein Sonderlingsleben ohne Tat, ohne Nutzen für sich und die anderen. — Ismaël Friedmann ist die Geschichte einer Sehnsucht.

Carl H. aber liebte die Tat. In ein Buch, das er mir am 1. Dezember 1912 »Dem treuen Täter den frohen Dank für die erfolgreichen Posener Tage« sandte, schrieb er: »Die Tat ist alles!« Und sein Leben war stets der Tat, dem Tun geweiht.

Den großen Krieg vorahnend, schrieb er 1913 das Tedeum »Krieg« (1914 erschienen). Dann kamen im Anfang des Krieges seine Novellen »Schicksale« und die dramatischen Szenen »Aus dem großen Kriege«. Am 15. Januar 1915 hielt er vor der Freien Studentenschaft der Universität Berlin den Kriegsvortrag »Die uralte Sphinx« (gewidmet »der kämpfenden und ringenden Jugend des geliebten deutschen Vaterlandes«. Kurt Wolff-Verlag, Leipzig). Ebendort erschien sein »Rübezahl-Buch« und dann die herrlichen, traumschönen Sonette »Dort, wo im Sumpf die Hürde steckt«. Diese entstanden teilweise in Worps-

wede, erfüllt von dem, was er Maria Rohne zu sagen hatte. Frühling 1916 war er mit mir zur Uraufführung von Kokoschkas »Brennendem Dornbusch« in Dresden, für den er als Maler und Dichter glühendes Interesse hatte. Auch Werfel, Johst und Hasenclever schätzte er sehr. Nach der dreiaktigen Komödie »Die Rebhühner« kam die fünftaktige burleske Tragödie »Tobias Buntschuh«, deren Uraufführung mit Max Pallenberg in der Hauptrolle im Deutschen Theater in Berlin stattfand. Es ist dies die Tragödie des Machtmenschen, des genialen Erfinders. Alfred Kerrs geschärfter Instinkt erkannte in Carl H. das Außerordentliche, und er sagt treffend in seiner Kritik über »Tobias Buntschuh« von ihm: »Erschütterndes liegt in einem Auftritt von bleibender Gewalt — wenn der krüppelige Sohn, der Machtmensch ohne Liebesglück neben seiner Mutter hockt und ihr vorwirft: Das Letzte kannst du mir nicht schaffen: das Mädel. Du kannst mir nicht alles ersetzen! Du reichst nicht aus. Das geht, Hand aufs Herz, in die tiefsten menschlichen Dinge. Wer das schuf, ist ein Beweger.« (Alfred Kerr, »Die Welt im Drama«, Bd. III, S. Fischer-Verlag, Berlin.)

Es folgen »Gaukler, Tod und Juwelier«, ein Spiel in fünf Akten, und das vieraktige Spiel »Musik«, die mit »Tobias Buntschuh« die Trilogie »Die goldenen Straßen« bilden. Sechs Legenden »Lesseps«, »Des Kaisers Liebkosende«, »Der schwingende Felsen von Tandil«, »Der abtrünnige Zar« (Aufführung in der Volksbühne Berlin mit Ludwig Wüllner), »Eva-Maria«, »Die lilienweiße Stute«, »Wendolin und Serafine« und das Gedicht »Der Mörder« sind Carls letzte Werke, die erschienen sind. (Zusammengefaßt unter »Legenden von Verbrechen und Abenteuern«, Wegweiser-Verlag, Berlin.)

Am 4. Februar 1921, nach fast einjährigem Leiden, starb der Dichter Carl H. In Nieder-Schreiberhau hat man ihn zu Grabe getragen. Werner Sombart, der Freund, hielt ihm die Grabrede. Er ruht auf dem alten Dorffriedhof unter einer alten Linde. Sein Denkmal schuf sein Freund Professor Hans Poelzig. Auf dem Stein steht Einhart des Lächlers Grabschrift, das alte Volkslied:

»Wohl unter dem Röslein,  
Wohl unter dem Klee,  
Darunter verderb' ich  
Nimmermehr'!  
Denn jede Träne,  
Die dem Aug' entquillt,  
Macht, daß mein Sarg  
Mit Blut sich füllt.  
Doch jedesmal,  
Wenn du fröhlich bist,  
Mein Sarg voll  
Duftender Rosen ist.«

Im Nachlaß fand sich ein großes Prosawerk »Tantaliden«-Gesichte (aus der Zeit Ende des Krieges). Will-Erich Peukert bereitet eine ausführliche Carl-H.-Biographie vor. Viele Daten finden sich bei Paul Schlenther-Eloësser, Dr. Hanns Martin Elster, Adolf Bartels und Paul Fechter. Wichtig für die Beurteilung Carl H.s ist, was Alfred Kerr über ihn sagt. Sein dichterischer Nachlaß befindet sich bei Frau Maria H.-Rohne.

Mit Carl H. ging ein echter deutscher Dichter zu Grabe, dessen große Bedeutung, besonders für die junge Generation, erst später erkannt werden wird. Sein Einfluß auf Gerharts dichterisches Schaffen, jetzt noch in tiefes Dunkel gehüllt, muß späterer Forschung überlassen bleiben; vielleicht wenn Einblick gewährt wird in die Briefe und Tagebücher gemeinsamer Freunde. Carls reiche Seele ist in vielen Werken. In den Versen:

»Über uns in wolkigen Lüften  
Jubeln Lerchen traumverloren.  
Tief im Haidekraute lieg' ich,  
Fühle mich so erdgeboren.

Ganz, als ob ich aus der Scholle  
Wild entwachsen wär', wie Bäume,  
Leicht vom Haidewind geschaukelt,  
Erde halb — und halb auch Träume.

Ganz, als ob ich aus der Scholle  
Aufgeflogen wär' mit Schwingen,  
Hoch im Sommerwinde aufsteigend,  
Erde halb — und halb doch Klingen. —«

Berlin.

Karl Wilczynski.

**Heusler, Andreas,** \* Basel 30. September 1834, † daselbst 2. November 1921.

1. Leben und Wirken. Abkunft und Überlieferung weisen den jungen H. auf Führerrang in der Heimatstadt Basel. Der Vater Andreas H. war Professor und Ratsherr, im politischen Kampf Führer der konservativen Partei; die Mutter Dorothea geb. Ryhiner gleich ihrem Gatten altbaslerischen Geschlechts. Als Abiturient des Basler Gymnasiums wird der für Musik und Graphik begeisterte Sohn nach einigem Schwanken der Geschichtsforschung gewonnen und entscheidet sich für Rechtsgeschichte. Aber vom germanistischen Katheder kommen ihm keine starken Eindrücke zu. Die Universitätsjahre in Basel, Göttingen und Berlin erwecken zivilprozessuale (Briegleb) und romanistische Interessen; aus dem römischen Servitutenrechte geht auch die bei F. L. Keller in Berlin eingereichte Dissertation. Zurückgekehrt, wirkt H. 1856—1858 bei der Ordnung des Basler Archivs mit, und hier gewinnt er unmittelbare Fühlung mit dem mittelalterlichen Rechtsleben. Um dieselbe Zeit tritt er (1857) als Gerichtsschreiber am Basler Zivilgericht ein, bald von der Rechtsprechung lebhaft gefesselt. Das Jahr 1858 bringt die Entscheidung für die akademische Laufbahn; H. habilitiert sich für Zivilprozeß. Nach C. W. Arnolds Weggang erhält er 1863 die germanistische Professur an der Basler Juristenfakultät, die er in der Folge ein halbes Jahrhundert hindurch bekleidet und auch auf auswärtige Rufe (Zürich 1871, Tübingen 1873) hin nicht aufgibt. Neben der Lehrtätigkeit läuft bald auch das Richteramt einher: 1859 wird H. Ersatzrichter, 1863 Richter, 1866 Statthalter des Zivilgerichts. Von 1891 bis 1907 ist er Präsident des Appellationsgerichts seiner Vaterstadt.

Doch nicht genug damit. Der engere Raum der kleinen Stadtrepublik bedingt allseitigere Inanspruchnahme geistig Führender. H. nimmt seit 1860 auch an der Basler Gesetzgebung teil und gehört seit 1863 der Justizkommission an,

welche als Aufsichtsinstanz vor allem in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit und Justizverwaltung amtet. Der Sechszwanzigjährige verfaßt 1860 den motivierten Bericht über das Grundbuchgesetz (1860). Dann geht er im behördlichen Auftrag an die Ausarbeitung eines Zivilgesetzentwurfs (Text 1865, Motive 1866/68), der in Erwartung eines schweizerischen Zivilgesetzbuches freilich nicht Gesetz wurde, wohl aber in Teilgesetzen (Vormundschaftsgesetz 1880, H.s Entwurf 1877 — Gesetz über ehel. Güterrecht, Erbrecht und Schenkungen 1884, H.s Entwurf 1878) Geltung gewann. Schließlich folgt die nun durch 50 Jahre bewährte Zivilprozeßordnung (1875; H.s Entwurf 1873). Fast gleichzeitig lenkt der in Basel Anerkannte das Augenmerk des Bundes auf sich. Ein im schweizerischen Juristenverein 1865 gehaltenes Referat über Konkursprivilegien zieht 1868 den behördlichen Auftrag nach sich, den Entwurf eines allgemeinen Konkursgesetzes und eines Gesetzes (oder Konkordats) über Betreibung auszuarbeiten. H. legt 1870 den Entwurf vor und bleibt bis 1889 an der Schaffung des schweizerischen Schuldbetreibungs- und Konkursgesetzes beteiligt, muß allerdings eine völlige Umgestaltung seines Entwurfs zugunsten des Saisie-Verfahrens der welschen Kantone hinnehmen. An der Abfassung des schweizerischen Obligationenrechts (1881) hat er nur mehr literarischen Anteil, an jener des Zivilgesetzbuches wirkt er nicht mehr mit. Die gesetzgeberische Führung war inzwischen auf Eugen Huber übergegangen.

Auf der Höhe seiner Jahre nimmt H. auch als Politiker am öffentlichen Leben teil: 1866—1902 als konservatives Mitglied des Basler großen Rates, insbesondere aber 1873 bis Mitte der achtziger Jahre durch politische Artikel in der Allgemeinen Schweizerzeitung, worin er namentlich gegen die Zentralisierungspläne der radikalen Partei Stellung bezog.

Neben all dem dient er mit der selbstverständlichen Hingabe des Basler Altbürgers an seine Vaterstadt öffentlichen Veranstaltungen und gemeinnützigen Einrichtungen. Vor allem gilt seine Liebe der wertvollen Universitätsbibliothek, deren Kommission er seit 1872 angehörte, seit 1886 vorstand. Der sonst peinlich sparsame Mann war ihr gegenüber im Schenken verschwenderisch, in der Wahrung ihrer Belange ein Eiferer. Ihr Reichtum ist mit sein Werk.

Sein eigenes Haus gründete H. 1862 durch Vermählung mit Adele Sarasin, Tochter des Basler Ratsherrn Karl Sarasin. Der Ehe entsprossen zwei Töchter und als einziger Sohn Andreas, Professor der germanischen Sprachen und Literatur zu Berlin, jetzt Basel. Die eingangs der siebziger Jahre ausbrechende Erkrankung der Gattin, ihr 1878 erfolgter Tod wirft über diese Jahre tiefen Schatten. Immerhin bringt freundschaftliche Verkehr mit Gelehrten (W. Vischer, P. F. v. Wyß, G. Hartmann. R. Sohm u. a.) wieder Sonnigkeit; A. Wach und K. Binding bleiben H. zeitlebens nahverbundene Freunde.

Mehr und mehr steht er nun als Gelehrter im Vordergrund seiner Vaterstadt und ihrer Hochschule. Er wird 1871 Rektor der Universität, erhält 1888 den Dr. h. c. der Basler Philosophischen Fakultät, 1904 jenen der Staatswissenschaften seitens der Universität Tübingen, 1909 jenen der Rechte seitens der Genfer Schwesterfakultät. Hinzu tritt 1911 die Verleihung des Ordens Pour le mérite und 1913 die Ernennung zum Ehrenmitglied des Schweizerischen Juristenvereins.

Als H. 1913 sich aus dem Lehramte zurückzog, geschah es, um den Rest seiner Jahre in Zurückgezogenheit literarischen Vorwürfen zu widmen. Da

brach der Krieg aus und Eckart Meister zog ins Feld, ohne die von Planitz nur kurz versehene, jetzt freigewordene Lehrkanzel bestiegen zu haben. So trat denn der Achtzigjährige noch einmal in die Lücke. Wie frisch sein Geist noch immer war, davon zeugen seine letzten literarischen Schöpfungen. Erst das Jahr 1921 brachte zu den Altersbeschwerden des Leibes eine unverkennbare Ermattung des Geistes, von der er sich nicht mehr erholen sollte. Nach kurzem Krankenlager entschlief er einem erfüllten Leben.

2. Das wissenschaftliche Werk. Nur kurz gestreift sei hier H.s Tätigkeit als Leiter der Zeitschrift für schweizerisches Recht (1882—1920). In ihr hat er Jahr für Jahr die schweizerische Rechtsliteratur gesichtet und zum großen Teile selbst gewürdigt, schweizerische Rechtsquellen der Forschung zugänglich gemacht und mit sorgfältig berichtender Feder die gesamte Gesetzgebung der Schweiz verfolgt.

Daneben und für die Wissenschaft davor steht sein eigenes literarisches Schaffen. Wie aller Großen geht auch H.s Absicht bei jeglicher Forschung auf schrittweise Aneignung eines Gesamtbildes. Von der Einzelstudie ausgehend, hält er erst inne, wenn das ganze Feld gemeistert vor seinem Blicke daliegt.

a) Prozeßrechtliche Schriften. Die erste rechtsgeschichtliche Arbeit nach der Dissertation gilt dem Rechtsgang. Der Vierundzwanzigjährige wandelt noch in den Bahnen Fr. v. Wyß', dessen Abhandlung vom altzürcherischen Konkurs H. (1858) an weiterem Schweizer, insbesondere Basler Material fortführt. Das durch sie veranlaßte Referat über Konkursvorrechte (1865) zieht in der Folge (1882) eine Untersuchung über das Weibergutprivileg nach sich, dem er eine Höchstgrenze gesetzt wissen wollte, und eine ähnlich skeptische Einstellung zeigt auch das Referat vom gleichen Jahre auf dem schweizerischen Juristentag. Abrundung und Abschluß der Studien bildet auf konkursrechtlichem Gebiete der Gesetzentwurf selbst, in dem er sich für die grundsätzlich simultane Zwangsbefriedigung aller Gläubiger (Konkurssystem) einsetzte, weil er sie für wohlfeiler, gerechter und einfacher hielt als die Einzelbetreibung.

Dem Zivilprozeß i. e. S. gilt eine methodisch vortreffliche Abhandlung über die Nichtigkeitsbeschwerde in schweizerischen Prozeßordnungen (1867), worin er insbesondere eine Abgrenzung der nur durch Kassation heilbaren Verfahrensmängel trifft, wie er sie später auch seinem Entwurf einer Basler ZPO. zugrunde legte. Gegenüber dem vom französischen Prozeß beeinflussten Standpunkte deutscher und schweizerischer Prozeßgesetze verteidigt H. den gemeinen deutschen Prozeß mit seinem Schriftlichkeitsverfahren. — Stark geschichtlich unterbaut ist ein Aufsatz vom Forum contractus (1881), der wiederum die schweizerischen Verhältnisse im Auge hat. — Begrifflicher Klärung dient die 1879 erschienene meisterhafte Abhandlung über die Grundlagen des Beweisrechts; sie scheidet die noch wahrnehmbaren Tatbestandselemente aus dem Anwendungsbereich der Beweismittel aus und weist sie richterlichem Augenschein zu. Der hierbei sich aufdrängenden Frage nach der Rolle des Sachverständigen ist H. ausführlicher in einer 1915 veröffentlichten Studie vom sachverständigen Richter nachgegangen. Der Sachverständige ist ihm Richtergehilfe, daher kann der Einzelrichter stets, der Kollegialrichter wenigstens in Fragen des täglichen Lebens sehr wohl als Sachkundiger urteilen. — Ein gleichfalls 1915 mit dem vorigen zusammen erschienener Aufsatz bekämpft die Lehre, wonach die Entscheidungsgründe der Rechtskraft entzogen bleiben; soweit diese notwendige

Elemente des Urteils bildeten, müsse auch die Rechtskraft auf sie erstreckt werden. — Den Abschluß der teils legislativen, teils dogmatischen Arbeiten aus dem Prozeßrecht bildet die nach H.s Tod erschienene Darstellung des Zivilprozesses der Schweiz. Diese kurzgefaßte Einführung konnte keine erschöpfende Behandlung des Stoffs bedeuten, wohl aber ist sie nicht nur ein Werk echt H.scher Gestaltungskunst, sondern zugleich auch die reife Frucht langjähriger Beschäftigung mit den prozeßrechtlichen Problemen selbst, denen er treffende Ausführungen widmete.

Umrant wird dieser fruchtbare Zweig H.scher Forschung von drei geschichtlichen Studien. Eine umfangreiche Abhandlung über den Exekutivprozeß (1867) zeigt bereits den sicheren Griff und die Darstellungskunst seiner Feder. Sie enthüllt die spätmittelalterlichen Wurzeln des Urkundsprozesses und berichtigt die gemeine Ansicht von dessen rein römisch-kanonischem Ursprung. — Einem breiteren Leserkreise zugeordnet, daher gemeinverständlicher geben sich zwei weitere Aufsätze. In der Festschrift der Universität erschien (1910) der erste, von der Basler Rechtspflege durch fünf Jahrhunderte erzählend. Als nachgelassene Schrift der andere (1922) über Basels Gerichtswesen im Mittelalter.

b) H.s verfassungsgeschichtliche Arbeiten gehen von der Stadtverfassung und auf schweizergeschichtlichem Boden von den alten eidgenössischen Bünden aus, um in zwei Gesamtdarstellungen ihre Krönung zu finden. Gleich der erste Wurf ist ein Meisterwerk: die 1860 der feiernden Universität gewidmete Verfassungsgeschichte der Stadt Basel, auf lange Zeit »die beste deutsche Städtegeschichte« (Schmoller). Die Zeitgenossen bewegt durch den Gegensatz zur Jahrs zuvor erschienenen Schrift Nitzschens über Ministerialität und Bürgertum, erfuhr dieses ortsgeschichtliche Werk aus der Feder des gereiften H. 1872 eine Steigerung zu allgemeiner Fragestellung; denn seine Schrift vom Ursprung der deutschen Stadtverfassung münzt den Ertrag der Basler Lokalforschung in allgemeine Sätze aus, die, gegen Nitzsch und v. Maurer gewandt, den Standpunkt des Basler Freundes und Vorgängers Arnold von der freien Bürgergemeinde als Keimzelle des Stadtstaats verteidigen. In der Folge war es dann Sohms spekulative Schrift von der Entstehung des Städtewesens (1890), welche H.s Anschauung bis zuletzt beherrschte, während er die fruchtbareren Forschungen Jüngerer zur Stadtverfassung des Mittelalters nicht mehr berücksichtigt hat.

Forderten diese und andere Studien, nicht zuletzt sein Institutionenwerk, häufig Seitenblicke auf andere Fragen der Verfassungsgeschichte, so holte H. 1905 mit seiner Deutschen Verfassungsgeschichte zu einer abschließenden Darstellung aus. Sie sollte indes kein mit gelehrten Nachweisen und Erörterungen ausgerüstetes Handbuch, vielmehr ein Lesebuch für den Gebildeten sein, und zu einem solchen brachte seine gepflegte Darstellungskunst und sein Blick für die große Linie ja auch besondere Eignung mit. Freilich bedeutete dies zugleich Verzicht auf kritische Würdigung der überwiegend in Einzelfragen und lokalgeschichtliche Bilder festgebissenen verfassungsgeschichtlichen Literatur. Fehlte dem vielbeschäftigten Manne Kraft und Zeit, ihr zu folgen, oder verspürte der Wesentlicherem zugewandte Jurist H. keine Lust mehr dazu? Daß der Stoff selbst für ihn seine Anziehungskraft nicht verloren hatte, zeigen die literarischen Gaben des Hochbetagten. Der Basler Bürgerschaft bescherte H. 1917 eine gemeinverständlich geschriebene Geschichte der Stadt



Basel; der schweizerischen Juristenschaft aber legte er noch 1920 seine aus einer Kriegsvorlesung hervorgegangene Schweizerische Verfassungsgeschichte vor. Sie hat ihre Vorläufer teils in vortrefflichen Einleitungen zu den von ihm veröffentlichten Rechtsquellen (Wallis, Tessin), teils in einer Analyse der eidgenössischen Bundesbriefe, die H. 1901 zuerst in seiner Festrede zu Basels Aufnahme in die Schweizerische Eidgenossenschaft (1501) bot, und sodann in den 1904 veröffentlichten Glossen zum Basler Bundesbriefe weiterspann.

c) *Privatrechtliche Schriften.* Tritt H. auf prozeßrechtlichem und verfassungsgeschichtlichem Boden hinter Größeren zurück, so führt ihn das Privatrecht in vorderste Reihe. Von geringerem Range ist freilich eine Erstlingsarbeit über Bürge und Selbstzahler (1861), und auch die zu den Uerten- und Teilsamenrechten Unterwaldens geschriebene Einleitung (1862) zeigt noch deutlich den Einfluß Fr. v. Wyß'. Immerhin geht es da bereits um einen der Kernpunkte des mittelalterlichen Privatrechts, um die Rechtsnatur der Genossenschaft. Und den einmal bezogenen Standpunkt (von der juristischen Persönlichkeit der germanischen Genossenschaft) hat H. weder Gierkes breit unterbauter Genossenschaftstheorie gegenüber preisgegeben noch dem Sohmschen Versuch einer nach Außen- und Innenseite gespaltenen Konstruktion. Zum Sachenrecht leitet sodann eine Studie über Fahrnisverfolgung (1871) hin. Was hier von der prozessualen Seite angegangen wird, verfolgt das 1872 erschienene Buch von der Gewere auch in materiellrechtlicher Richtung. In ihm bewährt sich H. erstmals auf privatrechtlichem Gebiet an großem Stoff als völlig selbständiger Forscher von erstem Rang. Das Werk bleibt seine methodisch strengste und quellenmäßig umfassendste Abhandlung, »ein Stück europäischer Rechtsgeschichte« (Laband). Es geht gegen Albrechts Geweretheorie; die Gewere erhält als reale Sachherrschaft wieder Fleisch und Blut, unbeschadet ihrer ausschlaggebenden Wirkung im Rechtsgang. Die geistreiche Verknüpfung H.scher Ergebnisse mit dem Grundgedanken Albrechts auf dem Boden der Kundbarkeitwirkung, wie sie E. Huber und O. Gierke später fanden, hat H. zeitlebens abgelehnt. Die Besonderheiten der germanischen Fahrnisklage schienen ihm prozessual-polizeilichen, nicht materiell-publizitätsrechtlichen Grund zu haben.

Auf Bindings Drängen übernahm H., dergestalt als Beherrscher weiter Privatrechtsgebiete ausgewiesen und fraglos durch den starken Eindruck seiner Geweretheorie auf die zeitgenössische Fachwissenschaft ermutigt, die Darstellung des Deutschen Privatrechts in des ersteren Handbuch. Bald gab er freilich das geltende Privatrecht, die germanistische Pandektenlehre, an O. Gierke ab und übernahm statt dessen die geschichtliche Einführung, die auf Brunners Vorschlag unter dem Stichwort Institutionen gehen sollte. Das zweibändige Werk erschien 1885/86; es wurde für die Fachwelt ein literarisches Ereignis und hat seinem Verfasser für immer einen Platz unter den Klassikern der Rechtswissenschaft gesichert. Es hat zugleich die germanistische Forschung erneut zu Ehren gebracht; denn keine Darstellung hatte zuvor »so im Zusammenhange das ganze mittelalterliche Recht erfaßt« (Stobbe). Auch im romanistischen Lager erhoben sich begeisterte Stimmen, zumal seitens R. v. Jherings, der das Werk als ebenbürtiges Seitenstück zu seinem Geist des römischen Rechts begrüßte. Das Buch bietet bei bündigster Gedankenführung eine Fülle geistvoller Deutungen und ist, wenn auch naturgemäß in manchem überholt, noch heute die höchststehende Einführung in das mittelalterliche Privatrecht. Kaum in einer

anderen Schrift hat H. seine intuitive Sicherheit im Herausgreifen des Wesentlichen so meisterhaft bewährt, kaum irgend sonstwo blüht seine Sprache zu solcher Vollendung auf. Alles lebt, alles ist geschaut, und unbeschwert von antiquarischem Beiwerk wie von unfruchtbarer Konstruktionssucht erschließt seine Darstellung Sinn und Geist der entschwundenen Rechtswelt in einem monumentalen Bau von überraschender Zweckmäßigkeit. — H. wird unter den großen Gelehrten seinen besonderen Platz behaupten. Er verbindet geschichtliche Intuition mit fesselnder Darstellungskunst. Dabei geht er, der auch im Umgang kantig sein konnte, in der Wissenschaft gerne seinen eigenen Weg, unbekümmert um Beifall und Widerspruch der andern. Er ist einer der markantesten Vertreter aus dem Gelehrtenkreise vornehmer Basler, dem er entstammte und zeitlebens angehörte.

**Literatur:** Worte des Sohnes (als Manuskript gedruckt); Nachrufe schrieben: U. Stutz, Ztschr. d. Savignystift. f. Rechtsgesch., XLIII, Germ. Abt., p. LXIV ss.; derselbe, Schweiz. Monatshefte f. Politik und Kultur I, 412ff.; C. Bischoff, Basler Jahrbuch 1923, 1ff.; W. Vischer, Basler Ztschr. f. Geschichte und Alt., XX 381ff.; E. His und F. Beyerle, Ztschr. f. Schweiz. Recht NF. XLI ff. — Schriftenverzeichnis von E. His am zuletzt genannten Orte, S. 100ff. — Der literarische Nachlaß ist, soweit wissenschaftlichen Inhalts, gedruckt. Eine Ausnahme macht nur ein erster Teil der zur zweiten Auflage bestimmten Deutschen Verfassungsgeschichte, welcher dem Verfasser dieses Nachrufs übergeben wurde. Teile einer unvollendeten Autobiographie, Notizen und Briefe beim Sohn A. H., Haus Thule, Arlesheim.

Basel.

Franz Beyerle.

**Hildebrand, Adolf v.**, Bildhauer, \* in Marburg am 6. Oktober 1847, † am 18. Januar 1921 in München. — Dem Begriffe »Persönlichkeit« ist wohl niemals vorher so viel Wichtigkeit für die Beurteilung eines Künstlers und seiner Leistungen beigelegt worden als zu der Zeit, da Adolf v. H. in die Ewigkeit ging. Leider hat seitdem die allgemeine Vorstellung von dem, was ein Kunstwerk zu einer persönlichen Schöpfung macht, die stärkste Veräußerlichung und Vergrößerung erfahren. Damit sind alle die Werke einer gewissen Unterschätzung ausgesetzt, die, wie die H.s, ihren besonderen Vorzug in ihrem engen Verhältnis zur Wirklichkeit, in der inneren Wahrheit und in dem Bestreben des ausführenden Künstlers, die Schönheit der natürlichen Erscheinung zum Ausdruck zu bringen, haben. Mit großem Unrecht. Man braucht nicht der Natur ins Gesicht zu schlagen, um seine Originalität zu beweisen. Wäre H. auf dem Gebiete der Bildhauerei nicht einmal ein »Neuer« gewesen und als Persönlichkeit erkannt und geschätzt worden, würde er niemals so anregend auf seine Kunstgenossen gewirkt haben, wie es tatsächlich der Fall war. Er bedeutet — und das sollte nie vergessen werden — für seine Kunst sicherlich nicht weniger als Hans v. Marées für die Malerei, und er bedeutet mehr. Denn er gibt Vollendetes, wo dieser nur große Absichten aufzuweisen hat. Und er war nicht nur Bildhauer, sondern, wie die großen Leuchten der Renaissance, auch Maler und Architekt in einer Person. Seine vielbesprochene Abhandlung »Das Problem der Form« hat bedauerlicherweise Veranlassung geboten, seiner Kunst die Ursprünglichkeit abzusprechen, sie als verstandesgemäß zu bezeichnen. Aber mit dem Verstande allein bringt man doch kein Kunstwerk zustande. Außerdem ging die Absicht H.s bei der Abfassung seiner Schrift zunächst dahin, gewisse von ihm erkannte Gesetze in seiner Kunst so zu formulieren, daß die näheren Kunst-

genossen Kenntnis davon nehmen könnten und der übrigen Menschheit klar würde, in welcher Richtung die Probleme der Plastik liegen. Leider hat er das in einer so umständlichen und schweren Form getan, daß selbst ganz einfache Gedanken dem ungelehrten Leser in Dunkelheit gehüllt blieben. Immerhin hat er einige Ansichten ausgesprochen, deren Richtigkeit nicht bestritten werden kann: daß jedes gute plastische Werk eine Hauptansicht haben müsse, in der die Flächendimensionen so klar zum Bewußtsein des Betrachtenden kommen, daß er die Tiefen- und Raumverhältnisse des Ganzen sofort erfasse. Daß zur Erreichung dieses Zieles der Bildhauer am vorteilhaftesten vom Relief ausginge, auch beim Schaffen von Rundfiguren, damit diese von jedem Standpunkt aus den klaren, alle Tiefen- und Raumverhältnisse bestimmenden Umriß böten. Daß die von der Gegenwart beständig geforderten Rundmonumente zu einer Verödung des Begriffes Plastik geführt hätten, indem man solche Monumente meist in die Mitte eines Platzes setze und dadurch die unbedingt nötige bildhafte Wirkung unmöglich mache. Der Platz an sich sei kein Hintergrund, und eines solchen bedürfe selbst die Rundplastik, weil dadurch erst dem Betrachtenden die dritte Dimension, die Tiefenvorstellung zum Bewußtsein käme. Die Plastik allein gäbe keine Raumvorstellung, sondern sie wirke eben durch ihr Verhältnis zum Raum. Indem H. so auf die engen Beziehungen von Architektur und Plastik hingewiesen, hat er sehr viel dazu beigetragen, daß sie ihrer ursprünglichen Bestimmung, dem Werke des Baumeisters Zier und künstlerischer Schmuck zu sein, häufiger wieder zugeführt wurde, vor allem in der Form des Reliefs.

Warum soll ein Künstler das Gesetzmäßige seiner Kunst sich nicht klarzulegen suchen, wenn er die Fähigkeit besitzt, mit Geschmack davon Gebrauch zu machen, wenn er es nicht als Schema anwendet? Niemand vermag H. nachzuweisen, daß er nach einem solchen gearbeitet; denn seine Schöpfungen zeigen unter sich die größten Verschiedenheiten. Übrigens ist er nicht der einzige Bildhauer, der überzeugt war, daß seine Kunst gewissen Gesetzen unterliege. Der französische Bildhauer Auguste Rodin, dessen Schöpfungen gewiß nichts Verstandesgemäßen haben, bekennt ganz offen, daß er in seiner Skulptur immer nach der Wissenschaft sich gerichtet habe, und sagt den Griechen nach, ihre Kunst wäre die reine Geometrie.

Wenn man H.s Plastik für Verstandeskunst hält, müßte man ja auch die herrlichsten Schöpfungen der griechischen Bildhauer als die Erzeugnisse einer solchen ansprechen; denn von ihnen hat der deutsche Künstler gelernt, beruhigtes Leben wahr und groß aufzufassen und darzustellen, ohne in Nachahmung zu verfallen. Bei H. findet man weder jene klassizistische Richtung, die Canova, noch die verallgemeinernde, die Thorwaldsen vertritt. Er ist durchaus eine Erscheinung für sich, die allerdings mehr durch ihre Abgeklärtheit als durch ihr Temperament wirkt. Er ist Realist, indem er die charakteristischen Eigentümlichkeiten eines Menschenkörpers, eines Gesichts mit aller Schärfe zum Ausdruck zu bringen sucht, Idealist, indem er alles Nebensächliche vereinfacht, um der plastischen Wirkung keinen Eintrag zu tun. Ein Meister im Maßhalten, ist er den großen griechischen Bildhauern näher gekommen als irgendein anderer Plastiker des 19. Jahrhunderts, und insofern haben viele seiner Schöpfungen, nicht alle, jenes erhabene Zeitlose, das immer als sicheres Kennzeichen der höchsten Künstlerschaft gelten wird.

H. entstammt einer Gelehrtenfamilie. Sein Vater war der Nationalökonom Bruno H., der zuerst in Marburg, dann in Zürich und Bern gewirkt und in Jena sein Leben beschlossen hat. In Jena zeigten sich bei dem Knaben die ersten künstlerischen Regungen. Mit Vorliebe knetete er aus Ton allerlei Figürchen, was die Eltern bestimmte, die Künstlerlaufbahn für ihn in Aussicht zu nehmen. Er selbst, obgleich kein guter Schüler, dachte daran, Gelehrter, wie der Vater, zu werden. Doch man ging auf diesen kindlichen Wunsch nicht ein und schickte den Achtzehnjährigen nach Nürnberg auf die Kunstschule. Sein Lehrer dort war August Kreling, ein Schüler Schwanthalers. Schon ein Jahr später, 1866, befand er sich in München bei Kaspar Zumbusch, dem späteren Direktor der Wiener Akademie. Der, die große Begabung des Jünglings bald erkennend, nahm ihn auf eine Reise nach Italien mit, die am Silvestertage des gleichen Jahres angetreten wurde. Bis zum Sommer 1868 währte H.s Aufenthalt, hauptsächlich in Rom. In der Ewigen Stadt machte er die für seine künstlerische Entwicklung so bedeutsame Bekanntschaft mit Konrad Fiedler und Hans v. Marées, die zu einer für alle Beteiligten äußerst fruchtbaren Freundschaft sich auswuchs. Es wird nicht mehr festzustellen sein, wer in diesem Freundschaftsbunde der Gebende und wer der Empfangende war. Den klarsten Kopf besaß sicherlich H., und so ist anzunehmen, daß seine Ideen von Kunst Marées beeinflußt haben, nicht dessen künstlerische Überzeugungen ihn. Ende 1869 waren die drei Freunde in Berlin. Um den Aufenthalt bestreiten zu können, trat H. als Gehilfe in Siemerings Atelier ein und arbeitete in seinen Freistunden an dem »Hirtenknaben« und dem »Trinkenden Knaben«. Überzeugt von der großen Zukunft seines Talents, bestellte Fiedler diesen bei ihm in Bronze und gewährte ihm zugleich die Mittel, seine Studien in Italien fortsetzen zu können. H. ließ sich in Florenz nieder, begleitete aber Marées nach Neapel, als dieser dort die Fresken für die deutsche zoologische Station malte und half ihm dabei. Im gleichen Jahre (1873) errang er auf der Wiener Weltausstellung die ersten künstlerischen Erfolge mit dem Hirtenknaben, der Büste des Sprachforschers Th. Heyse und dem trinkenden Knaben. Seine Verhältnisse besserten sich bald so weit, daß er 1874 in der Lage war, das von ihm als Atelier benutzte Kloster San Francesco di Paola bei Florenz zu erwerben und mit Marées zu beziehen. Hier ist die Mehrzahl seiner Werke entstanden, hier ließ Marées, als die Freundschaft in die Brüche ging, einen großen Teil seiner später so hoch geschätzten Bilder zurück. In Deutschland lenkte H.s Ausstellung bei Fritz Gurlitt im Jahre 1884 die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Künstler. Sie enthielt u. a. die jetzt in der Nationalgalerie befindliche Statue des »Jugendlichen Mannes«, eines der für seine Art besonders bezeichnenden Werke; sie, der »Adam«, der »Kugelspieler«, der »sitzende Marsyas«, der »Mercur« sind wohl die am meisten charakteristischen Beispiele für H.s Auffassung und Wiedergabe des menschlichen Körpers. Bei der Konkurrenz für das Berliner Kaiser-Wilhelm-Denkmal 1889 errang der Künstler den zweiten Preis. Eine Ausstellung seiner Werke in München 1891 hatte den Erfolg, daß er mit der Errichtung des Wittelsbacher Brunnens beauftragt wurde. Er entschloß sich nunmehr, seinen Wohnsitz nach München zu verlegen und erbaute sich dort die schöne Villa in der Maria-Theresia-Straße, die für ihn freilich nur eine Sommerresidenz war, da er den Winter in Italien zuzubringen pflegte. Diese Villa und der »Wittelsbacher Brunnen« waren so überzeugende Beweise seiner architektonischen Begabung,

daß sie die Ausgangspunkte bildeten für eine Reihe von Schöpfungen, die zu den bedeutendsten und schönsten deutschen Werken dieser Art gehören. Es sei nur an den leider von den Franzosen zerstörten »Rheinbrunnen« in Straßburg von 1903, den »Hubertusbrunnen« in München von 1907, den »Siegfriedbrunnen« in Worms von 1914, den »Rheinbrunnen« in Köln von 1920, an die Grabdenkmäler der Kaiserin Friedrich, Herzog Georgs von Meiningen, des Herzogs Karl Theodor von Bayern, Hermann Levys, Joseph Joachims, Hans v. Bülow und des Stuttgarters Siegle erinnert. Dann an die köstlichen Denkmäler von Brahms und Otto Ludwig, von Schiller, an die Reiterstandbilder Bismarcks in Bremen und des Prinzregenten Luitpold in München.

Als Porträtbildhauer hatte H. vielleicht seine größten Erfolge. Er steht als solcher ebenbürtig neben den besten Künstlern des Altertums und der Renaissance, gab nicht nur Persönlichkeitsschilderungen, sondern Charakteroffenbarungen von einer Tiefe und Klarheit, die von keinem anderen Künstler des Jahrhunderts erreicht worden sind und Stil im höchsten Sinne haben. Auch den Stil des Materials, sei dieses Marmor, Bronze oder Terrakotta. Die geistigsten Persönlichkeiten seiner Zeit fanden in H. einen Künstler, der fähig war, ihre Bedeutung und ihr Wesen vollkommen zu erfassen und als Form zum Ausdruck zu bringen. Es ist unmöglich, die große Zahl seiner besten Bildnisbüsten hier aufzuzählen; aber die von Böcklin, Wilhelm v. Bode, Siemens, General v. Bayer, Bildhauer Floßmann, Pettenkofer, Konrad Fiedler, Herzog Karl Theodor, Frau H., die beiden Brewster, Hermann Levi, Bismarck, Frau Fiedler seien wenigstens genannt. Dann die herrlichen Reliefs: Das »bacchische Relief«, die »Leda«, der »Flötenbläser«, die Gedenktafel für Fiedler, von Werner v. Siemens, die Mutter mit ihren Kindern, die Wilhelm v. Bode-Plakette und vor allem auch die Bismarck-Medaille, das schönste Werk, das auf diesem besonderen Gebiete in Deutschland geschaffen wurde. Ein erstaunlich großes, kaum übersehbares Lebenswerk, zu dem noch gemalte Bildnisse und prachtvolle Zeichnungen kommen, und, was das Wunderbarste ist, kaum eine verfehlte Arbeit darunter. Eine solche aus seinem Atelier hinausgehen zu lassen, war H. viel zu gewissenhaft. Die Sicherheit seiner Hand, seines Auges und seines Urteils hat ihn kaum je im Stich gelassen.

Nie war ein Künstler seiner Mittel, seines Einfühlungsvermögens, seiner Ausdruckskraft und der Erreichung des vorgesetzten Zieles so gewiß wie dieser. Er empfand das Große groß und die Harmonie der Schönheit so vollkommen als Form und Charakter, verbunden zu einer Einheit, daß seine Schöpfungen immer als einzig in ihrer Art erscheinen werden, als Offenbarungen einer Persönlichkeit, in der alle hohen Eigenschaften des Menschen und das Gefühl der Gottähnlichkeit lebendig waren, und deren Tätigkeit in der Erkenntnis wurzelte, daß Künstler sein heißt: ein Priesteramt verwalten.

Literatur: Eigene Schriften: Problem der Form, Straßburg 1893. — Gesammelte Aufsätze, Straßburg 1909. — Über Adolf v. H.: Adolf Rosenberg, Zeitschrift für bildende Kunst XX (1885); Cornelius Gurlitt, Kunst unserer Zeit II, 1893; derselbe, Kunst des 19. Jahrhunderts, Berlin 1899; Gustav Keysner, Kunst für Alle, 1899; A. Heilmeyer, Künstlermonographien, herausgegeben von Knackfuß, LX, Bielefeld und Leipzig 1902; derselbe, Die moderne Plastik in Deutschland, Illustrierte Monographien 10, Bielefeld und Leipzig 1903; Friedrich Fuchs, Westermanns Monatshefte XCIII, Braunschweig; Hans Rosenhagen, Velhagen & Klasings Monatshefte XVIII, 1904; Karl Scheffler, Kunst und Künstler IV, 1906; Julius Meier-Gräfe, Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst II

München, 1904; derselbe, Hans v. Marées, München 1909; Isolde Kurz, Deutsche Rundschau CXXXIII, Berlin 1907; Alfred Kuhn, Die neuere Plastik von 1800 bis zur Gegenwart, München 1921; A. Heilmeyer, A. v. H., Verzeichnis der sämtlichen Werke, München 1922. — Nekrologe und kleinere Aufsätze von H. Kohnert, Alfred Kuhn, J. Wolf, Heilmeyer, Hover, Walter Riezler, Gedächtnisrede von G. Jachmann und anderen im Münchener Jahrbuch der Bildenden Kunst, Bayerland, Hohenzollern-Jahrbuch, Blätter für Münzkunde, Kunstwanderer, Die Bildenden Künste, Die Plastik; ferner die Biographie von Walter Riezler im Künstlerlexikon Thieme und Becker.

Berlin.

Hans Rosenhagen.

**Humperdinck, Engelbert**, Komponist, \* in Siegburg 1. September 1854, † in Neustrelitz 27. September 1921. — H. wurde als ältester Sohn des Gymnasialoberlehrers Gustav H. und dessen Frau Gertrud, geb. Hartmann geboren. Der Vater war ein stiller Gelehrter, die Mutter entstammte einer musikalischen Familie: ihr Vater war der aus Böhmen eingewanderte Paderborner Domkantor Hartmann. Die Mutter sorgte für die musikalische Erziehung ihrer Kinder und wanderte öfters mit dem Knaben nach Bonn zu guten Konzerten mit Haydn'schen oder Mozart'schen Sinfonien. Schon in der Jugend zeigte H. Neigung zu selbständiger Tonschöpfung, unter anderem zur Vertonung von Goethes Singspiel »Claudine von Villa Bella«. H. mußte im Alter von 13 Jahren das Elternhaus verlassen, um in Paderborn das Vollgymnasium bis zur Reifeprüfung zu besuchen. Er empfing aus den Messen des dortigen Domchors mit Orchesterbegleitung neue musikalische Anregungen und vertiefte sich ins Studium der Sinfonien der klassischen Meister. Zur Heimkehr des siegreichen Heeres 1871 schrieb der 16jährige H. einen Jubelhymnus für Chor und Orchester, der wegen mannigfacher Satzfehler vom Paderborner Musikdirektor verworfen wurde. Nach Abschluß der Gymnasialzeit wurde H. fürs Baufach bestimmt und versprach, der Musik für immer zu entsagen. Glücklicherweise war er nicht imstande, dieses Versprechen zu halten. Er arbeitete neben seinem Beruf an der »Claudine von Villa Bella« weiter und fuhr eines Tages nach Köln, um das Urteil Ferdinand Hillers einzuholen, das überraschend günstig ausfiel. Damit war H.s Schicksal entschieden, der von seinen Eltern die Erlaubnis zum Besuch des Kölner Konservatoriums erhielt. Hiller, Gernsheim, Jensen u. a. waren seine Lehrer. Die musikalischen Studien fanden ihren vorläufigen Abschluß 1876 durch Verleihung des Mozart-Stipendiums. Die Gürzenich-Konzerte und die Opernvorstellungen, die ihm zuerst die Bekanntschaft mit den Werken R. Wagners vermittelten, erweiterten die musikalischen Kenntnisse H.s auf bisher unbekanntem Gebiet. Vom ersten Augenblick an war seine Stellung zu R. Wagner völlig klar und fest, unbedingte Hingabe und Begeisterung, obwohl die Kölner Umwelt und die Theateraufführungen keineswegs dazu angetan waren, diese Richtung ihm zu weisen. Nach Hillers gutem Rate wandte sich H. mit seinem Stipendium nach München, um sich dort in der Musik weiter auszubilden. Franz Lachner, Rheinberger und J. Hieber wurden seine Lehrer. Für die alljährlich stattfindenden Prüfungskonzerte schrieb H. damals seine ersten größeren Werke für Einzelstimmen, Chor und Orchester, »Die Wallfahrt nach Kevelaer« und »Das Glück von Edenhall«. Der Münchener Intendant v. Perfall erteilte ihm den Auftrag zu einer Musik zu den »Fröschen« des Aristophanes. Außer diesen mit dem Schulbetrieb zusammenhängenden Kompositionen entstand in München eine Humoreske für kleines Orchester, die

in jenen Jahren häufig in Sommerkonzerten gespielt wurde. Diese Werke trugen ihm abermals einen Preis ein, den der Mendelssohn-Stiftung, die den Empfänger zu einer Reise nach Italien verpflichtete. Mit der Münchener Musikschule ist die eigentliche Studienzeit abgeschlossen, H. beherrschte alle Künste der Satzlehre, des Kontrapunkts und der Instrumentierung.

Die tiefsten Eindrücke empfing er aber außerhalb der Schule. Die Werke Wagners wurden damals nur in München einigermaßen stilgerecht und annehmbar gegeben. Junge Musiker, Künstler und Studenten hatten sich zu einer Vereinigung zusammengetan, um das Verständnis für die Kunst R. Wagners und Bayreuth zu vertiefen. Der »Orden vom Gral« nahm nur gesinnungstreue Mitglieder auf, die durch Vorträge und gehaltvolle Gespräche den Bayreuther Gedanken nach Kräften zu verwirklichen suchten. H. ward »Ritter vom Gral«, er bestand die hierzu vorgeschriebenen strengen Prüfungen. Der junge Gralsritter fuhr nun gutes Mutes mit dem Mendelssohn-Preis nach Italien, dessen musikalische Zustände ihm wenig zu bieten vermochten. Um so mehr sorgte er für seine allgemeine Bildung angesichts der Denkmäler und in den Sammlungen. Er suchte auch Verkehr mit Künstlern und Musikern. R. Wagner weilte im Winter 1879/80 in Neapel in der Villa Angri, mit der Partitur des »Parsifal« beschäftigt. H. war kühn genug, dem Meister einen Besuch zu machen und wurde angenommen. Nach längerer freundlicher Unterhaltung entließ ihn R. Wagner mit der Aufforderung, im Mai auf der Rückreise wieder vorzusprechen. Frohen Herzens setzte H. seine Fahrt weiter südwärts bis nach Sizilien fort. Am 2. Mai 1880 stellte er sich wieder in der Villa des Meisters ein, abermals aufs freundlichste empfangen. Martin Plüddemann, der Balladenkomponist, und Josef Rubinstein, der Pianist, verkehrten damals bei R. Wagner. Zum 22. Mai wurde eine Aufführung der Liebesmahlszene aus dem »Parsifal« im engsten Freundes- und Familienkreise in der Villa Angri verabredet. H. hat diesen herrlichen Geburtstag des Meisters anschaulich nach seinen unverlöschlichen Erinnerungen beschrieben. Am selben Tage schlug Wagner ihm vor, bei der Reinschrift der Parsifal-Partitur zu helfen. H. sagte mit Freuden zu und wurde zu Beginn 1881 zu ständigem Aufenthalt nach Bayreuth eingeladen, wo er am »Parsifal« ein ähnliches Amt verwalten sollte, wie einst H. Richter an den »Meistersingern«. Inzwischen war H. abermals ein Preis zugefallen, und zwar durch seltsame Schicksalsfügung derjenige der Meyerbeer-Stiftung. Die Ouvertüre zu den »Fröschen«, eine achtstimmige Fuge und die Vertonung von Goethes »Fischerin« verschafften ihm diese dritte und letzte Auszeichnung. Zuvor aber genoß H. das Glück der Bayreuther Jahre, die Wahnfriedabende, die Bekanntschaft mit Liszt und Gobyneau, die Vorbereitung und Mitwirkung am Parsifal-Festspiel von 1882. Diese Bayreuther Zeit bestimmte endgültig seine künstlerische Entwicklung und Weltanschauung. Die tonschöpferische Tätigkeit tritt in diesen Jahren zurück, um nach der nötigen Sammlung und Ruhe erst später zur selbständigen Meisterschaft sich zu erheben. Nachdem sich H. von den Anstrengungen der Festspiele durch eine Reise nach Italien und einen Aufenthalt in Paris, wo er mit Turgeneff bekannt wurde, erholt hatte, berief ihn Wagner nach Venedig zur Mithilfe an der Einübung der Jugendsinfonie, die der Meister seiner Gattin am 24. Dezember vorführen wollte. Es war das letzte Zusammensein mit R. Wagner. Bei dessen Tod (13. Februar 1883) und Bestattung weilte H. wieder in Paris. Tief erschüttert empfing er die Todes-

nachricht am 14. Februar. In einem Brief in die Heimat faßt er seine Empfindungen zusammen, den Dank für das, was Wagner ihm war, ein »väterlicher Freund«. Als der Frühling ins Land zog, ward H. von neuer Wanderlust und Lebenshoffnung ergriffen, er bereiste Spanien, wie in Italien ohne musikalischen Gewinn, aber mit mächtigen Eindrücken von Land und Leuten. Mit lebhafter Teilnahme betrachtete er die Überreste arabischer Kultur. Ein Ausflug nach Süden, von Gibraltar nach Marokko, klingt in der erst 1898 vertonten »Maurischen Rhapsodie« nach.

Die Lehr- und Wanderjahre waren zu Ende: H. mußte sich nach einer festen Anstellung umsehen. Als zweiter Kapellmeister am Stadttheater zu Köln machte er sich dadurch, daß er Striche im »Tannhäuser« beseitigen wollte, unbequem. Im Hause seines Schwagers Dr. H. Wette fand er liebevolle Aufnahme. In der Kinderstube seiner Schwester Adelheid Wette wuchsen ihm hernach die ersten Keime zu »Hänsel und Gretel« zu, vorläufig ohne jeden Gedanken an künstlerische Verwertung und Veröffentlichung. Im Jahre 1884 riefen ihn die Festspiele wieder nach Bayreuth. Im Frühjahr 1885 war er kurze Zeit als Klavierspieler in der Villa Hügel bei Krupp beschäftigt. Im Herbst 1885 übernahm H. die Stelle eines Lehrers am Konservatorium zu Barcelona, wo er zuerst in italienischer, bald aber in spanischer Sprache unterrichtete. Gegen Weihnachten erkrankte er ernstlich und ward von unbezwinglichem Heimweh befallen. Der Betrieb an der spanischen Musikschule konnte ihn nicht lange befriedigen. Sein Hauptverdienst war die Einführung der in Barcelona bis dahin ganz unbekannten Beethovenschen Sonaten. Er entwarf in spanischer Sprache eine Harmonielehre und eine Instrumentierkunst, die nicht veröffentlicht wurden. Im Juni 1886 verließ er Spanien und reiste über Frankreich heim. In Bayreuth hörte er den »Tristan«. Den Winter 1886/87 verbrachte er bei seinen inzwischen nach Bonn übersiedelten Eltern. Zu Ostern wurde er ans Kölner Konservatorium berufen, wo er mit Arnold Mendelssohn Freundschaft schloß. Im Sommer gelangte beim Kölner Tonkünstlerfest die überarbeitete »Wallfahrt nach Kevelaer« zu Gehör. Seine Gesundheit nötigte ihn, im Winter 1887/88 bei den Eltern in Bonn Zuflucht und Erholung zu suchen. Im Sommer war er so weit wieder zu Kräften gekommen, um an den Bayreuther Festspielen mitzuwirken. Zum Herbst fand er im Mainzer Verlag von Schott als Herausgeber und Bearbeiter wertvoller musikalischer Werke Anstellung. Aubers Märchenoper »Das eherne Pferd« wurde durch H. fürs Theater wiedergewonnen. Er erwarb sich das große Verdienst, dem Schottischen Verlag die Annahme von H. Wolfs Liederbüchern zu empfehlen, woraus ein schönes Freundschaftsverhältnis erwuchs. In Mainz kam Siegfried Wagner als Schüler zu H., um sich zum musikalischen Beruf vorzubereiten: »Es waren sehr stille Stunden, in denen Meister und Schüler miteinander arbeiteten, eine Zeit, in der der Grund zu viel Bedeutendem und Schönem gelegt wurde.« Was H. Richard Wagner verdankte, durfte er dem Sohne vergelten. Im September 1889 verlobte sich H. mit Hedwig Taxer aus Bonn, die ihm von 1892 an eine treue Lebensgefährtin und Mithelferin wurde. Zum Herbst 1890 ging H. nach Frankfurt a. M. als Lehrer am Hochschen Konservatorium, an Stockhausens Gesangsschule und als musikalischer Berichterstatter an der »Frankfurter Zeitung«. In diesen Jahren gedieh langsam und fast unbewußt das Märchenspiel von »Hänsel und Gretel«, das im Frühjahr 1883 bis auf die Instrumentierung fertig war. Wo er es im



Freundeskreis, z. B. beim Bayreuther Festspiel mit Heinrich Porges und Oskar Merz durchging, stieß er auf Bedenken und Widerspruch: die Einfalt sei doch gar zu groß! Richard Strauß, damals Hofkapellmeister in Weimar, erkannte als erster den Wert von Dichtung und Musik: »Es ist eine der schönsten Erinnerungen meiner Kapellmeisterlaufbahn, daß ich diesem Meisterwerk den Weg zur Bühne eröffnen durfte.« Der Intendant v. Bronsart wagte am 23. Dezember nur eine Nachmittagsvorstellung, ein Weihnachtsstück für Kinder! Am 30. Dezember folgte München, bald darauf andere Städte. Die beiden ersten Aufführungen hatten zwar Erfolg, aber nur wenige erkannten den vollen und unvergänglichen Wert des Spieles, das in langsamem Zeitmaß seinen Siegeslauf begann. Damals beherrschten die blutrünstigen Verismo-Opern der Italiener die deutschen Theater. Das deutsche Märchen, die Heimatkunst hatte schweren Stand, setzte sich wider Erwarten aber diesmal durch. In Künstlerkreisen galt H. mit Recht als der Erlöser aus der Verwelschung der deutschen Opernhäuser. So folgte er dem Vorbild R. Wagners, ohne ihn nachzuahmen, mit weiser Einsicht sich beschränkend, »die Heldenwelt uns zaubernd zur Idylle«.

Durch »Hänsel und Gretel« wurde H. weltberühmt. Auch in seinem äußeren Leben vollzog sich eine erfreuliche Wandlung, er konnte seine amtlichen Bürden aufgeben, um sich im März 1897 auf einen anmutigen Landsitz zu Boppard am Rhein zurückzuziehen, wo er nur den Seinen, seiner Kunst und wenigen Schülern (z. B. Leo Blech) lebte. Neben einigen kleinen Märchenspielen für Kinder, gleichsam Keimbildungen, die nicht zur Blüte gediehen (»Die sieben Geißelein«; »Der Froschkönig«), entstand die zweite große musikalische Märchendichtung »Königskinder« in der melodramatischen Urfassung (Erstaufführung in München 23. Januar 1897), deren Bühnenerfolg hinter »Hänsel und Gretel« zurückblieb. Zur Jahrhundertwende erhielt H. einen Ruf nach Berlin als Professor und Leiter der Meisterschule für Komposition an der Kgl. Akademie der Tonkunst. In Berlin schuf er seine weiteren Opern »Dornröschen«, »Heirat wider Willen« und die beiden Singspiele »Marketenderin« und »Gaudamus«, die Musik zu Vollmöllers „Mirakel“ und zu Shakespeares Dramen. Auf den verschiedensten Gebieten versuchte er sich, aber »Hänsel und Gretel« stellte alles andere, mit Unrecht, in Schatten. Im Herbst 1910 wurde H. bei der Hundertjahrfeier der Berliner Universität zum Ehrendoktor ernannt. Die Umgestaltung der »Königskinder« zur vollständigen Oper veranlaßte eine Amerika-reise H.s, da die Uraufführung Weihnachten 1910 in Neuyork stattfand. Bei seiner Rückkehr folgte im Januar 1911 die deutsche Erstaufführung in Berlin unter Leo Blech. Das »Mirakel« rief H. Weihnachten 1911 nach London. Trotz schwerer Erkältung wohnte er am 23. Dezember der Uraufführung bei, wurde mit jubelnder Begeisterung gefeiert, brach aber infolge der Aufregung und Anstrengung zusammen. Er glaubte, Webers Schicksal, der am 12. April 1826 nach der Londoner Oberonaufführung in der Fremde gestorben war, teilen zu müssen. Glücklicherweise erholte er sich so weit, daß er anfangs Januar 1912 heimfahren konnte. In der Nacht vom 5./6. Januar erlitt er einen Schlaganfall, von dem er wider Erwarten genas. In Meran und Italien kam er wieder zu Kräften, so daß er im Oktober sogar alle seine Ämter an der Kgl. Hochschule für Musik aufnehmen konnte. In seinem schönen Landhaus im Berliner Vorort Wannsee, einem wahren Märchenschloß, durfte er sich neuer Lebenshoffnung hingeben, neuen Arbeitsplänen im Verein mit Robert Misch, der ihm die Texte der Sing-

spiele schrieb. Im Frühjahr 1914 machte er noch eine große Fahrt ins Morgenland, nach Algier, Tunis, Ägypten, mit der Libanonbahn nach Damaskus und dann zurück über Rhodos, Kreta, Korfu, Cattaro, Venedig. Es war die schönste Reise seines Lebens, die viel zur Stärkung und vollen Gesundung beitrug. Dann kam die Verfinsterung seines so glücklichen Lebens durch den Krieg, der seinen einzigen Sohn Wolfram schon am ersten Tag an die russische Grenze rief. Im Frühjahr 1916 reiste er mit seiner Frau nach Bruchsal, wo Wolfram auf kurze Zeit in Garnison lag. Im ungeheizten Gasthauszimmer zog sich H. eine gefährliche Erkältung zu, wie früher in London beim »Mirakel«. Seine Frau pflegte den Kranken, wurde selber von einer Lungenentzündung befallen und starb im Spital. H. genas. Seine Kinder umsorgten ihn aufs liebevollste, um ihm für den Verlust Ersatz zu bieten. Zunehmende Schwerhörigkeit beschränkte den Verkehr mit der Umgebung, H. wurde noch schweigsamer und einsamer als zuvor. Aber er nahm trotzdem noch an allerlei künstlerischen Erlebnissen teil, so im Herbst 1919 an der Rostocker Erstaufführung von »Gaudeamus« unter der Spielleitung seines Sohnes. Im September 1921 besuchte er Wolfram in Neustrelitz, der am dortigen Theater als Spielleiter angestellt war. Ein zweiter Schlaganfall mit darauffolgender Lungenentzündung setzte seinem Leben ein Ziel. Er starb am 27. September, nachmittags 5 Uhr, im Neustrelitzer Krankenhaus, im Karolinenstift, im Alter von 67 Jahren. Des Spielmanns letzter Gesang aus den »Königskindern« und der »Abendsegen« aus »Hänsel und Gretel« erklangen bei der Totenfeier am 1. Oktober im Stahnsdorfer Waldfriedhof, wo er neben seiner Frau zur ewigen Ruhe gebettet ist. Der Geistliche wählte das Bibelwort: »Selig sind, die reinen Herzens sind.« Reinheit ist die wesentlichste Eigenschaft des Menschen und Künstlers H.!

H.s Kunst wurzelt im deutschen Haus, wo ihre Anfänge liegen. Seine Lieder, darunter eine entzückende Vertonung von Walters »Unter der Linde«, sind einfach und schlicht im Volkston gehalten. Obwohl H. für Hugo Wolf volles Verständnis hatte, bleibt er doch selber dem modernen Kunstlied absichtlich fern. »Rosmarin«, »Wiegenlied«, »Rosenringel«, »Die Lerche« stehen dem Volkslied ganz nahe; ebenso seine Weihnachtslieder, darunter »Der Stern von Bethlehem« und »An das Christkind«. Schon die Wahl der Gedichte, unter deren Verfassern nur Dehmel (»Weihnachtsfreude«) als Vertreter der Kunstdichter begegnet, hält sich von den modernen Lyrikern grundsätzlich fern. H.s Stilgefühl sucht in Wort und Weise den Volkston, der ihm vorzüglich gelingt. Den Liedern schließen sich Singspiele für die Kinderstube an: »Bübchens Weihnachtstraum«, nach einer Dichtung von G. Falke, für Einzelstimme und Kinderchor. Der »Wolf und die sieben Geißlein« und der »Froschkönig« sind Märchenspiele, die auch auf der Bühne, etwa in Kindervorstellungen, klein und groß erfreuen würden. Sie werden kaum beachtet, obwohl sie aus derselben Stimmung und Umwelt wie »Hänsel und Gretel« herauswachsen. An der Spitze der Bühnenerwerke steht das Märchenspiel von »Hänsel und Gretel« mit seinem beispiellosten Erfolg, eine deutsche Volksoper wie der »Freischütz«. Ein Blick auf die Märchenoper vor H., wie sie aus L. Schmidts Rostocker Dissertation zur Geschichte der Märchenoper (1895) zu übersehen ist, belehrt, wie hoch H.s Werk alle Vorläufer überragt. Der Text von H.s Schwester, Adelheid Wette, will nichts anderes, als die Verwandlung des Märchens in eine Reihe zwanglos aneinandergereihter Bühnenbilder, ohne literarische Ansprüche. Ursprünglich war es ja

»Hausmusik«! Nur zwei wirkliche Kinderlieder, »Suse, liebe Suse« und »Ein Männlein steht im Walde« sind übernommen, alle übrigen, Tanzlied, Abendsegen, Sandmännchen, Taumännchen, Besenbindergesang und Hexenritt selbständig erfunden, aber wie Webers Musik zum »Freischütz« volkstümlich geworden! In melodischer Erfindung ist H. überreich und unvergleichlich. Um diese geschlossenen Sätzchen webt und wogt der heimliche und unheimliche deutsche Waldeszauber. Die Vor- und Zwischenspiele spinnen die Musik zu sinfonischer Dichtung weiter. H.s Satzkunst und Stimmführung hat ihresgleichen nur in R. Wagners Meistersingern. Die Meisterschaft des Kontrapunktes ist bewundernswert, wie sich die einzelnen Motive verschlingen, über- und durcheinander laufen. Musiker aller Richtung sind in der staunenden Bewunderung der Partitur einig. Die Instrumentierung und Klangwirkung im ganzen, das Verhältnis der Singstimmen zum Orchester ist vorbildlich. In diesem Punkte steht H. hoch über Weber. Diese musikalische Feinkunst ohnegleichen wirkt aber nie gelehrt oder gesucht, das einzigartige Werk bereitet dem Laienverstand nicht die geringste Schwierigkeit. Die Klangsönheit und Klangfülle, die restlose Einheit von Wort und Ton offenbart sich unmittelbar dem Geföhlsvermögen jedes musikalisch begabten Hörers, während der Musiker die Partitur zugleich als ein kostbares Kunstwerk anerkennt, dessen einzelne Schönheiten schier unerschöpflich scheinen. H. bewies im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen aus der Wagner-Nachfolge, daß mit den durch Wagner gewonnenen Ausdrucksmitteln ein volkstümlicher Stoff auch volkstümlich zu gestalten war. Er schrieb keine Heldenoper, kein pathetisches Musikdrama, das seiner Veranlagung gänzlich fern lag, sondern ein deutsches Waldmärchen, das seiner Eigenart entsprach. Die Reinheit der Auffassung und Ausführung verbürgte den Erfolg, den H. den von Wagner empfangenen Anregungen verdankte. In der Zeit des unmittelbaren persönlichen Verkehrs mit R. Wagner in Bayreuth blieb H. Schüler, der jeder voreiligen eigenen Arbeit entsagte; als er aber mit den Bayreuther Eindrücken innerlich fertig geworden war, da schuf er in voller Freiheit sein Meisterstück, das deutsche Märchenspiel als Ergänzung zum deutschen Heldenpiel.

Dem Kindermärchen folgt in den »Königskindern« das Kunstmärchen nach der Dichtung von Ernst Rosmer (Elsa Porges-Bernstein). Königssohn und Gänsemagd, der Spielmann, die Hellabrunner Spießbürger sind Träger der Handlung, die im Maienwald beginnt, im mittleren Bild nach Hellabrunn führt, wo die Bürger den Einzug eines neuen Königspaares erwarten und die in der Mittagssonne strahlenden Königskinder verjagen, im dritten Bild im Winterwald endet: »Verdorben, gestorben.« Die Dichtung wurde wegen ihrer mitunter gesuchten Sprache, wegen Heinescher Anklänge, wegen sinnbildlicher Zielung (Verkennung der Königsmenschen durch Spießer, nur der Spielmann und die unmündigen Kinder ahnen die echten Königskinder) angefochten. Mit Unrecht! Sie ist echt empfunden, eindrucksvoll gestaltet und jedenfalls in der letzten Opernfassung H.s von allen Hemmungen durch seine wunderherrliche, edle Tonkunst gereinigt. Was H. an dem Gedicht anzog, war wieder der Waldeszauber, die Gegensätze von Maienwonne und Winterleid, von Märchenkindern und Alltagsmenschen, zwischen ihnen der Spielmann, lauter Gestalten und Vorgänge, die nach musikalischer Beseelung verlangten. Die erste Fassung war ein Singspiel, d. h. nur musikalische Vor- und Zwischenspiele mit unvertonen

Gesprächen. Ein Teil der Gespräche war allerdings melodramatisch, mit Sprechnoten, die dem Schauspieler Tonfall und Ausdruck der Rede genau vorschrieben. Die Aufführungen versagten, weil es nur wenige für solchen Vortrag geeignete Schauspieler gab, weil die Vermischung des gesprochenen und gesungenen Dramas stilwidrig war. Die zweite Fassung verkürzte die redselige Wortdichtung zu einem durchkomponierten Operntext. So war ein Kunstwerk von einheitlicher Wirkung und edlem Gehalt gewonnen. Die Partitur der »Königskinder« ist ebenso meisterhaft wie die von »Hänsel und Gretel«. Wiederum führen die sinfonischen Vorspiele in die Stimmung der drei Aufzüge ein, in denen sich Handlung und Musik reich und fesselnd entfalten. Ernste Züge überwiegen. Die Knusperhexe ist zur unheimlichen Waldfrau, der Pflegemutter der lichten Gänsemagd, gewandelt. Beim winterdunkeln Tod der Königskinder unter der verschneiten Linde, unter der sie sich einst in Maienwonne fanden, klingen die holden Weisen von Lenz und Liebe wieder auf und wiegen die armen Verirrten in ewigen Schlaf. Aus den in eins verfließenden Gegensätzen von einst und jetzt, von Winter und Mai gestaltet sich ein Tongedicht von wahrhaft ergreifender Schönheit. Des Spielmanns letzter Gesang ist ein wehmütiger Nachruf. Im Hellabrunner Sommerfest waltet meistersingerlicher Humor. Mit der reicheren Handlung hat auch der Tondichter die im Kindermärchen gesteckten Grenzen überschritten und damit seine Ausdrucksmittel wesentlich erweitert und gesteigert. Die »Königskinder« sind H.s zweites großes Meisterwerk.

Der dritte Versuch mit dem Märchen »Dornröschen« mißlang, weil der Text von Elisabeth Ebeling keine dichterischen Vorzüge besitzt. Die Musik besteht aus einer Anzahl von Orchesterstücken, Liedern, Chören, melodramatischen Sätzen, die an Umfang und Gehalt sehr verschiedenartig ausfielen. H. hat die wertvollen Teile seiner Dornröschenmusik zu einer Orchestersuite vereinigt und sie also von der Bühne in den Konzertsaal verpflanzt, wo aber wiederum der Zuhörer nicht das nötige Verständnis für die vertonten Vorgänge mitbringt.

Mit der »Heirat wider Willen«, von Hedwig H. nach dem französischen Lustspiel »*Les Demoiselles de St. Cyr*« von A. Dumas zum Operntext bearbeitet, wandte sich H. der heiteren Oper zu, die in Deutschland so wenige lebensfähige Werke aufzuweisen hat, und zwar meist aus dem gleichen Grunde, weil die Textbücher nicht bühnenwirksam sind, so daß alle musikalische Mühe und Arbeit umsonst aufgewendet wird. Es ist die Geschichte zweier französischer Edelleute, die mit zwei Mädchen aus dem Kloster St. Cyr ein Stelldichein haben, überrascht und auf königlichen Befehl eingesperrt werden, bis sie sich dazu entschließen, die Ehre der Damen durch regelrechte Ehe wiederherzustellen. Nach der Hochzeit laufen sie ihren jungen Frauen davon und begeben sich an den Hof König Philipps nach Madrid. Auf einem lustigen Maskenfest begegnen sie wider Erwarten ihren Frauen. Aus Eifersucht erkennen sie endlich den Wert ihrer Gattinnen und fügen sich dem Ehejoch. Der Lustspielstoff ist nicht musikalisch, so daß die Vertonung der inneren Begründung und Notwendigkeit entbehrt. Aber die Partitur bildet trotzdem das Entzücken jedes Musikers und kann abermals nur mit den »Meistersingern« verglichen werden. Bemerkenswert ist der Wechsel durchkomponierter Stücke, melodramatischer Teile und gesprochener Stellen. Die »Heirat« müßte, wie die »Königskinder«,

einheitlich neu bearbeitet werden. Aber auch dann würde der Lustspielstoff, selbst bei erheblicher Anpassung an die Forderungen der Oper, der Vertonung kein restlos dankbarer Vorwurf werden.

Max Reinhardt gewann H. für die Musik zu »Wintermärchen«, »Kaufmann von Venedig«, »Was ihr wollt«, »Sturm«. Die Shakespeare-Dramen erfuhren durch die Mitwirkung von H.s Musik eine bisher kaum geahnte Verschönerung, sie sollten nirgends mehr ohne diesen köstlichen Schmuck gespielt werden. Auch zu Maeterlincks »Blauem Vogel« und zur »Lysistrata« des Aristophanes schrieb H. die Bühnenmusik. Endlich wurde Vollmöllers »Mirakel«, eine tänzerische Legende von starker äußerer Bühnenwirkung, durch H.s Tonkunst beseelt und veredelt.

H.s letzte Bühnenwerke sind zwei Spielopern zu Robert Mischs Dichtungen »Die Marketenderin« und »Gaudeamus«. »Die Marketenderin«, die auf geschichtlichem Hintergrund, Blüchers Rheinübergang bei Kaub in der Neujahrsnacht 1813/14, spielt, ist nur an geeigneten Stellen musikalisch untermalt, »Gaudeamus« durchkomponiert. Das Studentenspiel, von allbekannten Liedern durchwoben, ist eine lustige Liebesgeschichte. Der Senior der Bonner Teutonen entführt, als Marquise verkleidet, die Bürgermeisterstochter aus einer Mädchenerziehungsanstalt und läßt sich von seinem Oheim, der Pfarrer ist, mit ihr trauen. Der beckmesserhafte Freier, ein Stadtrat, hat das Nachsehen und der Vater muß seinen Segen geben. Behaglich heitere Stimmung ist der Grundton des reizenden Spiels, das in einer Universitätsstadt, wie die Rostocker Erstaufführung im Beisein H.s erwies, unter Mitwirkung richtiger Studentenchöre hellen Jubel erregen muß. Die Partitur ist mit bekannter Meisterschaft gearbeitet. Das leuchtet und funkelt in allen Farben, die Stimmen sind kunstvoll durcheinander gewoben, nirgends eine leere Stelle, liebliche, deutsch volkstümliche Weisen durchfluten das ganze Werk, in dem, wie in der alten Oper, zahlreiche geschlossene Sätze, Liebeslieder, zwei- und dreistimmige Gesänge, Walzer usw. einander ablösen. In unserer Zeit müßte ein so köstliches, von Humor durchsonntes Singspiel als wahre Labung und Erlösung überall freudig begrüßt werden! Es war ein ergreifender Augenblick der Rostocker Aufführung, als die Zuhörer am Schluß dem greisen Meister zujubelten und einer der mitspielenden Studenten auf der Bühne H. den Dank der akademischen Jugend, der die Oper gewidmet ist, zurief. Mir scheint »Gaudeamus« eine rechte deutsche Volksoper, kein Alterswerk, an dem man achtlos vorbeigeht. Die deutschen Theater würden zum eigenen Vorteil gut tun, nicht nur auf »Hänsel und Gretel« und daneben allenfalls noch »Königskinder« sich zu beschränken, sondern mindestens auch »Heirat wider Willen« als eine der seltenen deutschen komischen Opern und »Gaudeamus« als grunddeutsche Volksoper zum dauernden Besitz unseres mit modernem Mißgetön und welschem Tand schwer belasteten, oft ungenießbaren und widerwärtigen Spielplanes zu gewinnen.

Die Werke für den Konzertsaal sind zumeist Jugendarbeiten, Orchester Suiten, ein Streichquartett, »Das Glück von Edenhall« und »Die Wallfahrt nach Kevelaer« für Chor und Orchester. Von Bedeutung ist die »Maurische Rhapsodie« (1898), die Eindrücke der spanischen Reise von 1883 wiedergibt. Sie gliedert sich in drei Teile: Tarifa, Elegie bei Sonnenuntergang. Das Meer dehnt sich weit aus, die Augen werden durch die stechenden Strahlen der sinkenden

Sonne geblendet, eine schwermütige Hirtenweise klingt aus dem grauen Felsgeklipp des Strandes, aus der Ferne lockt eine seltsame Weise zu unbekannten Ufern. Das zweite Bild: eine Nacht im Mohrencafé zu Tanger läßt seltsame Rhythmen aufklingen. Ein greiser Sänger hebt ein Lied aus stolzen Tagen von Sevilla und Granada, von verlorenen Paradiesen an. Begeistert stimmt der Chor ein, das Kraftbewußtsein der Vergangenheit wacht auf, bis schließlich die ganze Gesellschaft in Opiumschlaf versinkt. Das dritte Bild: Tetuan, Ritt in die Wüste, führt den Reiter auf dem Berberhengst durch erhabene und schreckliche Eindrücke bis zur abendlichen Ruhe im Schatten einer Palme. Arabische Rhythmen und Klangfarben verleihen dieser sinfonischen Dichtung ihre Eigenart, deren bezauberndem Reiz der Hörer sich willig hingibt.

H.s Leben und Schaffen steht wie ein trauliches, stilles und freundliches deutsches Märchen im lauten, fremden Tagesgetriebe. Auch ihm gelten die Worte, mit denen R. Wagner einst Weber ehrte: »Lieben kann dich nur der Deutsche; du bist sein, ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück von seinem Herzen.«

**Literatur:** Der handschriftliche Nachlaß ist im Besitz von H.s Erben, insbesondere seines Sohnes Wolfram, Oberspielleiter der Oper in Oldenburg. Von 1882 an führte H. Tagebücher, die mit peinlicher Genauigkeit an jedem Tag alle äußeren Erlebnisse verzeichnen. Im ganzen liegen 40 Hefte vor, die dem künftigen Schilderer seines Lebens von größtem Wert sein können. — Lebensbeschreibung von Otto Besch, Leipzig 1914; Aufsätze über H. von Paul Bekker, Westermanns Monatshefte 1908; R. Batka in Musik, 1908, Aprilheft; Oskar Bie, Die Oper, Berlin 1913; A. Lorenz, Hochland, 1921; W. Niemann, Zeitschrift für Musik 21, 1921; J. Korngold, »Neue Freie Presse«, Wien, 5. Oktober 1921; P. Bekker, Klang und Eros, Berlin 1922; A. Püringer, Bayreuther Blätter, 1922; O. Besch, Neue Musikzeitung 1922; R. Misch, Velhagen & Klasings Monatshefte, 1922; Siegfried Wagner, Erinnerungen, Stuttgart 1923; E. Rosmer, »Münchener Neueste Nachrichten« 28, September 1924, Unterhaltungsbeilage; H. J. Moser, Geschichte der deutschen Musik, Stuttgart und Berlin II, 2, 1924.

Rostock i. M.

Wolfgang Golther.

**Ilgner, Carl**, \* am 27. Juli 1862 zu Neiße i. Schl., † 18. Januar 1921 in Bertelsdorf i. Schl. Seine Kindheit verbrachte I. am Rhein, wo er in Köln die Realschule 1. Ordnung besuchte. Das starke Interesse, das er schon frühzeitig für alle naturwissenschaftlichen Fragen besaß, veranlaßte ihn dazu, den Ingenieurberuf zu ergreifen und nach beendeter Schulzeit im Jahre 1883 nach Charlottenburg überzusiedeln, um sich an der dortigen Gewerbeakademie, der späteren Technischen Hochschule, dem Studium des Maschinenbaufaches zu widmen. Seine Anfangsstellung fand er bei der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, bei der er bis zum Jahre 1892 tätig war, und übernahm dann die Leitung der elektrotechnischen Abteilung der Firma Gebrüder Körting in Körtingsdorf bei Hannover, wo er besonders den Bau langsam laufender Gleichstrommaschinen zur unmittelbaren Kupplung mit Gasmaschinen förderte. Im Jahre 1895 trat er zu der Lahmeyer-A.-G. über, um deren Interessen in Schlesien zu vertreten. In den Jahren 1895—1897 hatte diese Vertretung ihren Sitz in Beuthen und verlegte ihn in diesem Jahre nach Breslau. Die nahe Berührung mit den ober-schlesischen Berg- und Hüttenwerken sollte für seine Entwicklung und diejenige der Bergwerks- und Hüttenmaschinen von entscheidender Bedeutung werden.

Der elektrische Antrieb der Bergwerks- und Hüttenmaschinen steckte damals noch in den Kinderschuhen und beschränkte sich auf kleine und mittelgroße Förderhaspel und Pumpen, kleine Grubenbahnen und verschiedene Arbeitsmaschinen in den über Tage liegenden Werkstätten, Kohlenwäschen usw. Auf vielen Anlagen hatten anfängliche Mißerfolge mit den für die rauen Betriebsverhältnisse, die besonders unter Tage herrschten, wenig geeigneten Gleichstrommotoren normaler Bauart den elektrischen Antrieb in Mißkredit gebracht und seine weitere Verbreitung erheblich erschwert. Große Maschinen, wie die großen Hauptwasserhaltungen, besonders aber die großen Fördermaschinen, sowie in den Hüttenwerken die großen Walzenstraßen, schienen für den elektrischen Antrieb zu große Schwierigkeiten zu bieten, als daß er für sie in Betracht gezogen werden konnte, schon wegen der durch die häufige Umkehrung der Drehrichtung bedingten Schwierigkeiten bei der Ausbildung der Steuerapparate sowie der sicheren Beherrschung der Massen und der schweren Rückwirkungen auf die Kraftwerke. Andererseits verlangte die große Steigerung der Leistung der verschiedenen Arbeitsmaschinen und das zum Teil außerordentlich unwirtschaftliche Arbeiten des Dampftriebes dieser Maschinen dringend, ihrer Verbesserung hinsichtlich Wirtschaftlichkeit und Leistungsfähigkeit besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Als neues wertvolles Hilfsmittel zur Erhöhung der Wirtschaftlichkeit der Bergwerks- und Hüttenbetriebe stellten sich damals die Großgasmaschinen ein, die es ermöglichten, die in den Hochofen- und Koksofengasen enthaltene Energie günstig auszunutzen und sie in Verbindung mit der elektrischen Energieübertragung zum Betrieb aller Werksmaschinen nutzbar zu machen. Die Donnersmarckhütte A.-G. in Hindenburg war es, die zuerst die Aufgabe genauer aufstellte, auch für die großen Fördermaschinen den elektrischen Antrieb derart auszubilden, daß es möglich wurde, sie im Anschluß an ein mit Großgasmaschinen arbeitendes Kraftwerk zu betreiben. Sie stieß bei der Verfolgung dieser Aufgabe auf Carl I., der über eine brauchbare Lösung zu verfügen schien.

Er hatte nach seiner Übersiedlung nach Oberschlesien sich der gleichen Aufgabe zugewandt, die ihm bei der Ausbildung elektrischer Bergwerksanlagen in mannigfacher Form entgegengetreten sein muß. Zwei große Hauptschwierigkeiten zeigten sich dabei die Notwendigkeit der Beherrschung der Steuerung unter Vermeidung schwer zu handhabender Apparate und in Verbindung damit die Erzielung der unbedingt erforderlichen hohen Betriebssicherheit sowie weiter die heftigen Rückwirkungen auf das Kraftwerk und die dadurch herbeigeführten unangenehmen Störungen anderer Stromverbraucher. Für die erste Aufgabe fand er im Jahre 1900 eine geeignete Lösung auf der Weltausstellung in Paris, wo unter der Bezeichnung »Trottoir Roulant« ein dem Verkehr zwischen den einzelnen Ausstellungsgebäuden dienendes Fördermittel eingerichtet war, das nach der von dem Amerikaner Ward Leonard ausgebildeten Schaltung betrieben wurde. Danach war der Antriebsmotor an die Gleichstromseite eines vom Netz gespeisten Drehstrom — Gleichstrom — Umformers angeschlossen, und die Drehzahl des Motors wurde dadurch geregelt, daß mit Hilfe eines im Magnetstromkreis des Gleichstromgenerators liegenden Regelwiderstandes seine Ankerspannung zwischen Null und einem Höchstwert feinstufig verändert wurde. I. erkannte sofort die große Bedeutung dieser Schaltung für den Förderbetrieb, da sie es ermöglicht, bei einem sehr geringen Energieverlust im Regel-

widerstand die Drehzahl eines Gleichstrommotors unabhängig von der Größe der Belastung sowie bei einer Fördermaschine davon, ob mit ihr Last gehoben oder in den Schacht hinabgelassen wird, zu regeln und damit die Anforderungen an eine Fördermaschine sowohl in betriebstechnischer wie wirtschaftlicher Hinsicht in vollkommener Weise zu erfüllen.

Zur Überwindung der zweiten Schwierigkeit, die durch die großen Stöße auf das Kraftwerk und die dadurch herbeigeführten Störungen anderer Stromverbraucher gegeben war, standen zwei Hilfsmittel zur Verfügung, das Schwungrad und die Akkumulatorenbatterie. I. wählte als das einfachere und billigere das Schwungrad und stellte durch eingehende Berechnungen und Verhandlungen mit den Stahlwerken fest, daß es tatsächlich möglich war, so große Energiemengen, wie sie beim Antrieb großer Fördermaschinen und Walzenstraßen in Betracht kommen, im Schwungrad aufzuspeichern und derart zum Ausgleich der Belastungsschwankungen zu benutzen, daß die schädlichen Rückwirkungen auf das Netz und das Kraftwerk beseitigt wurden. Die Umfangsgeschwindigkeit des Schwungrades, besser gesagt der Schwungscheibe, konnte schon bei den ersten Ausführungen zu 80 m/s gewählt werden und ist im Laufe der Jahre auf 150 m/s, das sind 540 km/h, also mehr als das Fünffache der Schnellzugsgeschwindigkeit, erhöht worden. Im Jahre 1901 meldete I. die Vereinigung dieser beiden wichtigen Hilfsmittel, der Leonard-Schaltung und des mit einem Umformer verbundenen Schwungrades, zum Patent an. Der Patentanspruch seines für die ganze Entwicklung der Fördermaschinen wie der Umkehrwalzenstraßen bahnbrechenden Patentes, das ihm unter D. R. P. 138 387 erteilt wurde, lautete:

»Einrichtung, um in elektrisch betriebenen Förderanlagen die Geschwindigkeit der Fördermotoren ohne Anwendung von Vorschaltwiderständen zu regeln und eine allmählich erfolgende Entnahme von Strom aus der Hauptstromquelle zu sichern, welche nicht bis zur vollen Höhe des der Kraftleistung des Fördermotors beim Anlassen entsprechenden Stromverbrauches ansteigt, dadurch gekennzeichnet, daß der Fördermotor unmittelbar durch eine von der Hauptstromquelle betriebene, mit einer Schwungmasse versehene Motordynamo gespeist wird, wobei die dem Fördermotor zugeführte Spannung durch Änderung der Erregung des stromabgebenden Teiles der Motordynamo geregelt werden kann.«

Für die Entwicklung des elektrischen Antriebes von Fördermaschinen und Walzenstraßen, insbesondere nach dem I.-System war es bedeutsam, daß um die gleiche Zeit wie I. bei der Siemens & Halske A.-G. Köttgen zusammen mit G. Meyer und W. Philippi an der Ausbildung des elektrischen Antriebes von Fördermaschinen arbeitete. Er stieß dabei auf das Patent I.s und setzte sich, da durch die von diesem ausgearbeitete Anordnung die Hauptschwierigkeiten beseitigt waren, mit ihm wegen gemeinsamer Bearbeitung der weiteren Einzelheiten des elektrischen Fördermaschinenantriebes in Verbindung. Andererseits erwarb die Donnersmarckhütte in Verfolg ihrer Bestrebungen, den Fördermaschinenantrieb im Anschluß an Gasmaschinenkraftwerke zu elektrisieren, das Patent I.s. Das Ergebnis der Verhandlungen zwischen ihr, I. und der Siemens & Halske A.-G. war der Abschluß eines Vertrages zwischen der Donnersmarckhütte und der Siemens & Halske A.-G., wonach der letzteren das Aus-



führungsrecht von Anlagen nach dem I.-System übertragen wurde. Gleiche Verträge mit den anderen großen Elektrizitätsfirmen folgten in kurzer Zeit. I. selbst übernahm nach einer kurzen Tätigkeit bei der Westinghouse-Gesellschaft die Leitung eines neuen Bureaus der Donnersmarckhütte zum Bau großer Fördermaschinen.

Dem Patent D. R. P. 138 387 folgten dann alsbald ein ähnliches Patent für den elektrischen Antrieb großer Umkehrwalzenstraßen sowie einige Zusatzpatente, die, ebenso wie die Hauptpatente, in den Besitz der Donnersmarckhütte übergingen.

Nachdem I. bei der Donnersmarckhütte vier Jahre lang das Bureau für den Bau elektrischer Fördermaschinen und Umkehrwalzenstraßen geleitet und dabei an der Ausbildung und Vervollkommnung dieser Maschinen wesentlichen Anteil genommen hatte, trat er im November 1904 in die Dienste der Österreichischen Siemens-Schuckert-Werke, Wien, über, um dort die Leitung des Montanbureaus, auf dem elektrische Bergwerks- und Hüttenanlagen jeder Art projektiert und ausgeführt wurden, zu übernehmen. Bald aber begann sein Gesundheitszustand unsicher zu werden. Infolge mehrfacher Erkrankungen sah er sich schließlich genötigt, auf seinen Körper mehr Rücksicht zu nehmen, als es ihm bei der von ihm übernommenen regelmäßigen Tätigkeit möglich sein konnte. Das veranlaßte ihn, schon im Mai 1907 seine Stellung bei den Österreichischen Siemens-Schuckert-Werken aufzugeben und sich in Wien als beratender Ingenieur niederzulassen, um so die für seine Gesundheit erwünschte Bewegungsfreiheit zu erhalten.

Als beratender Ingenieur war er dann hauptsächlich für mehrere Gruben in Polnisch-Schlesien und Niederschlesien tätig, auf denen es galt, durch Umgestaltung des gesamten maschinellen Betriebes, zweckmäßige Anordnung und Ausführung der Kessel, Maschinen usw. die Betriebskosten auf ein Mindestmaß herunterzudrücken. Dadurch kam er auch mit der Technischen Hochschule in Breslau bald in nähere Verbindung. Auf seine Anregung hin wurde im Jahre 1910 als Doktorarbeit die Untersuchung der gesamten Dampf- und Energiewirtschaft der Ferdinandgrube der Kattowitzer A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb ausgeschrieben. In Ausführung dieser Aufgabe gelang es Diplomingenieur Schulze, über die außerordentlichen Verluste in den Dampfleitungen stillstehender Dampfmaschinen sowie in den stillstehenden, unter Dampf gehaltenen Fördermaschinen wertvolle Aufklärungen zu beschaffen, die für die Überlegenheit des elektromotorischen Antriebes aller Arbeitsmaschinen auf Gruben und Hütten wichtige Anhaltspunkte gaben. Bisher waren Dampfverbrauchsversuche an Fördermaschinen und Walzenstraßen stets nur während weniger Betriebsstunden gemacht und die Verluste während des Stillstandes sowie diejenigen in den Dampfleitungen oberflächlich geschätzt oder ganz vernachlässigt worden. Die Versuche auf der Ferdinandgrube haben wohl zum ersten Male gezeigt, wie hoch sich bei einer mit an sich durchaus brauchbaren Dampfmaschinen ausgerüsteten Grube der tägliche Dampfverbrauch im Laufe von mehreren Monaten stellen kann.

Im Jahre 1911 erhielt I. von der Technischen Hochschule Breslau am Tage der feierlichen Eröffnung des Eisenhüttenmännischen Institutes, gelegentlich der Anwesenheit des Kaisers, die Ernennung zum Dr.-Ing. e. h. Der Wortlaut des Doktordiploms war:

»Die Königliche Technische Hochschule zu Breslau unter dem Rektorat des Professors Dr. phil. Rudolf Schenk verleiht mit dieser Urkunde auf einstimmigen Antrag der Abteilung für Maschineningenieurwesen und Elektrotechnik durch Beschluß von Rektor und Senat dem Herrn Ingenieur Carl Ilgner in Wien in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die Durchbildung des für den Berg- und Hüttenbetrieb besonders wichtig gewordenen, belastungsausgleichenden Schwungradumformers, insbesondere um die Durchbildung des Umformers zum betriebs- und steuersicheren Antrieb von Förder- und Walzwerksmaschinen die akademische Würde eines Doktor-Ingenieurs ehrenhalber.«

Mit Rücksicht auf diese vielfachen Beziehungen zu Schlesien entschloß er sich im Jahre 1912, ganz nach Breslau überzusiedeln, wo er sich eine Villa baute, die er, einer besonderen Liebhaberei nachgehend, mit wertvollen Kunstschatzen, besonders solchen aus dem Mittelalter, ausstattete. Um auch der Stadt Breslau seine Ingenieur Erfahrungen zugute kommen zu lassen, übernahm er das Ehrenamt eines Stadtverordneten, wurde Mitglied der städtischen Betriebsdeputation und war auch sonst für das Wohl der Stadt Breslau fördernd tätig.

Bei Beginn des Krieges stellte er sich sofort in den Dienst seines geliebten Vaterlandes, indem er verwundete Offiziere in seinem Hause pflegte. Noch kurz vor Schluß des Krieges fand er Gelegenheit, seine Kenntnisse auf dem Gebiete der Berg- und Hüttenanlagen im Dienste der deutschen Regierung nutzbar zu machen. Er reiste für die Reichsentschädigungskommission im Juli 1918 nach Brüssel, um die in den Operationsgebieten befindlichen Hüttenwerke und sonstige Fabriken zu bewerten. Bei Ausbruch der Revolution kam er mit dem letzten Zuge über die Grenze nach Mainz zurück und langte nach einer schwierigen Reise wohlbehalten in Breslau an. Nach der Revolution arbeitete er weiter noch bei der Reichsentschädigungskommission in Berlin, um die von ihm auf dem Kriegsschauplatze angefangenen Arbeiten zu vollenden. Im September 1919 mußte er aber die Tätigkeit einstellen, da seine Gesundheit unter den hinter ihm liegenden Anstrengungen doch zu sehr gelitten hatte. Der Besuch einer Anzahl von Sanatorien nutzte nichts mehr, es trat eine dauernde Verschlimmerung der alten Kopfschmerzen ein, und am 18. Januar 1921 erlöste ihn ein sanfter Tod von seinen Leiden. Kurz vor seinem Tode hatte er seinen Wohnsitz in die Einsamkeit, an den Fuß des Riesengebirges, nach Bertelsdorf verlegt, um dort ganz der Ruhe pflegen zu können; es war zu spät. Das Eiserne Kreuz am weißen Bande wurde ihm noch kurz vor Ausbruch seiner letzten schweren Erkrankung als Belohnung für seine aufopfernde Tätigkeit im Interesse des Vaterlandes überreicht.

Man würde I. unrecht tun, wenn man seine Verdienste lediglich in einer glücklichen Erfindung und ihrer Ausnutzung suchen wollte, von so großer wirtschaftlicher Bedeutung jene auch für die Berg- und Hüttenwerke geworden ist. Seine Arbeiten gingen vielmehr mit Nachdruck dahin, die ganzen Gruben- und Hüttenbetriebe vom Kesselhaus an wirtschaftlich aus- und umzugestalten und so die in der Kohle enthaltene Energie weitgehend auszunutzen, was bis dahin mit Rücksicht auf die geringen Kosten der im eigenen Betriebe geförderten oder billig beschafften Kohle vielfach überflüssig erschien. Während er in den Stellungen bei der Donnersmarckhütte und den Österreichischen Siemens-Schuckert-Werken sich hauptsächlich mit der Ausbildung der elektri-

schen Anlagen befassen mußte, hat er in seiner späteren Tätigkeit als beratender Ingenieur seine ganze Kraft der einheitlichen wirtschaftlichen Ausgestaltung der Gruben- und Hüttenbetriebe zugewandt, um die gesamten Betriebskosten soweit wie irgend möglich herunterzudrücken. Die von ihm angegebene Ausführungsform elektrischer Fördermaschinen und Umkehrwalzenstraßen ist dabei nur ein Hilfsmittel unter vielen gewesen.

I. ist kein Theoretiker und unpraktischer Erfinder, sondern durchaus Praktiker gewesen, der großzügig das, worauf es bei der Verbesserung der Wirtschaftlichkeit der Berg- und Hüttenbetriebe ankommt, erfaßt und, soweit sich ihm die Möglichkeit dazu bot, zielbewußt verfolgt hat. Die durch die Schwächlichkeit seines immer wieder von schwerer Krankheit heimgesuchten Körpers verursachten Hinderungen erschwerten seine Tätigkeit in den letzten Jahren wesentlich, konnten ihn jedoch in der stetigen Verfolgung seiner Bestrebungen nicht aufhalten. Zu seiner durch Krankheit nicht dauernd zu beugenden Energie kam, um das Bild eines vorbildlichen deutschen Ingenieurs zu vervollständigen, eine leidenschaftliche Liebe zu seinem deutschen Vaterlande, die er schon vor dem Kriege in mehrfacher Vertretung deutscher Interessen dem Auslande gegenüber bewiesen hat, und die während des Krieges und in den schweren Nachkriegsjahren besonders zum Ausdruck gekommen ist. Auch im Auslande sind seine Verdienste vor dem Kriege im wesentlichen anerkannt und Umkehrbetriebe, bei denen ein mit zusätzlichen Schwungmassen ausgerüsteter Leonard-Umformer benutzt wurde, selbst in England, wo ihm ein Patent versagt worden ist, als I.-Anlagen bezeichnet worden. Seit Ausbruch des Krieges und noch mehrere Jahre nach dem Kriege ist dies in englischen und französischen Fachkreisen nicht mehr für nötig erachtet worden. Erst neuerdings findet man wieder seinen Namen in Verbindung mit Anlagen, die nach der von ihm angegebenen Anordnung ausgeführt worden sind, auch in ausländischen Fachkreisen häufiger genannt.

Die Notwendigkeit, bei den großen Förderanlagen und Umkehrwalzenstraßen einen Ausgleich der starken Belastungsschwankungen vorzusehen und daher ihrer Ausführung das I.-System zugrunde zu legen, ist in den letzten Jahren durch die Vervollkommenung der Dampfturbine, deren Drehzahlregler auch bei den größten Belastungsschwankungen die Drehzahl annähernd unveränderlich halten, stark zurückgegangen, und immer häufiger werden jetzt große Fördermaschinen mit schwungradlosem Umformer ausgeführt. Das darf aber nicht dazu verleiten, den Namen I.s und seine bedeutenden Verdienste um die Einführung des elektrischen Antriebes dieser Maschinen in Vergessenheit geraten zu lassen. Erst durch seine Erfindung ist es Anfang dieses Jahrhunderts möglich gemacht worden, auch die größten Fördermaschinen und Umkehrwalzenstraßen wie einen beliebigen gleichmäßig belasteten Motor an jedes Kraftwerk anzuschließen, wenn nur dessen Leistungsfähigkeit zur Deckung des mittleren Energieverbrauches der angeschlossenen Anlage ausreichte. Dadurch ist die Möglichkeit gegeben worden, jene so außerordentlich unwirtschaftlich arbeitenden Maschinen in wirtschaftlich günstig arbeitende umzuwandeln. Diese Tatsache genügt für uns, daß wir I. dauernd zu den ersten Ingenieuren unserer Zeit rechnen und dies insbesondere auch dem Auslande gegenüber, das stets geneigt ist, die Verdienste großer deutscher Ingenieure unbeachtet zu lassen, immer wieder betonen müssen.

Berlin-Siemensstadt.

Wilhelm Philippi.

**Jaffé, Edgar**, a. o. Professor an der Handelshochschule in München, Finanzminister in der Regierung Eisner im Freistaat Bayern, \* am 24. Mai 1866 in Hamburg, † am 29. April 1921 in München. — Geboren als Sohn eines bekannten hamburgischen Großkaufmanns, besuchte Edgar J. eine Hamburger Schule und später das Realgymnasium in Gotha bis Obersekunda. Mit 17 Jahren trat er als Lehrling in ein Hamburger Exportgeschäft ein, worauf er seine kaufmännische Lehrzeit als Volontär bei verschiedenen Firmen in Frankreich und Spanien beschloß. 1888 trat er als jüngerer Teilhaber in ein von seinem Vater gegründetes Textilexportgeschäft in Manchester ein, wo er zehn Jahre blieb und sich jene gründliche Anschauung des englischen Geschäftslebens erwarb, die seinem späteren Hauptwerk über das englische Bankwesen und seiner akademischen Lehrtätigkeit zugute kam. Vom kaufmännischen Beruf unbefriedigt und damals schon, von noch unklaren Empfindungen den sozialen Fragen zugetrieben, siedelte J. 1898 nach Berlin über, um sich ganz seinen geistigen Interessen zu widmen. Von Philosophie, Religionsgeschichte und Geschichte ausgehend, geriet er bald in den Bannkreis der Ideen Friedrich Naumanns und schloß sich einer Schar jüngerer Nationalökonomien aus dem Schmollerschen Seminar an. J. wandte sich ganz der Nationalökonomie zu, hörte insbesondere bei Schmoller, Sering und Wagner und lieferte noch als Studierender für die Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik über die Heimarbeit Beiträge über die westdeutsche Konfektion- und die Zigarettenindustrie. Seinen sozialen Interessen entsprang sodann die Mitarbeit bei dem Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen, für dessen »Wegweiser für die Berufswahl« er einen Teil bearbeitete.

1901 promovierte er in Heidelberg mit einer Arbeit über die Arbeitsteilung im englischen Bankwesen. 1904 ging das Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik aus den Händen seines Begründers, Heinrich Braun, in seinen Besitz über. Die Zeitschrift wurde unter dem Namen »Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik« weitergeführt. Als Mitredakteure gewann er Werner Sombart und Max Weber. Besonders die Aussicht, den ihm freundschaftlich verbundenen Max Weber zu gewinnen und ihm gewissermaßen ein Organ zu schaffen, hatte ihn zu diesem Schritt angeregt. Das Braunsche Archiv hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Arbeiterfrage in ihrer kulturellen Bedeutung zu studieren, und zwar von vornherein unter starker Heranziehung des Auslandes; es war international und die wirklich erste interfraktionelle Zeitschrift des Faches. Ihr Arbeitsgebiet wurde nun prinzipiell erweitert: »Unsere Zeitschrift wird heute die historische und theoretische Erkenntnis der allgemeinen Kulturbedeutung der kapitalistischen Entwicklung als dasjenige wissenschaftliche Problem ansehen müssen, in dessen Dienst sie steht. Und gerade weil sie selbst von einem durchaus spezifischem Gesichtspunkt ausgeht und ausgehen muß: dem der ökonomischen Bedingtheiten der Kulturercheinungen, kann sie nicht umhin, sich im engen Kontakt mit den Nachbardisziplinen, der allgemeinen Staatslehre, der Rechtsphilosophie, der Sozialethik mit den sozialpsychologischen und den gewöhnlich unter dem Namen Soziologie zusammengefaßten Untersuchungen halten« — (Archiv, Neue Folge, Band 1, Geleitwort der Herausgeber). Auf Reisen in Österreich, Italien, Frankreich, Belgien und Holland knüpfte er zahlreiche persönliche Beziehungen an, die den Kreis der Mitarbeiter dieser hervorragendsten nationalökonomischen Zeitschrift, deren Bedeutung

immer mehr zu steigern sein besonderer Ehrgeiz war, weit über die deutsche Gelehrtenwelt hinaus vergrößerten. 1904 habilitierte sich Edgar J. in Heidelberg und las in den folgenden Jahren vorwiegend über Bank-, Börsen-, Geld-, Finanz- und Kreditwesen, Sozialpolitik und Sozialismus. Gleichzeitig erschien sein Hauptwerk: Das englische Bankwesen, in welchem der Verfasser die bedeutsamen Unterschiede zwischen dem englischen und deutschen Bankwesen herausarbeitete. J. präziserte mit seinem Werk die Stellung der Bank innerhalb der modernen Wirtschaft. 1909 erhielt er den Titel eines a. o. Professors und einen Lehrauftrag für Geld- und Kreditwesen an der Universität Heidelberg. Zusammen mit Geh. Rat Prof. Eberhard Gothein beteiligte er sich gleichzeitig intensiv am Ausbau der damals neugegründeten Handelshochschule in Mannheim. 1910 nahm J. einen Ruf an die neugegründete Handelshochschule in München an. Im Kriege wurde J. gleich nach der Besetzung Belgiens ein Jahr lang als wirtschaftlicher Sachverständiger speziell für die Abteilung Banken beim Zivilgouvernement Brüssel verwandt. Er arbeitete dort, unterstützt durch das Vertrauen, das auch belgische Handelskreise dem das Französische vollkommen beherrschenden, ihrer Lage objektiv gerecht werden den Mann entgegenbrachten, grössere Gutachten aus. (Der Belfried: 2. Jahrgang, 4. Heft: Die Zahlungsbilanz und die internationalen finanziellen Beziehungen Belgiens.) Seit dem zweiten Kriegsjahre wirkte er weiter an der Handelshochschule in München. Vom 1. April 1916 ab gab J. zusammen mit dem bayerischen Staatsminister D. v. Fraundorfer die Europäische Staats- und Wirtschaftszeitung heraus. In dieser Zeit entstanden eine Reihe wichtiger Publikationen sowohl im Archiv (Band 40) wie in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik (Band 156) — grundsätzliche Darlegungen zur Frage der Militarisierung des deutschen Wirtschaftslebens, der Rohstoffversorgung sowie insbesondere zu den Problemen der Kriegskosten deckung und der Steuerreform.

J.s durch frühere praktische kaufmännische Tätigkeit geschärften Einsichten entging die Verstrickung des deutschen Schicksals, die Rohstoffnot und die wirtschaftliche Aussichtslosigkeit der weiteren Kriegführung nicht — er wurde infolgedessen immer mehr dahin getrieben, zu einem baldigen Abschluß des Krieges zu raten. Nach der Waffenstillstandserklärung setzte sich J. in aller Öffentlichkeit mit Leidenschaft für eine Abdankung des Kaisers ein. Nach dem 9. November 1918 trat er auf Vorschlag Auers als Finanzminister in das Ministerium des neuen Volksstaates Bayern ein. J. glaubte sich als Fachmann und Wissenschaftler der konkreten Aufgabe der Neuordnung der bayerischen Finanzen nicht entziehen zu dürfen und hoffte, als Mitglied der Regierung Eisner temporisierend und ausgleichend wirken zu können. Die weitere Entwicklung der Dinge in Bayern, insbesondere nach der Ermordung Eisners, erwiesen sich jedoch stärker als er; es gelang J. nicht mehr, seinen Einfluß entsprechend geltend zu machen, wie ihm dies zu Lebzeiten des abstrakt-idealistischen Eisner zum Teil wenigstens gelungen war. Anfang April 1919 erklärte er daher, innerlich enttäuscht und gebrochen, wenige Tage vor der Ausrufung der Räterepublik seinen Austritt aus dem Ministerium und verließ Bayern. Vor der beabsichtigten Übernahme seiner alten Dozentenpflichten an der Handelshochschule erkrankte er und verschied nach längerem schweren Leiden am 29. April 1921.

Für seine internationale Anerkennung spricht, daß er bis zu seinem Tod als Korrespondent des »Fight the Fancine Council for Economic Reconstruction« geführt wurde.

Edgar J.s wesentliches Verdienst ist es, die Kenntnis über das Wesen und die Bedeutung der Banken verbreitet zu haben, insbesondere auf die in wirtschaftlicher Hinsicht wichtigen Unterscheidungen zwischen der englischen, deutschen, französischen, belgischen usw. Arbeitsweise und Teilung im Bankbetriebe hingewiesen zu haben. Seine Beiträge zur Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft werden ihre damalige Bedeutung auch für die Zukunft behalten, da sie als Ausdruck einer zum Sozialismus hinneigenden Natur den Versuch enthielten, die deutsche Kriegswirtschaft als organisierte planmäßige Gemeinschaftsordnung zu sehen und zu gestalten.

Literatur: E. J.s Schriften: Hausindustrie und Fabrikbetrieb in der deutschen Zigarettenfabrikation. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 86, III. — Das englische Bankwesen. Verlag Duncker & Humblot, 1. Aufl. 1904, 2. Aufl. 1910. — Die Militarisierung unseres Wirtschaftslebens durch den Krieg. Archiv für Sozialpolitik und Sozialwirtschaft, Bd. 40, 1915. — Grundsätzliches zur Frage: Kriegskostendeckung und Steuerreform. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 156, II, 1918. — Volkswirtschaft und Krieg, Tübingen 1915. — Das englisch-amerikanische und das französische Bankwesen. Grundriß der Sozialökonomik, Abt. V, Teil II. — Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland, Leipzig 1915 (Die Vertretung der Arbeiterinteressen im neuen Deutschland) — (Archiv, Bd. 40, I, 1915) — Das theoretische System der kapitalistischen Wirtschaft. — Die westdeutsche Konfektionsindustrie mit besonderer Berücksichtigung der Heimarbeit, Verein für Sozialpolitik, Bd. 86/III. — Deutsche Bankverwaltung in Belgien, Bankarchiv XIV, Heft 24. — Belgiens Stellung in der Weltwirtschaft, Bankarchiv XIV, Heft 19, 20, 21. — Finanz- und Steueraufgaben im neuen Deutschland. München und Leipzig 1919.

Heidelberg

Hans v. Eckardt.

**Knöpfler, Alois**, o. ö. Professor der Kirchengeschichte an der Universität München, \* in Schomburg (Württemberg) am 29. August 1847, † in Schomburg am 14. Juli 1921. — Alois K. gehört in den Kreis der katholischen historischen Tübinger Schule. Als einer der bedeutendsten Vertreter derselben hat er deren Geist und Traditionen weiter gepflegt und besonders nach der Seite des seminaristischen Unterrichtsbetriebes entwickelt.

K. wurde am 29. August 1847 im württembergischen Allgäu, in Schomburg bei Wangen, geboren. Nach der Absolvierung des Gymnasiums (in Ehingen und Rottweil) trat er im Herbst 1868 in das Wilhelmsstift in Tübingen ein, um Philosophie und Theologie zu studieren. Den stärksten Einfluß haben auf ihn ausgeübt: Hefele, der Kirchenhistoriker und berühmte Verfasser der Konziliengeschichte, den er noch bis Weihnachten 1869 hören konnte (Hefele war im Oktober 1868 zum Konsultor der Zentralkommission zur Vorbereitung auf das vatikanische Konzil berufen und im November 1869 zum Bischof von Rottenburg erhoben worden), Abele, der Exeget, und der Germanist Adalbert v. Keller. Auf Veranlassung des letzteren hat K. eine Preisaufgabe über den Verfasser des Nibelungenliedes bearbeitet und gelöst und den philosophischen Doktorgrad sich erworben. Am 3. August 1874 erhielt er nach Abschluß seiner theologischen Studien im Priesterseminar zu Rottenburg die Ordination durch Bischof Hefele, der auf dem Vaticanum gegen die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit aufgetreten war und als letzter der deutschen Bischöfe erst am 10. April 1871 die Konzilsbeschlüsse anerkannt und in seiner Diözese verkündigt hatte.

K. war nun fast zwei Jahre in der Seelsorge tätig als Vikar in Ravensburg. Ostern 1876 wurde er als Repetent für Kirchengeschichte an das Wilhelmsstift nach Tübingen berufen, wo er mit eisernem Fleiße seiner wissenschaftlichen Weiterbildung oblag und sich zugleich auf das Professoratsexamen für neuere Sprachen, Deutsch, Geographie und Geschichte vorbereitete. Vom Juli bis Dezember 1878 machte er eine Studienreise, welche ihn in die französische Schweiz bis Genf, nach Paris und London führte; und im Mai 1879 unterzog er sich dem Professoratsexamen. Journalistische Neigung und Tätigkeit hatten K. in Beziehung gebracht zu Dr. Max Huttler, der geistlicher Verleger der Augsburger Postzeitung und (bis 1875) bayerischer Landtagsabgeordneter war. Dieser hat nun den bayerischen Kultusminister Lutz auf den begabten jungen Tübinger Repetenten hingewiesen, der damals auch schon durch eine Rezension in der »Literarischen Rundschau« über Prof. Friedrichs Buch »Zur ältesten Geschichte des Primates in der Kirche« die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen hatte. Juli 1880 erhielt K., der inzwischen als der erste katholische Geistliche Württembergs Reallehrer an der Realschule zu Schramberg geworden war, einen Ruf als Professor für Kirchengeschichte und Patrologie an das Kgl. Lyzeum in Passau. »Nehmen Sie an . . . Tun Sie es der Sache zu lieb, daß wir wieder einmal Tübinger Edelreis aufgepfropft erhalten.« So schrieb ihm damals Huttler.

K. hat die auf ihn gesetzten großen Hoffnungen vollauf erfüllt. Während der fünfjährigen Lehrtätigkeit zu Passau bearbeitete er eine Kirchengeschichte der Vorreformationszeit von 1447—1517, welche im Jahre 1883 als 23. Band von Rohrbachers Universalgeschichte der katholischen Kirche erschien. Das Buch ist Bischof Hefeles zu dessen goldenem Priesterjubiläum gewidmet. Schon 1882 war K. von Hefeles mit der Neubearbeitung des V. Bandes der Konziliengeschichte (1073—1250) betraut worden. Nach vier Jahren (1886) war der neue Band von 1200 Druckseiten fertig. K. ist dadurch mit einem Schlage an die Seite seines großen Lehrers und mit in die vorderste Reihe der katholischen Kirchenhistoriker getreten. Noch bevor der Band erschienen war, hatte K. von Althoff einen Ruf nach Münster i. W. erhalten, den er ablehnte. Ein Jahr später (1886) kam dann der Ruf auf den durch Möhler und Dollinger so berühmt gewordenen Lehrstuhl für Kirchengeschichte nach München und damit auf einen Boden, wie er günstiger und fruchtbarer wohl nicht gedacht werden konnte. Während eines vollen Menschenalters war es K. beschieden, hier zu wirken.

Schon nach vier Jahren erschien — ich übergehe im folgenden die kleineren Arbeiten — 1890 die Neubearbeitung des VI. Bandes der Hefeleschen Konziliengeschichte (1250—1409 inkl.). Das Jahr 1891 brachte das Buch über die »Kelchbewegung in Bayern unter Herzog Albrecht V. 1550—1579«, womit K.s Arbeiten zur Reformationgeschichte übergingen. Im selben Jahre begann K. mit den beiden Kirchenhistorikern Schroers in Bonn und Sdralek in Münster die »Kirchengeschichtlichen Studien« herauszugeben. Als 1893 die Wahl zum Rektor der Universität auf ihn fiel, war er zu einem führenden Kirchenhistoriker auf katholischer Seite herangereift. Seine Rektoratsrede »Über Wert und Bedeutung des Studiums der Kirchengeschichte« hat Aufsehen erregt. Der hundertjährige Geburtstag Möhlers 1896 gab ihm den Anlaß, in einem eigenen Buche seinem großen Landsmann und Vorgänger ein Gedenkblatt der Liebe und Verehrung zu widmen. In den Jahren 1886—1901 hat K. nach dem Beispiele

Hefeles über hundert kirchengeschichtliche Artikel für das Herdersche Katholische Kirchenlexikon bearbeitet, von denen einzelne, wie die über »Kirchengeschichte« und »das Konzil von Trient«, ganze Abhandlungen waren. Auch mit zwei Neueditionen frühmittelalterlicher Werke, die schlecht herausgegeben waren, hat sich K. in diesem Dezennium von 1890 bis 1900 befaßt. Im Jahre 1890 erschien »Walafridi Strabonis liber de exordiis et incrementis quarundam in observationibus ecclesiasticis rerum«, eine Art Kompendium der christlichen Archäologie etwa vom Jahre 840. Zehn Jahre später, 1900, folgte die Edition der 819 verfaßten Schrift von Rabanus Maurus »De institutione clericorum libritres«; den Inhalt bilden Unterweisungen der Kleriker über ihre Ausbildung über ihre Standes- und Amtspflichten.

Eine Berufung K.s nach Freiburg i. Br. 1903 beweist die wachsende hohe Wertschätzung des Lehrers und Gelehrten. Wenn sein eigenstes wissenschaftliches Arbeitsgebiet auch das Mittelalter und die Reformationszeit gewesen ist, so hat er sich doch auch eingehend mit den Problemen der Urgeschichte der Kirche befaßt. Seine zweite Rektoratsrede von 1911 handelte über »Das Christusbild und die Wissenschaft«. Auch die allerneueste Kirchengeschichte hat ihn besonders interessiert; er trug sich mit dem Gedanken, eine größere Biographie Hefeles zu schreiben. Noch in den letzten Jahren seines Lebens hat er daran gearbeitet; das fertige Manuskript reicht bis zum Beginne der Konzilstätigkeit Hefeles.

An der Münchener Universität war K. eine der markantesten Gestalten und beliebtesten Persönlichkeiten. Er war zweimal deren Rektor, saß volle 21 Jahre als eines der geschäftskundigsten Mitglieder im akademischen Senat und war mehrere Male Dekan seiner Fakultät.

Je länger, desto mehr ist, namentlich seit 1900, die literarische Produktion K.s in den Dienst des kirchengeschichtlichen Unterrichts und der Ausbildung junger Forscher auf dem Gebiete der Kirchengeschichte getreten. Sein Lehrbuch für Kirchengeschichte, sein kirchenhistorisches Seminar mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten haben ihn in dem Dezenium von 1900 bis 1910 fast ganz mit Beschlag belegt. Als Lehrer hat K. das Größte und Beste in seinem Leben geleistet. Im Geiste Hefeles und im Anschluß an dessen Vorlesungen hat er die Kirchengeschichte vorgetragen. Und 1895 hat er, einem wirklich dringenden Bedürfnisse entsprechend, diese Vorlesungen herausgegeben als »Lehrbuch der Kirchengeschichte auf Grund der akademischen Vorlesungen von Hefele«. Von der Vortrefflichkeit und Beliebtheit dieses Lehrbuches zeugt die Tatsache, daß im Jahre 1920 die sechste Auflage gedruckt werden mußte, und daß das Buch auch ins Spanische und Ungarische übersetzt wurde. Wissenschaftlich noch wertvoller ist aber eine andere Tätigkeit auf dem Gebiete des kirchengeschichtlichen Unterrichts gewesen. Das war die Arbeit K.s in dem von ihm begründeten und reichlich ausgestatteten Münchener Kirchenhistorischen Seminar. Hier liegt wohl sein größtes Verdienst um die Kirchengeschichte. Seit seiner Berufung nach München wurde K. in immer steigendem Maße in Anspruch genommen durch die Ausbildung junger Theologiestudenten und Priester für die wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiete der Kirchengeschichte. Zu diesem Zwecke hat er das Kirchenhistorische Seminar an der Universität eingerichtet. Nach Überwindung starker finanzieller Hindernisse und manch anderer Widerstände hat K. dieses Institut zu großer Blüte gebracht. Es war, als er sein Lehr-



amt im Jahre 1917 niederlegte, dank der staatlichen finanziellen Mittel und dank der persönlichen Stiftungen und Schenkungen K.s so gut gestellt wie kein anderes kirchenhistorisches Seminar an einer katholisch-theologischen Fakultät Deutschlands. Durch letztwillige Verfügung hat K. seinem Seminar auch noch jene Bücher seiner eigenen Bibliothek vermacht, welche das Seminar noch nicht besaß. Ein Zeugnis von der ungemeinen Fruchtbarkeit und dem wissenschaftlichen Geist der seminaristischen Tätigkeit K.s sind die 1899 von ihm begründeten »Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München«. Sie umfaßten 1920 die Zahl von 45 Heften; das bedeutet, wenn man die Kriegsjahre abrechnet, einen Durchschnitt von drei gedruckten wissenschaftlichen Schülerarbeiten in einem einzigen Jahre. Ein enges persönliches Band hat sich um Lehrer und Schüler jeweils geschlossen; das zeigen die beiden Festschriften, die zu K.s 60. und 70. Geburtstag erscheinen konnten. An zwanzig seiner Schüler stehen bzw. standen in akademischem Lehramt an Universitäten oder Lyzeen; und viele andere pflanzen in anderen Lehrstellungen in Wort und Schrift das fort, was sie bei ihm gelernt haben. Man muß angesichts dieser Tatsachen von einer Münchener kirchengeschichtlichen Schule sprechen, die K. durch seine glänzende Lehrgabe und durch seinen nie rastenden Tatendrang gegründet hat.

Mit Vollendung seines 70. Lebensjahres hat sich K. vom Lehramt zurückgezogen in der Absicht, die ihm noch verbleibenden Jahre zu benützen zur Fertigstellung der Biographie Hefeles, zur Ausarbeitung einer Geschichte seines Kirchenhistorischen Seminars und, so die Kräfte noch reichen würden, zur Beschäftigung mit dem Konzil von Trient. Die Inangriffnahme dieser Arbeiten wurde aber verzögert durch die notwendig gewordene 6. Auflage seines Lehrbuchs der Kirchengeschichte und durch den Zusammenbruch unseres Vaterlandes seit dem Herbst 1918. Unter diesem hat K. unsagbar gelitten. Die Zeit seit Frühjahr 1919 brachte er meist auf seiner Villa im heimatlichen Schomburg zu, die er sich zu einem schönen Tuskulum geschaffen hatte.

Dort ist er am 14. Juli 1921 im Alter von beinahe 74 Jahren nach schwerem Leiden an einer Lungenentzündung gestorben.

Literatur: Nachrufe sind erschienen von Hochschulprofessor Dr. A. Bigelmair in Dillingen in der Literarischen Beilage zur »Augsburger Postzeitung« Nr. 33 vom 16. August 1921; von mir in der Literarischen Beilage zum »Bayerischen Kurier« Nr. 29 vom 23. Juli 1921 und (sehr viel umfangreicher) in dem von der württembergischen Kommission für Landesgeschichte herausgegebenen »Württembergischen Nekrolog für das Jahr 1921« (noch nicht gedruckt!). — Der literarische Nachlaß K.s ist in den Händen seiner Nichte, Frau Frieda Ulrich in Schomburg, Post Wangen (würtembergisches Allgäu). — Die Titel der beiden Festschriften lauten: 1. Festgabe, A. K. zur Vollendung des 60. Lebensjahres gewidmet von (folgen die Namen der 17 Mitarbeiter). Lentner, München 1907. 8<sup>o</sup>. VIII, 348 S. 2. Festgabe, A. K. zur Vollendung des 70. Lebensjahres gewidmet von seinen Freunden und Schülern folgen die Namen der 26 Mitarbeiter). Herausgegeben von H. M. Gietl und G. Pfeilschifter. Herder, Freiburg i. Br. 1917. Gr. 8<sup>o</sup>. VIII, 415 S.

München.

Georg Pfeilschifter.

**Körting, Ernst**, Dr.-Ing., \* 12. Februar 1842 in Hannover, † 4. Januar 1921 in Hannover. — Ernst K. wurde am 12. Februar 1842 in Hannover als dritter Sohn des Direktors des dortigen Gaswerkes geboren und wuchs auf dem Werke auf, in dessen verschiedenen Reparaturwerkstätten — Schmiede, Tischlerei,

Klempnerei — er ganz und gar zu Hause war. Da auf dem Werke auch Ammoniak gewonnen wurde, bekam er schon als heranwachsender Junge einige Einsicht in die Chemie, was ihm für später von Nutzen war.

Vom 6. bis zum 15. Jahre besuchte er die lateinische Realschule seiner Vaterstadt, die den Grund zu seiner technischen Laufbahn legte, für die ihm dann die polytechnische Schule in Hannover eine vorzügliche Lehranstalt darbot.

Da er mit der Schule in zu jugendlichem Alter fertig wurde, um unmittelbar auf das Polytechnikum überzugehen, arbeitete er zunächst anderthalb Jahre in den Reparaturwerkstätten der Hannoverschen Baumwollspinnerei und Weberei, wo er alle wünschenswerten Kenntnisse in Dreherei, Schlosserei und Modelltischlerei erwarb.

Im Oktober 1858 kam er auf die Vorschule zum Polytechnikum, da er für die Hauptschule immer noch zu jung war. Dort hörte er den Vortrag des Prof. Dr. Grelle über niedere Mathematik, dem er selbst große Wirkung auf sein Wissen zuschrieb, und kam 1859 völlig reif auf die Hauptschule, um dort alle Fächer, theoretisch wie praktisch, des Maschinenbaues, Eisenbahnbaues, Wasserbaues und der Architektur zu studieren, so daß er sein Staatsexamen in irgendeinem der vier Fächer hätte machen können. Er hatte mit großem Fleiß und Erfolg studiert, wie sein Abgangszeugnis bewies, war aber trotzdem kein Duckmäuser gewesen; hatte er doch als bester Schläger des Polytechnikums gegolten! Das liebste Studium war ihm das der Mechanik gewesen, die August Ritter damals in Hannover in einer Weise vortrug, daß alle Schüler, die lernen wollten, das Gelernte frei anwenden konnten. Ernst K. betonte selbst, daß er Ritter die Fähigkeit verdanke, jedes Problem so zu erfassen, daß er auf das Gesetz zurückging, von diesem auf die Methode und weiter auf die Ausführungsmittel kam, und dieser Fähigkeit schrieb er insbesondere die Erfolge in technischer und kommerzieller Beziehung zu, die ihm später beschieden waren.

Auf dem hannoverschen Polytechnikum folgten auf den neunmonatigen Jahreskurs jeweils drei Monate Ferien, die Ernst K. zu praktischen Arbeiten in den hannoverschen Eisenbahnwerkstätten als Schlossergeselle und in der hannoverschen Eisengießerei als Former-Volontär benutzte. Insbesondere der letzteren Tätigkeit legte er später hohe Wichtigkeit bei.

Im Winter 1864 legte K. das Staatsexamen im Eisenbahnmaschinenbau im Staate Hannover ab. Er hatte nicht die Absicht, in den Staatsdienst zu gehen, wollte vielmehr als Zeichner bei der Lokomotivfabrik von Georg Egestorff eintreten; zufällig bot sich ihm aber Gelegenheit, eine Stelle als bauleitender Ingenieur bei der Schweizerischen Gasgesellschaft in Schaffhausen für den Bau des Gaswerks in Pisa zu erhalten.

Am 1. April 1865 trat Ernst K. dort ein und blieb in Pisa bis Ende 1866, bis der Bau vollendet war. Diese Stellung war insofern für K.s ganze Zukunft entscheidend, als sie ihm das Gefühl völliger Selbständigkeit im Auslande verlieh und ihm zugleich das Bewußtsein der Überlegenheit der damaligen deutschen technischen Wissenschaft gegenüber der des Auslandes verschaffte. Auch hatte ihm die Stellung in Pisa Übung nicht allein in der italienischen, sondern auch in der französischen und englischen Sprache verschafft, so daß er sich auch in den betreffenden Ländern geschäftlich frei bewegen konnte.

Als der Bau in Pisa vollendet war, suchte und fand K. eine andere Stellung bei der schweizerischen Nord-Ost-Bahn in Zürich. Es kam aber nicht zur Aus-

führung seines ursprünglichen Auftrages, der auf die Anlage von Gaswerken für die Hauptbahnhöfe der Linie lautete, und so erstrebte K. den Übertritt zur maschinentechnischen Abteilung des Maschinenmeisters May, eines vorzüglichen Ingenieurs und erfinderischen Kopfes. K.s Gesuch wurde angenommen, und ihm wurde die Durcharbeitung von neuen Lokomotivtypen übertragen, die auf Grund einer Eigenanfertigung bei den verschiedensten Fabriken bestellt wurden. Die Aufgabe wurde gut gelöst, insofern das schließliche Istgewicht der Lokomotiven um nicht mehr als 150 kg vom Sollgewicht abwich.

Seine nächste Stellung erhielt K. bei der Nordbahn in Wien als Ingenieur erster Klasse beim Zentralinspektor Pecker, auf dessen Rat und Empfehlung er zunächst bei Alexander Friedmann in Wien eintrat, der Ingenieure für den Vertrieb seiner neu konstruierten Injektoren im Auslande suchte.

K. übernahm die Einführung in Italien und England. Klingender Erfolg war ihm so gut wie gar nicht beschieden; dagegen hat er nach eigenem Urteil alles dort gelernt, was er später an Geschäftskenntnissen im Leben nötig hatte, um sein technisches Wissen fruchtbar zu machen. Auch erweiterte er seine Lebens- und Menschenkenntnis.

Im Jahre 1869 konstruierte K. einen Injektor mit Zufuhr von Abdampf in die Mischdüse, der, nachdem er patentiert war, starke Verbreitung gefunden hat. Später traf K. in London seinen alten Verbindungsgenossen L. Schütte und faßte den Plan, mit diesem zusammen in Amerika ein Geschäft zur Verbreitung Friedmannscher Injektoren aufzutun, was alsbald verwirklicht wurde. Schütte studierte die Injektoren in Wien, und ging dann hinüber. Das Geschäft scheiterte aber daran, daß Friedmann sich weigerte, mit Wm. Sellers als dem Lizenznehmer der Giffard-Patente ein Abkommen zu treffen. Das führte zwar zu Weiterungen zwischen Friedmann und K., ihr Verkehr blieb aber erhalten.

Ernst K. hatte nun aber die Welt zur Genüge kennen gelernt, um sich auf eigene Füße zu stellen. So beschloß er, im Jahre 1871, zusammen mit seinem Bruder Berthold, der kaufmännisch ausgebildet war, ein Geschäft für Indikatoren und Dampfstrahlelevatoren zu gründen, und zwar in seiner Vaterstadt Hannover.

Aus der Praxis als Gastechniker kam K. alsbald der Gedanke, den Dampfstrahl zum Absaugen des Gases aus den Retorten zu benutzen, und am 2. Dezember 1872 konstruierte er den ersten Exhaustor zugleich mit selbsttätigem Druckregler, der seinem Zweck voll entsprach und in großer Menge Absatz fand, namentlich in England. Im gleichen Jahre (1872) brachte K. auf dem Gaswerk in Hannover einen Dampfstrahlelevator mit umgekehrter Wirkung — Dampfdüse als Wasserdüse, Wasserdüse als Dampfeintritt — an, um den Abdampf der Maschine zu kondensieren und ein Vakuum zu schaffen. Der Erfolg führte zu einer ganzen Reihe von Strahlkondensatoren, die in die Liste der Verkaufsgegenstände eingereiht wurden. Das Geschäft erforderte bald eine eigene kleine Fabrik, da die Beteiligung anderer nicht unbedenklich war. Damals konstruierte K. auch den ersten Wasserstrahl-Luftsaugapparat, der als Fischereidüse viel Absatz fand, um Luft durch Dampf in Wasserbehälter zu schaffen, wenn Druckluft fehlt. Sofern das möglich war, entschied der Preis stets zu gunsten des Injektors an Stelle der mechanischen Vorkehrung.

Die gemieteten Werkstätten genügten nur kurze Zeit, und so wurde denn schon 1872 eine eigene kleine Fabrik mit geliehenem Gelde des Vaters gebaut.

Das gab die Anregung zur Konstruktion von Dampfstrahl-Luftsauge- und Luftdruckapparaten, Unterwindgebläsen, Schmiedefeuergebläsen, Kohlensäure- und Nutschgebläsen für Zuckerfabriken, Wasserstrahlkondensatoren in großer Zahl. Zugleich entwarf Ernst K. die Verfahren zum genauen Messen der Leistung in einfacher, fast kostenloser Weise, die sich bis heute fast unverändert erhalten haben.

Im Jahre 1876 konstruierte dann K. den Doppelinjektor, Universalinjektor genannt; die Konstruktion ging von der Betrachtung aus, daß unter Druck auch sehr warmes Wasser noch Dampf zu kondensieren vermag. Der Apparat erzielte leicht Saughöhen bis 6 Meter und vermochte Wasser bis 70 Grad anzusaugen und zu speisen und fand sofort einen großen Markt. Im Anschluß an diesen Injektor brachte K. auch den Röhrenvorwärmer mit ganz engen Röhren auf den Markt, um Wasser mit Abdampf vorzuwärmen.

Ebenfalls im Jahre 1876 baute Ernst K. eine Eisengießerei für den Guß von Strahlapparaten, also in ganz kleinen Abmessungen. Um für diese Gießerei einen Füllartikel zu haben, entwarf er Rippenheizkörper verschiedenster Art, zu denen 1880 auch Rippenrohre hinzukamen. 1883 wurde die erste Formmaschine in Deutschland von K. erbaut, mit der die Fabrikation ganz erheblich verbilligt wurde. Am 22. Mai 1884 wurden dann die schrägrippigen Heizkörper patentiert, die ihrer gedrängten Form wegen viel Anwendung gefunden haben.

Bereits im Jahre 1881 wurde K.s Aufmerksamkeit zufällig auf Gasmaschinen gelenkt; er machte allerhand Explosionsversuche und baute einen ganz primitiven Explosionsmotor, der zur Not herumlief. Zusammen mit dem Ingenieur Lieckfeld baute er dann einen Zweitaktmotor mit Gemischpumpe, der im Wettbewerb mit dem Otto-Motor auf den Markt gebracht wurde. Als Neuheit zeigte er das Ventil als Abschlußorgan statt des Schiebers. Gestützt auf seine Erfahrungen an Strahlapparaten konstruierte K. den Freifall-Ventilzünder mit konisch erweitertem Zündrohr und ferner das Mischventil, durch das unter allen Umständen bei großer und geringer Geschwindigkeit eine gleichartige Brennmischung selbsttätig geschaffen wird. Obschon die Maschine von der Deutzer Konstruktion völlig verschieden war, griff die Deutzer Firma das Patent an. K. blieb nichts anderes übrig, als es zu verteidigen und seinerseits den Patentanspruch von Deutz anzugreifen, mit dem Erfolg, daß nach fünfjährigem Kampf im Jahre 1886 das Deutzer Patent in allen wesentlichen Ansprüchen vernichtet wurde. Die Bahn war nun frei, und der K.sche Gasmotor nahm sofort eine ganz gewaltige Entwicklung.

Am 30. März 1900 wurde K. dann der doppeltwirkende Zweitakt in praktisch möglicher Ausführung patentiert und damit wohl konstruktiv das Endglied im Gasmotorenbau geschaffen. Es wurde sofort auch eine 500pferdige Gasmaschine gebaut, die vollständig gelang. Die große grundsätzliche Schwierigkeit, die in dem Ausspruch liegt: ich kann nur verdrängen, wenn ich nicht mische, verlangte einen Ersatz der nach vorn gerichteten Bewegung durch eine wälzende Bewegung, die durch zwei einander schneidende Strömungen entsteht. Das wurde dem Patentamt, das Zweifel hegte, in einer einfachen Versuchseinrichtung mit Tabakrauch vorgeführt!

Die K.sche Gasmaschine ist anerkanntermaßen für Gebläse und Pumpmaschinen, wo ein langsamer Gang erforderlich ist, die betriebsicherste Groß-

gasmaschine, die sich nur deshalb für raschen Gang nicht eignet, weil die Ladung nur in einem Bruchteil eines Kolbenhubes hineingeschafft werden muß.

Im Jahre 1882 erfand K. den Strahlkondensator mit zylindrischer Kondensationsdüse und allmählicher Dampfeinführung in Einzelstrahlen, die in schräger Richtung den zentralen Wasserstrahl treffen. Ein Patent auf die Streudüse ward zwar erteilt, das auf die Kondensation aber versagt.

Schon 1875 hatte K. die Wasserdüse des Kondensators als einen Haufen von Einzelstrahlen ausgeführt, um die Berührungsfläche zwischen Dampf und Wasser möglichst groß zu halten. Die Einzeldüsenlöcher waren auf einer konkaven Kugelfläche gebohrt, und die Strahlen konvergierten nach dem Kugelmittelpunkt, wo sie sich zu einem vollen Einzelstrahl vereinten, der dann in gleicher Weise ins Freie trat wie bei Vollstrahlkondensatoren. Die Notwendigkeit geringen Wasserverbrauchs bei hohem Vakuum war aber damals noch nicht so zum Ausdruck gekommen, und die Konstruktion blieb liegen. Erst als die Dampfturbine mit den hohen Ansprüchen an Luftleere auftrat, suchte K. die Konstruktion wieder hervor und ließ sie 1907 als Vielstrahlkondensator patentieren.

Im Jahre 1908 endlich griff K. die Konstruktion eines Doppelinjektors an, der bis 40 v. H. der Höchstleistung von Hand reguliert werden kann. Er wird dadurch gekennzeichnet, daß die Dampfdüse übermäßig groß gehalten wird, so daß der geförderte Wasserstrahl noch einmal Wasser anzusaugen und in den Kessel zu schaffen befähigt wird.

Als die Firma Gebr. K. 1903 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde, blieb Ernst K. noch eine Zeitlang im Aufsichtsrat dieser Gesellschaft. Mit zunehmendem Alter aber zog er sich von der unmittelbaren Tätigkeit zurück. Er verbrachte die nächsten Jahre in Pegli in Italien, bis ihn der ausbrechende Krieg zur Rückkehr nach Hannover zwang, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1921 in stiller Zurückgezogenheit lebte.

Die vorstehenden Zeilen geben einen Anhalt, die Leistungen Ernst K.s als Ingenieur und Geschäftsmann zu würdigen und seine große Vielseitigkeit zu erkennen. Neben seinen eigenen Gebieten beherrschte er auch die übrigen Naturwissenschaften. Bis in sein höchstes Alter befaßte er sich außer mit technischen Aufgaben auch mit sozialen Fragen, die er in einer Reihe lesenswerter Aufsätze treffend bearbeitete. Sein Leitmotiv hat Ernst K. in den »Beiträgen zur Geschichte der Technik und Industrie« 1919 wie folgt gegeben: »Die Beherrschung der Mechanik ist für den Ingenieur meines Erachtens unumgänglich, wenn er selbständig schaffen, forschen und die Technik fördern will. — Mir hat sie die Wege geebnet und mich vor technischen Mißerfolgen geschützt, da ich stets den Weg des ‚Gesetzes‘ gegangen bin und geforscht habe, ehe ich konstruierte.«

Ernst K. war nicht allein ein erfolgreicher Ingenieur, sondern auch ein guter Geschäftsmann. Das bewies er schon im Beginn seiner Tätigkeit, als Alexander Friedmann dem 28jährigen Ingenieur, um ihn an sich zu fesseln, ein jährliches Einkommen von 20000 Gulden bot. Dieses für die damalige Zeit ungewöhnliche Angebot schlug aber K. in richtiger Erkenntnis seiner Fähigkeiten aus. Er wußte nicht allein zu konstruieren, sondern verstand auch durchaus, seine Konstruktionen der Praxis anzupassen. Aus allen seinen Arbeiten schaut seine klare, selbständige Denkweise hervor, kraft deren er die ihm gesteckten Grenzen

deutlich erkannte; zumal in den letzten Jahren, als seine Leistungsfähigkeit nach und nach erlahmte.

Die Technische Hochschule in Hannover hat ihren Schüler zum Ehrendoktor gemacht, der Verein deutscher Ingenieure verlieh ihm die Grashof-Denkmünze, der Verein deutscher Eisenhüttenleute die Carl-Lueg-Denkmünze, die Preussische Akademie des Bauwesens die Goldene Medaille.

Literatur: Eigene Niederschrift von Dr.-Ing. E. K. aus Pegli vom 20. Juli 1909, im Besitz des Vereines deutscher Ingenieure, Berlin NW 7. — V. d. I.-Zeitschrift, Jahrg. 1921, S. 189. — Stahl und Eisen, Düsseldorf 1921, I, S. 141.

Berlin.

Diedrich Meyer.

**Korum, Michael Felix**, Bischof von Trier, \* in Wickerschweier bei Kolmar 2. November 1840, † 4. Dezember 1921 in Trier. — Hervorgegangen aus einer bescheidenen Lehrersfamilie im Oberelsaß, versprach K. schon früh ganz Außerordentliches. Nach glänzenden Studien auf der Universität Innsbruck wurde er von Bischof Räß sogleich als akademischer Lehrer für den Theologennachwuchs der Straßburger Diözese berufen. In dieser Stellung, wie auch gleichzeitig als Prediger an der Kathedrale, lenkte er die allgemeine Aufmerksamkeit derart auf sich, daß ganz Straßburg es mit Genugtuung begrüßte, als er im Jahre 1880 zum Münsterpfarrer und Erzpriester ernannt wurde. Während des einen Jahres, das er an dieser Stelle verbrachte, hatte er in der Stille einen heftigen Kampf zu bestehen; er wehrte sich mit aller Macht nämlich gegen seine Ernennung zum Weihbischof und Koadjutor, erst für Metz, dann für Straßburg. Kaum war er als Sieger aus diesem Kampfe hervorgegangen, da rief ihn der Wille Leos XIII. auf den jahrelang verwaisten Bischofsstuhl von Trier. Es war die erste Bischofsernennung in Preußen seit Ausbruch des Kulturkampfes. Die verzweifelten Versuche des Münsterpfarrers, sich auch diesem Rufe zu entziehen, waren umsonst. Er mußte sich dem Willen des Papstes fügen und die Leitung der Diözese übernehmen, die mit am schwersten unter der Kulturkampfgesetzgebung gelitten hatte.

Es war ein Trümmerfeld, das der junge Bischof vorfand, und der Wiederaufbau erforderte seine ganze Kraft, die ganze gewaltige Begeisterung dieses, von seiner Mission durchdrungenen Priesters. Mit ruhiger, sicherer Hand ging er an die Arbeit, und es gelang ihm, nicht nur die vorhandenen Wunden auszuheilen, sondern auch die seelsorgerlichen Verhältnisse der Diözese den Bedürfnissen der Zeit entsprechend auszugestalten. Beim Beginn seiner Tätigkeit zählte das Bistum 940 000 Seelen in 731 Pfarreien mit 449 Pfarrern und 70 Kaplanen. Bei seinem Tode war die Seelenzahl um eine halbe Million gestiegen; die Zahl der Pfarreien war um 42 vermehrt worden, nicht eingerechnet 30 selbständige Vikarien. Und aus den 449 Pfarrern waren deren 739, aus den 70 Hilfsgeistlichen 279 geworden. Pfarrkirchen sind 250, daneben noch 80 größere Filialkirchen und eine große Anzahl kirchlicher und klösterlicher Anstalten neu entstanden; besonders auch sind die wichtigsten Diözesananstalten (Seminar, Konvikt, Generalvikariat) mit den modernen Anforderungen entsprechenden Neubauten so versehen worden, daß sie den gesteigerten Bedürfnissen für lange Zeit zu genügen vermögen. Auch der Trierer Dom, eines der interessantesten Baudenkmäler Deutschlands, erlebte unter K.s Regierung eine durchgreifende

Restaurierung. Im Beginne dieser durch zwei Jahrzehnte sich hinziehenden Arbeiten wurde auch der Grund gelegt zu einem Diözesanmuseum, das alle für die Kunst- und Kulturgeschichte der Diözese wichtigen Gegenstände aufbewahren, das Studium der kirchlichen Kunst und der gewerblichen Technik fördern und das Kunstgewerbe durch alte stilgerechte Muster und Vorbilder zur Nachahmung anregen soll. Auch für die Bestrebungen der profanen Altertumsforschung bewies der Bischof stets lebhaftes Interesse, wie er für alle derartigen Erwerbungen, Ausgrabungen und dergleichen allzeit eine offene Hand hatte.

Es ist leicht zu verstehen, daß die Lösung der dem Bischof gestellten Aufgabe nicht möglich war, ohne daß er auf mancherlei Mißverständnisse und Anfeindungen stieß. Es sei hier nur erinnert an die Angriffe, welche sich gelegentlich der Ausstellung des hl. Rockes (1891), die über zwei Millionen Pilger nach Trier zog, gegen ihn erhoben, und an den berühmt gewordenen Trierer Schulstreit. In letzterem war das Vorgehen des Bischofs nicht unbegründet; auch gegnerische Blätter mußten manche Beschwerde als berechtigt anerkennen. Rom traf in diesem Streite schließlich eine Lösung, die den Bischof fast zur Demission veranlaßt hätte.

Diese Kämpfe trugen ihm in manchen Kreisen den Vorwurf ein, als sei er ein Fanatiker des Machtbewußtseins, ein Eiferer, der an Streit und Zwietracht Freude fände. Diesen Vorwurf hat er nicht verdient. Es ist wahr, in den Grundsätzen ließ er nicht mit sich markten; nichts war ihm so zuwider, wie ein Kompromiß, der eine eindeutige Situation zweideutig machte. Aus dieser Anschauung heraus sah K. sich auch genötigt, in der Arbeiterfrage, im Gegensatz zu weiten katholischen Kreisen, an den Grundsätzen festzuhalten, welche die Bischöfe in ihrem Pastore vom Jahre 1900 ausgesprochen hatten. Er war gewöhnt, die Probleme nicht so sehr in ihren äußeren Symptomen zu schauen, als vielmehr immer an die eigentlichen Quellen heranzugehen und die großen Zusammenhänge der Einzelfragen und Nöte mit dem göttlichen Sittengesetze zu verfolgen. Seine Stellung in diesen Fragen wie auch in den Fragen der Politik entsprang vor allem den religiösen Interessen; diese waren für ihn stets das Ausschlaggebende. Wie entschieden der Bischof auch seinen Standpunkt jeweils vertrat, in der Form war er stets vornehm, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle. Wie die andersgläubigen Mitbürger Triers den Bischof einschätzten, bewiesen sie durch ihre großartige Teilnahmean den Huldigungsfeiern zu seiner Ehre, sowohl im Jahre 1906 als auch im Jahre 1915 und besonders 1921.

Trotz mancher Konflikte, die der Bischof mit der preußischen Regierung zu bestehen hatte, war sein Verhältnis zu derselben doch nicht ganz so, wie es zuweilen dargestellt wurde. Seine prinzipielle Charakterfestigkeit besiegte auch in diesen Kreisen nach und nach viele Vorurteile. Und sein gerades, ehrliches Vorgehen gewann ihm zuletzt endgültige Sympathien. »Mit K. weiß man immer, wie man dran ist; er handelt nach Grundsätzen, nicht nach Launen!«, äußerte einmal ein Oberpräsident, der zu seinen Gegnern zählte. Der letzte Kaiser hat den Bischof von Trier geschätzt, wenngleich er viele Vorurteile gegen ihn hegte. Auch bei seinem letzten Besuche in Trier, im Jahre 1913, wo er von der Bevölkerung so sympathisch aufgenommen wurde, brachte der Monarch die Vorurteile zum Teil noch mit und äußerte sie auch. Aber er verließ Trier und seinen Bischof auf das angenehmste enttäuscht, woraus er auch kein Hehl machte.

Der letzte Schleier des Mißtrauens beim Kaiser und der Regierung ist aber erst gefallen in der schweren Zeit und Not des Krieges und in den bitteren Tagen nach dem Zusammenbruch. Es ist allgemein bekannt, wie der Bischof damals als ein treuer Eckart zu seinem schwergeprüften Volke stand, wie er mit Würde und edlem Selbstbewußtsein die Sache seines Volkes vor den fremdländischen Machthabern vertrat.

Fast 80 Jahre war er alt geworden, da traf ihn auf einer Firmungsreise ein schlimmer Unfall, der ihn seiner rastlosen Tätigkeit entzog. Monatelang war der greise Bischof ganz hilflos; es war eine fürchterliche Prüfung für den arbeitsfreudigen Mann. Er erholte sich noch einmal so weit, daß er seine Amtsgeschäfte erledigen, ja sogar vor großen Versammlungen auftreten konnte. Er hatte die Hoffnung, daß er im Frühjahr seine Firmungsreisen wieder aufnehmen könnte. Am 4. Dezember 1921 empfing er noch zwei Lehrerdelegierte aus dem Saarrevier, mit denen er sich angelegentlich unterhielt. Als sie ihn verließen, wartete der Todesengel schon an seiner Türe. Eine Stunde später verkündeten die Domglocken die Trauerbotschaft, daß das Herz des edlen Bischofsgreises zu schlagen aufgehört hatte.

Sein Leichenbegängnis wurde zu einem wohlverdienten Triumphzug; es war fürstlich, königlich und inniglich. Die Tausende der Teilnehmer und die Abertausende derer, die den Weg umdrängten, sie alle bekundeten in Haltung und Wort: er war ein Großer! Er war ein Edler! Er war unser Stolz!

In seltener Einmütigkeit haben am Grabe des heimgegangenen Kirchenfürsten auch alle die Vertreter der verschiedensten religiösen und politischen Anschauungen den Degen gesenkt vor der erhabenen Größe dieses hohen Geistes, dieses edlen Herzens.

»*Dedimus vobis insignem episcopum!*«, so hatte Papst Leo XIII. einmal Trierer Geistlichen gegenüber sich geäußert. In dem kurzen Worte ist alles gesagt. Bischof K. war nicht nur groß an Vorzügen des Geistes — er war, nicht ein Gelehrter im eigentlichen Sinne, aber ein Mann von universaler Bildung, ein erstklassiger Kanzelredner, ein geborener Führer des öffentlichen Lebens, »*potens in opere et in sermone*« —, er war aber auch edel und gut. Alle seine hervorragenden natürlichen Eigenschaften hatte er in den Dienst seines Amtes gestellt. Man kann ihn nicht besser charakterisieren als mit dem Satze: Was immer er tat und unternahm, er tat und unternahm es als Bischof der katholischen Kirche.

Literatur: Korum, Wunder und göttliche Gnadenerweise bei der Ausstellung des heiligen Rockes im Jahre 1891, Trier 1894. — Unerbauliches aus dem Bistum Trier (Schulfrage), Trier 1903. — Die katholische Kirche und die modernen Reformbestrebungen, Trier 1902. — Das christliche Familienleben, Hirtenbriefe, Trier 1917. — Irenäus Themistor (Pseudonym für K.-Endres). — Die Bildung und Erziehung der Geistlichen, Köln 1884. — Schütz, Festschrift zum 25jährigen Bischofsjubiläum 1906. — Teschemacher, Ein deutscher Bischof, Erinnerungsgedanken an M. F. K. (Broschüre), München 1922. — Wies, Unseres Bischofs Jubelfest, Trier 1921. — Treitz, M. F. K., Bischof von Trier. Ein Lebens- und Zeitbild, Theatiner-Verlag, München 1925, 426 S.

Trier.

Jakob Treitz.

Lang, Viktor Edler v., Universitätsprofessor, Präsident der Akademie der Wissenschaften in Wien, \* am 2. März 1838 in Wiener-Neustadt (Niederösterreich), † in Wien am 3. Juli 1921. — L.s Vater war Steuerbeamter, später Be-



amter im Finanzministerium in Wien, ein für die Naturwissenschaften lebhaft interessierter Mann; seine Mutter eine geborene Perger, deren Bruder in der Geschichte der Wiener Revolution von 1848 als Exponent des freisinnigen Wiener Bürgertums eine Rolle gespielt hat. Das Adelsprädikat der Familie geht auf den Großvater L.s zurück, welcher Militärarzt war und dasselbe für besondere Verdienste um die Verwundetenfürsorge in den Napoleonischen Kriegen erhalten hatte. Die Neigungen des Vaters förderten die naturwissenschaftlichen Interessen des heranwachsenden Jünglings, der durch privates Studium über die Grenzen des in der Schule Gebotenen hinausgelangte, was zur Folge hatte, daß er dem Abgang vom Gymnasium, das ihn zuletzt sehr langweilte, mit Ungeduld entgegensah. Seine Universitätsstudien begann er in Wien, setzte sie in Heidelberg fort und promovierte 1858 in Gießen, nachdem er schon in den Jahren 1856 und 1857 einige selbständige Abhandlungen veröffentlicht hatte, zum Doktor der Philosophie. Ein Jahr später ging er nach Paris, wo er ein Jahr hindurch im physikalischen Laboratorium des *Collège de France* arbeitete. Der Einfluß Regnaults befestigte in ihm die Neigung zur messenden Physik, die in seinem wissenschaftlichen Leben eine bedeutende Rolle gespielt hat. Hier traf er neuerdings mit einem Wiener Studienfreund, Pietro Blaserna, der später Professor der experimentellen Physik in Rom war, zusammen. 1861 kam L. nach Wien zurück, an dessen Universität er sich nun für »Physik der Kristalle« habilitierte. 1862 ging er, einem an ihn ergangenen Rufe folgend, vorübergehend als Assistent an die mineralogische Abteilung des Kensington-Museums in London; er blieb hier zwei Jahre, mit kristallographischen Arbeiten eifrig befaßt. Den Antrag, in eine dauernde Stellung überzugehen, die sonst seinen Neigungen sehr entsprochen hätte, lehnte er ab, weil er zur englischen Hochkirche hätte übertreten müssen. Ein solcher Schritt erschien ihm aber nur möglich, wenn Überzeugung ihn diktierte.

Der Aufenthalt in Paris und London brachte ihm nicht nur vielfache, durch ein langes Leben fortdauernde Beziehungen zu den gelehrten Kreisen des Auslandes, aus welchen sich zum Teil starke persönliche Freundschaften entwickelten, sondern auch eine bedeutende Erweiterung seines Gesichtskreises und seiner Welt- und Lebensauffassung. So ward er ein Weltmann, der trotz seiner zurückhaltenden Ruhe es ausgezeichnet verstand, die internationalen wissenschaftlichen Beziehungen zwischen seinem Vaterland und den anderen Kulturstaaten zu pflegen und fester zu knüpfen. 1864 kehrte L. in die Heimat zurück, und zwar bereits als außerordentlicher Professor an der Universität in Graz; schon ein Jahr darauf wurde er als ordentlicher Professor der Experimentalphysik an die Universität in Wien berufen. Diese Lehrkanzel und die Leitung des mit ihr verbundenen Institutes hatte er bis zur Niederlegung des Lehramtes nach Erreichung der Altersgrenze (70 Jahre) und Zurücklegung des sich anschließenden »Ehrenjahres« durch volle vierundvierzig Jahre inne. 1866 wurde er korrespondierendes, ein Jahr darauf wirkliches Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften, in welcher er im Laufe der Jahre zu allen Ehrenstellen gelangte, die sie zu vergeben hat. 1898 wurde er zum provisorischen Sekretär der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse, 1899 zum Generalsekretär der Gesamtakademie gewählt. Nach dem Rücktritt Eduard Sueß' von der Präsidentschaft wurde er 1911 Vizepräsident und nach dem Tode des Präsidenten Böhm-Bawerk Präsident der Akademie. Diese Stelle legte er bald

nach Überschreitung des 80. Lebensjahres freiwillig nieder. An der Universität bekleidete er die Ehrenstelle eines Dekans der philosophischen Fakultät 1870, die des Rektors zweimal, 1884 und 1889.

Im Jahre 1871 wurde in Österreich durch ein Gesetz das metrische Maßsystem eingeführt und die Normaleichungskommission begründet, welcher die gesamten, mit der Umgestaltung des Maß- und Gewichtswesens verbundenen Arbeiten und das Eichwesen zugewiesen wurden. Für diese Kommission wurden Laboratorien eingerichtet, welche Präzisionsarbeiten auf dem Gebiete des Meßwesens ermöglichten, sie war die Verwahrerin der österreichischen Prototype des Meters und des Kilogramms. L. wurde Mitglied dieser Kommission, 1904 ihr Präsident. Im Zusammenhange damit wurde er 1871 zum Mitglied des *Comité international des poids et des mesures* ernannt, in welchem er durch Jahrzehnte hindurch sein Vaterland vertrat. Er nahm an den Jahressitzungen dieses Institutes, die in Paris stattfanden, regelmäßig teil. Durch die ständige hier gegebene Zusammenarbeit mit Vertretern der gesamten Kulturwelt wurden seine schon in der Jugend angebahnten Beziehungen zum Ausland bereichert und vertieft. Es knüpften sich dann noch solche neuer Art in dem Kartell der Akademien, welches L., dem das Gedeihen der Wiener Akademie sehr am Herzen lag, mit lebhaftester Anteilnahme zu fördern bemüht war.

Der Weltkrieg, bei dessen Ausbruch er 76 Jahre zählte, war für ihn ein äußerst schmerzliches Ereignis auch in persönlicher Beziehung; denn eine unübersteigbare Scheidemauer richtete sich auf zwischen ihm und seinen ausländischen Freunden. Wie er seinem Kummer über die Tragik des Krieges Ausdruck gab, ist für seine Beurteilung des Kulturzustandes und der Entwicklungshöhe der zwischenvölkischen Beziehungen ungemein charakteristisch. Wiederholt sagte er: »Es ist mir unbegreiflich, daß die Völker so dumm sein können, einen Krieg zu führen.« Diese Auffassung hinderte ihn aber nicht, an dem deutschen Schicksal den lebhaftesten und wärmsten Anteil zu nehmen, denn er empfand gut deutsch und hatte ein starkes Gefühl für das Unglück des deutschen Volkes und das Unrecht, das man ihm antat.

Sein Wirken als Forscher, Lehrer und Vertreter seines Landes bei internationalen wissenschaftlichen Unternehmungen fand von seiten der Staatsgewalt volle Anerkennung; von früheren Auszeichnungen, die hier nicht erwähnt zu werden brauchen, abgesehen, wurden ihm die höchsten möglichen Auszeichnungen zuteil: er wurde im Jahre 1905 ins Herrenhaus berufen und an seinem 80. Geburtstage zum Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt. Er schätzte derartige Auszeichnungen nicht als persönliche Ehrung, sondern als Ausdruck der Einschätzung der Bedeutung der Wissenschaft und legte aus diesem Grunde Wert auf sie. Die Wertschätzung, deren er sich im Auslande erfreute, ist ersichtlich aus dem Umstand, daß er Ehrendoktor von Oxford war; sie zeigte sich in großartigster Weise anlässlich seines 70. Geburtstages, zu welchem ihm die namhaftesten Physiker aller Länder ihre Glückwünsche übersandten.

Einer vorzüglichen Konstitution und Gesundheit sich erfreuend, gelangte L. zu hohen Jahren, erst in der letzten Zeit von Altersbeschwerden gequält. Er starb am 3. Juli 1921 in Wien und wurde in Baden bei Wien bestattet.

L.s wissenschaftliches Gesamtwerk läßt sich in verschiedene Gruppen teilen. Seine erste Liebe galt der Kristallographie, er blieb ihr durch das ganze Leben

treu, und als er sich im Ruhestande von der experimentellen Physik zurückgezogen hatte, widmete er seine Muße der kristallographisch-optischen Untersuchung von Mineralien und künstlichen Erzeugnissen der chemischen Forschung. Schon mit 18 Jahren beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die Struktur des Quarzes, und zwei Jahre später schloß er eine gemeinsam mit Grailich durchgeführte Arbeit »Physikalische Verhältnisse der kristallisierten Körper« ab, in welcher der Einfluß der Substanz und der Kristallform auf die physikalischen Eigenschaften der Kristalle studiert und Mitteilungen über die Elastizitätsachsen und die magnetischen Eigenschaften der Kristalle des rhombischen Systems gemacht wurden. Im Jahre 1866 veröffentlichte er sein Lehrbuch der Kristallographie (Verlag Braumüller, Wien), in welchem er eine strenge und systematische Darstellung dieser Wissenschaft gab. Der kristallographischen Forschung schenkte er zwei Meßinstrumente, ein Goniometer und einen Apparat zum Messen der Achsenwinkel.

Die kristallographischen Studien führten ihn, nachdem sich sein Interesse auf das Gebiet der Physik zu erstrecken begann, sozusagen zwangsläufig zur Kristalloptik und Optik überhaupt. Es fesselten ihn vor allem die Doppelbrechung und die Polarisationserscheinungen, die Zirkularpolarisation und die Dispersion in Kristallen. Dazu kommen kleinere optische Arbeiten. Besondere Erwähnung verdient die Konstruktion eines Spektrometers. Seine optischen Arbeiten lenkten die Aufmerksamkeit auf seine Person, als man für eine Neuauflage von Beers Optik einen würdigen Bearbeiter suchte. L. unterzog sich dieser Aufgabe und schloß mit derselben seine optischen Arbeiten ab.

Sein Interesse wendete sich nun der Elektrizitätslehre zu. Ehe seine Tätigkeit auf diesem Gebiete besprochen wird, möge seiner Arbeiten auf den übrigen Gebieten der Physik gedacht werden, die sich nahezu über den ganzen Zeitraum seiner Forschartätigkeit verteilen. In seine Jugendzeit fällt eine Untersuchung über die Querschwingungen eines elastischen Stabes; 1878 beschäftigt er sich mit tönenden Luftsäulen und zeigt, daß die Abgabe der Schallenergie an die Umgebung hauptsächlich in den Schwingungsknoten erfolgt. Hier ist auch seiner Mitarbeit an der internationalen Festlegung des Normal-a mit 435 Schwingungen zu gedenken. Er leistete hierfür auch experimentelle Vorarbeiten. 1891 wurde das österreichische »Stimmgabelverifikationsbüro« (mit diesem schrecklichen Namen wurde die Prüfungsstelle für Normal-a-Stimmgabeln beglückt!) eingerichtet und ihm unterstellt. 1899 bemerkt er die merkwürdige Erscheinung, daß die Tonhöhe eines gespannten querschwingenden Kautschukfadens ungeändert bleibt, wenn man die Spannung ändert; er studiert sie näher, untersucht auch die Längstöne und gibt die Erklärung der beobachteten Tatsachen. Zur physikalischen Mechanik zählen seine bekannte Untersuchung über die Reibung zwischen Wasser und Luft (1878) und seine Studien über die Fehlerquellen beim Senkaräometer, die ihn zur Konstruktion eines geistreichen Apparates, der Kapillarwage, führten. Zur Wärmelehre zählen eine Arbeit »Orientierung der Wärmeleitungsfähigkeit einachsiger Kristalle« (1866) und eine kleine Abhandlung zur Thermodynamik (1890), in welcher der Zusammenhang zwischen Dampfdruck, Oberflächenspannung und Elektrizierung untersucht wird. Der kinetischen Gastheorie nähert er sich mehr vom Standpunkt des Lehrers, er vereinfacht die Rechnung, indem er zeigt, daß es ausreicht, je ein Drittel der Moleküle als in drei zueinander senkrechten Richtungen sich

bewegend anzunehmen. Der Lehre vom Magnetismus ist die Feststellung der magnetischen Orientierung einer Anzahl einachsiger Kristalle hinzuzuzählen.

Der Elektrizität wendet er sich erst nach seinem 50. Lebensjahre zu. Auch hier ist er mit Apparatenkonstruktionen, einem Quadrantenelektrometer und einem Spiegelgalvanometer vertreten. Grundlegend sind seine Arbeiten über die elektromotorische Kraft des elektrischen Lichtbogens, an welche sich eine umfangreiche Literatur anschließt. L. gab für den internationalen Physikerkongreß in Paris 1900 ein Referat über dieses Problem. Die Entdeckungen von Hertz nehmen sein Interesse in starkem Maße gefangen. Er sucht die von Branly entdeckte Kohärerwirkung der Messung zugänglich zu machen, indem er Beobachtungen über die Widerstandsänderung des Kontaktes zweier Leiter durch elektrische Bestrahlung anstellt, wobei der Kontakt mikrometrisch geändert wurde. Dann stellt er einen Interferenzversuch mit elektrischen Wellen an, indem er das Quinckesche akustische Interferometer ins Elektrische übersetzt. Seine letzte Neigung galt den Wechselstromerscheinungen im weitesten Sinne. Er baute Apparate für die bequeme Darstellung derselben und konstruierte einen einfachen Modellapparat für die Herstellung eines Ferrarisschen Drehfeldes. War er hier wesentlich als lehrender Experimentator interessiert, so wendete er sich den elektrostatischen Drehfeldern vor allem als Forscher zu. Er gab eine sehr vereinfachte Anordnung für die Herstellung solcher Felder, die zugleich einen hohen Grad der Homogenität derselben in größerer Ausdehnung ermöglichte, und untersuchte dann das Verhalten verschiedener Substanzen in dem elektrostatischen Drehfeld, wodurch die Frage der dielektrischen Hysteresis neu aufgerollt wurde.

Endlich ist noch seines Lehrbuches der theoretischen Physik zu gedenken, welches 1891 in zweiter Auflage erschien (Verlag Vieweg, Braunschweig). Es war das erste Buch dieser Art und in engem Zusammenhang mit seinen Vorlesungen entstanden. L.s Bestreben ging darauf hinaus, in seiner zweiseimestrigen Vorlesung über Experimentalphysik ein geschlossenes Bild der gesamten Wissenschaft zu geben. Er veranstaltete dabei, wie sein letzter Assistent, Professor Ehrenhaft, festgestellt hat, über 4000 Versuche und Vorweisungen, zeigte aber auch in kurzen Ableitungen die wichtigsten theoretischen Zusammenhänge. Das Buch war darauf berechnet, den Anfänger überhaupt in den Geist der Wissenschaft einzuführen, für seine Hörer zugleich eine Ergänzung der Vorlesung.

In der experimentellen und in der theoretischen Methodik seiner Vorlesung war er ein unübertroffener Meister. Er hat gewissermaßen praktisch, aus dem Innersten seiner geistigen Konstitution heraus, betätigt, was Mach als Ergebnis erkenntnistheoretischer Untersuchungen formuliert hat: das Prinzip der Ökonomie. In experimentellen Dingen war es für den Jünger, aber noch viel mehr für den Kenner oft verblüffend, wie er komplizierte Anordnungen der ersten Urheber zu vereinfachen wußte, sie obendrein auch zugleich optisch klar übersehbar gestaltend. Dabei wurde auch gewöhnlich das Großteil der notwendigen feineren Handarbeit von ihm selbst ausgeführt, der Institutsmechaniker war nur Helfer für die gröbere Arbeit am Schraubstock und Drehbank; denn einen wirklichen Präzisionsmechaniker hat L. in seinem Institut niemals gehabt. Die Feinarbeit machte er selbst, einzelnes überließ er manchmal seinen Assistenten, welche dies als ein besonderes Zeichen seiner Anerkennung und seines Ver-

trauens zu würdigen wußten. Jede bedeutungsvollere neue Entdeckung wurde in L.s Institut sofort für die Vorlesung eingerichtet und auch den engeren und weiteren Fachgenossen in der chemisch-physikalischen Gesellschaft und im Verein zur Förderung des physikalischen und chemischen Unterrichtes (an Mittelschulen) entweder von ihm selbst oder von seinen Assistenten vorgeführt. Der genannte Mittelschullehrerverein, dessen Ehrenpräsident er war, lag ihm sehr am Herzen; es ist nicht abzuschätzen, wie sehr er durch das Medium dieses Vereines den Mittelschulunterricht gefördert hat. Wie mit den neuen Entdeckungen, so hielt es L. auch mit neuen Apparaten. Alles bedeutungsvolle Neue wurde angeschafft, so z. B. war L.s Institut das erste und lange Zeit hindurch einzige Institut in Österreich, das Lindes Maschine zur Luftverflüssigung besaß, es war das erste, welches ein Ultramikroskop anschaffte, usw.

Es bleibt dem Schreiber dieser Zeilen unvergeßlich, mit welcher inneren Erschütterung der Chemiker Hugo Weidel das erstemal der Luftverflüssigung zusah und, in einer Art Vorahnung seines frühen Todes, seinem Dankgefühl dafür Ausdruck gab, daß er dieses Wunder noch erleben durfte, und ebenso unvergeßlich, mit welcher Begeisterung Ludwig Boltzmann ein Goldsol im Ultramikroskop betrachtete. »Nun, es wird nicht mehr lange dauern, so wird man die Moleküle wahrnehmbar machen!«, also entrang es sich dem Busen des enthusiastischen Atomisten, als er das »Gewimmel« sah.

Durch diese Art, die neuesten Ergebnisse der physikalischen Forschung und Technik den Fachgenossen und auch weiteren Kreisen (im Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse) zugänglich zu machen, war L. der Mittelpunkt des physikalischen Lebens in Wien. Er machte nicht viel Aufhebens davon und sich kein Verdienst daraus, aber es ist Pflicht der Nachwelt, dieser Tatsache zu gedenken. Und wenn die heutige Generation der Wiener Physiker in großartigen Instituten, denen in der Gegenwart allerdings die Mittel karg zugemessen sind, hausen und arbeiten dürfen, so ist es nicht zum geringsten Teile das Verdienst L.s, der seine ganze lange Laufbahn als Forscher und Lehrer in einem Provisorium, das in einem Miethause bereitet war, verbringen mußte und das neue Institut erst im Ruhestande betrat, wo er sich dann noch einige Jahre mit seinen geliebten Kristallen beschäftigt hat.

Die hervorragendsten Züge seines Charakters waren allerstrengste unbeirr- bare Rechtlichkeit und Folgerichtigkeit. Er handelte nach Grundsätzen, ließ aber in jedem Falle, soweit es mit seinen Grundsätzen irgendwie vereinbart werden konnte, dem menschlichen Wohlwollen aus innerem Bedürfnisse Raum. Der Folgerichtigkeit und Festigkeit im Denken und Handeln entsprach die Treue auf moralischem Gebiete, die er in allen Verhältnissen bewahrte. Seine äußere Erscheinung, die durch männliche Schönheit bestach, erweckte in dem Menschenkenner auf den ersten Blick die Vorstellung einer bedeutenden Persönlichkeit, deren innere Beschaffenheit mit der äußeren übereinstimmen müsse. Ein nicht gewöhnlicher Humor, der mit seiner Wortkargheit in seltsamem Kontraste stand, gesellte der Würde seines Wesens einen Zug gewinnender Liebenswürdigkeit.

L. war mit einer Tochter des Astronomen, Direktors der Universitätssternwarte Karl v. Littrow, Ella v. Littrow, vermählt. Der Ehe entsprangen drei Töchter. Eine derselben, Frau Eugenia v. Paliczek, Wien III, Rochusgasse 11, verwahrt den Nachlaß ihres Vaters. Ein Porträt L.s findet sich im Almanach

der Wiener Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1922, eine Porträtbüste desselben ist im Besitze der Wiener Universität. Von der Einzelaufführung sämtlicher Veröffentlichungen L.s darf hier abgesehen werden, sie findet sich in Poggendorfs biographischem Lexikon und dessen Nachträgen.

Hadersdorf-Weidlingen bei Wien.

Anton Lampa.

**Lanz, Karl Wilhelm**, Dr. sc. nat. h. c., Großindustrieller, \* 18. Mai 1873 in Mannheim, † 18. August 1921 in Mannheim. — Nach dem Besuch des Gymnasiums seiner Vaterstadt und nachdem er seiner Dienstpflicht bei den Hagenauer Dragonern genügt hatte, studierte Karl Wilhelm L. das Maschineningenieurwesen an der Technischen Hochschule in Charlottenburg. Im Jahre 1897 trat er nach bestandenen Examen in die von seinem Vater gegründete landwirtschaftliche Maschinenfabrik ein.

Sein Vater, **Heinrich L.** (1838—1905), hatte im Jahre 1850 ein Unternehmen für landwirtschaftliche Maschinen gegründet, die er aus England und Amerika einfuhrte. Wenige Jahre später war es notwendig geworden, diesem Geschäft eine Reparaturanstalt anzugliedern. Auf Grund seiner umfassenden Kenntnisse der Bedürfnisse der Landwirtschaft und des gesamten landwirtschaftlichen Maschinenwesens und aus der Erkenntnis heraus, daß es richtiger sei, diese Maschinen im eigenen Lande zu haben, errichtete er eine Fabrik (1867), deren Bedeutung bald die aller anderen übrigen Fabriken übersteigen sollte. Zuerst wurden in seinem Unternehmen Handdreschmaschinen, Göpel und Futterschneidemaschinen hergestellt. Dann wurden Separatoren, Dampfdreschmaschinen und Lokomobilen gebaut; diese auch für gewerbliche und industrielle Zwecke. Die in der Fabrik hergestellten Maschinen fanden bald wegen ihrer hervorragenden Güte in der ganzen Welt Verbreitung und Anerkennung.

Im Jahre 1897, als Karl Wilhelm L. in das Unternehmen seines Vaters eintrat, wurden bereits rund 1200 Arbeiter beschäftigt. Unter der Leitung seines Vaters wurde L. während der nächsten Jahre in alle Einzelheiten der großen Fabrik eingeweiht, die sich stetig weiter entwickelte und vergrößerte. Als im Jahre 1905 sein Vater starb, war er dank der guten Führung mit allen Zweigen des großen Unternehmens eingehend vertraut und konnte selbst die Leitung in die Hand nehmen. Zu dieser Zeit waren in der Fabrik 1800 Arbeiter tätig.

Zeilunge der großen Nachfrage nach den hervorragenden Erzeugnissen der Firma war eine Verlegung der Herstellungseinrichtungen, die sich in der Vorstadt Schwetzing-Mannheim befanden, nach der Vorstadt Lobdorf-Mannheim notwendig geworden. Die hierher einberufenen Arbeiter waren bereits von seinem Vater in Angriff genommen. Das neue Werk zerfiel in zwei Teile: dem Nordwerk in dem Dampfdreschmaschinen, kleinere landwirtschaftliche Maschinen, Hand- und Göpeldreschmaschinen, Göpelmaschinen, Füllmaschinen, Reibungsmaschinen, Flößelmaschinen und Schneemäher und die Separatoren hergestellt wurden und dem Südwerk in dem die Abteilung für Lokomobilen eingerichtet war. Außerdem befand sich in dem Werk eine große Versuchsanstalt zur Prüfung der zur Verwendung kommenden Werkstoffe und ein Versuchsgelände, auf dem die hergestellten Maschinen ausprobiert wurden.

Zusammen mit den Mitarbeitern seines Vaters war L. in der Lage, das große Unternehmen weiter zu entwickeln. In zweifachen wurde die Fabrik Wey

erworben. Hierdurch gliederte L. dem Unternehmen den Bau von Erntemaschinen an. Ein weiterer Beitrag zur Industrialisierung der Landwirtschaft und zu den wirtschaftlichen Arbeitsverfahren war die Aufnahme des Motorpflugbaues. Die Firma erwarb hierzu das Patent Köscegi, das zum Gegenstand den Bau eines Landbaumotors nach den Grundsätzen der Fräsebearbeitung hatte.

In Rheinau bei Mannheim wurde im Jahre 1908 eine Luftschiffwerft errichtet, in der nach dem System von Prof. Schütte, Danzig-Langfuhr, starre Luftschiffe gebaut wurden. Das erste wurde 1911 fertiggestellt. Der Schiffskörper der Luftschiffe war ein steifes, fachwerkartiges Gerippe, das von einer Hülle umspannt wurde und im Innern eine Anzahl voneinander unabhängiger Gaszellen enthielt. Die Maschinengondeln, in denen Antriebsmotore untergebracht waren, und die Führergondel waren mit Hilfe von Drahtseilen und steifen Streben an das Gerippe angeschlossen. Das Gerippe wurde aus besonders verarbeitetem Holz hergestellt. Die Luftschiffe sind unter dem Namen Schütte-Lanz-Luftkreuzer in der ganzen Welt bekannt geworden und die mit ihnen erzielten Erfolge haben den Namen L. in alle Kreise getragen.

Während des Weltkrieges wurden die Luftschiffe von der Marine verwendet. Bei Schluß des Krieges ist infolge der immer größer werdenden Schiffsabmessungen auch Schütte-L. dazu übergegangen, Duraluminium als Baustoff für das Gerippe zu verwenden, und zwar in Form von Röhren, da das Holz den Einflüssen der Witterung nicht genügend widerstand. In Rheinau und in dem neugegründeten Werk Zeesen sind von Ende 1916 bis zum Ausgang des Krieges zahlreiche Klein- und Riesenflugzeuge gebaut worden.

Karl Wilhelm L. hat, beseelt durch den Geist seines Vaters, nicht nur das Fabrikunternehmen weiter geleitet und erweitert, er hat auch die gegründeten Wohlfahrtseinrichtungen für die Arbeiter und Angestellten weiter ausgebaut und darüber hinaus Wohlfahrtseinrichtungen für seine Vaterstadt und sein Vaterland geschaffen. Hierher gehören die bereits durch seinen Vater begründete Kasse für Kranken- und Familienunterstützungen und die Fürsorge für die in der Fabrik arbeitsunfähig gewordenen Arbeiter. Ferner wurde das im L.schen Park gelegene Heinrich-Lanz-Krankenhaus, in dem Kranke aller Stände aufgenommen und behandelt werden, geschaffen und am 17. November 1907 vollendet. In diesem Hause, das der Tätigkeit menschlicher Liebe gewidmet ist und bestimmt war, menschliches Leid zu lindern, ist Karl Wilhelm L. gestorben.

Neben den Arbeiten für die soziale Fürsorge muß auch dessen gedacht werden, was L. für die Wissenschaft getan hat. Denn die genaueste Beobachtung der wissenschaftlichen Entwicklung auf dem Gebiete der Landwirtschaft ist es gewesen, die dem Unternehmen eine Grundlage seiner Erfolge geschaffen hat. Um die engen Beziehungen zwischen Wissenschaft und Technik zu fördern, wurde durch eine Stiftung bei der ältesten Universität Deutschlands, Heidelberg, die Heidelberger Akademie der Wissenschaften im Jahre 1909 gegründet. Im gleichen Jahre ernannte die naturwissenschaftlich-mathematische Fakultät der Universität Heidelberg L. zum *Doctor scientiae naturalis h. c.*

In der Ernennungsurkunde wurde folgendes zum Ausdruck gebracht: »Die naturwissenschaftlich-mathematische Fakultät fühlt sich vor allem berufen, Ihnen durch die Verleihung des Ehrendoktors zu danken, weil sie Sie bis zu

einem gewissen Grade zu den Ihrigen rechnen darf, weil Sie als Leiter einer der größten technischen Betriebe gleichsam angewandte Naturwissenschaft treiben. Um so mehr wünschen wir, Sie in den Kreis unserer Ehrendoktoren aufzunehmen, als Sie jetzt durch Ihre Stiftung in uneigennütziger Weise mit weitblickendem Verständnis und klarer Einsicht dem Fortschritt der reinen Wissenschaft dienen, die in tiefer Arbeit, zunächst nur nach objektiver Erkenntnis strebend, schließlich doch durch ihre Tätigkeit tief in das Leben und Denken der Menschheit eingreift.«

Aber auch durch andere Leistungen hat Dr. L. die Wissenschaft gefördert. Er hat durch Schenkungen von Modellen und Zeichnungen landwirtschaftlicher Maschinen diesen Zweig der Technik an den technischen Hochschulen gefördert. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Prüfungswesen der landwirtschaftlichen Maschinen. Der Wunsch, auch die neuesten Entwicklungsstufen neuzeitlicher Technik zu unterstützen, führte zu weiteren Stiftungen. Erwähnt seien hier der Wanderpreis für Motorboote, der Lanzpreis der Lüfte, der Ermunterungspreis zur Unterstützung deutscher Ingenieure und Erfinder auf dem Gebiete der Luftschiffahrt.

Den Weltkrieg hat L. als Rittmeister an der Westfront mitgemacht. Er hat hierbei die landwirtschaftlichen Arbeiten der Heeresleitung durch seine Erfahrungen auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Bodenausnutzung weitgehend unterstützt.

Nach langem schweren Leiden ist L. am 18. August 1921 gestorben. Obwohl er in der Öffentlichkeit wenig hervorgetreten ist, hat er viel zur Förderung von Industrie und Wissenschaft geschaffen.

Literatur: P. Neubauer, Heinrich Lanz, 50 Jahre des Wirkens in Landwirtschaft und Industrie, 1859—1909; Die Technik in der Landwirtschaft, Bd. 2, 1920/21. — C. Matschoß, Männer der Technik, Berlin 1925; J. Schütte, Der Luftschiffbau Schütte-Lanz 1909—1925, München u. Berlin 1926.

Berlin.

Erich Gossow.

**Leonhard, Rudolf Karl Georg**, ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft, *Dr. juris et honoris causa i. leg.* der Columbia-Universität zu Newyork, Geheimer Justizrat, \* am 26. Dezember 1851 zu Breslau, † am 1. Januar 1921 ebenda. — Vater: Justizrat Joh. Osk. L., † zu Magdeburg; Mutter: geb. Sachs. Seit 15. März 1885 mit Clara, geb. Goll, verheiratet. Die Ehe blieb kinderlos. L. besuchte die Gymnasien zu Breslau, Beuthen (O.-S.) und Brieg, wo er 1869 das Abiturientenexamen ablegte, studierte dann die Rechte an den Universitäten Heidelberg, Berlin und Gießen bis Michaelis 1871. An letztere Universität zog ihn, wie er selbst erklärte, namentlich Ernst Eck, dem er seine wissenschaftliche Vorbildung vornehmlich verdankte. Am Feldzug 1870/71 nahm L. als Kriegsfreiwilliger teil und lag als Kombattant vor Paris. Er wurde später Premierleutnant der Reserve des Gardefüsilierrégiments. In Berlin bestand L. im Herbst 1872 die Referendarprüfung und trat am 6. Dezember 1872 in den preußischen Justizdienst. Am 18. November 1874 promovierte er in Berlin auf Grund der Dissertation *De natura actionis quae praeiudicialis vocatur* zum *Dr. juris*. Als Gerichtsreferendar arbeitete er vom Dezember 1872 bis zum Februar 1878 in Frankfurt a. O. und in Berlin. Das Assessorexamen bestand er im Februar 1878 mit dem Prädikate »gut«. Als Assessor war L., zuerst beim Kreisgericht Berlin,



bis 1879 im Amte und erhielt am 28. Januar 1880 antragsgemäß seine Entlassung aus dem Justizdienst. Er habilitierte sich am 13. Dezember 1878 an der Universität Berlin mit einer nicht veröffentlichten Schrift über die Begriffsmerkmale der juristischen Personen und war hier bis 1880 als Privatdozent für römisches Recht tätig. Für Ostern 1880 erhielt L. einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Göttingen und las dort, an der Seite Jherings, über Pandektenrecht, aber auch von Anfang an über Entscheidungen des Reichsgerichts sowie juristische Methodologie, wobei er Anleitung zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten gab. Er dozierte hier ferner über einige Reden Ciceros. Für Ostern 1884 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Halle, 1885 von hier nach Marburg mit einem Lehrauftrag für römisches Recht, preußisches Landrecht, Reichszivilprozeß und juristische Enzyklopädie. In Marburg bekleidete er im Studienjahr 1891/92 das Amt des Rektors der Universität. Zu Michaelis 1895 wurde L. an die Universität Breslau berufen, und zwar mit einem Lehrauftrag für römisches Recht und für den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Im Studienjahr 1902/03 war L. auch an der Universität Breslau *Rector magnificus*. Von hier aus wurde er im Jahre 1907 eingeladen, als sogenannter Kaiser-Wilhelm-Professor an der Columbia-Universität zu Newyork Vorlesungen zu halten. Diesem Auftrag folgte er 1907/08 und wurde durch Verleihung des Ehrendoktorats dieser Universität ausgezeichnet. L. war auch Ehrenmitglied des *Istituto di storia del diritto Rom., Catania*.

L. war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller (vgl. Schriftenverzeichnis am Schluß). Die Wissenschaften des Pandektenrechts und des deutschen bürgerlichen Rechts verdanken seiner geistvollen und von weitem Blick getragenen Arbeitsweise vielfache Förderung und reiche Anregung. Seit dem Inkrafttreten des BGB. gehörte seine Arbeit fast ausschließlich diesem Gebiet an. Hervorzuheben ist sein »Allgemeiner Teil des bürgerlichen Gesetzbuchs« (1900), mit dem L. als einer der Ersten erfolgreich bestrebt war, das Gesetz aus den Banden der Materialien zu befreien und seinen Stoff einerseits tiefer in den geschichtlichen Quellen zu verankern, andererseits dem Zweck des Rechts dienstbar zu machen, was besonders in den abstrakten Regionen des allgemeinen Teiles notwendig war. L. erlebte bald darauf die Freude, daß sein vor einem Vierteljahrhundert erschienenes Buch, »Der Irrtum bei nichtigen Verträgen« eine neue Auflage erforderte. Angesichts der inzwischen durchaus veränderten Rechtsgrundlage mußte es ein neues Buch werden. Er ließ es 1907 als Heft 22 und 23 in seinen »Studien« erscheinen und gab ihm den neuen Titel: »Der Irrtum als Ursache nichtiger Verträge. 1. Teil: Vertragsbestandteile und Irrtum. 2. Teil: Irrtumsfälle in den römischen Rechtsquellen«. Nicht der gemäß § 119 BGB. zur Anfechtung führende Irrtum bei Willenserklärungen ist der Gegenstand der Untersuchung, sondern die Lehre vom Konsens und Dissens beim Vertragschluß, hinsichtlich deren das Gesetz selbst keine unmittelbare Regelung enthält. Als richtig aufgestellt hat sich der Satz L.s erwiesen: »Die Nichtigkeitsfrage ist hier eine Auslegungsfrage« (I, S. 6). Es ist unzutreffend, L. als Erklärungstheoretiker zu bezeichnen. (Vgl. dagegen seine durchaus anders orientierten Ausführungen I, S. 119 und 121.) Schon L. sah seine Aufgabe vornehmlich darin, die Erheblichkeit des Willens gegenüber der Erklärung zu erweisen. Im Allgemeinen Teil, S. 463 f., lehrte er: »Die unzweideutige, nach ihrem Inhalt

ungewollte Erklärung gilt also nicht, weil der Empfänger ihr vertraut, sondern weil der Erklärende selbst es im Zweifel so will.« Er forderte hier: »Der Name Erklärungstheorie ist aufzugeben. Was in der Erklärungstheorie wahr ist, ergibt sich aus dem richtig gefaßten Willensdogma von selbst.« »Die Frage: ‚Wille oder Erklärung,‘ war falsch gestellt.« Diese Sätze L.s werden ihren Wert behalten. Übrigens bittet L. a. a. O., S. 464, Anm. 2 selbst, ihn in Zukunft nicht mehr als Vertreter der Erklärungstheorie anzuführen.

Seine tief aus den Quellen schöpfenden Institutionen des römischen Rechts, die er dem Andenken Jherings widmete, wollten getreu dessen Worten: »Durch das römische Recht hindurch, über es hinaus« auch Dienst am geltenden Recht sein. Deswegen glaubte L. den Stoff des römischen Rechts in Abweichung von den sonstigen Institutionenwerken auf einer der alten Legalordnung angepaßten Grundlage aufbauen zu müssen. L. sah die Institutionen als eine einleitende Übersicht über den Inhalt des nach Deutschland aufgenommenen Justinianischen Gesetzbuches an. Er wollte eine Art Kommentar zu Justinians Institutionen schreiben, der das Verständnis dieser vom Standpunkt des gegenwärtigen Denkens ermöglichte und in den Sinn ihrer Einteilung einführte, während die früheren Institutionenlehrbücher nach seiner Auffassung zwar im Aufbau, nicht aber im Inhalt über das römische Recht hinausgekommen waren.

Als Frucht von L.s amerikanischen Rechtsstudien, die er nach seiner Emeritierung besonders betreiben wollte, ist hier noch außer der Übersetzung von Holmes' in Amerika in hoher Geltung stehenden Sammlung von Abhandlungen der in der Festgabe für Siegfried Brie (Leipzig 1912) erschienenen Abhandlung: »Schiffe als Prozeßparteien. Ein Beitrag zur Begriffsbestimmung der juristischen Persönlichkeit« zu gedenken. Der Autor berichtet hier über eine eigentümliche Praxis der englischen und amerikanischen Admiralitätsgerichte, unter Umständen die Schiffe selbst als Prozeßpartei zuzulassen, um bei unerlaubten Handlungen von Schiffseuten, aber auch bei Vertragsschlüssen seitens des Personals die Schiffe in der Vollstreckung dieser Ansprüche haften zu lassen. Der amerikanische Oberrichter sagte in der Urteilsbegründung, daß es kein Verfahren gegen den Schiffseigentümer, sondern gegen das Schiff selbst sei. L. kennzeichnet diese Praxis als beachtenswerte außerordentliche Maßregel des Gläubigerschutzes. Er mahnt zur Beobachtung des ausländischen Rechtslebens und warnt vor übertriebenem Rechtsnationalismus (S. 9 f.). Und wenn L. hier sagt: »Dieses Großeuropa besitzt einen gemeinsamen juristischen Überlieferungsschatz, der ebenso tatsächlich ist wie das Sonderrecht der einzelnen Nationen, und an den sich seit Jahrhunderten ein übernationaler Wissenschaftsbetrieb anlehnt,« so werden auch diese Sätze ihren Wert behalten.

§ L. entwickelte neben dieser ergiebigen schriftstellerischen Tätigkeit eine sehr erfolgreiche Lehrtätigkeit. Er war ein glänzender Redner. Sein Vortrag fesselte die alten wie die jungen Juristen. In den vier Göttinger Jahren an der Seite Jherings war er im Gegensatz zu der von diesem bekämpften philologisch-antiquarischen Richtung zu einem bleibenden Anhänger der Zwecktheorie geworden. Vor den Augen der jungen Juristen, die in seine Digestenexegese strömten, erstand hinter den lateinischen *leges* durch die Kunst des Meisters das gesamte kulturelle Leben des alten Rom. Wo er Leistungen anderer zu be-

urteilen hatte, war er von höchstem Wohlwollen, immer ein Mensch, edel, hilfreich und gut.

**Literatur:** Versuch einer Entscheidung der Streitfrage über den Vorzug der *successio graduum* vor dem *Akkreszenzrecht* nach römischem Recht, 1874. — Inwieweit gibt es nach den Vorschriften der deutschen Zivilprozeßordnungen Fiktionen? 1880. — Irrtum bei nichtigen Verträgen nach römischem Recht., 2 Bde. 1882/83. — 2. Auflage unter dem Titel: Der Irrtum als Ursache nichtiger Verträge, 1907, als Heft 22 und 23 der Studien zur Erläuterung des bürgerlichen Rechts. — Rechtsfälle zum vergleichenden Studium des römischen Rechts und des preußischen Landrechts, 1887. — Die Universität Bologna im Mittelalter, 1888. — Roms Vergangenheit und Deutschlands Recht, 1889. — Irrtum als Nichtigkeitsgrund im Entwurf des BGB., 1889. — Eideszuschreibung im Familienrechtsprozeß, 1890. — Der Entwurf eines BGB. für das Deutsche Reich und seine Beurteilung, 1891. — Lebensbedingungen der Rechtspflege, 1891. — Die Anfechtbarkeit der Verträge für das Vermögen eines Dritten, 1892. — Institutionen des römischen Rechts. Ein Lehrbuch, 1894. — Der Erbschaftsbesitz, 1899. — Die Hauptziele des BGB., 1900. — Der Allgemeine Teil des BGB. in seinem Einflusse auf die Fortentwicklung der Rechtswissenschaft, 1900 (Guttentags Sammlung: Das Recht des BGB. in Einzeldarstellungen, Bd. 10). — Das neue Gesetzbuch als Wendepunkt der Privatrechtswissenschaft, 1900 (Studien zur Erläuterung des BGB., Heft 1). — Der Schutz der Ehre im alten Rom, 1902 (Breslauer Rektoratsrede). — Ecks Vorträge über das Recht des BGB., nach des Verfassers Tode durch Feststellung des Wortlautes fortgeführt und mit Anmerkungen versehen, 3 Bde., 1903, 1904. — Übersetzung von R. Saleilles, Einführung in das Studium des bürgerlichen Rechts, 1905. — Die Replik des Prozeßgewinns, 1905. — Stimmen des Auslands über die Zukunft der Rechtswissenschaft, 1906 (Heft 17 der »Studien«). — Der Verstoß gegen die guten Sitten, 1907. — Übersetzung von O. W. Holmes »The Common Law. Boston 1881«, Leipzig 1912. — Methods followed in Germany by the historical school of law, 1907. — The Vocation of America for the science of Roman law (Harvard Law Review. 26, 5.) 1913, Antrittsvorlesung an der Columbia-Universität. — Schiffe als Prozeßparteien, 1912. — Die deutsch-amerikanische Bewegung. Vortrag in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, Breslau 1915. — Der Einfluß der römischen Rechtsgeschichte auf die Kriegsgebräuche der Gegenwart. Festrede 27. Januar 1916.

L. verfaßte ferner mehrere Gutachten für den deutschen Juristentag: 1880 über das *constitutio possessorium*; 1882 über die unvordenkliche Verjährung; 1884 über die Haftung des Unternehmers für das Verschulden der Arbeiter; 1895: »Sind die Grundsätze des Entwurfes des BGB. 2. Lesung über eingetragene Vereine zu billigen?«. Er schrieb zahlreiche Aufsätze und Bücherbesprechungen für die Fachzeitschriften. — L. war ständiger Mitarbeiter von Pauly-Wissowa-Krolls Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften und trug eine große Anzahl Artikel für sie bei. Seit 1900 gab er »Studien zur Erläuterung des BGB.« (Breslau) heraus, von denen bei seinen Lebzeiten 37 Hefte erschienen.

Breslau.

Alfred Manigk.

**Leutwein, Theodor**, Generalmajor und Gouverneur a. D., \* am 9. Mai 1849 in Strümpfelbronn bei Freiburg i. Br., † am 13. April 1921 in Freiburg i. Br. — Theodor Gotthilf L. stammte aus einer evangelischen Familie. Er besuchte das Gymnasium in Konstanz, studierte zwei Semester Rechtswissenschaft in Freiburg. Am 16. Februar 1868 trat er als Avantagieur in das 5. Badische Infanterieregiment in Freiburg ein, am 15. Oktober 1869 wurde er zum Leutnant befördert. Den Krieg 1870/71 machte L. als Adjutant des 5. Badischen Landwehrbataillons mit. Nach dem Kriege verblieb er bei dem 5. Badischen Infanterieregiment in Freiburg; am 12. April 1877 wurde er zum Oberleutnant befördert. Von 1879—1882 war er in Berlin auf der Kriegsakademie und kehrte dann nach Freiburg in sein Regiment zurück. Am 15. Januar 1885 wurde er zum Hauptmann befördert. 1887 benutzte er eine längere Schweizer Reise, um

eine Abhandlung über die Schweizer Milizarmee zu schreiben, die in der Schweiz eine sehr günstige Beurteilung fand. Von 1887—1891 war L. Lehrer der Taktik an der Kriegsschule in Neiße, von 1891—1893 an der Kriegsschule in Hersfeld. Am 27. Januar 1893 wurde er zum Major befördert und in das 46. Infanterieregiment in Posen versetzt.

Durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 16. Dezember 1893 wurde L. zum Auswärtigen Amt kommandiert und noch im gleichen Monat vom Reichskanzler Grafen Caprivi in besonderem Auftrag nach Deutsch-Südwestafrika entsandt. Dort war der Reichskommissar Major v. François mit seiner kleinen Schutztruppe von 200 Mann in Kämpfe mit den Witbooi-Hottentotten verwickelt. L. erhielt den Auftrag, aus eigener Anschauung sich über die Sachlage sowohl in militärischer wie in administrativer Beziehung ein Urteil zu bilden und darüber zu berichten. Er traf am 31. Dezember 1893 im Schutzgebiet ein. Gemeinsam mit Major v. François unternahm L. Schritte, um die deutsche Schutzherrschaft im Namalande im südlichen Teil der Kolonie aufzurichten. Am 15. März 1894 wurde L. mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Landeshauptmanns beauftragt, während Major v. François nach vierjährigem Aufenthalt in der Kolonie sich in die Heimat zurückbegab. L. trat am 24. April 1893 den Vormarsch gegen den Kapitän Hendrik Witbooi, den Führer der Witbooi-Hottentotten, an, welcher sich im Naukluftgebirge befand. Ein Briefwechsel und eine persönliche Zusammenkunft zwischen L. und dem Hottentottenkapitän führten nicht zu der Unterwerfung des letzteren, sondern lediglich zu einem Waffenstillstand. Nachdem die erbetene Verstärkung der Schutztruppe um 250 Mann in Deutsch-Südwestafrika eingetroffen war, griff L. am 27. August mit 300 Mann und 2 Geschützen die in der Naukluft stehenden Witboois an. Deren Hauptstellung wurde erstürmt, jedoch schloß sich ein schwieriger Gebirgskrieg daran. Da die vorhandenen Kräfte zu einem Vernichtungsschlag gegen die Witboois nicht hinreichten, so entschloß sich L. dem Hottentottenkapitän einen Frieden unter milden Bedingungen zu gewähren. Am 15. September wurde der Schutzvertrag abgeschlossen, durch den sich Hendrik Witbooi der deutschen Herrschaft unterwarf, während ihm die Belassung seiner Waffen und Munition zugestanden wurde.

L. widmete sich nun der Befestigung und Ausdehnung der deutschen Schutzherrschaft im mittleren und südlichen Teil der Kolonie, dem Hereroland und Namaland. Am 27. Juni 1895 wurde er zum Landeshauptmann ernannt. Im Jahre 1896 brach der Aufstand der Khauas-Hottentotten aus. L. rückte gegen die Aufständischen vor und brachte sie nach einem Gefecht bei Otjunda-Sturmfeld am 6. Mai zur Unterwerfung. Die beiden Führer Nikodemus und Kahimma wurden wegen Anstiftung zum Aufstand zum Tode verurteilt und am 12. Juni erschossen.

Die Entwicklung der Kolonie wurde in den folgenden Jahren noch wiederholt durch Aufstände unterbrochen, welche jedoch auf einzelne Teile des Landes beschränkt blieben. 1897 brach der Aufstand der Afrikaner-Hottentotten aus, der aber schnell niedergeworfen wurde. 1897/98 erfolgte der ernstere Aufstand der Swartbooi-Hottentotten. Diese unterwarfen sich nach einem für sie verlustreichen Gefecht. 1898 kam es infolge der zur Waffenkontrolle eingeführten Gewehrstempelung zu Unruhen bei zwei Stämmen des Namalandes. Darauf rückte

L. mit Truppen dorthin. Es gelang ihm, ohne daß es zu Kämpfen gekommen wäre, die aufrührerischen Stämme zur Unterwerfung und zur Leistung einer Buße zu bestimmen. 1899 unternahm L. eine Expedition gegen den widergesetzlichen Hererohäuptling Tjetjo im Osten der Kolonie, 1900 eine solche in das Ovamboland im Norden. 1901 brach ein Aufstand der Bastard von Grootfontein aus, der jedoch mit schneller Niederwerfung und Aburteilung der Rädelsführer endete.

L. war gleichzeitig Landeshauptmann, welche Bezeichnung später in Gouverneur umgewandelt wurde, und seit dem 10. November 1897 Kommandeur der Schutztruppe. Er wurde 1899 Oberstleutnant, 1901 Oberst.

Als oberster Leiter der Zivilverwaltung hat L. sich bemüht, die Kolonie wirtschaftlich zu entwickeln. Die Einschleppung der Rinderpest 1897 gefährdete nicht nur die auf Viehzucht eingestellte Wirtschaft, sondern auch den auf Zugochsen angewiesenen Verkehr. Es wurde mit Beschleunigung eine Eisenbahn von dem Haupthafenplatz Swakopmund nach Windhuk gebaut. Die Eingeborenenverhältnisse boten große Schwierigkeiten. L. betrachtete als das beste Mittel zur Aufrechterhaltung des Friedens neben gerechter und wohlwollender Behandlung der Eingeborenen, ihnen den Besitz von Waffen und Munition zu erschweren. 1897 führte er das Regierungsmonopol für den Handel mit Waffen und Munition ein mit Zwang der amtlichen Abstempelung der vorhandenen Gewehre. Ebenso war er auch auf Verminderung der Alkoholeinfuhr bedacht. Mißstände brachte auch die wachsende Verschuldung der Eingeborenen gegenüber den Weißen mit sich, besonders gegenüber den im Lande herumreisenden Viehhändlern. L. wollte im Verordnungswege die Kreditgewährung verbieten; die im Jahre 1903 vom Reichskanzler erlassene Kreditverordnung führte dagegen eine einjährige Verjährungsfrist ein, was einen Kompromiß zwischen den Anschauungen des Gouverneurs und der Interessenten bedeutete. Dies hatte zur Folge, daß die Händler, um der Verjährung ihrer Forderungen vorzubeugen, mit aller Macht und mit allen Mitteln sich auf die Schuldeneintreibung unter den Eingeborenen verlegten. Dieses Vorgehen trug wesentlich zum Ausbruch des großen Hereroaufstandes bei. Die Hauptursache dieses Aufstandes, der von 1904 ab das Schutzgebiet durchloderte, war aber der Umstand, daß immer mehr Land in die Hände der Weißen kam, und daß die Eingeborenen sich mit der zunehmenden Besiedlung in ihrer Unabhängigkeit bedroht fühlten. L. war bemüht gewesen, diesen mit der Besiedlung einer Farmkolonie mit Weißen unvermeidlich verbundenen Vorgang nach Möglichkeit für die Eingeborenen zu mildern, indem er diese gegen die Verschleuderung des Stammeseigentums durch ihre Kapitäne zu schützen suchte und schließlich zur Bildung unveräußerlicher Reservate für die Eingeborenen schritt. Aber gerade diese letztere Maßnahme scheint vielfach mißverstanden zu sein und mit zum Ausbruch des Aufstandes beigetragen zu haben.

Im Oktober 1903 brach aus einem an sich geringfügigen Anlaß — Festnahme eines Kapitäns durch einen Leutnant wegen einer geringen Übertretung — der Aufstand der Bondelswart-Hottentotten im Süden der Kolonie aus. L. begab sich mit dem größten Teil der Truppe nach dem Süden; da brach plötzlich am 12. Januar 1904 der Hereroaufstand aus. Er begann mit der Ermordung der weißen Farmer und Händler und Plünderung der Farmen. Die von Weißen

bewohnten Plätze Okahandja und Omaruru wurden von den Herero eingeschlossen, aber von der ersten aus dem Süden herbeieilenden Kompagnie (Franke) entsetzt. S. M. S. »Habicht« sandte ein Landungskorps zur Hilfe, aus der Heimat wurden ein Marine-Expeditionskorps und weitere Verstärkungen gesandt. Doch gelang es L., obwohl er den Herero verschiedene Schlappen beibrachte, nicht, den Aufstand zu unterdrücken. In den Kämpfen, besonders bei Onganjira am 9. April und bei Oviumbo am 13. April 1904, zeigten die Herero eine bisher unbekannte Tapferkeit und Hartnäckigkeit. Es wurden nunmehr aus der Heimat beträchtliche Verstärkungen gesandt. Mit dem Oberbefehl wurde der Generalleutnant v. Trotha betraut. L. wurde durch Telegramm des Reichskanzlers vom 4. Mai davon verständigt und angewiesen, nach Ankunft Trothas lediglich die Geschäfte des Gouverneurs beizubehalten. Im Juni 1904 gab er das Kommando an Trotha ab. Im Süden erschien im Juli 1904 der Führer der in die Kapkolonie geflüchteten Bondelswarts, Morenga, wieder in der Kolonie und begann mit der Ausplünderung der Farmen. Schließlich fiel auch der 80jährige Hendrik Witbooi ab und richtete am 3. Oktober an sämtliche Hottentottenkapitäne die Aufforderung zum Anschluß. L. übernahm bis zum Eintreffen des für das Kommando im Süden bestimmten Obersten Deimling den Befehl gegen die Witboois.

Am 30. November 1904 trat L. die Heimreise nach Deutschland an. Am 22. April 1905 wurde ihm vom Kaiser der Charakter als Generalmajor unter Belassung à la suite der Schutztruppe verliehen. Durch Allerhöchste Order vom 19. August 1905 wurde er auf seinen Antrag in den Ruhestand versetzt.

L.s Politik und Verwaltung in Deutsch-Südwestafrika haben nach dem Ausbruch des Hereroaufstandes viele Angriffe erfahren. Richtig ist, daß er dabei nicht frei von Fehlern und Irrtümern gewesen ist. Aber er hat doch stets das rechte Ziel der Kolonisation vor Augen gehabt, wie er es nach dem Abschluß seiner Kolonialaufbahn in dem Vorwort zu seinem Werk »Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika« umschrieben hat: »Die Angliederung der Urbevölkerung und nicht deren gewaltsame Unterdrückung oder gar Vernichtung.« Wenn ihm die friedliche Erreichung dieses Zieles nicht gelungen ist, so lag das hauptsächlich an der Lage, die durch die Entstehung weißer Farmen in dem Gebiet von Unabhängigkeitsdrang beseelter Eingeborenen geschaffen wurde. Für die Kolonie würde es besser gewesen sein, wenn L. auch nach dem Wechsel im militärischen Kommando die oberste Entscheidung in den Eingeborenenangelegenheiten behalten hätte.

Nach seinem Abschied wohnte L. zunächst in Freiburg i. Br., erwarb dann ein Landhaus in Überlingen am Bodensee und zog dorthin. Verschiedentlich trat die Anregung an ihn heran, sich als Reichstagskandidat aufstellen zu lassen, doch kam dies nicht zustande, da er immer auf einer bürgerlichen Sammelkandidatur bestand. Etwa seit 1911 zog sich L. aus der Öffentlichkeit zurück 1919 zog er nach Freiburg, am 13. April 1921 ist er dort gestorben.

L. erfreute sich infolge seiner Art, sich zu geben und des Süddeutschen seines Wesens in seiner badischen Heimat großer Beliebtheit.

L. war zweimal verheiratet. Nur aus der ersten Ehe mit Frieda, geb. Mammel, Tochter des Kaufmanns Mammel in Freiburg, stammen Kinder, und zwar zwei Söhne und zwei Töchter. Der älteste Sohn Friedrich fiel als Hauptmann am 25. August 1914 vor Antwerpen. Der zweite Sohn, Hauptmann a. D.

Dr. Paul L., ist als kolonialpolitischer und außenpolitischer Schriftsteller hervorgetreten und hat die »Rednerschule für Weltpolitik« in Berlin gegründet.

Literatur: Gouverneur L. hat neben militärischen Aufsätzen aus früherer Zeit geschrieben: Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika, Berlin 1906. Im Jahre 1912 wurde ein Abschnitt aus diesem Buche in ergänzter Form als Band 5 von Voigtländers Quellenbüchern herausgegeben. Er veröffentlichte weiter zahlreiche Artikel und Aufsätze, darunter »Die Konzessionsgesellschaften« (Deutsche Revue, August 1906), »Zur Besiedlungsfrage« (Deutsche Revue, Juni 1908). Sein handschriftlicher Nachlaß befindet sich im Besitz seines Sohnes Dr. Paul L. in Berlin.

Berlin-Charlottenburg.

Heinrich Schnee.

**Löwenstein, Karl Fürst zu**, \* am 5. Mai 1835 zu Haid in Böhmen, † 8. November 1921 zu Köln am Rhein. — Allzufrüh verlor er beide Eltern, 1835 die Mutter und 1839 den Vater. Pflichtgetreue Vormünder ließen ihm eine echt christliche Erziehung zuteil werden. Er durchlief die gewöhnliche Studienbahn und beschloß diese auf der Universität Bonn. Größere Reisen weiteten sein geistiges Gesichtsfeld. 1858 übernahm er die Verwaltung seiner ausgedehnten Güter, 1859 vermählte er sich mit der Prinzessin Adelheid zu Isenburg-Birstein. Ein Töchterlein, die nachmalige Nonne Mère Benedicta der Abtei Solesmes, entsproß dieser Verbindung. Leider starb die innig geliebte Gattin schon 1861, einige Tage nach der Geburt des Kindes. 1863 vermählte er sich in Wien zum zweiten Male. Seine Wahl war auf die Prinzessin Sophie Liechtenstein gefallen. 36 Jahre lebte er mit ihr in glücklichster Ehe. Sie gebahr ihm acht Kinder. 1907 trat er, nachdem 1899 auch seine zweite Gattin gestorben und alle seine Kinder versorgt waren, in den Dominikanerorden ein und legte daselbst 1908 die feierlichen Gelübde ab. Im gleichen Jahre wurde der 74jährige zum Priester geweiht. Und am 8. November 1921 ist P. Raimundus, den die Welt als Karl Fürst zu L. gekannt, im Dominikanerkloster zu Köln gestorben.

Fürst L. war ein Mann im wahrsten Sinne des Wortes. Einfach und schlicht in Lebenshaltung und Kleidung und doch wieder ein Fürst vom Scheitel bis zur Sohle. Mannesmut und echte Demut, Duldsamkeit und wahre Frömmigkeit, unbeirrbares Pflichtbewußtsein und rastloser Arbeitsgeist zeichneten ihn aus. Dies und eine weitausschauende Welterfahrung, gepaart mit tiefer Menschenkenntnis, ließen ihn oft scheinbar Unmögliches glücklich durchführen.

Der Fürst war in sehr umfassendem Maße politisch tätig. Er war Mitglied der bayerischen Kammer der Reichsräte, der badischen Ersten Kammer, der württembergischen Kammer der Standesherrn, der Ersten Kammer der hessischen Landstände und des ersten Deutschen Reichstages. Er gehörte zu den Gründern der Zentrumsfraktion des Deutschen Reichstages. Das erste Programm der Zentrumsfraktion, das unter dem Motto: »*Justitia fundamentum regnorum*« die Grundsätze für die künftige Tätigkeit aufstellte, trug die Unterschriften: v. Savigny, Dr. Windthorst (Meppen), v. Mallinckrodt, Probst, P. Reichen-sperger (Olpe), Karl, Fürst zu Löwenstein, Freytag. Aber auch außerhalb des Zentrums hatte Fürst L. auf die parteipolitischen Dinge und Geschehnisse in Deutschland den nachhaltigsten Einfluß, besonders auf sozialpolitischem Gebiete. Sein Berater und Freund war schon im frühen Mannesalter der Mainzer Bischof Wilhelm Emanuel Ketteler gewesen, und mit anderen Führern der sozialen Bewegung, so dem Prinzen Alois Liechtenstein, dem Freiherrn Felix

v. Loë, dem Freiherrn Karl v. Vogelsang in Wien, stand er Zeit seines Lebens im regsten Briefverkehr. Mit ganz besonderem Interesse verfolgte der Fürst die Wirksamkeit des Freiherrn v. Vogelsang, der erstmalig Ende der siebziger Jahre im Wiener »Vaterland« seine sozialpolitischen Reformpläne zusammenhängend darlegte und erläuterte. »Ich kann Ihnen nicht sagen,« schrieb der Fürst am 21. Juni 1878 dem Grafen Leo Thun, »mit welcher Freude und welchem Interesse ich die sozialen und nationalökonomischen Artikel des »Vaterlandes« gelesen habe. Ich halte diese Ideen wirklich für epochemachend, und Gott gebe, daß sie Eingang finden, ehe es zu spät ist.« Kaum wurde durch das langsame Abbauen des kirchenpolitischen Kampfes in Deutschland die Bahn auch nur ein wenig für positive Arbeit frei, so ging der Fürst daran, die von Baron Vogelsang in Österreich vertretene soziale Bewegung »auch bei uns besser in Fluß zu bringen«, nachdem er 1880 schon auf dem Katholikentag zu Konstanz eine präzise Stellungnahme der gesetzgebenden Körperschaften zugunsten der arbeitenden Klassen nachdrücklichst gefordert hatte. Unter den Referenten der Konferenz, welche die vom Fürsten gegründete »Freie Vereinigung katholischer Sozialpolitiker« auf Schloß Kleinheubach 1886 abhielt, finden wir die Namen: Baron Vogelsang, Dr. Scheicher, Graf Blome. Und die genannte Vereinigung, zusammen mit der in den Jahren 1882 und 1883 in Rom unter dem Vorsitz der späteren Kardinäle Jacobini und Mermillod tagenden katholischen Studienkommission, führte zur Gründung eines weiteren Verbandes auf internationaler katholischer Grundlage, der »*Union catholique d'études sociales et économiques*« in Freiburg in der Schweiz, welche vom Jahre 1884 bis 1891 wirkte. Diesem Verbands gehörte aus dem Deutschen Reiche wieder vor allem Fürst L. an, der zugleich dessen Ehrenpräsident war. Den Arbeiten dieser Konferenz, deren Wiederaufnahme übrigens noch im Jahre 1893 in einer am 17. April unter dem Vorsitze des Fürsten in Rom abgehaltene Sitzung beraten wurde, kommt eine äußerst weittragende Bedeutung zu. Denn das Programm der internationalen Vereinigung, dessen einzelne Punkte früher vielfach umstritten waren, wurde durch die Arbeiterenzyklika Papst Leos XIII. zum Gemeingute der ganzen Welt. In dieser ernstesten sozialen Arbeit wurde auch die herzliche Freundschaft begründet, die den Fürsten mit mehreren hervorragenden Führern des katholischen Frankreich, besonders mit dem Grafen Albert de Mun, dem Marquis de la Tour du Pin und dem Industriellen Léon Harmel verband. Je tiefer Fürst L. in das Wesen der Dinge eindrang, um so klarer sah er in dem stets krasser auftretenden menschlichen Egoismus den Urgund aller sozialen Kämpfe. Seinem christlichen Empfinden widerstrebte es, den Fabrikarbeiter sozusagen ganz und gar als Eigenhörigen des Fabrikherren und den Landarbeiter gewissermaßen dem Grundbesitzer robotpflichtig zu sehen. Es war ihm fraglos klar, daß die sozialen Unruhen nur deshalb so gefährliche Dimensionen angenommen hatten, weil wirklich vielfach triftige Gründe zu Beschwerden vorlagen. Überdies verhehlte er sich keineswegs, daß durchaus nicht die Wohlhabenden allein die besseren, christlicheren, aufgeklärteren Klassen des Volkes repräsentieren, denn er stimmte völlig mit der Auffassung seines Veters, des Prinzen Alois Liechtenstein, überein, »daß die Ärmern und Besitzlosen, gerade weil sie die Massen der besteuerten Bürger darstellen, die eigentlichen Stützen des Staates sind«. Obendrein sah er, daß diese »von Haus aus keineswegs revo-



lutionär gesinnt seien; sie wollen nur bessere Löhne, kürzere Arbeitszeit, gesichertes Alter und Hebung ihrer materiellen, geistigen und Klassenstellung«.

Naturgemäß versäumte der Fürst keine Gelegenheit, diese Erkenntnis zur Grundlage praktischer Tätigkeit zu machen. Als Kommissär der deutschen Katholikentage verlangte er im Artikel 10 der Instruktionen »über die Gegenstände, welche teils durch Reden in öffentlichen Versammlungen, teils durch Anträge und Besprechungen in den geschlossenen Sitzungen behandelt werden sollen«, daß an sozialen und nationalökonomischen, wirtschaftlich brennenden Fragen zu beraten seien: »a) Reorganisation der Gesellschaft auf christlicher und korporativer Grundlage; b) Kapitalismus, Wucher und Zins, Plutokratie und Juden; c) die richtigen Grundsätze über Arbeitslohn . . .« Und in einem von ihm verfaßten Programmentwurf für die vereinigten katholischen Parteien in Bayern heißt es: »Auch auf dem sozialen Gebiete ist eine Heilung der schweren Schäden und Leiden unserer Zeit nur durch Rückkehr der wirtschaftlichen Gesetzgebung zu den Grundsätzen des Christentums möglich. Wir treten daher dem modernen Staat entgegen, der durch seine selbstsüchtige und unchristliche Wirtschaftspolitik zugunsten des Kapitals das Volk ausbeuten läßt. Wir erstreben: 1. Heilighaltung der Sonn- und Feiertage; 2. Anerkennung des christlichen Eherechtes; 3. Heilighaltung der Rechte der Familie, insbesondere bezüglich der Erziehung der Kinder; 4. Schutz des Individuums gegen das Überwuchern der Macht des Kapitals, insbesondere durch Erlaß von Wuchergesetzen nach dem Geiste des kanonischen Rechtes; 5. gleichmäßigen Schutz und Förderung der Rechte und Interessen aller Berufsstände, insbesondere der Grundbesitzer; 6. ein christliches Arbeiterrecht nach Vereinbarung mit den Arbeitern und Arbeitgebern . . .«

Immer wieder betonte der Fürst die Pflicht zur Arbeit als der Hauptquelle wirtschaftlicher Werte: »Wir sollen die zeitlichen Güter nicht brachliegen lassen, sondern sie durch Verwertung unserer persönlichen Kräfte und Fähigkeiten mehren.« Diese Vermehrung der Werte durch nutzbringende Tätigkeit »ist für jeden Menschen eine Pflicht gegenüber der Gesellschaft. Ohne Erfüllung dieser Pflicht gebe es keinen Wohlstand, sondern gar bald allgemeinen Ruin«. Mit besonderer Umsicht suchte sich der Fürst über die Frage der Erlaubtheit der Kapitalwirtschaft im allgemeinen und der Zinsennahme im besonderen zu unterrichten. Anfang der achtziger Jahre erbat er sich darüber Gutachten von hervorragenden Theologen, besonders vom Dominikanerpater Albert Maria Weiß und vom Jesuitenpater Lehmkuhl. Alle literarischen Erscheinungen, die Fragen von Kapital und Zins betrafen, verfolgte er mit größter Aufmerksamkeit, und bei den »Haider Konferenzen« nahm die Erörterung über dieses Thema einen außerordentlich breiten Raum ein.

Als Ideal einer gesetzgebenden Körperschaft erschien dem Fürsten die berufsständische Interessenvertretung; diese allein entspreche den Bedürfnissen der Zeit. Als Freiherr v. Loë im Winter 1895/96 mit seinem damals viel umstrittenen sozialpolitischen Programm an die Öffentlichkeit trat, hielt Fürst L. dessen Kern und Angelpunkt für durchaus richtig, nämlich den Gedanken, daß die »Atomisierung der Gesellschaft von Übel, und daß die Reorganisation der Gesellschaft durch Gliederung derselben und korporative Organisation neben Wiedererweckung des christlichen Geistes und Beobachtung des göttlichen Willens als Richtschnur für Gesetz und öffentliches und privates Leben

das einzige Mittel ist, um wieder zu gesunden, glücklichen sozialen Umständen zu gelangen«. Ihm schwebte vor, »daß sich die bürgerliche Gesellschaft nicht, einem losen Sandhaufen gleich, als eine unorganisch zusammengefaßte Menge von Individuen gestalten, sondern sich aufbauen müsse auf der Familie, um sich den einzelnen Berufsstellen entsprechend weiter zu gliedern zum Schutz und zur Förderung der Interessen aller, insbesondere der wirtschaftlich Schwachen. Durch eine solche berufsständische Organisation werde am erfolgreichsten eine gleichmäßige Zuwendung des Wohlstandes in weiten Kreisen, die Gründung gesicherter, selbständiger Existenzen und die Schaffung eines ausgebreiteten selbständigen Mittelstandes angestrebt«. Wiederholt sprach der Fürst diesen Gedanken auf den deutschen Katholikentagen aus, das erstemal 1879 in Aachen. »Ich habe die volle Überzeugung,« erklärte er dann ferner am 5. Juli 1904 in der badischen Ersten Kammer, »daß eine wahre, gesunde Volksvertretung erst erreicht werden wird, wenn sich die Berufstände gesellschaftlich wieder in Berufskörperschaften organisiert haben und wenn diese neu organisierte Gesellschaft eine berufsgenossenschaftliche Interessenvertretung haben wird.« Deshalb wünscht er auch in den Ersten Kammern Vertreter der Handelskammern und der Gewerbekammern sowie der Landwirtschafts-, Handwerks- und der Arbeiterkammern zu sehen, sobald solche erst einmal gesetzlich möglich sein würden. »Im Mittelalter waren es Geburtsstände,« betonte er, »das, was ich aber für die Jetztzeit als das zu Erstrebende und zu Erwünschende erachte, sind Berufstände oder, wenn man will, berufsgenossenschaftliche Gestaltung und Vertretung.«

Unbedingt lehnt er »den allmächtigen, absoluten Staat« ab, »der alles leitet, regelt und beherrscht, demgegenüber kein selbständiges Recht bestehen darf, während alles von seiner Gnade und Macht abhängt«. Gegen die Bestrebungen auf Schaffung des Staatsschulmonopoles führte der Fürst einen erbitterten Kampf. »Durch Anstalten und Institutionen helfend einzugreifen, wo die Kräfte des einzelnen nicht ausreichen, das ist Pflicht und Obliegenheit der weltlichen Obrigkeit.«

Gar kein Freund bürokratischer Gleichmacherei, verlangt er »vor allem Anerkennung des Grundsatzes, höchstes und bestes Recht in der Welt ist das Recht vor unserem lieben Herrgott und Verwerfung jener Uniformität, der als Ideal aller Staatseinrichtungen das Prokrustesbett erscheint: paßt er oder paßt er nicht, er muß hinein.« Der Staat, erklärt er, dürfe »nur dort zu Zwangsmaßnahmen greifen, wo es sich darum handelt, Rechte zu schützen, einen Zwang also nur ausüben, um eine Rechtsverletzung zu verhindern oder eine Rechtsverletzung wieder zu beseitigen. Über dies hinaus tritt das Recht des Zwanges für die weltlichen Behörden dann ein, wenn wichtige, nötige, dem allgemeinen Wohl erforderliche Dinge in Frage kommen«. Alle seine politische Tätigkeit bezweckte durch richtige Abgrenzung der Macht- und Einflusssphären immer nur eine Kräftigung des staatlichen Gefüges, niemals dessen Erschütterung.

Dem Fürsten war erstrebenswertes Ziel jeder politischen Tätigkeit, »mitzuwirken an der Wiederherstellung christlicher Grundsätze in allen Verhältnissen des öffentlichen Lebens, die Er kämpfung vollkommener Freiheit der katholischen Kirche auf kirchlichem Gebiete und ihre Anerkennung als eine vollkommen eigenberechtigte Gesellschaft«. Die These, »die weltliche Macht und

Autorität sei nur ein Ausfluß der geistlichen und stehe unter Oberleitung der letzteren«, lehnt er aber entschieden ab; demgemäß erklärte er 1907 anläßlich der in Bayern vom Zentrum ausgegebenen Stichwahlparole: »Mit den Sozialdemokraten gegen die Liberalen«, die dann tatsächlich dem bayerischen Liberalismus eine vernichtende Niederlage beibrachte, in einer Versammlung in München, »daß die Zentrumsparlei, als eine politische, nicht konfessionelle Partei, in rein politischen Angelegenheiten unabhängig sei von der Beurteilung der kirchlichen Oberen«.

Ebenso bemerkenswert wie diese kurz skizzierten grundsätzlichen Auffassungen des Fürsten sind seine Lösungsversuche verschiedener Einzelfragen.

So ist ihm »die Schule nur eine Hilfsanstalt für die Familie«. Er war der Meinung, die Volksschule sei »mit Lehrstoff überbürdet und sollte wieder auf den früheren Stand der reinen Elementarschule zurückgeführt werden«. Ganz besonders dringend erschien ihm die Notwendigkeit, daß die Gesetzgebung mit genossenschaftlichem Schutze zur Erhaltung eines bodenständigen Handwerks vorgehe. Handel mit handwerksmäßigen Produkten will er nur von Innungen, Korporationen, Meisterverbänden oder Meistern des betreffenden Handwerkes betrieben wissen. »Solange jeder Jude einen Schuhwarenladen betreiben und zu Schleuderpreisen seine Waren, die er gegen Spottgeld vom armen Handwerker sich liefern ließ, verkaufen und großen Profit einstecken darf,« schrieb er, »sind alle anderen Maßnahmen zur Hebung des Handwerks vergeblich.« Es seien daher alle Magazine und Verkaufsgenossenschaften der Handwerker mit den stärksten staatlichen Mitteln zu unterstützen. Überdies wollte er die von ihm angestrebte fachgenossenschaftliche Organisation auch für die gewerblichen Arbeiter in den Industrien eingeführt sehen.

Auch für Arbeiterinnenorganisationen verwendete er sich bereits äußerst lebhaft zu einer Zeit, da solche im katholischen Lager noch sehr mißtrauisch betrachtet wurden. Zum besseren Schutze der industriellen Arbeiter verlangte der Fürst nicht nur eine strenge Handhabe des Gewerbeaufsichtsgesetzes, sondern auch geregelte Fabrikinspektion, wobei ihm »erwünscht schien, daß der Fabrikinspektor auch ein Hörrohr habe, durch das ihm die Beschwerden der Arbeiter bekannt würden«.

Abgesehen von dieser sozialen und politischen Tätigkeit ist das Leben des Fürsten L. dadurch besonders markant, daß er an der Spitze jener katholischen Laien in Deutschland stand, die ihr Leben ganz in den Dienst der katholischen Religion und Kirche gestellt hatten.

Manche seiner Vorschläge sind allernmodernster Art, so z. B. der, man solle »bei Bemessung einer Strafe die Bestrafung je nach dem Vermögen desjenigen durchführen, der das Unrecht begangen hat«. Zur Begründung dieses Vorschlages führte er sehr zutreffend aus, »daß jedes feststehende Maß von Strafen in den ziemlich engen Grenzen des Maximums und Minimums, wie es jetzt die Gesetze uns geben, zum großen Teil eigentlich eine Ungerechtigkeit für die kleinen, schwachen Kräfte ist, während für diejenigen, die im Gelde schwelgen und reich begütert sind, die Strafe eine Bagatelle sei«.

Am bekanntesten wurde Fürst L. in der breiten Öffentlichkeit durch das Amt eines Kommissars der deutschen Katholikentage, das er von 1872 bis 1898 verwaltete. Als solcher war er an hervorragender Stelle im Mittelpunkte der katholischen Laienbewegung tätig. Ihm oblag die Führung im Kampfe für

die Unabhängigkeit des Papsttums und zugunsten der Lösung der »römischen Frage«; er stand in der vordersten Reihe bei Bekämpfung der Freimaurerei und des Duells. Unablässig war er besonders in der Kulturkampfzeit für die Unterstützung der Kirchen und Priester, der Klöster und Ordensleute tätig. Die beiden hervorragendsten Beispiele dieser Art von Tätigkeit sind: seine gastfreundliche Aufnahme des Bekennerbischofs Peter Josef Blum von Limburg auf seinem fürstlichen Schlosse Haid in Böhmen und die Errichtung der Benediktinerinnenabtei St. Hildegard bei Bingen. Seiner Tatkraft ist überdies die künstlerische Ausschmückung der deutschen Kapelle in Loretto zu verdanken, in der Ludwig Seitz das Porträt des Fürsten in einem Wandgemälde verewigt hat. In allen seinen Werken bewährte sich der Fürst als der ritterlichste »*Advocatus ecclesiae*«, auf dessen Schilde die Worte standen: »Ich diene«; irgendwelche Herrschsucht und eitle Bestrebungen lagen seinem demütigen Sinne völlig fern. Gerade diese absolute Lauterkeit in allen seinen Handlungen hat ihm die größten Sympathien bei seinen Mitarbeitern und allen deutschen Katholiken eingetragen.

Daß diese so sehr von übernatürlichen Gesichtspunkten geleitete Persönlichkeit schließlich als armer »Bruder Raimundus« im Predigerorden den Abend seines Lebens beschloß, ist nur der beste Beweis für die Folgerichtigkeit im Leben dieses seltenen Mannes. Mit Rührung verfolgt man die letzten 14 Jahre des Greises im Ordensleben, das nicht weniger groß erscheint als das frühere Schaffen und Ringen des hochverdienten Fürsten in der Welt.

Literatur: K. Fürst zu L. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Nach Briefen, Akten und Dokumenten. Von Paul Siebertz. München 1924, Kösel-Pustet. XV und 577 S.

Linz a. d. D.

Johann Knogler.

**Menger, Carl**, o. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Wien, \* am 28. Februar 1840 in Neu-Sandez in Galizien, † 26. Februar 1921 in Wien. — Carl M.s Vater betätigte sich in Neu-Sandez in Galizien als Rechtsanwalt. Die Männer der angeblich aus dem Egerlande stammenden väterlichen Familie wandten sich zumeist der Staatsbeamtenlaufbahn oder dem Offizierstande zu, woraus sich der erbliche Adel erklärt, den schon M.s Großvater mit dem Prädikate: Edler von Wolfensgrün führte. Aber M. und seine Brüder, der seit den siebziger Jahren als deutschliberales Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses im Vordergrund stehende Rechtsanwalt in Wien Max M. und der später durch seine hervorragenden juristischen und sozialwissenschaftlichen Werke berühmt gewordene nachmalige Wiener Universitätsprofessor Anton M., legten den Adel schon frühzeitig einverständlich ab. Die Mutter war die Tochter eines vermögenden Kaufmannes, der aus Böhmen nach Galizien übersiedelte, wo er eine Staatsdomäne angekauft hatte. M. besuchte die rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten in Wien und Prag. Schon als Student in Prag schrieb er für Prager und Lemberger deutsche Zeitungen, und in Wien, wohin er in der Mitte der sechziger Jahre zurückkehrte, setzte er seine journalistische Tätigkeit fort, die ihm schon früh die Beschäftigung mit volkswirtschaftlichen und staatsfinanziellen Problemen nahelegte, welche damals in Österreich wegen der einheimischen Vorgänge die öffentliche Aufmerksamkeit besonders stark in Anspruch nahmen. Er arbeitete sich auf diesem Gebiete immer mehr ein; im

Jahre 1871 unter dem Ministerium Auersperg in das Ministerratspräsidium berufen, wurde er im volkswirtschaftlichen Teile der amtlichen »Wiener Zeitung« beschäftigt, wo er die nationalökonomischen und staatsfinanziellen Tagesereignisse zu bearbeiten hatte. Eine Anzahl von Jahren vorher war er, um das volle Verständnis der erwähnten Vorgänge zu erreichen, daran gegangen, sich mit der Wirtschaftstheorie zu befassen, und die unbefriedigenden Eindrücke, die das Studium der volkswirtschaftlichen Literatur bei ihm hervorrief, die Einsicht, daß die herrschenden Auffassungen erfahrungswidrig und lückenhaft seien, bestimmten ihn, seine eigenen Ansichten zu entwickeln. Mit einer bei seiner vielfachen sonstigen Beschäftigung erstaunlichen Kraftleistung vollendete er im Jahre 1870 diese Darlegung seiner Ideen, die dann im Jahre 1871 unter dem Titel »Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Erster allgemeiner Teil« in Wien erschienen ist. Mit diesem Buche habilitierte er sich im Jahre 1872 als Privatdozent für politische Ökonomie an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Wiener Universität. Schon im folgenden Jahre zum außerordentlichen Professor in Wien ernannt, schied er aus dem Ministerium aus. Im Jahre 1876 wurde er zum Lehrer des Kronprinzen Rudolf für politische Ökonomie und Statistik bestellt und begleitete ihn dann auf seinen Studienreisen durch die Schweiz, England, Schottland, Irland, Frankreich und Deutschland in den Jahren 1877 und 1878. Im Sommersemester 1878 nahm er seine akademische Lehrtätigkeit in Wien wieder auf und setzte sie (seit Februar 1879 als ordentlicher Professor) mit großem Erfolge fort, bis zu seinem Rücktritt vom Lehramte, den er 1903, acht Jahre vor erreichter Altersgrenze, vollzog, um mehr Zeit für seine wissenschaftlichen Forschungen zu gewinnen.

Die »Grundsätze der Volkswirtschaftslehre« sind eine hervorragende Leistung, in der über grundlegende Probleme der Volkswirtschaft neue Ansichten entwickelt werden, die zu den damals herrschenden klassischen Lehren in vollem Gegensatz sich befinden, und schließlich als zutreffend von der Wissenschaft größtenteils angenommen wurden. So wird zunächst das Wesen des wirtschaftlichen Gutes erklärt, indem M. als dessen Merkmal die Tatsache in den Vordergrund stellt, daß die Gütervorräte im ganzen dem Bedarfe nicht genügen, eine Auffassung, die später unter der Bezeichnung der Knappheit der Güter zur Geltung gelangte. Er hat ferner die Welt der Güter nach deren Bestimmung gegliedert, in Ordnungen eingeteilt. Die erste Ordnung umfaßt die Güter, die unmittelbar Bedürfnisse befriedigen, z. B. Brot; Mehl gehört in die zweite Ordnung, Weizen in die dritte Ordnung usw. Die Güterqualität eines Gutes zweiter, dritter usw. Ordnung setzt die Verfügung über die komplementären Güter derselben Ordnung voraus, also zum Mehl müssen beim Bäcker hinzutreten: Feuerungsmaterial, Werkzeuge, Backöfen, Arbeitsleistungen, und indem jedes einzelne in dieser Weise durch die übrigen ergänzt wird, erlangt es die Gutsbeschaffenheit. Aber diese ist von der Gutsbeschaffenheit der entsprechenden Güter niederer Ordnung bedingt: Weizen von der des Mehles, dieses von der des Brotes. Der ganze Produktionsverlauf der Güter wird durch diese Betrachtung klar und es ist offenkundig, daß ein Gut höherer, also zweiter, dritter usw. Ordnung seine Gutsqualität nur daraus ableiten kann, daß es bei der Herstellung des Schlußgutes mitwirkt und daß die Gutsqualität des letzteren nicht davon abhängt, daß zu seiner Herstellung Güter höherer Ordnung aufgewendet wurden.

In Entfaltung der dargestellten Auffassungen gelangt M. in seinen weiteren Erörterungen zu höchst bemerkenswerten Ergebnissen. Die relative Seltenheit der wirtschaftlichen Güter hat zur Folge, daß man mit dem Verluste irgendeines Teiles des Besitzes an solchen Gütern eine Nutzenseinbuße erleidet. Damit ist der Begriff des subjektiven Wertes gewonnen, unter dem die Bedeutung konkreter Güter zu verstehen ist, daß wir bei der Befriedigung unserer Bedürfnisse von der Verfügung über sie abhängig zu sein uns bewußt sind. Das gilt von wirtschaftlichen Gütern erster wie höherer Ordnung. Wert ist also etwas anderes als Nützlichkeit, Güter, die in gesicherter überschüssiger Fülle arbeitslos zur Verfügung stehen, haben Nützlichkeit, aber keinen Wert. Der subjektive Güterwert, also die dem Einzelnen zu Bewußtsein gelangende Abhängigkeit von einem konkreten Gute, ist von der der Bedürfnisbefriedigung, die durch das Gut hervorgerufen wird, individuell beigelegten Wichtigkeit abgeleitet, und indem M. diese darlegt, entwickelt er das damals unbekannte psychische Gesetz, daß innerhalb einer Bedürfnisperiode jeder hinzukommende Akt der Befriedigung desselben Bedürfnisses als minder wichtig empfunden wird, als der vorausgehende, der mit einer Gütermenge gleicher Art und Größe vorgenommen wurde. Man hat zwischen der Wichtigkeit der Bedürfnisgattungen und der der einzelnen Regungen des Bedürfnisses in derselben Bedürfnisperiode zu unterscheiden; ist z. B. das Nahrungsbedürfnis einer Person wegen vorausgegangener Befriedigungsakte sehr abgespannt und das Rauchbedürfnis derselben Person im selben Zeitpunkte sehr angespannt, so wird eine Zigarre als wichtiger dem letzten Gang der Mahlzeit vorgezogen. Selbstverständlich kann der einzelne, je nachdem ihm für die Bedürfnisperiode mehr oder weniger von einer Genußgütergattung zur Verfügung steht, Bedürfnisregungen desselben Bedürfnisses von sehr verschiedener Wichtigkeit befriedigen. Für den subjektiven Wert der Teilmenge aus einem Gütervorrat ist maßgebend die Wichtigkeit der Befriedigung, auf die bei Verlust verzichtet werden müßte, und das ist die der unwichtigsten Bedürfnisregung, für die die Teilmenge in Betracht kommt. In demselben Sinne vollziehen sich die Erwägungen bei Erwerbung von Teilmengen einer Genußgüterart. Die subjektive Bewertung der Güter höherer Ordnung hängt von der des Genußgutes ab, das aus ihnen hervorgeht. Der subjektive Wert eines Gutes erster Ordnung bestimmt den der Gütergruppe zweiter Ordnung, aus der jenes hervorgegangen und das setzt sich für die weiteren in Betracht kommenden Gruppen von Gütern höherer Ordnung fort. Die damals herrschende Lehre machte den Wert der Genußgüter von den bei ihrer Herstellung erforderlichen Güteraufwendungen abhängig, eine unzulängliche Auffassung, die z. B. bei der Bewertung des Bodens als Produktionsgut und der Arbeit versagt. M. kehrt das Verhältnis um, indem der subjektive Wert der Güter höherer Ordnung von dem voraussichtlichen Wert der aus ihnen hervorgehenden Genußgüter bedingt ist. Er gibt auch die Methode an, um den Wert des Genußgutes auf die einzelnen Güter höherer Ordnung zu verteilen, die wegen der Komplementarität die Produktionsgütergruppe bilden, der das Genußgut entstammt, was dann auf alle Güter höherer Ordnung angewendet werden kann. Dadurch ist die einheitliche Erklärung des Wertes der Boden- und Kapitalnutzungen und der Arbeitsleistungen ermöglicht. Das oben erwähnte Gesetz der Nutzensabnahme wurde im selben Jahre 1871 von Jevons selbständig und im Jahre 1874, unabhängig von diesem und von M. von Walras

entwickelt. Nachträgliche Durchsichtung der Literatur hat ergeben, daß auf den abnehmenden Nutzen 1738 vom Mathematiker Bernouilli hingewiesen wurde, ebenso daß Bentham sich eingehend mit dieser Tatsache beschäftigt, ferner daß Dupuit sie im 19. Jahrhundert ausgesprochen hat. Aber das spielt keine Rolle. Das Buch von Gossen »Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs« usw. aus dem Jahre 1854, das dieses psychische Gesetz eingehend erörtert, ist den genannten drei neuen Forschern bei Abfassung ihrer erwähnten Werke nicht zur Kenntnis gelangt, überhaupt lange Zeit ganz unbeachtet geblieben, so daß man sagen kann, das Gesetz vom abnehmenden Nutzen sei in der entscheidenden Zeit unbekannt gewesen.

Die subjektiven Werte sind für die Preisbildung maßgebend, weil das, was der einzelne für ein Gut bietet oder verlangt, schließlich von seinen Nutzens-erwägungen bedingt ist. Die Lehre faßte das dabei zu lösende Problem früher häufig so auf, als handle es sich darum, die vermeintliche Wertgleichheit zwischen den ausgetauschten Gütern zu erklären, die es aber, wie M. feststellt, gar nicht gibt, weil Äquivalente im objektiven Sinne nicht bestehen. Eine solche Auffassung würde dem Wesen des Tausches und der subjektiven Natur des Wertes widersprechen. Die Preisbildung wird von M. bei isoliertem Tausch, bei Angebotsmonopol und bei freier Konkurrenz immer auf der Wertgrundlage in origineller, geistvoller Weise dargestellt, wonach er die wenig behandelte Frage der ungleichen Absatzfähigkeit der Güter erörtert, was ihn zur Geldtheorie hinüberleitet. Der Tauschzweck, so führt er aus, wird leichter erreicht, wenn der einzelne das Gut, das er abgeben will, zunächst gegen ein Gut besserer Absatzfähigkeit vertauscht und derartige Tauschakte bis zur Erreichung seines Zieles wiederholt. Durch die Häufung solcher Tauschgeschäfte wird allmählich ohne Übereinkunft der Beteiligten, ohne staatlichen Zwang, ja ohne Rücksichtnahme auf das allgemeine Interesse die Erscheinung zustande gebracht, daß eine gewisse Anzahl von Gütern, und zwar jene, die mit Rücksicht auf Ort und Zeit die absatzfähigsten sind, von jedermann im Austausch angenommen werden, deshalb auch gegen jede andere Ware umgesetzt werden können, und das Geld bilden.

»Die Grundsätze« hatten trotz ihres reichen Inhaltes, trotz der Neuheit der entwickelten Ideen und trotz ihrer strengen Wissenschaftlichkeit zunächst keinen Erfolg. Auf den deutschen Universitäten herrschte die geschichtliche Richtung der Nationalökonomie, die theoretischen Untersuchungen nur geringes Interesse entgegenbrachte und sich auf diesem Gebiete mit den haltlosen Ergebnissen der klassischen Doktrin begnügte. Im Laufe der Zeit hat sich die Beurteilung aus verschiedenen Gründen völlig geändert. Wie schon erwähnt, entwickelte Jevons in seinem fast gleichzeitig mit den »Grundsätzen« M.s erschienenen bedeutenden Werke »The theory of political Economy« eine auf der Nutzensidee beruhende, mit der M.s übereinstimmende Wertlehre; er betont ebenfalls die ungleiche Wichtigkeit der dem einzelnen für eine Bedürfnisperiode zur Verfügung stehenden Teilmengen eines Gutes, bezeichnet den jeweils wirtschaftlich gestatteten geringsten Nutzen als *final degree of utility* (Grenznutzen nach Wieser) und hebt dessen entscheidende Bedeutung für das Verständnis der wirtschaftlichen Erscheinungen hervor. Da in der englisch geschriebenen volkswirtschaftlichen Literatur die Auffassungen der deutschen geschichtlichen Schule über die Aufgaben der Nationalökonomie weit über-

wiegend nicht geteilt wurden und die Pflege der Theorie dort nie unterbrochen war, so fanden die Lehren von Jevons von vornherein Beachtung und schon früh Zustimmungen von gewichtiger fachmännischer Seite. Das wirkte natürlich auch zugunsten M.s. Dazu kommt, daß für dessen volkswirtschaftliche Lehren zwei bedeutende wissenschaftliche Kräfte eintraten, die besonders seine Wert- und Preistheorie in alle Einzelheiten verfolgten und derart ergänzten, daß sie ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet. So fügte Wieser die Kostenauffassung in die Grenznutzenlehre ein; Böhm-Bawerk (s. DBJ I, S. 3—7) hat ebenfalls die Wert- und Preislehre wesentlich ergänzt und sie in höchst wirksamer Weise dargestellt. Als Bestandteil in sein berühmtes Werk »Kapital und Kapitalzins« aufgenommen, fand diese Wert- und Preistheorie durch die englische und französische Übersetzung weiteste Verbreitung, was auch von der englischen Übersetzung des Wieserschen Werkes »Der natürliche Wert« gilt. Kennzeichnend für den Eindruck dieser Richtung ist das Buch von Smart: *An introduction to the theory of value on the lines of Menger, Wieser and Böhm-Bawerk*, aus dem Jahre 1891, das jetzt bei der vierten Auflage hält. Das Werk von Walras wirkte gleichfalls mit, um die neue Wertlehre zur Geltung zu bringen. Endlich fällt auch die Änderung der methodologischen Auffassungen ins Gewicht, zu der M. den Anstoß gab, was nun darzustellen ist.

Das Erkenntnisobjekt der älteren deutschen geschichtlichen Schule der Wirtschaftswissenschaften tritt gegenüber dem des neueren deutschen volkswirtschaftlichen Historismus in den Hintergrund. Dieser wandte gegen die klassische Nationalökonomie wie auch gegenüber dem Marxismus ein, daß sie von einer abstrakten Menschennatur ausgehen und auf dieser unwirklichen Grundlage ein System der Volkswirtschaft aufbauen, das nicht anders als unrichtig sein könne. So wie die psychische, fehle die Fundierung durch entsprechende Kenntnisse auf dem Gebiete der Wirtschafts- und Rechtsgeschichte. Daraus folge die Notwendigkeit von Einzelforschungen nach diesen Richtungen und es wird die Gewinnung partieller feststehender Wahrheiten als nächstes Ziel aufgestellt. Die Erfolge anderer Wissenschaften, die auf empirischem Wege gewonnen wurden, zeigen die einzuschlagende Richtung; bei der volkswirtschaftlichen Forschung sei die Enge des Horizontes und des verfügbaren Erfahrungsmaterials unverkennbar. Methodische Einzelarbeit, realistische Detailforschung in der Wirtschaftsgeschichte, der Wirtschaftspsychologie, wie bei Behandlung von Einzelgebieten trete an die Stelle der früheren Generalisationen; große langwierige Beobachtungsreihen und sorgfältig ausgeführte Materialsammlungen seien nötig, und zu wirtschaftlichen Gesetzen und sicheren allgemeinen Urteilen über Bewegungstendenzen könne man nur gelangen, wenn vorher eine große brauchbare Literatur hergestellt ist. Für die Nationalökonomie werde eine neue Epoche kommen, »aber nur durch Verwendung des ganzen historisch-deskriptiven Materials, das jetzt geschaffen wird, nicht durch weitere Destillation der hundertmal destillierten abstrakten Sätze des abstrakten Dogmatismus«.

Dieser für die deutsche Nationalökonomie jener Zeit maßgebend gewordenen Auffassung ist M. in seinem Buche: »Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der Politischen Ökonomie insbesondere« (Leipzig 1883) entgegengetreten. Es handelt sich übrigens in diesem Werke nicht um die Wege, sondern um die Ziele der Forschung auf volkswirtschaftlichem Gebiete.



Zu den Erörterungen über diese Fragen, die sich an das M.sche Buch anschlossen, ist zu bemerken, daß die ausschließliche Anwendung eines wissenschaftlichen Verfahrens, welches die äußeren volkswirtschaftlichen Tatsachen sammelt, um daraus Schlüsse abzuleiten, nicht immer zum Ziele führt, indem bei nicht wenigen Untersuchungen die Ermittlung der Gesetze der Wirtschaftlichkeit die erwünschten Einsichten in die Wirklichkeit eröffnet, deren Verständnis der Endzweck der wissenschaftlichen Betätigung bleibt. Man versteht z. B. die Preise überhaupt oder leichter, wenn man von der streng wirtschaftlichen Preisbildung ausgeht, die man allein durch Feststellung der Gesetze der Wirtschaftlichkeit kennen lernt. Die bekannten Annahmen, unter denen man den Prozeß der Herausbildung der Preise unter solchen Umständen verlaufen lassen muß, entsprechen der Wirklichkeit nicht, aber diese ist von dem vorausgesetzten Zustand der in Betracht kommenden Erscheinungen keineswegs so verschieden, daß die Ergebnisse für das Verständnis der gegebenen Preise entbehrlich wären. Diese Forschungsrichtung, deren Ziel die Feststellung von strengen Gesetzen der Erscheinungen ist, nennt M. exakt. Bei allen exakten Wissenschaften wird auf die einfachsten Elemente der Erscheinungen zurückgegangen, ohne Rücksicht darauf, ob sie in der Wirklichkeit als selbständige Erscheinungen vorhanden oder in voller Reinheit überhaupt selbständig darstellbar sind, und aus diesen unempirischen Elementen werden in gleichfalls unrealistischer Isolierung die komplizierten Erscheinungen abgeleitet. In diesem Sinne spricht M. von einer exakten Nationalökonomik, welche die typischen volkswirtschaftlichen Erscheinungen und Zusammenhänge entsprechend der Beschaffenheit der einfachsten Elemente, die den Ausgangspunkt bilden, allein vom Gesichtspunkte der Wirtschaftlichkeit erfaßt; sie entfernt sich, so wie einzelne Naturwissenschaften und die Mathematik in ihren Grundannahmen von der Wirklichkeit, aber sie hilft mit, diese verständlich zu machen.

Neben der exakten gibt es nach M. eine zweite Richtung der theoretischen Forschung auf volkswirtschaftlichem Gebiete, welche die Ermittlung tatsächlicher Regelmäßigkeiten in dem Nebeneinander und in der Aufeinanderfolge der realen Erscheinungen bezweckt. Er nennt sie empirisch-realistisch; es ist das die von der nationalökonomisch-historischen Schule als allein berechtigt anerkannte wissenschaftliche Forschungsweise, deren große Leistungen und Erfolge bekannt sind, die M. selbst hervorhebt, deren Einseitigkeit oben erwähnt wurde. Was ihre Anwendung betrifft, so gibt es viele Fälle, wo die Tatsachengrundlage so verwickelt ist, daß umständliche Erhebungen erforderlich sind, um sie festzustellen. Bei den Preisen z. B. werden in diesem Sinne die Groß- und die Kleinverkaufspreise derselben Güter immer wieder ermittelt, man stellt ihren Abstand und ihre Bewegungen fest, die bezüglich ihres Parallelismus verglichen werden, wobei sich Gleichmäßigkeiten des Neben- und Nacheinander dieser Erscheinungen zeigen, auf deren Wiederkehr nach den Grundsätzen der Induktion gerechnet werden kann. Ferner: beim Arbeitsverhältnis in den kapitalistischen Gewerbebetrieben sind die Stimmungen der Arbeiterschaft, ihre Ansprüche wegen Stellung in der Unternehmung zu erheben, die sich als typisch erweisen und die richtige Beurteilung dieses Gebietes ermöglichen. Damit ist für unsere Zwecke der Standpunkt M.s in diesen Fragen genügend gekennzeichnet, so daß ein Eingehen auf die anderen Teile des Werkes unterbleiben kann.

Dieses Buch M.s wurde von vornherein von den Führern der neueren national-ökonomisch-historischen Richtung in Deutschland bedingungslos abgelehnt, aber im Laufe der Zeit hat sich die Beurteilung gewandelt. Ohne von M. zu wissen und ohne Beachtung der Wirtschaftswissenschaften hat mehr als zehn Jahre nach dem Erscheinen des Buches von M. über die Methodenfrage ein hervorragender Vertreter der logischen Fachwissenschaft in Deutschland, Windelband,<sup>1</sup> eine Gliederung der Wissenschaften unternommen, die alsbald Zustimmung fand, wonach die Wissenschaften unterschieden werden in solche, die Gesetze auffinden, und in solche, die einen besonderen Vorgang oder Zustand darstellen wollen, was späterhin in der Weise abgegrenzt wurde, daß man Wissenschaften mit naturwissenschaftlicher und solche mit geschichtlicher Betrachtungsweise der Wirklichkeit, Gesetzes- und Geschichtswissenschaft unterschied. Dieselbe Gliederung hatte M. mit den Bezeichnungen: Erkenntnis des Generellen oder des Individuellen gegeben. Zur theoretischen Durchdringung des Forschungsgebietes wird in den erstgenannten Wissenschaften ein vom Erfahrungsobjekt verschiedenes Erkenntnisobjekt gebildet. Welche Annahmen bezüglich der Volkswirtschaft gemacht werden, um die typischen Erscheinungsformen und Zusammenhänge zu finden, wurde oben erwähnt. In der Volkswirtschaftslehre ist, wie dargetan, die Ermittlung der Gesetze der Wirtschaftlichkeit nicht zu entbehren, um die Wirklichkeit zu verstehen, so daß beide Richtungen der Forschung berechtigt sind, und auf dieser Grundlage ist schließlich Beruhigung eingetreten. Gide sagt von dem Buche M.s, es sei »*un livre véritablement classique par le style et par la pénétration de la pensée*« (»*Histoire des doctrines économiques depuis les Physiocrates jusqu'à nos jours*«, von Gide und Rist, 4. Aufl. 1922, S. 463).

Die beiden besprochenen Werke M.s sind seine wissenschaftlichen Hauptleistungen. Ein Teil seiner übrigen Veröffentlichungen gehört zur Theorie der Volkswirtschaft, und zwar die Abhandlung über das »Kapital«, die den neuen Auffassungen dieses Problems nahesteht, dann der große Beitrag über das »Geld« im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, durch den die Geldlehre in wesentlichen Punkten stark gefördert wurde. Einzelne Arbeiten hängen mit der Methodenfrage zusammen; das gilt von der Streitschrift gegen Schmoller »Die Irrtümer des Historismus in der deutschen Nationalökonomie« und von der Abhandlung »Grundzüge der Klassifikation der Wirtschaftswissenschaften«. Die Mitwirkung M.s an der Enquete über die Reform der österreichischen Währung im Jahre 1892, die anschließenden Gesetzgebungsakte und Vorgänge auf dem Gebiete des österreichischen Geldwesens boten M. den Anlaß zu einer Reihe von Veröffentlichungen.

Von M. nimmt die sogenannte österreichische Schule ihren Ausgang, als deren Haupt und Begründer er bezeichnet wird. Die Tatsache, daß eine Anzahl von österreichischen Nationalökonomien, wie ihre Arbeiten beweisen, die Pflege der volkswirtschaftlichen Theorie in den Vordergrund stellt, dabei die von M. als exakt bezeichnete Forschungsrichtung als berechtigt anerkennt, unterschied sie von dem damals in Deutschland herrschenden deskriptiven und wirtschaftsgeschichtlichen Wissenschaftsbetriebe, und führte zu einer besonderen Be-

<sup>1</sup> In seiner Straßburger Rektoratsrede vom 1. Mai 1894: Geschichte und Naturwissenschaft, 3., unveränderte Auflage, Straßburg 1904, s. Deutsches Biogr. Jahrb. 1914—16, S. 183.

zeichnung dieser Gruppe. Es handelte sich darum, die Theorie der Volkswirtschaft auf den von M. gelegten Grundlagen auszubauen; man hat es mit übereinstimmenden Grundauffassungen einer Reihe von Forschern aus dem ehemaligen Österreich zu tun, unter denen Böhm-Bawerk und Wieser hervorragen. Man brachte dieser Richtung großes Interesse in den Gebieten entgegen, wo die volkswirtschaftliche Theorie immerfort gepflegt wird, also neben Österreich-Ungarn in England, den Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich, Italien, den Niederlanden und Schweden, von wo auch die ersten Zustimmungen zu den neuen Lehren kamen; auch von Deutschland blieb nach früherer vereinzelter eine allgemeinere Anerkennung nicht aus, namentlich ist die Würdigung des methodologischen Standpunktes und der Wertlehre M.s durch Max Weber hervorzuheben. Durch die Verbreitung seiner Lehren wurde M. ein weltbekannter Fachmann und er hat alle Ehrungen erfahren, die Forschern von gehobener wissenschaftlicher Stellung zuteil werden. Anlässlich seines 60. Geburtstages wurde er zum Mitgliede des österreichischen Herrenhauses ernannt, doch ist er als solches nie hervorgetreten, da ihm die Politik keinen Anreiz bot. Er war wirkliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien und gehörte auswärtigen Akademien an. Er war mehrfacher Ehrendoktor. Zu seinem 80. Geburtstage verlieh ihm die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät in Wien das Ehrendoktorat der Staatswissenschaften, das zugleich das erste österreichische staatswissenschaftliche Doktorat war. Wenige Tage nach abgeschlossenem 81. Lebensjahre starb er nach kurzer Krankheit am 26. Februar 1921 in Wien. Mit ihm ist ein Forscher dahingegangen, der nach Prof. Wicksell die Entwicklung der volkswirtschaftlichen Theorie in stärkerem Maße beeinflusst hat als irgendein Nationalökonom seit Ricardo.

**Quellen:** Die sämtlichen in Buchform oder in Zeitschriften erschienenen Veröffentlichungen M.s sind aufgezählt im Almanach der Wiener Akademie der Wissenschaften, Jahrg. 71 (1921), S. 251f.

Im Jahre 1923 hat der Sohn M.s, der Mathematiker Dr. Karl M., eine zweite Auflage der »Grundsätze der Volkswirtschaftslehre« aus dem Nachlaß herausgegeben. Sie enthält mannigfache Ergänzungen aus den Aufzeichnungen des Verfassers und an Stelle des Abschnittes über das »Geld« der ersten Auflage wurde der Artikel »Geld« aus der dritten Auflage des Handwörterbuches der Staatswissenschaften mit einigen, vom Verfasser herührenden sprachlichen Änderungen und kürzeren Ausgestaltungen an wenigen Stellen abgedruckt. Die zweite Auflage der »Grundsätze« ist vom Herausgeber, wie er in der Einleitung mitteilt, als der erste Band der Gesammelten Werke von M. gedacht; der zweite Band soll teils publizierte, zum großen Teil aber bisher unveröffentlichte methodologische Schriften, der dritte Band kürzere Aufsätze vermischen, insbesondere wirtschaftstheoretischen, methodologischen und erkenntnistheoretischen Inhalts, sowie autobiographische Aufzeichnungen M.s enthalten. In der Einleitung zu den »Grundsätzen« wird vom Herausgeber dargestellt, warum bei Lebzeiten des Verfassers dieses längst vergriffene Werk nicht neu aufgelegt wurde und seit den neunziger Jahren Übersetzungen in fremde Sprachen unterblieben. In der Festnummer der *Ekonomisk Tidskrift*, Stockholm, zu Ehren von Knut Wicksell, Nr. 12, 1921, ist ein Brief von M. an Böhm-Bawerk über das Zinsproblem aus dem Jahre 1884 abgedruckt, der also nach Erscheinen des ersten Bandes des Böhmischen Werkes, der die Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorie enthält, verfaßt wurde.

**Literatur:** Für die Zeit bis 1910 wird auf die Literaturangaben der dritten Auflage des Handwörterbuches der Staatswissenschaften, Art. Carl M., 6. Bd., S. 648f., verwiesen, wozu hier einige Ergänzungen beigelegt sind, und zwar Max Weber, Roschers historische Methode, 1903; Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, 1904; Die Grenznutzenlehre und das »psychophysische Grundgesetz«, 1908, sämtlich abgedruckt in »Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre« von Max Weber, Tü-

bingen 1922; — *Gide-Rist, Histoire des doctrines économiques depuis les physiocrates jusqu'à nos jours*, Paris 1909, 4. Aufl. 1922. — Für die Jahre seit 1910 sind zu erwähnen: Zuckerkandl, C. M., Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, Bd. 19, 1910; — Spann, Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1910, 16. Aufl. 1926; — *Feilbogen, L'Ecole Autrichienne de l'économie politique, Journal des Economistes*, 1911 bis 1914 (besonders kommen die Jahrgänge 1911 und 1912 in Betracht); — Schumpeter, Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte (Grundriß der Sozialökonomik, I. Abt., Tübingen 1914, 2. Aufl. 1924); — Wieser, Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft (Grundriß der Sozialökonomik, I. Abt., Tübingen 1914, 2. Aufl. 1924); — Wieser, Carl M., Almanach der Akademie der Wissenschaften in Wien für das Jahr 1921, Wien 1921; — Schumpeter, Carl M., Zeitschrift für Volkswirtschaft und Sozialpolitik, N. F., Bd. 1, 1921; — Wieser in der Universitätsschrift: Die feierliche Inauguration des Rektors der Wiener Universität für die Studienjahre 1921/22, Wien 1921; — Knut Wicksell, Carl M., *Ekonomisk Tidskrift*, 1922; — Salin, Geschichte der Volkswirtschaftslehre (Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaften, Abt. Staatswissenschaft, Herausgeber Arthur Spiethoff, Berlin 1923); — Wieser, Carl M., Neue Österreichische Biographie, Wien 1923; — Böhm-Bawerk, Die österreichische Schule (Gesammelte Schriften von Eugen v. Böhm-Bawerk, Wien 1924, deutsche Übersetzung der in englischer Sprache erschienenen Abhandlung: *The Austrian Economists*); — *Bousquet, Les nouvelles tendances de l'école autrichienne, Revue d'Economie politique*, Bd. 38, 1924.

Prag-Smichow.

Robert Zuckerkandl. †

**Mitteis, Ludwig**, ordentlicher Professor für römisches Recht und deutsches bürgerliches Recht an der Universität Leipzig, Dr. jur. und Dr. phil. h. c., Geh. Rat, \* in Laibach (Krain) am 17. März 1859, † in Leipzig am 26. Dezember 1921. — M. entstammte einer altösterreichischen Beamtenfamilie. Der Vater war zur Zeit der Geburt des Sohnes Gymnasialdirektor in Laibach, einer damals noch deutschen Stadt, an deren Mauern aber bald die slowenisch-nationale Bewegung brandete. In dem für Österreich und — wie die Folge zeigte — in seinen Auswirkungen auch für die großdeutsche Idee folgeschweren Jahre 1866 siedelte die Familie nach Wien über, wo der Vater zur Leitung des Theresianischen Gymnasiums und der damit verbundenen Theresianischen Akademie, einer adeligen Erziehungsanstalt, berufen wurde. Dieser stark altösterreichische Einfluß ist für den Knaben bestimmend geworden und hat den Mann in allen politischen und nationalen Enttäuschungen der Folgezeit bis zum österreichischen und deutschen Zusammenbruch begleitet. Ja, die österreichische Einstellung, die sich nicht schildern, auch kaum richtig verstehen läßt, es sei denn, daß man sie selber habe, ist in den letzten Jahren in Gesprächen stärker hervorgetreten als zeitweise früher. Aus seiner Werdezeit nimmt er dann noch die entschiedene und jedem Zugeständnis abholde Vorliebe für die humanistische Ausbildung mit sich, die er noch in seinen letzten Jahren gegen bekannte Modernisierungsversuche Unkundiger in einem Wiener Vortrage verteidigt hat. Insbesondere für die juristische Schulung hält er — schon um der Lehre des römischen Rechtes willen — das Gymnasium alten Stils für die beste, wenn nicht einzig wirklich brauchbare Vorbereitung. Gymnasium und Universität werden in Wien absolviert. Dort wird der *Doctor iuris utriusque* erworben, dem sich später ein deutscher Ehrendoktor der Philosophie zugesellt. Erst im Laufe der in Wien begonnenen und erfolgreich fortgesetzten Gerichtspraxis folgt ein Urlaubssemester an der Universität Leipzig. 1884 habilitiert sich M. in Wien mit einer noch vorwiegend juristisch-dogmatisch gehaltenen Arbeit zur Stellvertretung. Schon 1887 bringt die Berufung nach Prag, 1895 holt ihn die

Heimatuniversität zurück, muß ihn aber 1899 dauernd an Leipzig abtreten, wo er bis zum frühen Tode wirkt — Berlin und München ausschlagend. Überall war er ein gefeierter Lehrer nicht bloß der Studenten — die von Semester zu Semester kommen und gehen —, sondern auch der Doktoren und Dozenten, die in seinem berühmten Seminar und in seiner stets hilfsbereiten Studierstube von ihm lernen durften. So hat M. eine Gelehrtschule herangebildet, die weit über Deutschlands und Österreichs Grenzen hinausreichte. So erlebte er die Freude, auf so vielen Lehrkanzeln Schüler wirken zu sehen, die seine Ideen verbreiten halfen. So ist er das Haupt einer Schule geworden, die von der römischen Rechtsgeschichte ausgehend und stets zu ihr zurückkehrend, da sie das größte aller geschichtlich gewordenen Rechte zum Forschungsgegenstande hat, vor allem unter dem Einflusse neuer Quellen sich auch der Erforschung griechischer, hellenistischer, und später auch orientalischer Rechtsgebiete zuwendete und so eine Vergleichung antiker Rechte inaugurierte, an die man vor M.s Arbeit nicht denken durfte.

War M. zu Anfang seiner literarischen Tätigkeit ein Dogmatiker des Pandektenrechts gewesen, dessen Name von gutem Klange war, der aber darum sich doch nicht entscheidend hervorgehoben hätte, so bedeutete die junge Prager Professorenzeit, die Zeit, die auch mit einer glücklichen Ehe den Menschen zur irdischen Höhe emporführte, die entscheidende Wendung in der Gelehrtenlaufbahn. In Prag entstand sein Werk: *Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des römischen Kaiserreichs* (1891). Neue Quellen flossen um diese Zeit und zu einem ganz neuen Leben erblühte um sie die romanistische Forschung. Den Schlüssel zu diesem Garten aber hatte ein freundliches Geschick Ludwig M. in die Hand gegeben. Und er war dieser Gabe würdig. Es war wirklich wie ein Blumengarten, was um diese neuen Quellen erstand, ein Garten, der die gewaltigen Trümmer des Staates und des Rechtes der Römer und Griechen umblühte. Hatte die bisherige Überlieferung nur die großen Linien schauen lassen, in denen das antike Leben verlaufen war, so tat sich jetzt der Blick auf in die Gerichtsstuben der Behörden, in die Bureaus der Aktenschreiber, in den kleinen Haushalt des Bauern und des Handwerkers. Das Leben des kleinen Mannes von der Geburt bis zum Tode war in Akten, Schriften und Zetteln verewigt. Vor uns lagen Geburtsanzeigen und Eheschließungsakten, Testamente, Kauf- und Mietverträge, Pachtungen und Darlehensschuld-scheine, Klagen und Beschwerden, Urteile und Verwaltungsakten aller Art. Steuerbekenntnisse und Steuermandate ließen einen Blick tun in das verwickelte Gewebe von Recht und Wirtschaft. Schulhefte zeigten den buchstabenmalenden Buben und die dichterischen Ergüsse des Landpoeten. Der Boden aber, der all das wiedergab, der, um mit M. zu reden, diese »Momentaufnahmen des lebendigen bürgerlichen Daseins« aus dem Altertume bewahrt hatte, war Ägypten. Und die Urkunden, die uns von all dem Genannten und von vielen anderen berichteten, waren auf den zarten Papyrusschreibstoff geschrieben, den wieder der trockene Staub und Schutt vor Wasser und Verwesung bewahrt hat, bis erst Zufall, dann zielbewußte Ausgrabung diese Zeugnisse der Antike uns zugänglich machte. Neben dem wertvollen neuen Material, das für die romanistische Forschung das syrisch-römische Rechtsbuch, ein Rechtsspiegel der antiken Welt bot, sind es vor allem die Papyri, die M. als erster für die Erkenntnis des Rechts der Antike nutzbar machte. Aber er war nicht der Mann, sich

an der Schilderung all der bunten Neuheit, die sich auftat, genügen zu lassen. Sofort erhebt sich für ihn in schärfster Formulierung das wissenschaftliche Problem, an dessen endgültiger Lösung wir noch heute und vermutlich auch morgen noch arbeiten werden: wie verhält sich dieses vom offiziellen römischen Recht des *Corpus Iuris* sowohl als auch von der durch die Interpolationenforschung gereinigten römischen Rechtsüberlieferung so sehr abweichende Recht, das der römische Untertan und sein Rechtsberater in Ägypten anwenden, zum »römischen Recht«, von dem die frühere Generation als von einer gegebenen Größe sprach? Denn da begegnen uns Rechtsbräuche, die nicht bloß dem *ius civile*, sondern auch dem *ius gentium* unserer Quellen, nicht bloß dem legalen, sondern auch dem honorarischen Recht, nicht bloß dem klassischen, sondern auch dem justinianischen fremd sind. M. hat sie als »Volksrecht« dem »Reichsrecht« gegenübergestellt. Begreiflich, daß Juristen und Politiker der Hauptstadt — mag sie Rom oder Byzanz heißen — alles ignorieren, was nicht offizielles Reichsrecht ist. Aber unter dieser ausgleichenden, Partikularismen übersehenden oder schlankweg leugnenden, grundsätzlich zentralisierenden Jurisprudenz regt sich doch allerorten buntes Leben auch im Recht; ja dieses von der offiziellen Satzung so oft abweichende, ältere, unberührt gebliebene, der Ausgleichung widerstrebende Recht ist durch diese neuen Urkunden als das wirklich »lebendige Recht« erkannt worden, das in stiller und starker Opposition das sich um die Sonderbedürfnisse der Provinz nicht kümmernde, vom grünen Tisch kommende »Reichsrecht« ignoriert und ohne viel Aufsehen überwindet. An einer Reihe von Einzelercheinungen hat M. schon im genannten Buche diesen Antagonismus von Reichsrecht und Volksrecht behandelt. Mit der begreiflichen Freude und Schaffenslust desjenigen, der Neuland als erster betreten und erforschen darf, hat er sich der Papyrusforschung zugewandt. Die ihm zunächst besonders nahestehende Wiener Sammlung des Papyrus Erzherzog Rainer, deren griechische Texte eben Wessely zu veröffentlichen begann, bot willkommenen Anlaß zu gelehrten Kommentaren, vorbildlichen Arbeiten für alle folgenden Papyrologen. Die Ausgaben der Berliner und der englischen Texte wurden ständig verfolgt und verwertet. In Leipzig war eine Sammlung entstanden, die in M. den gelehrten Herausgeber fand. Mit Ulrich Wilcken zusammen wird in staunenswerter, neben aller anderen Berufs- und literarischen Tätigkeit hergehender Arbeit ein zusammenfassendes, heute noch und trotz des raschen Flusses des neu Hinzukommenden wohl noch jahrelang unersetzliches Sammelwerk geschaffen: die Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde, deren juristischen Doppelband eben M. bearbeitete. Wenn sein Name als der des Schöpfers der juristischen Papyrusforschung in dieser Disziplin stets genannt werden wird, so ist, wie gesagt, für den Rechtshistoriker diese Tat nur eine Teilerscheinung dessen, was M. mit der Erkenntnis des Volksrechts innerhalb der römischen Rechtsgeschichte gewirkt und geleistet hat. Seine Zugehörigkeit zum zünftigen Kreis der Romanisten hat er darum nie verleugnet; ist gleich sein letztes großes Werk, das römische Privatrecht bis auf die Zeit Diokletians, nur ein einbändiger Torso geblieben, der Grundbegriffe und die Lehre von den juristischen Personen behandelt — eine Anzahl aneinandergeschlossener Monographien, aus denen andere ebenso viele Bücher gemacht hätten —, so zeigt doch gerade dieses Werk, wie M. über aller Entdeckerfreude am Volksrecht das Reichsrecht nicht vergißt. Seite für Seite sehen

wir die bewunderte Fülle seiner Literaturkenntnis, die souveräne Beherrschung des von ihm selber so sehr vergrößerten Quellenkreises. Wie er aber in diesem Buche zum römischen Rechte zurückkehrt, so hat er sich vor einer zu weiten Entfernung der Forschung von dem für das römische Recht und seine Geschichte Erkennbaren fast ängstlich ferngehalten. Weder liegen ihm Hypothesen über die älteste Zeit des römischen Staates und Rechtes, Hypothesen, die bejahend oder verneinend zum etruskischen Problem hinführen; noch wünscht er es, orientalische Einflüsse im Recht der Römer zu suchen; ja auch für das syrische Rechtsbuch will er die alte Frage »Orient oder Hellas« im griechischen Sinne beantwortet haben. Und endlich hat er dem werdenden Streben, über der römischen und griechischen eine antike Rechtsgeschichte aufzubauen, eine Skepsis entgegengehalten, die sich freilich letzten Endes nur gegen angenommene Auswüchse eines solchen Versuches wendet. Die Vorsicht seiner geschichtlichen Methode, nicht zuletzt auch in der Interpolationenforschung, der er gern gab, was ihr gebührte, ist gerade für seine Schule Muster und Vorbild, soll diese die Quellen, die neu erschlossen sind, für und gegen alte Lehren fruchtbar machen. Mag diese Schule auch manchmal andere Wege gehen, um andere Ziele zu erreichen — auch wo sie über M. hinauskommen wird, wäre dies ohne ihn, den fortlebenden Meister, nicht möglich. Sein Wirken bleibt ein hochragender Merkstei in der Romanistik des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, ein Merkstei, auf den die deutsche Wissenschaft mit Stolz hinweisen darf, hat doch ein österreichisch-deutscher Mann ihn an der Wende schwerer Zeiten gesetzt.

Krankheit, wohl auf Überarbeitung zurückzuführen, hat den starken Körper geschwächt, in dem ein so starker, schaffensfroher und lebensfreudiger Geist wohnte. Der Krieg hat auch dieses Leben endgültig gebrochen. Im 63. Lebensjahre ist M. langer Krankheit erlegen. Ein ausdrückliches Verbot verhindert die Herausgabe nachgelassener Schriften, insbesondere weiterer Teile seines Privatrechts. Aber, was er schaffen durfte, ist ein *monumentum aere perennius*.

Literatur: Der Verfasser dieser Zeilen hat unter dem Titel »Ludwig M. und sein Werk«, Wien 1923, eine eingehendere Darstellung des Lebenslaufes und Werdeganges dieses Gelehrten gegeben. Dort ist auch S. 75—82 die lange Reihe seiner Bücher und Schriften verzeichnet. Der Nachlaß befindet sich in der Hand des Sohnes Heinrich M., Professor in Heidelberg.

Wien.

Leopold Wenger.

**Morf, Heinrich**, Universitätsprofessor, Geh. Regierungsrat, Dr., Dr. h. c., \* in Hofwil bei Münchenbuchsee (Kt. Bern) am 23. Oktober 1854, † in Thun am 23. Januar 1921. — M. war der Sohn des bekannten Pestalozzi-Forschers und Waisenvaters Dr. H. M. und studierte klassische, indogermanische und romanische Philologie in Zürich und Straßburg, wo er 1877 promoviert wurde mit der Dissertation: »Die Wortstellung im altfranzösischen Rolandsliede« (Romanische Studien 3). Reisen führten ihn nach Spanien, Italien, Frankreich. Nach alter Philologenmethode kopierte er in der Madrider Nationalbibliothek die arabische Aljamiyahandschrift des »Poema de José«, das er 1883 in Leipzig als Gabe der Berner an die Züricher Universität herausgab. Von den herkömmlichen kritischen Textausgaben hielt er nicht viel, wandte sich vielmehr der Moderne zu, ohne dabei das Studium des Altfranzösischen und Altprovenza-

lischen zu vernachlässigen. Mit neuen Anregungen und neuen Zielen kam er aus Paris zurück, wo er in Gaston Paris einen ausgezeichneten Lehrer und kongenialen Freund gefunden hatte. Die Erforschung der lebenden Mundarten machte er zum Kernpunkt und Prüfstein der Linguistik, als er mit noch nicht 25 Jahren Professor der romanischen Philologie an der Universität Bern wurde. Dieser Wissenschaft verschaffte er dort erst Selbständigkeit und Geltung und versah nebenbei den französischen Unterricht am dortigen Gymnasium. Damals und späterhin wirkte er entscheidend auf die Gestaltung des neu sprachlichen Unterrichts ein, die er prinzipiell begründet in der Züricher Antrittsvorlesung von 1890: »Das Studium der romanischen Philologie« (Aus Dichtung und Sprache der Romanen II). Sprache ist gesprochene Sprache! Es war ein Ruf der Befreiung vom Buchstaben der Orthographie, von der zünftigen Schulgrammatik im Stile des Ploetz. Weg von den Handschriften, weg von der Schriftsprache zum Leben der Mundarten! Phonetik tut dem Lehrer not und historische Sprachbetrachtung. Ein neues Denken lehrte M., das »linguistische Denken« (Verhandlungen des Neuphilologentages in Frankfurt 1912), das mit Logik streng genommen nichts zu tun hat. Als Universitätslehrer machte er von Bern und Zürich (1889—1901) aus die linguistischen Ausflüge ins Mundartengebiet mit seinen Studenten. Und da wirken sie heute noch, die lebenden und stummen Zeugen: die gegenwärtigen Lehrer der Schweizer Universitäten und die stattliche Reihe der Dissertationen, die allmählich erscheinenden Sprachatlanten und Wörterbücher (vgl. »Die romanische Schweiz und die Mundartenforschung« in Dichtung und Sprache der Romanen II). M. führte seine Schüler ein in die Wissenschaft strenger Observanz, in die Forscherarbeit und schulte an ihr ihren Charakter und Geist, er vergaß aber nicht in ihnen zukünftige Lehrer zu erziehen, die er auf das Wesentliche, Naheliegende wies, zur Methode, zur klaren Erfassung der Probleme, zur wissenschaftlichen Ehrlichkeit anhielt; er vernachlässigte nicht die Pflege des Ausdrucks: alles Tugenden, die er an sich selbst geübt hatte. Seine literarhistorischen Vorlesungen behandelten besonders die französische Literatur von ihren Anfängen bis ins 19. Jahrhundert, auch Leben und Werke Dantes, Petrarcas und Boccaccios. Dabei kam es ihm nicht so sehr auf die formale künstlerische Fertigkeit einer historischen Persönlichkeit an, als auf ihre Projektion nach außen, ihren Platz in der Zeitströmung.

Auch in der Frankfurter Zeit, wo er seit 1901 zwei Jahre lang Rektor der neugegründeten Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften war, und bis 1910 in dem von ihm eingerichteten Romanischen Seminar tätig war, liefen literarhistorische Studien neben linguistischen her. Hier war so recht ein Wirkungsfeld für diesen Mann der Tat, dem es Freude machte, auf dem Neuland zu organisieren. Manchen Baustein hat er für die heutige Universität tragen helfen. Ungern ließ ihn, wie einst die Züricher, die angeregte Gesellschaft der Stadt ziehen. Nicht leicht fand sie wieder einen Redner, dem es gegeben war, die Kunst gemeinverständlicher Rede wissenschaftlicher und allgemeiner Förderung dienstbar zu machen, und seine Hörer auf die Höhen eines weiten Blickfeldes persönlich zu geleiten, bei aller Sachlichkeit der Darstellung. Er hat einmal im Jahre 1909 vorausschauend in einem Vortrage »Über Aufgabe und Methode der Volksvorlesungen« (Dichtung und Sprache der Romanen III) auf die Notwendigkeit der Volksbildung hingewiesen und mit seltenem Takt von Wesen und Inhalt populärer Rede gesprochen, die er selbst souverän meisterte.



Sein Aufenthalt in Spanien, im rumänischen Siebenbürgen, seine wiederholten Reisen nach Italien und Frankreich, seine Wanderungen durch das rätomanische Sprachgebiet boten ihm das Rüstzeug zu jenem einzigartigen Werke: Die romanischen Literaturen (in Hinnebergs Kultur der Gegenwart 1909), einer Geistesgeschichte der Romania, dem Denkmal ihrer Einheit und Vielseitigkeit. Seine zutreffende, strenge, aber wohlwollende Kritik weisen zahlreiche Seiten des »Archivs für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen« auf, das er 1903—1914 herausgab. Sein Stolz war es, diesem altherwürdigen Organ einen modernen Zug zu geben, es zum führenden zu machen, indem er der Sprachgeographie Eintritt verschaffte. Inzwischen hatte er 1894 Hettners »Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert« und 1905 die Braunfelsche Übersetzung des »Don Quichote« neu erscheinen lassen und als eigenes Werk 1898 die »Geschichte der französischen Literatur I. Das Zeitalter der Renaissance«, das 1914 als Bestandteil von Gröbers »Grundriß der Romanischen Philologie« eine 2. Auflage erlebte. Alle führenden Zeitschriften und Tagesblätter hatte er sich zugänglich gemacht durch zahlreiche Artikel und Kritiken. Die besten sind von ihm gesammelt in den beiden Bänden »Aus Dichtung und Sprache der Romanen« (Straßburg 1903 und 1911), denen 1922 ein posthumer herausg. von Eva Seifert folgte. Besonders am Herzen lagen ihm: Voltaire, Molière, Rousseau, Corneille, Diderot, Mme de Staël, Cervantes, Mistral, Dante, Petrarca; das Volkslied, die Roland-Orlandosage, die Sage des Infanten von Lara; die Anfänge des Dramas; die beiden Freunde Gaston Paris und Adolf Tobler. Reich war schon die geleistete Arbeit, als ihn die Berliner Universität 1910 auf den Lehrstuhl Adolf Toblers rief. In Scharen strömten die Studenten in seine Vorlesungen und in sein Romanisches Seminar, dem er auch in Berlin eine würdige Stätte verschaffte. Hier pflegte er interromanische Studien, Übungen am französischen Sprachatlas, syntaktische und methodische Probleme. Die Mitglieder der Herrigschen Gesellschaft und der Preußischen Akademie der Wissenschaften, die ihn 1911 aufnahm (Antrittsrede in dem Sitzungsbericht 1911), rühmen ihm manchen bahnbrechenden Vortrag nach: so die zarte Deutung aus Dantes Commedia: *Galeotto fu il libro e chi lo scrisse* (Sitzungsberichte 1916), wo er zeigt, wie eine vorurteilsfreie Textkritik der frühesten Dante-Interpreten auf eine scheinbar erledigte Frage neues Licht wirft; so den »Ursprung der provenzalischen Schriftsprache« (Sitzungsberichte 1912), indem er die Wiege in der *Gallia Narbonensis* sucht; so die kritische Beleuchtung der Aufzeichnungen eines Schauspielers zur ersten Tartüffe-Aufführung (»Molières Hoffestspiel vom Tartüffe«, Dichtung und Sprache III); so die geistvolle Hypothese vom Zusammenfall der Bistums- und Dialektgrenzen (Zur sprachlichen Gliederung Frankreichs, Abhandlungen 1911); endlich »Lessings Urteil über Voltaire« (Dichtung und Sprache der Romanen III).

Fast mochte dies weite Arbeitsfeld zu groß erscheinen für einen Mann, der die schon oft vorgetragenen Vorlesungen neu durcharbeitete und ergänzte, der jede Schülerarbeit gewissenhaft durchlas, gern an geselligen Vereinigungen als ihr geistvollster Erzähler und schlagfertigster Plauderer teilnahm und auch für die Bittenden und Suchenden stets Zeit und Rat hatte weit über die Sphäre des Philologen hinaus. Der Krieg schwächte nicht seine unermüdliche Freudigkeit an der wissenschaftlichen Arbeit, die er als verbindende Macht über den Streitenden erkannte in der schönen Ansprache: *Civitas Dei* (Internationale Monats-

schrift 1915). Der Krieg aber untergrub seine körperliche und seelische Widerstandskraft und zerbrach frühzeitig (1918) den hohen Geist, der sich hier wie überall ganz für seine Überzeugung eingesetzt hatte.

Durch seine Arbeiten zieht sich in den großen Linien dieselbe frühgewonnene Anschauung. Trotzdem liegt nichts Starres in dieser Geschlossenheit, da sein Wesen immer Föhlung mit dem Leben suchte, an dessen vielseitigen Problemen es klugen Anteil nahm. M. war einer der begnadeten Lehrer, deren es nur wenige gibt. Die Sicherheit der Methode, die Universalität seiner Bildung, die Anschaulichkeit der Darbietung in ihrer ziselierten vollendeten Form machten einen Vortrag M.s zum festlichen Erlebnis, und nicht wenig trug dazu bei die volle jugendliche Hingabe an den Stoff und die Lauterkeit einer großen Gesinnung, die er, eine wahre humane Natur, allzeit bewiesen hat.

**Literatur:** M.s Nachlaß ist im Besitze seiner Witwe. Eine vollständige Bibliographie enthält Bd. 3: Aus Dichtung und Sprache der Romanen. — Nachrufe erschienen im Archiv für das Studium der neueren Sprachen 142 (Lommatzsch); in den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften XXXIII, 1921 (Roethe); Zeitschrift für romanische Philologie 41 (Rohlf's); Neuere Sprachen 29 (Seifert), Schweizerische Lehrerzeitung 8, 1921 (Gauchat, Hoesli, Klara Tobler), Neue Zürcher Zeitung 25. Januar 1921 (Gauchat), Basler Nachrichten, Beilage, 1. Februar 1921 (Tappolet), Frankfurter Zeitung 8. Februar 1921 (Friedwagner), Berliner Hochschulnachrichten 5./6. Heft 1921 (Lommatzsch).

Berlin.

Eva Seifert.

**Paul, Hermann**, ordentlicher Professor der deutschen Philologie an der Universität zu München, \* in Salbke, einem Dorfe oberhalb Magdeburgs an der Elbe, am 7. August 1846, † in München am 29. Dezember 1921. — Das äußere Leben P.s verlief, wie eine von ihm selbst verfaßte Skizze zeigt, in ruhigen Bahnen. Er besuchte zunächst die Dorfschule seines Geburtsortes, sodann das Gymnasium zum Kloster Unser lieben Frauen in Magdeburg, schon frühzeitig von älterer deutscher Sprache und Literatur sowie, bezeichnenderweise, auch von Mathematik angezogen. In dieser Gymnasialzeit befiel ihn eine Augenentzündung, die eine dauernde Schwächung hinterließ, so daß er von da ab genötigt war, seine Augen zu schonen. Michaelis 1866 bezog er die Universität Berlin, Ostern darauf ging er nach Leipzig. War es dort Steinthal, so waren es hier Zarncke, Ebert, Curtius und Leskien, die besonders auf ihn wirkten. Daneben verdankte er vielfache Anregung seinen Studiengenossen Sievers und Braune, mit denen ihn bis ans Ende feste Freundschaft verband. Die Universität Leipzig eröffnete ihm auch den Zugang zum akademischen Lehramte (August 1870), nachdem sie ihm zwei Jahre zuvor den Doktorhut verliehen hatte. Im Mai 1874 ging er als außerordentlicher Professor an die Universität Freiburg i. Br., wo er im März 1877 zum ordentlichen Professor vorrückte. Wiederholte Nennungen an erster Stelle (in Kiel, in Jena, wieder in Kiel und in Tübingen) führten zu keiner Berufung und erst die Ablehnung eines Rufes nach Gießen brachte ihm im Sommer 1888 eine einigermaßen auskömmliche Bezahlung. Nachdem er dann auch noch in Halle an erster Stelle vorgeschlagen worden war, wieder ohne berufen zu werden, folgte er schließlich Ostern 1893 einem Rufe an die Universität München. Hier hat er bis zu seiner Emeritierung, zu der ihn eine Netzhautablösung zwang, die ihm das Lesen unmöglich machte, durch 23 Jahre gewirkt. Eine stattliche Festschrift, die ihm seine Schüler zur

Feier des 60. Geburtstages überreichten, gibt von dem Eindruck, den er als akademischer Lehrer übte, ehrendes Zeugnis.

Ein großer und wohl der wichtigste Teil von P.s Arbeiten ist der Erforschung unserer Sprache in all ihren Stadien gewidmet. Nachdem er in einer seiner ersten Schriften das Bestehen einer festnormierten mittelhochdeutschen Schriftsprache geleugnet hatte, wendete er sich wichtigen Problemen der altgermanischen Sprachgeschichte zu. Diese Untersuchungen, die in den ersten Bänden der von ihm gemeinsam mit seinem Freunde Wilhelm Braune herausgegebenen Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur erschienen sind, stellten den Verfasser neben Braune, Kluge und Sievers an die Spitze der sogenannten »Junggrammatiker«, mit welchem Namen man eine Gruppe von Gelehrten bezeichnete, die, wie abseits von ihnen Wilhelm Scherer, die Erkenntnisse der indogermanischen Grammatik für die Erforschung der ältesten Sprachzustände des Germanischen nutzbar zu machen bestrebt waren und dabei mit den von der Phonetik ermittelten Ergebnissen, mit der Analogie als wichtigen Faktor im Leben der Sprache und mit dem Grundsatz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze in konsequenter Weise operierten. Sie haben mit Scherer ihre großen und bleibenden Verdienste um den Ausbau der von Jakob Grimm begründeten Deutschen Grammatik. P. hat daran wesentlichen Anteil. In seinen Untersuchungen steckt nicht bloß eine bewundernswürdig energische geistige Arbeit, eine auch über das Schwierigste mit logischer Konsequenz vordringende Kraft, sondern auch großer Scharfsinn beim Überwinden toter Punkte und zäher Fleiß im Herbeischaffen entlegenen Materiales. So sind viele seiner Ergebnisse heute Gemeinbesitz der germanischen Grammatik geworden und aus ihrem Bestand gar nicht hinweg zu denken.

Das Bewußte hat an diesen Untersuchungen wie überhaupt im ganzen Schaffen P.s einen weit stärkeren Anteil als die naive Intuition oder die wissenschaftliche Phantasie. Und so ist es kein Zufall, daß er über die Prinzipien der Sprachwissenschaft, über die Methoden philologischer Forschung und über die Aufgaben wissenschaftlicher Lexikographie tiefer gegrübelt und ausführlicher geschrieben hat als irgendein anderer deutscher Philologe. Die Ergebnisse seines Nachdenkens liegen zum Teil in größeren Werken vor — hier stehen seine Prinzipien der Sprachwissenschaft, jetzt in 5. Auflage erschienen, in erster Reihe — teils hat er sie in Aufsätzen und Reden niedergelegt. Gemeinsam ist allen diesen Arbeiten die hohe philosophische und psychologische Schulung, die Fülle der Erfahrung und die Weite der Ziele. Theorie und Anwendung gehen dabei öfter miteinander verbunden einher: wie seine »Prinzipien« die Summe aus seinen früheren Arbeiten ziehen, so ist seinen theoretischen Darlegungen über die Aufgaben der Lexikographie sein »Deutsches Wörterbuch« gefolgt, das seine Eigenart dadurch bekundet, daß das Hauptgewicht auf die Entwicklung der Bedeutungen gelegt wird, daß es die Grenzen für die Verbreitung mundartlicher Wörter in prägnanter Form feststellt und mit besonderer Liebe auf die Erklärung älterer Ausdrücke besonders bei Luther, aber auch bei den Klassikern des 18. Jahrhunderts aus war.

Indem P. in der zweiten Auflage auch noch die sicheren Etymologien der Stammwörter hinzufügte, hat er aus seinem Wörterbuch auch ein Werk für alle Gebildeten gemacht. Und so zeigt auch seine »Mittelhochdeutsche Grammatik« die beiden so schwer zu vereinigenden Vorzüge einer originellen Leistung und

eines ausgezeichneten Handbuches, aus dessen elf Auflagen wohl seit Jahrzehnten jeder Jünger der deutschen Philologie die Grundlagen der mittelhochdeutschen Sprache kennengelernt hat, und zwar nicht nur ihre Laute und Formen, sondern auch ihrer Syntax.

Eine Gruppe anderer Arbeiten dient der mittelhochdeutschen Philologie in engerem Sinne. Hierher gehören seine handlichen Ausgaben von Hartmanns Gregorius und Armen Heinrich, der Gedichte Walthers von der Vogelweide, und die Erstedition des »Tristan als Mönch«, ferner mehrere umfangreiche Aufsätze, die der Textkritik und Metrik unserer älteren Minnesänger, der Untersuchung des Handschriftenverhältnisses im Iwein, der Erörterung schwieriger Stellen in Gottfrieds Tristan und in Wolframs Willehalm, der Nibelungenfrage, dem Verhältnis dieses Epos zu der entsprechenden Partie der Thidhrekssaga und schließlich dem Problem der ursprünglichen Anordnung von Freidanks Bescheidenheit gewidmet sind.

Das Streben nach Zusammenfassung unserer Erkenntnisse veranlaßte P., dem Grundriß der romanischen Philologie einen der germanischen Philologie zur Seite zu stellen, zu dem er selbst neben der schon erwähnten Methodenlehre einen Aufsatz über Begriff und Aufgabe seiner Wissenschaft, einen Abriß ihrer Geschichte, der zeitlich das ausgezeichnete Werk von Raumers weiter fortführte, und eine knappe Deutsche Metrik beisteuerte, die seine in früheren Arbeiten an den Texten der mittelhochdeutschen Blütezeit gewonnenen Ansichten zusammenhängend und erweitert darlegte.

Sein letztes großes Werk, aus den reichen Sammlungen früherer Jahre erwachsen und trotz Alter, Krankheit und Erblindung mutig zu Ende gebracht, ist seine stattliche fünfbändige Deutsche Grammatik, eine namentlich in der Flexionslehre und in der Syntax reiche Gabe, die bedeutsamste Ergänzung für die jüngeren Perioden, die Jakob Grimms unsterbliche Leistung erfahren hat.

Literatur: P., Mein Leben (nebst einem Schriftenverzeichnis und einem Nachwort Braunes). — Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 46, S. 495—503 (Quelle für die obige Darstellung seines äußeren Lebensganges). — E. K. Fischer, Kunstwart 35, S. 294f. — M. H. Jellinek, Almanach der Akademie der Wissenschaften in Wien, 72. Jahrg., S. 261—267, Wien 1923. — Friedrich Kluge, Literarisches Echo 24, S. 645—648. — Carl v. Kraus, Münchener Neueste Nachrichten 1922, Nr. 2, und Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, S. 27—35, München 1922 (Quellen für obige Würdigung). — Eugen Lerch, Frankfurter Zeitung 5. Januar 1922, Nr. 3. — Otto Maußer, München-Augsburger Abendzeitung 1922, Sammler Nr. 3. — Friedrich Panzer, Kölnische Zeitung 1922, Literaturblatt 35a, und Zeitschrift für Deutschkunde 36, S. 123—125. — R. S., Ein Meister der Sprachforschung, Vossische Auslandsausgabe Jahrg. 2, Nr. 1, S. 12. — Edward Schröder, Anzeiger für deutsches Altertum 41, S. 205. — Friedrich Wilhelm, Münchener Museum für Philologie des Mittelalters und der Renaissance 4, S. 2.

München.

Carl v. Kraus.

**Possart, Ernst**, Schauspieler, Regisseur und Bühnenleiter, \* am 11. Mai 1841 in Berlin, † 8. April 1921 in Charlottenburg. — Als der Sohn wohlhabender Eltern wurde P. für die geschäftliche Laufbahn bestimmt. Er trat 1857 als Lehrling in die Schrödersche Buchhandlung in Berlin ein. Der Drang zur Bühne brachte ihn in Berührung mit dem Bruder seines Vorgesetzten, dem damaligen Berliner Hofschauspieler Wilhelm Kaiser, der später (1870) als Nachfolger

Eduard Devrients kurze Zeit das Karlsruher Hoftheater geleitet hat. Er wurde P.s Lehrer. Schon früh erkannte er mit scharfem Spürsinn, wo die Begabung seines Schülers hinzielte. Eine Charakterrolle, die eines alten Marquis in einem französischen Lustspiel, war die erste Aufgabe, die er ihn lernen ließ. Unter den Großen des damaligen Berliner Hoftheaters haben vor allem Dessoir und Döring einen nachhaltigen Einfluß auf ihn ausgeübt. In dem Liebhabertheater »Urania« ist er als Graf von Bruchsal in Lessings »Minna« zum erstenmal auf die Bühne getreten. Seine ersten Engagements führten ihn 1861 nach Breslau, wo er, zuerst nur in kleinen Rollen beschäftigt, schon bald mit Wurm und Jago den Sprung in das erste Charakterfach wagen durfte, 1862 nach Bern, 1863 an das Stadttheater in Hamburg. Ein Gastspiel Dresdener Gäste, Wingers, Dettmers und der Ulrich ist nicht ohne Einfluß auf einen größeren Realismus seiner Spielweise geworden. 1864 folgte er dem für seine Laufbahn entscheidenden Rufe an das Münchener Hoftheater, das seine bleibende Wirkungsstätte und die eigentliche Begründerin seines Ruhmes werden sollte. Sein Gastspiel als Franz Moor, Narziß, Shylock und Carlos, führte zu seiner dauernden Verpflichtung, die ihm in Bälde auch die besondere Anteilnahme des jungen Königs Ludwig II. zuführte. Schon mit 24 Jahren durfte er Nathan spielen, Byrons Manfred wurde schon damals eine Spezialität seiner Kunst. Das gesamte Charakterfach lag in kurzem in seinen Händen: Wurm, Muley Hassan, Octavio Piccolomini, Vansen, Mephisto, Antonio, Hamlet, Richard III., König Johann, Richard II., Carlos, Marinelli, dazu Schmock, Alter Fritz, Rabbi Sichel, Advokat Berent und andere.

P. war ein Schauspieler von eigenster und stärkster künstlerischer Prägung, eine bedeutende Charakterisierungskraft, der seltene Klugheit, eiserner Fleiß und eine Energie sondergleichen unterstützend zur Seite stand. Seine Begabung bewegte sich mit untrüglicher Sicherheit, so lange der reine Verstand die Richtlinie gab. Er war der geborene Darsteller geistiger Überlegenheit. Sie wirkte bei ihm überzeugend. Hier lag seine besondere Stärke — und vielleicht der Grund für die außerordentliche Anziehungskraft, die er auf weite Kreise geübt hat. Ein liebenswürdiger Humor vermochte die scharfen Linien vieler seiner Gestalten zu mildern. Seine Begabung geriet in ein gewisses Schwanken, sobald die Welt der Gefühle begann, der großen Empfindungen und der Leidenschaften. Die Tiefen einer mark- und beinerschütternden Tragik waren ihm verschlossen. Hier trat an Stelle der Wahrheit der Natur vielfach das, was man konventionelles Theater nennt. Die innere Unwahrheit, die sich störend hier sehr häufig bemerkbar machte, sein Schwelgen in pomphafter äußerer Pathetik, eine gewisse Gespreiztheit in Ton und Geste, ein selbstgefälliges Spielen mit den wundervollen äußeren Mitteln — dies war es vor allem, was ihm die heftige Befehdung von seiten der jüngeren Generation zugezogen hat. Sie schoß dabei weit über das Ziel hinaus, wenn sie ihn bloß als einen Meister einer von keiner Seite angezweifelten glänzenden Technik gelten lassen wollte. P. selbst war unablässig bemüht, bei dem Errungenen nicht stehenzubleiben, sondern sich den Forderungen der weiterschreitenden Zeit entsprechend weiter zu bilden. Er war klug genug, in seinem schauspielerischen Schaffen den Flügelschlag der Zeit zu berücksichtigen. Manche Rollen wurden von Grund aus von ihm umgearbeitet. Aufgaben, die seiner Begabung so ausgezeichnet lagen, wie etwa Carlos in »Clavigo« hat er gerade in seinen letzten Lebensjahren mit einer Natürlich-

keit, Schlichtheit und Einfachheit bewältigt, in der ihn der Modernste unter den Modernen nicht zu übertreffen vermochte.

Dank seiner Bildung, dank seiner starken Intelligenz, zeigte sich P. neben seiner schauspielerischen Tätigkeit schon von früh an zur künstlerischen Führung berufen. 1872 wurde er Regisseur, 1875 Oberregisseur, 1878 Schauspieldirektor. Als solcher hat er, in Anknüpfung an Dingelstedts Vorgang, das Münchener Gesamtgastspiel von 1880 in die Wege geleitet. Es lag in der Natur dieses Unternehmens, daß es nur wertvolle Anregungen, aber kein befriedigendes Gesamtergebnis erzielen konnte. 1887 verließ P. München, um nach kurzer Tätigkeit am Berliner Lessingtheater seinen Ruhm in zahlreichen Gastspielreisen durch Amerika, Rußland und Holland zu tragen. Ende 1892 trat er von neuem in den Verband des Münchener Hoftheaters, wurde nach Perfalls Rücktritt 1893 mit dessen Leitung betraut und 1895 Generalintendant.

Als Regisseur hatte P. schon seit langem Gelegenheit gehabt, auch mit eigenen Bearbeitungen klassischer Werke hervorzutreten, so u. a. mit Shakespeares »Lear«, dem »Kaufmann von Venedig«, »Coriolan«, »Perikles«. Hier stand er unter dem Einfluß der damals allgemeingültigen dramaturgischen Anschauungen: Anpassung der Shakespeareschen Dramen an die moderne Dekorationsbühne, tunlichste Verringerung der Verwandlungen, dementsprechende Zusammenlegungen und Streichungen, möglichst starke Herausarbeitung der äußeren theatralischen Wirkung. In der Inszenierung das Zeitalter der Meiningen: Glanz und Farbenpracht, Kaulbach und Piloty im Bühnenbild. Inszenierung des »Wallenstein« und des ganzen »Faust«, dessen II. Teil durch P. zum erstenmal auf die Münchener Bühne kam (1895). Einer seiner kühnsten dramaturgischen Taten war die Bearbeitung und Inszenierung von Shakespeares »Perikles« (1882) — der erste erfolgreiche Versuch, dieses merkwürdige Werk durch eine teilweise, allerdings sehr freie Bearbeitung für die deutsche Bühne zu erobern.

Als Generalintendant des Hoftheaters begann P. den Schwerpunkt seiner Tätigkeit mehr und mehr auf das Gebiet der Oper zu verlegen. Eine neue Mozart-Renaissance erstand in dem für die Werke des Meisters wie geschaffenen Residenztheater. Gestützt durch Levis treue Mitarbeit in textlicher und musikalischer Hinsicht, gingen »Don Giovanni«, »Figaro«, »Die Entführung«, »Cosi fan tutte« in Inszenierungen, die für ihre Zeit mustergültig waren, über die Bühne des Residenztheaters. Lautenschlägers Drehbühne leistete vortreffliche Dienste und schuf die Grundbedingung für die szenische Wiedergabe des Mozartschen Kunstwerks: ununterbrochene Abwicklung jedes Aktes, ohne Unterbrechung durch den Vorhang. Ebenbürtig stand seinen Verdiensten um Mozart zur Seite, was P. für Wagner in München geleistet hat. Mit der Schöpfung des Prinzregententheaters und dessen Eröffnung (1902) wurde eine künstlerische Großtat vollzogen, die Wagners heißersehnte einstige Ziele schöner Verwirklichung entgegenführte. In Zumpe und Mottl wurden musikalische Mitarbeiter von überragender Bedeutung gewonnen. Den Neuinszenierungen des »Ringes«, der »Meistersinger«, des »Lohengrin« hat P. in manchen Einzelzügen den Stempel seiner besonderen künstlerischen Persönlichkeit aufgedrückt. Mit der Geschichte der sommerlichen Münchener Festspiele bleibt P.s Name für alle Zeiten unzerrißbar verbunden.

Seine leitende Tätigkeit als Generalintendant hat P. nicht gehindert, auch seine schauspielerische und rezitatorische Tätigkeit fortzusetzen. Auch nach dem Rücktritt von seinem Amt (1905) hat er sich noch sehr häufig bis in hohe Alterstage herein in verschiedenen seiner Paraderollen der dankbaren Münchener Hörerschaft gezeigt. Er ist bis zu dem letzten endgültigen Abschied des 73jährigen von der Bühne (als Franz Moor am 17. Juni 1914) — allen Befehlungen einer revolutionären Jugend zum Trotz — Münchens stärkste schauspielerische Anziehungskraft geblieben.

Auch schriftstellerisch ist P. mit ausgesprochener Begabung tätig gewesen. Sein Buch »Erstrebtes und Erlebtes« (Berlin, Mittler, 1916), das über seine künstlerische Entwicklung und seine Münchener Tätigkeit bis in die 80er Jahre berichtet, ist ein wertvoller Beitrag zur Theatergeschichte und erhebt sich durch die Gediegenheit seines Inhalts weit über den Durchschnitt dessen, was die Selbstberäucherung der üblichen Theatermemoiren im allgemeinen zu bieten pflegt. Seine Inszenierungen des ganzen »Faust« und des »Wallenstein«, ebenso die des »Don Giovanni« und der »Zauberflöte« hat er in den leitenden Gedanken in wertvollen kleinen Schriften erläutert und begründet. Ein Buch »Der Lehrgang des Schauspielers« (Stuttgart, Spemann) nimmt in der Literatur über die Technik der Schauspielkunst einen ehrenvollen Platz ein. Als Gelegenheitsdichter ist er bei vielen ernsten und heiteren Veranlassungen, als Librettist mit der Oper »Das Vaterunser« (von Hugo Röhr) hervorgetreten.

Literatur: Alfred v. Mensi, Alt-Münchener Theatererinnerungen, Knorr & Hirth, München 1924, 2. Aufl., S. 24—30. — Eugen Kilian, Nekrolog im Deutschen Shakespeare-Jahrbuch, Bd. 57, S. 82—89.

München.

Eugen Kilian †.

**Rathgen, Karl Friedrich Theodor**, \* zu Weimar 19. Dezember 1856, † Hamburg 6. November 1921. — R. war der Sohn des Präsidenten der Generalkommission B. R., des ehemaligen schleswig-holsteinischen Justizministers, und der Cornelia geb. Niebuhr. Sein Großvater mütterlicherseits war der Historiker und Staatsrat B. G. Niebuhr. Eine Schwester R.s war mit Gustav Schmoller verheiratet; sein Bruder Bernhard ist General der Artillerie a. D.

R. studierte von 1876 bis 1880 in Straßburg, Halle, Leipzig und Berlin Rechte und Nationalökonomie. Er bestand 1880 sein Referendarexamen und promovierte 1881 mit einer Arbeit über Messen und Märkte bei Knapp in Straßburg zum Doktor der Staatswissenschaften (Dr. rer. pol.). Schon am 4. April 1882 erhielt er einen Ruf zur Übernahme der ordentlichen Professur für Staatswissenschaften an der Kaiserlichen Universität in Tokio, wo er bis 1890 blieb. Zwei Jahre später habilitierte er sich in Berlin. Am 27. September 1893 erhielt er einen Ruf als nichtplanmäßiger außerordentlicher Professor mit Lehrauftrag nach Marburg. 1894 wurde er etatsmäßiger außerordentlicher Professor in Marburg, 1895 durch königliche Ernennung zum ordentlichen Professor daselbst befördert. In dem gleichen Jahre heiratete er Emilie, die Tochter des preußischen Obersten Karl Müller. Am 17. Mai 1900 wurde er zur Vertretung des erkrankten Max Weber als ordentlicher Professor nach Heidelberg berufen. Dort blieb er, bis er 1907 einen Ruf an das neuzugründende Kolonialinstitut in Hamburg erhielt, an dessen 1908 erfolgter Gründung er den regsten Anteil

nahm. Nach der Umwandlung des Kolonialinstituts zur Universität im Jahr 1919 übernahm er auch an ihr den Lehrstuhl für Nationalökonomie, Kolonialpolitik und Finanzwissenschaft. Er bekleidete das erste Rektorat. Eine tückische Krankheit, die er sich auf einer Reise zugezogen hatte, raffte ihn nach kurzem Krankenlager am 6. 11. 1921 in Hamburg dahin.

Zahlreiche Reisen haben Karl R. in alle Teile der Welt geführt. Es gab kaum ein bedeutenderes Land, das er nicht genau persönlich kannte. Japan kannte er durch sein Ordinariat in Tokio, China durch anschließende Studienreisen, Amerika unter anderem durch seine Austauschprofessur an der Columbia-University im Winter 1913/14. Die Kriegswirtschaft führte ihn nach Belgien, wo er der deutschen Militärverwaltung angehörte und Materialien der dortigen Archive bearbeitete. Als erster deutscher Volkswirt nahm er nach dem Krieg wieder an einem internationalen Kongreß teil, dem internationalen soziologischen Kongreß in Turin: denn durch Takt und Menschenkenntnis und außergewöhnliche Sprachkenntnisse — er sprach Englisch und Französisch ebenso geläufig wie seine Muttersprache — sowie durch seine engen Beziehungen zu Persönlichkeiten der Wissenschaft und Politik in allen Staaten war er wie kein zweiter berufen, unsere internationalen wissenschaftlichen Verbindungen wieder aufzunehmen. Es kam hinzu, daß er schon vor dem Krieg dem deutsch-englischen Verständigungskomitee angehört hatte.

Die am Schlusse aufgezählten Schriften Karl R.s deuten die Hauptgebiete seiner literarischen und wissenschaftlichen Tätigkeit an; sie sind nicht vollzählig. Indessen ist zu betonen, daß vieles Schreiben R. nicht lag. Er stand nicht im Dienste der Feder, sondern die Feder wurde verwandt, wo sie seinen höheren Zielen diene. Diese Abneigung gegen Vielschreiben ist zugleich eine Folge seiner persönlichen Bescheidenheit, wie vor allem seiner wissenschaftlichen Exaktheit, oder um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen »Sauberkeit«. Beide gestatteten nicht, daß ein Wort geschrieben wurde, das nicht einwandfrei bewiesen und wahr wäre. So bildete auch eine geradezu wundervolle Materialsammlung die Grundlage für seine Kollegs. Zur Zeit, als seine Materialsammlung vollendet war und eine wissenschaftliche Durcharbeitung ermöglichte, brach der Krieg aus. Nach Friedensschluß erkannte R. als erster die Krise, in der sich die ganze Entwicklung befand. Seine Skepsis und seine Ehrfurcht vor der Wissenschaft hinderten ihn, sein Material auszuarbeiten, ehe nicht Volkswirtschaft und Wissenschaft die Übergangskrise überwunden hätten. Der Tod hat ihm die Feder aus der Hand genommen.

Vornehm und zurückhaltend wie in der Schrift war er auch im persönlichen Verkehr. Sein höchstes Lob dem Schüler gegenüber: ein lächelndes Zunicken; sein niederschmetternder Tadel: wenn er eine Bemerkung scheinbar überhört hatte.

Karl R.s Wirken ist weniger auf schriftstellerischem Gebiet zu suchen wie im aufbauenden Dienst der »Volksgesundheit«, wie er sich bei der Rektoratsrede in Hamburg ausdrückte, das heißt in der Erziehung seiner Schüler und Volksgenossen zu geistigen Führern, zu Missionaren des Wissens und der Wissenschaft. Darin sah er sein Ziel und darin liegen seine größten, nie vergänglichen Verdienste, über die zu sprechen ihm seine Bescheidenheit nicht gestattete, und über die die anderen daher auch oft zu sprechen vergessen.

Doch die Japaner wissen ihm ewigen Dank für die Hilfe beim Aufbau ihres Finanzwesens. An der Agitation für das Flottenprogramm am Ende des



vorigen Jahrhunderts war er lebhaft beteiligt und hat im Zusammenhang damit zahlreiche Vorträge im Deutschen Reich gehalten. Er hat an der Wiege zweier Universitäten gestanden. Wenn auch andere äußerlich mehr zu ihrer Entwicklung beitrugen, ohne seine rastlose Arbeit wäre der Auf- und Ausbau der Universitäten Tokio und Hamburg niemals gelungen. Der Verein für Sozialpolitik und der evangelisch-soziale Kongreß hatten in ihm eine ihrer bedeutendsten Stützen. Die Deutsche Kolonialgesellschaft zählte ihn zu ihren sachverständigsten Mitarbeitern. An der Arbeit des »*Institut Colonial International*« nahm er dauernd regsten Anteil. Er war der Träger des allgemeinen Vorlesungswesens in Mannheim, der Mitbegründer der Volkshochschule in Hamburg, nachdem er bereits regelmäßig im Hamburger Volksheim im Volksbildungswesen gewirkt hatte. Es ist charakteristisch für sein ganzes Wesen und Wirken, daß er die altangesehene Universität Heidelberg verließ, um in die Handelsmetropole Hamburg zu ziehen, wo ihm zwar kein Universitätslehrstuhl geboten werden konnte, wo er aber das wirtschaftliche Leben pulsieren fühlte und wieder »bauen« konnte. Die Entwicklung des werdenden Kolonialinstituts lockte ihn, den Kenner der Kolonien, der am Werdenden mehr Freude hatte als am Seienden. Daß er dieses Bauen selbst dann nicht aufgab, als der Krieg verloren war, beweist, von welch zielbewußtem Optimismus der große Skeptiker war. Er hatte in allen Teilen der Welt Werden und Vergehen kennengelernt, aber auf die aufstrebende Jugend im rührigen Hamburg konnte er Hoffnungen setzen und seinen Optimismus stützen.

R. war Demokrat im süddeutschen Sinne des Wortes, das heißt von durch und durch nationaler Gesinnung und von größtem Verständnis für die Lage des arbeitenden Volkes. In seiner Marburger Zeit begann sein erstes Interesse für die Bestrebungen Naumanns, das Ausdruck fand in regelmäßiger Mitarbeit an seiner Zeitschrift »Die Hilfe«. Mit Ernst Francke, dem Führer der Gesellschaft für Soziale Reform und langjährigem Herausgeber der Sozialen Praxis (s. o. S. 103 ff.), verband ihn außer Fäden der Verwandtschaft die gleiche sozialpolitische Gesinnung, so gründete er in Hamburg eine Ortsgruppe dieser Gesellschaft und übernahm den Vorsitz. Gothein, Ernst Troeltsch, Max Weber gehörten in Heidelberg zu seinen intimsten Freunden. Entsprechend seiner demokratischen Einstellung suchte er den Kreis derer nach Möglichkeit zu erweitern, denen er das Universitätsstudium zugänglich machen konnte. Ich glaube, er hielt es für eine verdienstvollere Leistung, Edgar Jaffé (s. o. S. 160 ff.) zur Universitätslaufbahn verholfen zu haben, als die Abfassung irgendeiner seiner Schriften. Die erste Promotionsordnung der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät in Hamburg zeugt von dieser liberalen Gesinnung auch in Fragen der Promotion. Die Förderung des allgemeinen Vorlesungswesens ist ein weiterer Beweis hierfür.

Seine Schriften und Forschungen lagen nicht auf theoretischem Gebiet. Das soll nicht heißen, daß ihm etwa die volkswirtschaftliche Theorie verschlossen geblieben wäre. Doch fesselte sie ihn weniger. Er hatte eine große Vorliebe für Geschichte, seine ganze Wissenschaft war historisch eingestellt; in gelegentlichen Gesprächen bedauerte er, nicht Geschichte studiert zu haben. So wurde ihm die Nationalökonomie zur Geschichtswissenschaft der Gegenwart; er studierte »im Spaziergehen«, und da er ein außergewöhnlich gutes Gedächtnis, hervorragende Menschenkenntnis und einen ungewöhnlich scharfen Blick

besaß, so hatte er zur Zeit, als ihn der Verfasser dieses Nachrufes kannte, ein geradezu unerhörtes Wissen; seine Schriften spiegeln daraus nur einen kleinen Ausschnitt wider. In seinen Gesprächen, Vorlesungen und Übungen kam es in vollem Umfang zur Geltung. So konnte auch die Hamburgische Universität nach seinem Tod nur dadurch Ersatz schaffen, daß seine Professur in zwei Teile zerlegt wurde. Für seine Hauptgebiete (Handelspolitik und Wirtschaftsgeschichte — Finanzwissenschaft) wurde je ein Ordinarius berufen. Für seinen Lehrauftrag in Kolonialpolitik konnte Ersatz bisher noch nicht gefunden werden.

Wenngleich Karl R. nicht eigentlich eine volkswirtschaftliche Schule hinterlassen hat, so hat er doch einen außerordentlich starken Einfluß auf zahlreiche Kollegen und vor allem auf seine Schüler ausgeübt. Sie wurden zur Lauterkeit in Wissenschaft und Leben erzogen und sind bestrebt, seine exakte historische Methode aufzunehmen und fortzuführen. Doch von den Tausenden, die seine Vorlesungen und Vorträge besuchten, sah die große Mehrzahl nur die muster-gültige Anordnung der Tatsachen; seine eigentlichen Schüler sahen — seiner Führung folgend — durch die Mannigfaltigkeit der vorgebrachten Tatsachen hindurch und erkannten das tiefste wissenschaftliche Forschen nach den großen Linien der volkswirtschaftlichen Entwicklung. Diese Männer wirken heute als Lehrer, Politiker und Wirtschaftsführer in allen Teilen der alten und neuen Welt. In ihnen reifen die Gedanken ihres Lehrers, sie verwirklichen sein Wollen, und so erfüllt sich sein innerstes Sehnen.

Der Nachlaß von Karl R. ist noch nicht herausgegeben. Er befindet sich im Besitz seiner Familie.

Literatur: Die Entstehung der Märkte in Deutschland, Darmstadt 1881 (Dissertation). — Ergebnisse der amtlichen Bevölkerungsstatistik in Japan (aus Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur und Völkerkunde Ostasiens 1887). — Japans Volkswirtschaft und Staatshaushalt, Leipzig 1891. — Englische Auswanderung und Auswanderungspolitik im 19. Jahrhundert, Leipzig 1896 (aus Schriften des Vereins für Sozialpolitik). — Die englische Handelspolitik am Ende des 19. Jahrhunderts, Leipzig 1901 (aus Schriften des Vereins für Sozialpolitik). — Zwischen zwei Kriegen. Die japanische Finanzpolitik von 1895 bis 1904, in Festgabe zu Adolf Wagners 70. Geburtstag, Leipzig 1905. — Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung, Leipzig 1905 (aus Natur- und Geisteswelt). — Die Auswanderung als wirtschaftliches Problem, Schmollers Jahrbuch, Bd. 30, 1906. — Staat und Kultur der Japaner, Leipzig 1907. — *Les Nègres et la Civilisation européenne, Conférence faite à l'Institut Solvay le 14 Mars 1909, Liège 1909*, in Schmollers Jahrbuch, Bd. 34, 1910. — Die Japaner in der Weltwirtschaft, 2. Aufl., Leipzig 1911 (aus Natur- und Geisteswelt). — Belgiens auswärtige Politik und der Kongo, Preußische Jahrbücher, Bd. 162, 1915. — R. war Mitherausgeber folgender Schriften: Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen (vom 5. Bande ab); Hamburgische Forschungen; Die Kultur der Gegenwart. — Er hat im Handwörterbuch der Staatswissenschaften und vor allem im Wörterbuch der Volkswirtschaftslehre zahlreiche Artikel verfaßt.

Die bei der Verbrennung R.s gehaltenen Reden wurden zum Teil in Hamburg 1922 veröffentlicht unter dem Titel »Reden gehalten am Grabe des Prof. K. R.«

Hamburg.

Theodor Plaut.

**Scherl, August**, Zeitungsverleger und Verlagsbuchhändler, \* in Düsseldorf am 24. Juli 1849, † in Berlin am 18. April 1921. — Als Sohn eines in Berlin in den achtziger Jahren bekannten Kolportage-Buchverlegers geboren, wurde ihm schon in früher Jugend, durch die mehrfache Auslandstätigkeit seines Vaters,

Berührung mit weiteren Kreisen der Welt gewährt. Einen Teil seiner Schul-erziehung genoß er in der deutschen Schule in Konstantinopel. Nachdem er später die Realschule in Berlin durchgemacht, trat er in das Geschäft seines Vaters ein. Aber der früh in ihm erweckte Drang nach Selbständigkeit, die bewegte Lebensschule seiner Jugend, trennten ihn bald vom väterlichen Hause. In den Rheinlanden und Frankfurt a. M. entwickelte er nach dem Muster des Vaters eine sehr lebhaft und erfolgreiche Tätigkeit als Herausgeber von Kolportageromanen, die ihn zunächst zum reichen Mann machte. Aber seiner lebhaften, nach weitausholender Betätigung ringenden Natur genügte dies nicht. Früh hatte er ein schwärmerisches Interesse für das Theaterwesen gezeigt, früh auch die Bedeutung der Presse als einflußkräftigen Faktor im öffentlichen Leben erkannt. In jungen Jahren mit einer talentvollen steiermärkischen Sängerin, Flora Rosner, verheiratet, gründete er in Köln das Flora-Theater, wo er in der Darbietung von Oper, Operette und Schauspiel die hervorragendsten Darsteller als Gäste heranzuziehen verstand. Andere geschäftliche Unternehmungen führten ihn in dieser Zeit auch vorübergehend nach London und Paris. Später zog ihn der Drang, sich im Presseleben zu betätigen, auch wieder nach Berlin, wo er gegen Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts den ersten, wenig erfolgreichen Versuch dieser Art durch Gründung der Tageszeitung »Berliner Neuigkeiten« machte. Erst im Jahre 1883 schuf er, aus Frankfurt zurückgekehrt, trotzdem er den einst gewonnenen Reichtum längst eingebüßt hatte, wagemutig und zielbewußt durch Begründung des »Berliner Lokalanzeigers«, zunächst als billige Wochenzeitung, deren erste Nummer am 4. November 1883 erschien, den Boden, auf dem er sein ganzes, vielgestaltiges Lebenswerk aufbaute. Hier war es, wo Sch.s geniale Veranlagung, seine rast- und ruhelose Energie, seine beständig auf allerlei reformatorische und erzieherische Ideen gerichtete Kenntnis der Volksseele Wurzel schlug. Wie selbst seine Gegner anerkannten, wirkte er da auf publizistischem wie auf technischem Gebiet des Zeitungswesens, namentlich was den Nachrichtendienst und die Ausgestaltung von Redaktion, Inseratenwesen und Vertrieb anbetrifft, neugestaltend. Er hatte 1886, nachdem seine erste Gattin 1884 verstorben war, zum zweitenmal die Ehe geschlossen mit einer durch ihre Schönheit berühmt gewordenen Kufsteiner Bürgerstochter, Therese Zöttl, die ihm eine treue, verständnisvolle Arbeitsgefährtin wurde. Schon 1885 wurde der »Berliner Lokalanzeiger« ein täglich, 1889 ein zweimal täglich erscheinendes Blatt, das durch seinen umfangreichen Nachrichtendienst, durch seinen überparteilichen Charakter, der erst später eine ausgesprochen konservativ-politische Richtung annahm, bei denkbar größter Verbreitung zu einem führenden Organ in der deutschen Zeitungswelt.

Um Sch.s vielgestaltige Eigenart und sein Lebenswerk voll würdigen zu können, muß man einen kurzen Überblick über seine übrigen publizistischen Schöpfungen und seine außerhalb dieser Sphäre liegenden Unternehmungen, denen er bis zu seinen letzten Lebenstagen eine unermüdliche Arbeitskraft zuwandte, gewinnen. An die Begründung einer aktuellen illustrierten Zeitschrift »Die Woche«, die einen neuen Typ dieser Gattung schuf und zur Belebung der graphischen Technik führte, reihte sich die seinerzeit als »klassisch« bezeichnete, den führenden Geistern aller Parteien offen stehende Zeitung »Der Tag«. Dem Sport und dem höheren Gesellschaftsleben widmete er die großzügig aus-

gestaltete illustrierte Wochenschrift »Sport im Bild«. Der Erwerb der altberühmten Keilschen »Gartenlaube« trug dies Familienblatt bis in die neueste Zeit, inhaltlich ihr angepaßt, hinein. Der »Praktische Wegweiser«, von Würzburg her übernommen und als Wochenblatt der Land- und Gartenwirtschaft gewidmet, wurde die Wurzel zur Begründung des »Allgemeinen Wegweisers«, der in eigenartiger Form, als ethischer und praktischer Berater für Haus und Familie gedacht, sich eine ungemein weitschichtige Leserschaft in Deutschland und der deutschen Schweiz eroberte. Eine vollständige Neuorganisation der städtischen Adreßbücher schuf er nach Erwerb des Berliner Adreßbuchs, was zur Folge hatte, daß er auch Herstellung und Verlag von Adreßbüchern dieser Art in verschiedenen anderen deutschen Großstädten übernahm. Alle diese Unternehmungen aber konnten seinem unstillbaren Sehnen, größere Werke der Gemeinnützigkeit zu verrichten, nicht Genüge tun. Was schon von der Gründungszeit des Lokalanzeigers her bis zum Lebensende seinen Geist besonders beschäftigte und ihn zu ganz abnormen finanziellen Opfern veranlaßte, lag auf volkswirtschaftlichem und auf technischem Gebiet. Das eine war die als »Sch.sches Prämiensparsystem« bezeichnete Idee, die eine ganze Literatur aus den Federn der hervorragendsten Volkswirtschaftler gezeitigt hat und das größte Interesse in Regierungskreisen erregte, auch nahezu kurz vor Beginn des Weltkriegs zur Verwirklichung gekommen ist. Das andere war der Plan der »Einschienenbahn« mit Benutzung des Dieselschen Kreiselapparates, eine Erfindung, die nach Vereinigung des Brennanschen Systems (London) mit dem Sch.schen (niedergelegt in einem von Sch. herausgegebenen Werk) in gelungenen Versuchen ihre Durchführbarkeit erwies. Daß Sch. auch immer noch dem Theaterwesen sein eifriges Interesse zuwandte, erweist seine Broschüre über die Errichtung auf ganz neuer künstlerischer und technischer Basis aufgebauter Volkstheater in Berlin (»Berlin hat kein Theaterpublikum«).

Diese Übersicht möge genügen, um ein äußeres Arbeits- und inneres Lebensbild von dem Mann zu geben, der rastlos bemüht war, Großes, weit hinaus Wirkendes zu schaffen und in der Tat auch vieles errungen hat, was seinem Namen einen dauernden Platz in unserer Kulturgeschichte sichert. Über sein persönliches Leben, das ihn als »Sonderling« erscheinen ließ, hat sich ein ganzer Mythenkranz gebildet, in dem viel Dichtung mit wenig Wahrheit sich mengt. Seit 1914 hatte er sich von seinen publizistischen Unternehmungen gänzlich zurückgezogen und lebte nur noch seinen anderen Plänen.

Berlin.

Hugo v. Kupffer.

**Schiemann, Theodor**, Dr. phil., o. Professor an der Universität Berlin, Kgl. Preuß. Geheimer Regierungsrat, \* in Grobin (Kurland) am 5./17. Juli 1847, † in Berlin am 26. Januar 1921. — Sch. stammte aus einer deutschen Literatenfamilie, die, aus Königsberg i. Pr. eingewandert, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in Kurland lebte. Der Urgroßvater und der Vater waren Juristen, der Großvater Arzt. Der Vater Theodor starb früh (1853) als Stadtsekretär zu Grobin. Die Mutter, Nadine geb. Rodde, eine ausgezeichnet tüchtige Frau aus einer alten hansischen Familie, erzog die beiden Söhne (der ältere Julius wurde später der angesehenste Rechtsanwalt Kurlands) streng zu pflichttreuer deutscher Geistesarbeit. Nachdem Sch. das Gymnasium zu Mitau absolviert hatte,

studierte er 1867 bis 1872 in Dorpat Geschichte, für die er früh lebhafteste Neigung und gute Befähigung gezeigt hatte. Schon 1868 bestätigte das die Dorpater goldene Preismedaille. Es war die Blütezeit des deutschen Dorpat, in der Karl Schirren († 1910 als Professor in Kiel) die deutschbaltische Geschichtsforschung in hervorragender Weise vertrat und durch Wort und Schrift den historischen und politischen Anschauungen, dem Heimatgefühl und völkischen Bewußtsein der Balten neue Grundlagen schuf. Sch. war ein begeisterter Anhänger Schirrrens, seiner Forschung und politischen Richtung. Dazu kam die mächtige Wirkung der großen Ereignisse von 1870/71, die auch Dorpats Studentenschaft neues Leben, neue Lust und Kraft zur Arbeit für deutsche Ideale, für den deutschen Aufstieg gaben. In dieser Sphäre festigten sich Geist und Charakter Sch.s, wurden Aufgabe und Ziel seines Lebens festgelegt. 1872 bis 1875 arbeitete er im Seminar bei Georg Waitz in Göttingen, wo er 1873 promovierte, in den Archiven zu Danzig, Dresden, Wien und im ehemaligen herzoglichen Archiv zu Mitau. Nachdem er Lina v. Mulert, die Tochter des kurländischen Medizinalinspektors und wirkl. Staatsrats Dr. v. M., geheiratet hatte, war er bis 1883 Oberlehrer am Landesgymnasium zu Fellin in Livland, darauf bis 1887 Stadtarchivar zu Reval in Estland, wo er das reichste Archiv des alten Livland der Forschung zu erschließen begann. In einer Reihe kleinerer Darstellungen und Quelleneditionen lieferte er wertvolle Beiträge zur baltischen Geschichte (teilweise vereinigt in »Charakterköpfe und Sittenbilder des 16. Jahrhunderts«, 1877, und »Hist. Darstellungen und archivalische Studien«, 1886). Daneben verfocht er in politischen Schriften die deutsche Selbstverwaltung und die evangelische Kirche und Schule gegen russische Angriffe. Sein geistvolles und mannhaftes Eintreten für das Recht der Deutschen im Lande gab ihm nahe Beziehungen zu den führenden Männern der Provinzen. Um so schärfer sah er, daß alle baltische Loyalität die Gefahren der Russifizierung nicht mindern konnte, daß diese aufs stärkste wuchsen, je mehr die politische Macht Deutschlands in Europa stieg. Auch die Freiheit seiner eigenen Arbeit schien gefährdet zu sein. Zu der Sehnsucht nach einer engeren Verbindung mit der deutschen Wissenschaft trat die Sorge um eine rein deutsche Erziehung seiner Kinder. Das führte ihn zum Entschluß, eine neue Existenz und Arbeitsbahn im Deutschen Reich zu suchen. Private Beziehungen des Grafen Alexander Keyserling, eines ihm besonders nahestehenden väterlichen Freundes, zu dem großen deutschen Reichskanzler haben dann seine Niederlassung in Berlin, seine Einbürgerung und Aufnahme in den preußischen Staatsdienst als Dozent an der Universität, Staatsarchivar und Lehrer an der Kriegsakademie wesentlich erleichtert. Den Eintritt in die Berliner Gelehrtenwelt vollzog er unter den Auspizien Heinrich v. Treitschkes, mit dem ihn ein freundschaftlicher Verkehr bis zum Tode des großen Historikers und Patrioten verbunden hat. Das bezeugt die Wärme, mit der Sch. »Heinrich v. Treitschkes Lehr- und Wanderjahre« (2. Auflage 1898) schrieb. Wohl blieb er Schirren persönlich bis zuletzt ergeben und verehrte in ihm den Lehrer und überragenden Geist. Aber auf sein geistiges Schaffen wurde Treitschkes Einfluß größer und maßgebender. Der pessimistischen Skepsis in Welt- und Geschichtsauffassung, wie sie bei Schirren in seiner Kieler Zeit immer schärfer erschien, stand Sch. fern; viel näher lag seiner mehr sanguinischen Natur eine freudige Bejahung geschichtlicher und staatlicher Entwicklung. Und ebenso war bei ihm jener »eminent baltisch-partikularistische Zug«, der bei Schirren in seiner Beurtei-

lung preußisch-deutscher Geschichte hervortrat, ganz ausgeschieden. Er wurde vollbewußt Preuße, wenn ihm auch über Preußen wie über der baltischen Heimat das größere Deutschland stand.

In die letzten baltischen Jahre Sch.s fällt eine größere Arbeit für die von Wilhelm Oncken herausgegebene Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen: »Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert« (2 Bände 1886 und 1887). Sie sollte dem deutschen Publikum eine dem Stande der Forschung entsprechende Kenntnis der beiden slawischen Nachbarstaaten in älterer Zeit und der an sie grenzenden ältesten und bedeutendsten, exponiertesten und erfahrungsreichsten Kolonie Deutschlands vermitteln. Es war eine entsagungsschwere Arbeit, da eine kritische Erforschung der alten russischen Geschichte nur höchst unvollständig und für das livländische Mittelalter auch noch lange nicht ausreichend vorlag. Sch. gab, was Zeit und Material erlaubten, ein wissenschaftlich begründetes und gut lesbares Buch. Das alte Livland hat er zuerst in etwas weiteren Kreisen bekannt gemacht. In Berlin schrieb er die Biographie seines Landsmannes Viktor Hehn, des bekannten Kulturhistorikers († 1890), den schwere Erlebnisse zu einem Kenner des nikolaiitischen Rußland gemacht hatten. Auch diese Arbeit führte ihn in die russische Welt, wie sie sich nach dem Tode der zweiten Katharina gestaltete. Er sah dabei, daß in der deutschen Geschichtsschreibung für die Geschichte Osteuropas eine Lücke klaffte, deren Deckung sowohl wissenschaftliche wie politische und wirtschaftliche Interessen Deutschlands forderten. Eine entsprechende Richtung nahmen seine Vorlesungen an der Universität und der Kriegsakademie wie eine Reihe von kleineren Publikationen. Den Erfolg bezeugten 1902 die Gründung des von ihm geleiteten Seminars für Osteuropäische Geschichte durch den preußischen Staat und 1906 das Ordinariat an der Universität mit dem gleichen Lehrauftrage für ihn. 1902 veröffentlichte er einen Band »Neue Materialien zur Geschichte Pauls I. und Nikolaus' I.«, die ein abschließendes Urteil über Pauls Untergang und den Dekabristenaufstand von 1825 gaben. 1904 erschien der erste Band seines Hauptwerkes, der »Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I.« Ihn füllte zunächst nur die Geschichte Alexanders I. als unentbehrliche Voraussetzung für das Verständnis der folgenden Regierung Nikolais. Diese enthalten die drei 1908, 1913 und 1919 erschienenen Bände. Sch.s Werk umfaßt also die ganze Zeit, in der Rußland eine so tief in die Geschichte des europäischen Staatensystems einschneidende Stellung einnahm, wie nie vorher und nachher. Hier lag eine gewaltige Fülle russischen gedruckten Materials vor, meist in Zeitschriften verstreut, zuletzt wohl auch in den russischen Werken von General N. Schilder über Paul, Alexander I. und Nikolai I. zusammengefaßt, aber in Deutschland zum größten Teil noch unbekannt. Neues Material hat Sch. selbst aus den Archiven in Berlin, Dresden, Wien, Paris, Petersburg und London geholt. Sein Buch hat mit vielen Legenden aufgeräumt, es läßt vor allem die Zusammenhänge der großen Politik in Europa klar erkennen. Russischerseits hat man schon vor dem Weltkriege ihm den Vorwurf gemacht, daß es keine Geschichte des russischen Volkes biete, sondern nur eine Geschichte der Dynastie und ihrer volksfeindlichen Interessen sei. Man wird darin doch wohl mehr die russische Unzufriedenheit mit der Tatsache zu sehen haben, daß Rußland eine absolute Monarchie war, deren äußere und innere Politik ausschließlich der starke Wille des Kaisers bestimmte. Daß Nikolai, indem er Europa vor den Dämonen sozialer

und staatlicher Zerstörung bewahren wollte, vor allem im eigenen Reich jede Entwicklung unmöglich machte, daß seine Prinzipien und seine »Konsequenz«, zumal später als Erbteil der schwächeren Nachfolger, viel dazu beigetragen haben, die furchtbaren Katastrophen der russischen Gegenwart herbeizuführen, das läßt auch Sch.s Darstellung der inneren Politik des Kaisers deutlich erkennen. Aber sein Hauptziel war die Darlegung der Bedeutung des damaligen Rußland für Europa, daher mußte die auswärtige Politik überall im Vordergrund stehen.

Neben der wissenschaftlichen Produktion, den Vorlesungen und der Leitung des Seminars stand von Anfang seiner Berliner Zeit bis zuletzt Sch.s intensive Tätigkeit als politischer Schriftsteller in der Tagespresse. 1887 bis 1893 war er Berliner Korrespondent der »Münchener Allgemeinen Zeitung«. Als diese einging, übernahm er die politische Wochenschau der »Kreuzzeitung« und schuf hier ein journalistisches Vorbild der Berichterstattung über die auswärtige Politik, dessen Bedeutung und Wert in weiten Kreisen, besonders den politisch und diplomatisch interessierten und informierten, innerhalb und außerhalb Deutschlands gewürdigt wurden. Diese Leistung setzte eine sorgfältige Information an den maßgebenden Stellen Berlins und die Kenntnis der politischen Presse Rußlands, Frankreichs und Englands voraus. Sch. wurde die Information in weitgehendem Maße geboten, weil man seiner Zuverlässigkeit und seinem Takt volles Vertrauen schenkte und darin nie getäuscht ward. In den späteren Jahren haben persönliche Beziehungen zu Kaiser Wilhelm II., der sich lebhaft für die russische Geschichte der beiden letzten Jahrhunderte interessierte, das gefördert. Das Maß von Mühe und Zeit, das die journalistische Arbeit verlangte, konnte freilich neben den wissenschaftlichen Leistungen nur eine so erstaunlich ausdauernd und schnell schaffende Arbeitskraft aufbringen, wie Sch. sie besaß. Dem akademischen Einwande, die intensive politische Tagesarbeit verträge sich nicht mit der für wissenschaftliche Forschung und Darstellung nötigen Objektivität und Unabhängigkeit des Geistes, ist Sch. begegnet. Er ließ sich dadurch nicht beirren. Auch in seiner Arbeit für die Tagespresse sah er eine nationale Pflichterfüllung, die die Grundsätze der kritischen Methode und einer wahrheitsgemäßen Darstellung nicht beeinträchtigte. Ein ausgesprochener Parteimann ist er nie gewesen; in der Gestaltung des deutschen Parteiwesens sah er ein nationales Unglück. Die Aufgabe, die er in erster Linie seiner Berichterstattung stellte, war die Beobachtung und Festlegung aller Deutschland gefährdenden Wendungen der Politik, wie sie im Verhalten der russischen und französischen Regierung und ihrer Presse, in der Zweideutigkeit Englands zu erkennen waren und durch die im Dunkeln an der Einkreisung Deutschlands arbeitenden Kräfte gefördert wurden. Die Artikel Sch.s (separat in einer Reihe von Bänden: »Deutschland und die große Politik« 1902 ff.) können einer kommenden Geschichtschreibung die Erkenntnis der politischen Lage Deutschlands in den Vorkriegsjahren erleichtern und dazu beitragen, die Vorbereitung der Deutschland im Kriege und nach dem Kriege vergiftenden Lüge von seiner Schuld am Kriege klar ins Bewußtsein der Welt zu bringen.

An Gegnern hat es Sch. nicht gefehlt. In den entscheidenden Tagen des Kriegsausbruchs verweigerte die Kreuzzeitung, in der Sch. über 20 Jahre seine Wochenschau auswärtiger Politik veröffentlicht hatte, plötzlich und ohne Motivierung die Aufnahme seiner Artikel. Eine sachliche Differenz läßt sich in den

Auffassungen der Beziehungen zu Rußland und England sehen. Da lag ein Gegensatz Sch.s zu den Kreisen vor, die bis zum Beginn des Krieges und auch noch später meinten, daß eine Verständigung Deutschlands mit Rußland erreichbar und in erster Linie zu erstreben sei. Sie sahen in den Artikeln Sch.s eine Erschwerung der Verständigung. In der Tat hatte dieser längst erkannt, daß die maßgebenden Männer der russischen Regierung und ebenso die ganze öffentliche Meinung des nationalen Rußland den Krieg gegen Deutschland und dessen staatliche Vernichtung oder mindestens völlige Schwächung unbedingt wollten, daß deshalb alle Verhandlungen mit Rußland scheitern mußten und gerade diesem Feinde gegenüber politische Rücksichten und Konzessionen nichts nützten, sondern nur die eigene Stellung schwächten. Er glaubte dabei, daß für England der altüberlieferte und im Orient so deutlich hervortretende politische Gegensatz zu Rußland bei weitem mehr bedeute als die wirtschaftliche, koloniale und maritime Konkurrenz Deutschlands und daß daher die englische Politik, so zweideutig sie war, sich zuletzt doch für eine Neutralität im Kriege Deutschlands gegen Rußland und Frankreich entscheiden werde und man deutscherseits ihr diese Entscheidung möglichst erleichtern sollte. Die englische Kriegserklärung hat Sch. wie manche andere politisch denkende Männer in Deutschland aufs stärkste enttäuscht.

Mit der Verschiedenheit politischer Auffassungen hat eine frivole Verleumdung nichts zu tun, die nach dem Tode Sch.s in den »Aufzeichnungen« eines ehemaligen Kaiserlichen Hofmarschalls, des Grafen Robert Zedlitz-Trützschler, hervorgetreten ist und in Anbetracht der Verbreitung des Buches hier niedriger gehängt werden muß.

Der Verfasser erzählt von einem Abend am Hofe, wo der Kaiser mit Staatssekretär v. Schoen und Professor Schieman die politische Stellung des Deutschen Reichs zu Rußland und England eingehend erörtert habe. Er findet es merkwürdig, daß der Kaiser »dem Russen Schieman« ein nach Ansicht maßgebender Kreise unberechtigtes Vertrauen schenke; denn es stehe fest, daß Sch., der finanziell immer in Schwierigkeiten sei, trotz seines angeblichen Russenhasses sehr gute Beziehungen zu russischen offiziellen Kreisen unterhalte, namentlich zu dem Großfürsten Konstantin. Da die politische Unzuverlässigkeit eines solchen Mannes kaum zu beweisen sei, fürchte der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, wenn er warnen wollte, unberechenbar impulsive Handlungen des Kaisers. Dieser hoffe, durch sein großes Vertrauen Schieman ähnlich wie den Geheimrat Dr. Koser dafür zu gewinnen, »Geschichte« in für ihn günstigem Sinne zu schreiben. Daß es möglich sein werde, bezweifelt der gewesene Hofmarschall.

Wir konstatieren gegenüber diesem verleumderischen Hofklatsch, daß gerade das Auswärtige Amt schon lange, bevor der Kaiser ihn persönlich kannte, seit den Tagen des Grafen Herbert Bismarck bis zuletzt, Sch. volles Vertrauen entgegengebracht hat und dazu durchaus berechtigt war, da seine Vergangenheit und Gegenwart offen und klar vorlagen. Die »offiziellen« Kreise in Rußland, zu denen er gute Beziehungen, zum Teil noch aus seiner baltischen Zeit stammend, unterhielt, waren bekannte Gelehrte, wie der Akademiker Kunik, die Professoren Bilbassow und Lappo-Danilewski, der Direktor der Öffentlichen Bibliothek General N. Schilder, der als Geschichtsforscher bekannte Präsident der Kaiserlichen Gesellschaft für Geschichte und Geographie Großfürst Nikolai Michailowitsch (nicht Großfürst Konstantin Konstantinowitsch, der Präsident



der Akademie der Wissenschaften war) u. a. Diese Beziehungen waren in Berlin bekannt, ebenso Sch.s Audienz beim Zaren und seine längere Unterhaltung mit diesem. Sie haben nie eine politische Bedeutung gehabt, wohl aber Sch.s Arbeit in russischen Archiven und Bibliotheken wesentlich erleichtert. Die russischen Gelehrten verkannten bei aller Verschiedenheit der Urteile und Auffassungen nicht die Wahrhaftigkeit und den wissenschaftlichen Ernst der Forschung Sch.s und verschlossen sich nicht der Erkenntnis, daß der auch von ihm angestrebte internationale Zusammenhang der historischen Forschung, den der Deutsche Kaiser stets lebhaft gefördert hat, der russischen Wissenschaft nur nützen konnte. Die Tatsache aber, daß Sch. früher als russischer Untertan gegen die Vergewaltigung des Deutschtums in den baltischen Provinzen gekämpft hatte und später als preußischer Untertan oft russische Regierungsmaximen verurteilte, die Willkür der russischen Bürokratie scharf kennzeichnete und vor dem Größenwahn und den Zielen des Panslawismus warnte, war im alten Petersburg mit einem wissenschaftlichen Verkehr durchaus vereinbar. Einen »Russenhaß« verboten Sch. sowohl seine historische Bildung wie seine humane Gesinnung. Die gehässige Verbindung der russischen Beziehungen mit finanziellen Schwierigkeiten geht aus der Voraussetzung hervor, daß, wer ohne Vermögen sich und seine Familie nur durch eigene Arbeit erhält und dabei pekuniäre Schwierigkeiten zu überwinden hat, stets durch Geld zu beeinflussen ist. Wir halten eine solche Voraussetzung für verwerflich und sehen in Sch.s unbedingter Ehrenhaftigkeit keinen Ausnahmefall, sondern etwas Selbstverständliches für jeden anständig denkenden Menschen.

Zu Sch.s persönlichem Verkehr mit dem Kaiser führte dessen Interesse für die Geschichte der seinem Hause so nahe stehenden russischen Monarchen, vielleicht auch mancher Artikel in der Kreuzzeitung. Eine absichtliche Beeinflussung schlossen beim Kaiser sein Verständnis und seine Achtung der geistigen Unabhängigkeit des Historikers aus. Sch. selbst lagen gewiß die deutschen Interessen seiner Heimat immer am Herzen, aber er war überzeugt, daß der Kaiser die inneren Verhältnisse Rußlands wohl kennen, doch vor dem Kriege nie in sie politisch eingreifen wollte und daher jeder Versuch einer dahin gehenden Einwirkung höchst unangebracht und taktlos gewesen wäre. Erst im Verlauf des Krieges schien es ihm möglich und geboten, Darlegungen in diesem Sinne vorzustellen. 1918 schien die Bestimmung Sch.s zum Kurator der rein deutsch wiedererstehenden Universität Dorpat ihn dauernd in die alte Heimat zurückzuführen. Es ist bekannt, wie alle baltischen Träume an der Schwelle ihrer Verwirklichung zerschellten.

Die deutsche Katastrophe warf Sch. nieder: »Alles, wofür ich gelebt und gearbeitet habe, was ich liebe und wofür ich kämpfte, liegt am Boden, und es bleibt die bange Frage, ob es sich je wieder aufrichten wird.« Er wußte, daß er selbst die Antwort der Geschichte nicht hören werde; aber er hatte — wie einst Treitschke in weniger schlimmen Tagen — »die rätselhafte Kunst, am Vaterlande zu verzweifeln« nicht gelernt. Der feste Glaube an die Zukunft Deutschlands, an den Sieg der Wahrheit hob ihn empor und hielt ihn aufrecht. Er vermochte trotz der furchtbaren seelischen Erschütterung sein Werk über Nikolai I. zum Abschluß zu bringen. — Er hat das kaiserliche, das große Deutschland geliebt und dafür gelebt und in der Revolution nur Verderben gesehen. Unverbrüchliche Treue für Kaiser und Reich haben ihn bis ans Grab geleitet.

Literatur: *Album Academicum*, Dorpat 1889. — Beiträge zur russischen Geschichte, Festschrift für Theodor Sch., S. III f., Berlin 1907. — Sch.s Schriften. — Briefe und genaue persönliche Bekanntschaft. — Ein Nachruf desselben Verfassers in: »Deutsche Post aus dem Osten«, 1921, Nr. 13 vom 27. März. — Auskunft über den literarischen Nachlaß zu erfragen bei Frau Geheimrat Lina Schieman, geb. v. Mulert, Berlin-Lichterfelde, Ziethenstraße 2.

Rostock

Oskar Stavenhagen.

**Schjerning, Otto v.**, Prof. *Dr. med.*, Kgl. preuß. Generalstabsarzt der Armee a. D. mit dem Range als General der Infanterie, \* in Eberswalde am 4. Oktober 1853, † in Berlin am 28. Juni 1921. — Hervorgegangen aus dem Joachimsthalschen Gymnasium, gehörte Sch. vom 25. April 1873 bis 15. Februar 1877 dem Kgl. Preuß.-Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin (der späteren Kaiser-Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen) an, promovierte am 9. Februar 1877 zum *Dr. med.*, wurde am 16. Juli 1878 zum Assistenzarzt befördert und gelangte 1885 nach einigen Jahren truppenärztlicher Tätigkeit und Verwendung beim Korpsarzt des Gardekorps in die Medizinalabteilung des Preuß. Kriegsministeriums. An diesem Mittelpunkt der Arbeit für das Heeres-sanitätswesen hat er 20 Jahre als Referent und später als Abteilungschef gewirkt. Im Jahre 1905 wurde er als Generalstabsarzt der Armee Chef des Preuß. Sanitätskorps und der Medizinalabteilung des Preuß. Kriegsministeriums, Direktor der Kaiser-Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen und Vorsitzender des Wissenschaftlichen Senates bei dieser Akademie. 1906 wurde er zum ordentlichen Honorarprofessor der medizinischen Fakultät der Universität Berlin ernannt, erhielt 1907 den Rang als Generalleutnant, 1909 aus Anlaß der Eröffnung des unter seiner Leitung errichteten Offizierheims Taunus in Falkenstein den erblichen Adel und 1915 im Kriege den Rang als General der Infanterie. Er war ordentliches Mitglied der Preußischen Wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen und Senator der Kaiser-Wilhelms-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Während der Dauer des Weltkrieges war er Chef des Feldsanitätswesens im Großen Hauptquartier.

Die Leistungen des Sanitätswesens im Weltkriege krönten die Lebensarbeit v. Sch.s. Findet man doch während der mehr als 30jährigen Zeit seiner Wirksamkeit wohl in allen Zweigen der Organisation des Friedens- und des Kriegsanitätswesens seine Spuren und die erzieherische Einwirkung seiner Führerhand, sei es in der inneren Regelung des Lazarettbetriebes, sei es bei Lazarettneubauten, bei der Schaffung von Genesungsheimen für Offiziere und Mannschaften, von Lungenheilstätten, von Erholungsheimen für Unteroffiziersfamilien, bei der Einrichtung von groß angelegten Laboratorien und Depots, bei der Truppenhygiene, bei der Fortbildung der Sanitätsoffiziere und der Heranbildung ihres Ersatzes. Eine freie gründliche ärztliche Ausbildung des Nachwuchses und wissenschaftliches Arbeiten und Streben der Sanitätsoffiziere betrachtete v. Sch. mit Recht als wichtigste Grundlage für einen wirksamen und durchgreifenden Sanitätsdienst und unerläßliche Vorbedingung für dessen zeitgemäßes Fortschreiten. Aus dieser Überzeugung heraus förderte er die dauernde Vervollkommnung der Kaiser-Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen und hielt enge Fühlung mit Universitäten und Praxis, besonders auch durch Fortbildungskommandos von Sanitätsoffizieren zu Universitätsanstalten und zu Krankenhäusern.

So hob er allmählich die wissenschaftlich-praktische Tätigkeit im Heeres-sanitätsdienst immer mehr, brachte das reiche wissenschaftliche Material des Truppen- und Lazarettendienstes zu steigender Ausnutzung und machte es weiteren Kreisen zugänglich. Hingewiesen sei auf die fortlaufenden Veröffentlichungen aus dem Gebiete des Militärsanitätswesens, die Arbeiten aus den hygienisch-chemischen Untersuchungsstellen, auf die Bibliothek von Coler-v. Sch., ferner auf die Anregung und Durchführung von Schießversuchen und von umfangreichen Studien über die Physiologie des militärischen Dienstes. v. Sch. sah in dem Sanitätsoffizier nicht nur den Arzt der Soldaten, sondern zugleich den Sozialhygieniker, für den es zwischen Volk und Heer keine Grenzen gibt. Als Gebiete der Volkswohlfahrtpflege, auf denen v. Sch. sich besonders wirksam betätigte, seien nur genannt die Säuglingsfürsorge, die Schulgesundheitspflege, die Zahnpflege in den Schulen, die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, die Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit, die Fürsorge für unbemittelte Nervenranke. Weit über den Kreis seiner Berufs- und Standes-genossen hinaus erfreute er sich hoher Wertschätzung und sein Rat war bei vielen Fragen der allgemeinen Volksgesundheit und -fürsorge von schwerwiegender Bedeutung. Im Auslande war seine Persönlichkeit vielfach bekannt und geschätzt. Auf internationalen Kongressen und sonstigen Veranstaltungen war er stets der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit und vielfacher außergewöhnlicher Ehrungen.

v. Sch. hat sich selbst stets auf der Höhe wissenschaftlichen Fortschrittes gehalten und bei aller Hemmung durch die gewaltige Größe seiner Verwaltungsarbeit immer noch Zeit zu eigenen wissenschaftlichen Arbeiten gefunden. Hier seien genannt seine Untersuchungen über Selbstmord in Volk und Heer, seine Arbeit über die Grippe-Epidemie im deutschen Heere 1889/90, mannigfache Arbeiten über Feuerwaffen und Schußverletzungen, über Verwertung der Röntgenstrahlen in der Medizin, über das Vorkommen der Tetanuserreger in der Füllung der Platzpatronen. Von besonderer Bedeutung und wissenschaftlichem Dauerwert sind seine sanitätsstatistischen Betrachtungen über Volk und Heer, die gerade für die Zeit ihrer Entstehung (1910) wichtige Unterlagen für viele Fragen der Volkswirtschaft und besonders für die Beurteilung der Wehrkraft des deutschen Volkes darboten. Der krönende Abschluß seiner wissenschaftlichen Arbeiten ist das großangelegte Handbuch der ärztlichen Erfahrungen im Weltkriege, das er lange vor Kriegsende ins Auge faßte und für das er in seiner weitblickenden Art die organisatorischen Vorarbeiten in muster-gültiger Weise geleistet hat. Die Manuskripte hat er noch kurz vor seinem Tode, schon schwer leidend, mit großer Liebe und Sorgfalt selbst durchgearbeitet. Das Handbuch ist das bleibende Denkmal für die Leistungen des Sanitätsdienstes im Weltkriege, denen v. Sch.s organisatorische Kraft und persönliche Tatkraft die Wege geebnet hat, und denen er auf diesen Wegen der unermüdliche Führer war. Für seine Verdienste hat ihm im Jahre 1916 die Preußische Akademie der Wissenschaften die goldene Leibniz-Medaille zuerkannt.

Literatur: Schultzen, O. v. Sch. zum Gedächtnis, im Handbuch der ärztlichen Erfahrungen im Weltkrieg, Bd. I. — Derselbe, Zu O. v. Sch. Abschied, in Militärärztliche Zeitschrift 1919, Heft 1 und 2. — Derselbe, Nachruf, in Deutsche Medizinische Wochenschrift 1921.

Berlin-Steglitz.

Wilhelm Schultzen.

**Schmiedeberg, Oswald**, Professor der Pharmakologie an der Universität zu Straßburg i. E., \* in Laidsen (Kurland) am 11. Oktober 1838, † den 12. Juli 1921 in Baden-Baden. — Sch. entstammte einer kurländischen Försterfamilie, verbrachte nach der Eltern Übersiedlung nach Estland seine Jugend in Dorpat, besuchte dort das Gymnasium und darauf die Universität zum Medizinstudium. Am 6. April 1866 ward er zum Doktor promoviert auf Grund einer unter Buchheims Leitung ausgeführten Arbeit über Bestimmung und Verhalten des Chloroforms im Blut. Kurz darauf wurde Sch. Assistent am Pharmakologischen Universitätsinstitut, nach zwei weiteren Jahren (1868) Privatdozent und im Mai 1869, als sein Lehrer Buchheim nach Gießen war berufen worden, zu dessen Nachfolger ernannt als Professor der Pharmakologie, Diätetik und Geschichte der Medizin.

Neben Buchheim waren es namentlich der Chemiker Karl Schmidt und der Physiologe Friedrich Bidder — beide berühmt durch ihre grundlegende Arbeit über die epidemische Cholera — sowie in Leipzig Karl Ludwig, die auf Sch.s wissenschaftliche Entwicklung eingewirkt haben; gleich nach seiner Ernennung zum Professor hatte er nämlich einen einjährigen Urlaub genommen, um in Karl Ludwigs Schule die Meisterschaft des physiologischen Experimentierens zu erlangen. In Leipzig trat er auch in einen Kreis hervorragender jüngerer Gelehrter, wie u. a. Böhm, Bowditch, Hüfner, Miescher, mit denen ihn in der Folge dauernde Freundschaft verbunden hat. Als 1872 die deutsche Universität in Straßburg gegründet wurde, ward unter den hervorragendsten Gelehrter Deutschlands auf Karl Ludwigs Empfehlung hin auch Sch. berufen: hier ist er als der Einzige von ihren Gründern bis zur Auflösung und Vertreibung der deutschen Hochschule durch die Franzosen tätig geblieben.

Als äußeres Denkmal seines bedeutenden Wirkens in Straßburg hat Sch. das nach seinen bis in alle technischen und künstlerischen Einzelheiten durchdachten und genauen Angaben von dem Architekten Warth erbaute pharmakologische Institut hinterlassen. Eine von ihm selbst verfaßte Beschreibung nebst Grundriß und Abbildung findet sich in dem Werk von S. Hausmann, »Die Kaiser-Wilhelm-Universität Straßburg«, Straßburg 1897.

Um die Zeit des Straßburger Anfangs war die Pharmakologie noch ein fast nirgends sonst gepflegter, ja kaum gekannter und beachteter, oft auch wirklich vertrockneter Zweig der medizinischen Wissenschaft; und das von Buchheim 1847 gegründete experimentell-pharmakologische Institut in Dorpat war viele Jahre lang das einzige seiner Art geblieben. Erst seit den 70er Jahren wurden an den deutschen Hochschulen solche Laboratorien eingerichtet, und gegenwärtig findet sich kaum eine Universität in der Welt, an der nicht eine gut ausgestattete pharmakologische Lehrkanzel besteht: früher ein kaum beachtetes Nebenfach, ist die Pharmakologie heute als ebenbürtige Schwester der Physiologie und der Pathologie überall anerkannt. Dieser Umschwung ist in erster Linie dem Wirken Sch.s zuzuschreiben, was sich unter anderm auch darin ausdrückt, daß gegen vierzig von den pharmakologischen Lehrstühlen des In- und Auslandes von seinen unmittelbaren Schülern besetzt worden sind, ein Erfolg, wie ihn von Lehrern eines theoretischen Faches der Medizin vielleicht nur noch K. Ludwig oder R. Koch erlebt haben. Sch.s Laboratorium in Straßburg ward bald der Sammelpunkt zahlreicher junger Gelehrter, die aus dem In- und Auslande zuströmten: sie bildeten die Pioniertruppen, die unter seiner sicheren

Führung die weiten, noch unbebauten Gebiete der Pharmakologie erschließen halfen. Die Frucht dieser gemeinsamen Arbeit ist in über 200 Abhandlungen fast ohne Ausnahme in dem von Sch. im Verein mit Naunyn und Klebs begründeten »Archiv für experimentelle Pathologie und Pharmakologie« (Vogel, Leipzig) niedergelegt worden. Das Allerwichtigste davon sei im folgenden angeführt.

Schon seine erste wissenschaftliche Arbeit über das Verhalten des Chloroforms im Blut gab Sch. den Anstoß zu einer ganzen Reihe weiterer Untersuchungen über die Pharmakologie des Chloroforms und der ihm verwandten Stoffe aus der Gruppe des Alkohols. Darunter wurde besonders bedeutsam die Arbeit über Wirkung und Anwendung einiger Carbaminsäureester; Sch. behandelte darin die grundsätzliche Frage nach der Abhängigkeit der Wirksamkeit von dem chemischen Aufbau der Pharmaca, indem er den einzelnen Atomgruppen im ganzen Molekül jeweils ihre besondere Einwirkung innerhalb der Gesamtwirkung des Stoffes zuschrieb. Dieser Vorstellung entsprang die Anregung zur experimentellen Prüfung und darauffolgenden klinischen Einführung des Paraldehyds, des Amylenhydrats und vor allem des Urethans, das dann später die lange Folge hypnotisch wirkender Harnstoffabkömmlinge nach sich zog. Auch die bekannte Ehrlichsche Seitenkettentheorie geht auf diese Sch.sche Grundvorstellung zurück.

Eine andere Reihe grundsätzlich wichtiger Fortschritte in der Pharmakologie hat ihren Ausgang genommen von der klassischen Untersuchung Sch.s über das Muscarin, das Gift des Fliegenschwammes (1869) und die daran anknüpfenden Studien über die Nikotineinwirkung am Herzen. Die Muscarinarbeit ist ein unübertroffenes Muster einer pharmakologischen Drogenuntersuchung, sowohl in bezug auf die chemische Auffindung und Darstellung des bislang unbekannten wirksamen Stoffes, wie in der planvollen und kritischen Experimentalprüfung seiner Wirkungen. Außer dem in solcher Art zum erstenmal erkannten, toxikologisch wie therapeutisch wichtigen wechselseitigen Antagonismus zwischen Muscarin und Atropin haben diese Untersuchungen sehr wesentlich die Kenntnis von der Herzzinnervation und den vagalen Hemmungsvorrichtungen im Herzen gefördert. Eine andere, der Muscarinarbeit in der Schwierigkeit des Vorwurfs wie in dessen meisterhafter Behandlung, endlich auch in ihrer praktischen Tragweite ebenbürtige Untersuchung betrifft die Darstellung der wirksamen Digitalisstoffe und die experimentelle Analyse ihrer Wirkungen auf das Herz. Sch.s chemische, durch die pharmakologische Prüfung schrittweis geleitete Untersuchung der Digitalisbestandteile lieferte die erste wichtige und bis heute noch haltbare Grundlage der überaus schwierigen Digitalischemie, auf der alle späteren Forscher weitergearbeitet haben. Eine zusammenfassende, auch geschichtlich geschmückte Abhandlung über die Chemie und Pharmakologie der ganzen »Digitalisgruppe« hat Sch. im 16. Band seines Archivs gegeben. Mehrfache Ergänzungen sind dann später durch die Arbeiten seiner Schüler hinzugekommen.

Eine große Zahl von Untersuchungen des Sch.schen Laboratoriums betrifft die Pharmakologie des Koffeins und der ihm verwandten Purinkörper; sie führten unter anderem zu der genaueren Kenntnis und Aufklärung der die Muskelarbeit fördernden und den Harn treibenden Wirkung der meisten dieser Stoffe. Unter Sch.s Anregung und unter den von ihm gegebenen fest leitenden Gesichtspunkten sind ferner von seinen Mitarbeitern und Schülern die meisten der theoretisch oder praktisch wichtigen organischen und unorganischen Arznei-

stoffe und Gifte planmäßig bearbeitet worden; so insbesondere auch die Schwermetallverbindungen, über welche die älteren, mit sehr fehlerhaften Methoden ausgeführten toxikologischen Untersuchungen zu ganz widersprechenden Ergebnissen geführt hatten. Durch die von Sch. eingeführte Verwendung »komplexer« Metallverbindungen gelang es, die sonst unvermeidlichen, auf unmittelbare Eiweißbindung beruhenden, örtlichen Wirkungen abzutrennen und die bis dahin gar nicht klar analysierten Fernwirkungen nach Belieben unvermischt hervorzurufen.

Die Ergebnisse all dieser Arbeiten hat Sch. in seinem in fast alle Kultursprachen übersetzten »Grundriß der Arzneimittellehre« 1883 (7. Auflage 1914) verwertet. In der bedeutsamen Einleitung des Werkes entwickelt Sch. seine grundsätzlichen, in der Folge allgemein angenommenen und erweiterten Anschauungen von der Art der pharmakologischen Wirkungen überhaupt; unter dem Begriff chemisch-pharmakologischer Wirkung versteht er nicht nur im engeren Sinne »chemische«, sondern vor allen Dingen auch »molekulare« Vorgänge, wie sie uns z. B. bei der Bildung der Lösungen entgegentreten, d. h. also Vorgänge, welche in das Gebiet der »physikalischen Chemie« fallen. Der Abschnitt über »Einteilung der pharmakologischen Agentien und Arzneimittel« behandelt den Wert und die Unentbehrlichkeit einer nach seines Lehrers Buchheim Vorgang (1856) durchgeführten Systematik, d. h. Zusammenfassung der in ihren Grundwirkungen und pharmakologisch bedeutsamen Eigenschaften einander ähnlichen Stoffe zu Gruppen eines »natürlichen Systems«, ähnlich wie etwa in der Pflanzenkunde das natürliche System der Pflanzenfamilien. Für die Zwecke einer praktischen Arzneimittellehre ist ein solches System allerdings nicht durchgehends verwendbar, wohl aber unerläßlich für Zwecke der Forschung.

Der knappe, strenge Stil des Sch.schen »Grundrisses«, der sowohl die Fülle der Tatsachen selbst wie ihre kritische Erörterung in gedrängter Kürze darbietet, verlangt die volle Aufmerksamkeit und ernste Hingabe des Lesers, um den gedankenreichen Inhalt zu erfassen und auszuschöpfen; dem Denkenden aber gibt dieses Meisterwerk die wissenschaftlich gesicherten Beobachtungen der analysierenden Pharmakologie in verständlicher und Richtung weisender Darstellung; es bildet zugleich die beste Widerlegung des Vorwurfs, der gegen Sch.s Schule ist erhoben worden, als kümmere sie sich nicht um die Forderungen der praktischen Medizin und lehne die Beziehung zur Therapie grundsätzlich ab: im Gegenteil, diese notwendige Beziehung wird von Sch. ausdrücklich hervorgehoben und in vielen erklärenden Hinweisen für die Praxis nutzbar gemacht. Übrigens hat Sch. sein lebendiges Interesse an praktisch-ärztlichen Fragen bei den Beratungen des Reichsgesundheitsamts über medizinische Gesetzgebung, über das Arzneibuch, über gewerblich-hygienische Gegenstände u. a. m. mit seiner persönlichen, durch Sachkunde und lauterer Urteil ausgezeichneten Betätigung noch bis in die allerletzte Zeit bewiesen.

Wenn nach dem bisher Gesagten Sch. der bahnbrechende Vorkämpfer und Vorarbeiter der Pharmakologie war, und er selbst es auch als seine wesentliche Lebensaufgabe betrachtete, dieser Disziplin die gesicherte wissenschaftliche Grundlage und Abgrenzung zu geben, sowie ihr den notwendigen und gebührenden Anteil an dem Unterricht und der Ausbildung der Ärzte zu erringen, so gehörte doch seine innerste persönliche Neigung nicht so sehr der experimentell-

pharmakologischen als der physiologischen, insbesondere der physiologisch- und pathologisch-chemischen Forschung; und ihr verdankt die Wissenschaft reiche Früchte seiner tiefgründigen Arbeiten über den normalen und den pathologisch oder pharmakologisch veränderten Stoffwechsel und Chemismus der Gewebe. Von Sch.s Arbeiten aus diesem Gebiet hebe ich zunächst die in Gemeinschaft mit G. v. Bunge durchgeführte Untersuchung über die Bildung der Hippursäure in der Niere des Hundes hervor, die im Verein mit seiner späteren Entdeckung des hydrolytischen Histocyms in der Niere sowie der Oxydase in Lunge und anderen Organen die methodische Grundlage bildet zu allen weiteren Untersuchungen über den Stoffwechsel in tierischen Organen.

Sch. hatte schon viel früher (1877) eines der wichtigsten allgemeinen Stoffwechselprobleme in Angriff genommen, auf das ihn die bereits 1871 noch in Dorpat gemachte Beobachtung geführt hatte, daß der saure Harn der Fleischfresser nach selbst sehr reichlicher Zufuhr von kohlensaurem Ammon nicht wie nach entsprechender Fütterung mit Soda alkalische Reaktion annimmt. Mit der ihm eigenen Hellsichtigkeit vermutete Sch., daß das Ammonkarbonat in Harnstoff umgewandelt werde, und veranlaßte entsprechende Versuche, die in der Tat die erwartete Bestätigung brachten. In engem Zusammenhang mit dieser grundsätzlich wichtigen Frage nach der Harnstoffbildung stand die gleichzeitig in Angriff genommene Untersuchung über die Wirkung der Säuren auf den tierischen Körper. Es ergab sich, daß Pflanzenfresser leicht, Fleischfresser viel schwerer durch Säurezufuhr unter Lähmungserscheinungen zu vergiften sind, und zwar weil letztere imstande sind, die Säure zum Teil durch Ammoniak unter Ablenkung von der oben nachgewiesenen Harnstoffbildung zu neutralisieren und so die lebenswichtigen Alkalikarbonate des Blutes und der Gewebe zu sparen. Dieser wichtige Fund hat dann zu der folgeschweren Entdeckung der Säurevergiftung im diabetischen Koma und zu der oft lebensrettenden Behandlung durch Alkalieinlauf geführt.

Die gelegentlichen Untersuchungen über das Schicksal verfütterten Kampfers beim Hunde führte zur Entdeckung der dem Zucker verwandten Glykuronsäure; dieselbe Säure fand Sch. später als Paarling in der Chondroitinschwefelsäure, einem von Sch. aufgefundenen wesentlichen Bestandteil des Knorpelgewebes. Auch das Problem der Zuckerharnruhr hat Sch. lange beschäftigt, und zwar vom ersten Beginn bis zum letzten Ende seiner wissenschaftlichen Betätigung: noch in Dorpat (1869) machte er mit seinem Schüler Senff die Entdeckung des »Kohlenoxyd-diabetes«; und in der allerletzten seiner Arbeiten (1921) faßt der 82jährige Forscher seine Anschauungen über das Wesen des Diabetes mellitus in eine eigene, mit lebhafter Überzeugungskraft vorgetragene Theorie zusammen. Bis in die letzten Lebensjahre hat ihn auch die Chemie der stickstoffhaltigen Kohlehydratverbindungen der Eiweißstoffe erfolgreich beschäftigt. Kleinere Gelegenheitsarbeiten liefen nebenher, so die Darstellung reiner Nukleinsäure; die Analyse der sogenannten Paranußkristalle; des Onuphins aus den Wohnröhren der *Onuphis tubicola*; des Sinistrins, eines dextrinähnlichen, aber linksdrehenden pflanzlichen Kohlehydrats u. a. m.; ebenso auch seine geschichtlichen und kritischen Arbeiten über Genußmittel, über Zichorie, über Weine und Kunstweine usw.

Seit seiner frühen Jugendzeit bekundete Sch. ein lebhaftes und tiefes Interesse für Malerei und Architektur; mit der unmittelbaren Freude des Genusses

paarte sich ihm die einer gründlichen Kennerschaft, die er sich durch eingehende Studien an den Kunststätten Italiens und Spaniens erworben hatte. Auf der Grundlage seiner guten humanistischen Schulung und Erziehung fußend, hatte Sch. sich auch die Hochschätzung und das Verständnis der alten Sprachen und ihres Schrifttums bewahrt. In seinen Arbeiten finden sich oft Belege geschichtlicher und sprachlicher Quellenstudien, und noch als Achtzigjähriger hat Sch. eine gelehrte, geschichtlich und sachlich ebenso lehrreiche wie anziehende Abhandlung über die Pharmaca in der Ilias und Odyssee veröffentlicht.

Sch.s Vortrag war wie sein Stil nüchtern, gedungen, sehr inhaltreich und von überlegenem, sehr bestimmt gefaßten Urteil; er war deshalb trotz des Verzichtes auf allen Redeschmuck und Glanz immer höchst eindrucksvoll und von nachhaltiger Wirkung. Bei der Erörterung wissenschaftlicher oder auch politischer und anderer Fragen im Gespräch ließ Sch. sich kaum auf weitläufige Widerlegung entgegenstehender Ansichten oder Einwürfe ein, sondern gab in einigen markigen Sätzen seiner Meinung entschiedenen Ausdruck. Es war nicht seine Sache und auch nicht seine Absicht, auf fremde Gedankengänge einzugehen — in dieser Einseitigkeit oder Starrheit lag wohl auch ein Teil seiner zielbewußten Kraft und seines Erfolges als Neugestalter und Neubegründer der Pharmakologie und als Haupt seiner zu strenger Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit erzogenen Schule. Seine ihm in großer Verehrung ergebenden Schüler haben ihm zu seinem 70. Geburtstage einen Band des Archivs für experimentelle Pathologie und Pharmakologie (1908) als Festschrift gewidmet: sie enthält 59 Arbeiten, davon die größere Hälfte von ausländischen Schülern. Unter den vielen wissenschaftlichen Ehrungen, die Sch. erwiesen worden, hebe ich seine Aufnahme in die Preußische Akademie der Wissenschaften hervor, der er als korrespondierendes Mitglied seit dem 28. Juli 1910 angehörte.

Sch. ist unverheiratet geblieben, er lebte nur seiner Wissenschaft und allenfalls dem Verkehr mit seinen Freunden, so mit dem Botaniker Graf Solms, mit B. Naunyn, mit Hüfner in Tübingen und vor allem mit Miescher in Basel. Von seinen Angehörigen lebt nur noch sein Bruder, früher Forstmeister in Estland; bei ihm auf dem Lande hat Sch. gern einen Teil seiner Ferien zugebracht.

Literatur: Ein Verzeichnis von Sch.s Arbeiten findet sich in dem vorerwähnten Festbande (Archiv für experimentelle Pathologie und Pharmakologie, 1908); die später erschienenen sind am Ende einer ausführlichen Besprechung seines Gesamtwerkes im 92. Bande desselben Archivs (1922) aufgeführt. Eine treffende Schilderung von Sch.s menschlicher Persönlichkeit hat sein Freund B. Naunyn im 90. Band (1921) niedergelegt.

Wien.

Hans Horst Meyer.

**Schönerer, Georg Ritter v.,** \* in Wien am 17. Juli 1842, † 14. August 1921 in Schloß Rosenau (Niederösterreich). — Der Vater Matthias hatte sich als österreichischer Ingenieur und Eisenbahnerbauer hervorgetan, war dafür geadelt worden und hatte Gut und Schloß Rosenau im niederösterreichischen Waldviertel angekauft, wo sich der Sohn Georg nach seiner Schulzeit und landwirtschaftlichen Ausbildung zu Wien, Dresden, Tübingen, Hohenheim und Ung.-Altenburg, dann auf den Gütern des Fürsten Schwarzenberg und des Erzherzogs Albrecht, niederließ, das Gut zu einer Musterwirtschaft ausgestaltete und nimmermüde durch Vorträge, Schaffung von landwirtschaftlichen Vereinen und Feuerwehren, durch Wohltaten usw. die Wohlfahrt der Bevölkerung im ganzen



Bezirke förderte. Die Stadt Zwettl ernannte ihn zum Ehrenbürger und entsandte ihn am 14. Oktober 1873 in den Reichsrat. Dort trat er der Deutschliberalen Partei bei; die verderbten parlamentarischen Zustände und das matte Deutschbewußtsein dieser Partei veranlaßte ihn aber schon nach drei Jahren zum Mandatsverzicht. Seine Wähler schickten ihn jedoch neuerlich in das »Hohe Haus« und übertrugen ihm auch ein Landtagsmandat, das er fünf Jahre eifrig ausübte.

Dem Reichsrate gehörte er bis 1888 an, wo er durch einen auch von Gegnern als Justizmord erklärten Machtspruch zu vier Monaten schweren Kerkers und Adelsverlust verurteilt wurde. Im Jahre 1897 wählten ihn die Egerer Landgemeinden ohne sein Zutun wieder in den Reichsrat, aus dem er 1907 nach Einführung des allgemeinen, gleichen, unmittelbaren Wahlrechtes, das er aus völkischen Gründen aufs schärfste bekämpft hatte, als »mahndes Gewissen des Parlamentes« endgültig schied.

Den Abend seines Lebens verbrachte er vollständig zurückgezogen auf seinem Schlosse. Seine Frau Philippine, mit der er sich 1879 vermählt und die ihm einen Sohn Georg und drei Töchter geschenkt, war 1913 gestorben, sein Augenlicht schwand unerwartet rasch, sein geliebter Sohn fiel samt Frau fast zur selben Stunde einer tödlichen Grippe zum Opfer, dazu die Folgen des deutschen Zusammenbruches, die ihn tief erschütterten, so erwartete er sein Ende freudlos, aber trotzig heldisch. Sein Leib wurde nach Aumühle im Sachsenwalde überführt, wo er am 1. April 1922 feierlich beigesetzt wurde und nun in der Nähe des von ihm über alles verehrten Fürsten Bismarck schläft. Sein Grab schmückt eine Platte mit dem von ihm erwähnten Spruch: »Georg Ritter v. Sch., ein Kämpfer für Alldeutschland.«

Sch. war nicht »ein deutschnationaler Abgeordneter« schlechtweg, wie so viele andere, sondern ein völkischer Führer, der noch mehr als im Parlament, außerhalb wirkte, der dem deutschen Volk in Österreich erst zum Bewußtsein brachte, daß es ja ein Teil des großen Gesamtvolkes sei und naturgemäß dereinst mit diesem vereinigt werden müsse, er hat die Deutschen in Österreich in fast 50jähriger Arbeit gelehrt, daß sie vor allem Deutsche sind.

In einer Zeit des wirtschaftlichen Sumpfes, der »Gründer- und Schwindelzeit«, der Bankgründungen und »Unternehmungen«, faßte er den Herkulesmut und Vorsatz, diesen Stall zu reinigen und wieder gesunde Zustände in das öffentliche Leben zu bringen, getreu seinem Wahlspruche: »Durch Reinheit zur Einheit!« Anfangs als hervorragender Fachmann nur auf wirtschaftlichem Gebiete tätig, entwickelte er sich rasch zum völkischen, zum alldeutschen Sch., dem der österreichische Staatsgedanke, wie ihn Habsburg und die Deutschliberalen vertraten, wenig oder nichts, das groß- und alldeutsche Gefühl und dessen Betätigung aber alles war. Seine Worte vom 18. Dezember 1878 im Reichsrat: »Wenn wir nur schon zum Deutschen Reich gehörten!« riefen einen Entrüstungsturm aller Schwarzgelben hervor, die Krone blieb ihm seither bitterfeindlich. Sein politisches Ziel war die Schaffung eines Deutsch-Österreich, das — frei von den slawischen Kronländern — sich als Bundesstaat dem Bismarck-Reiche anschließen sollte. Mit Ungarn sollte eine Personal-Union geschlossen werden, Galizien und die Bukowina eine Sonderstellung erhalten und Bosnien samt der Herzegowina zu Ungarn kommen. In dem so entstehenden Deutsch-Österreich sollte die deutsche Sprache als Staatssprache festgelegt werden und die Deut-

schen die Vorherrschaft besitzen. Seine Pläne legte er in mehreren Programmen nieder, so 1879, wo er bereits gegen die »bisher bevorzugt gewesenen Interessen des beweglichen Kapitals und der bisherigen semitischen Herrschaft des Geldes und der Phrase« auftrat. Seine parlamentarische Losung lautete damals: »Für unverfälschtes Deutschtum, praktisches Christentum und soziale Reform.« 1882 kam durch ihn das »Linzer Programm« zustande, das die völkischen und wirtschaftlichen Leitsätze der Sch.-Partei enthielt. Als letzten Punkt schloß er 1885 den Satz an: »Zur Durchführung der angestrebten Reformen ist die Beseitigung des jüdischen Einflusses auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens unerläßlich.« Als die Reichsratswahlen von 1901 einundzwanzig radikale Alldeutsche ins Haus brachten, wies das »Alldeutsche Grundprogramm« der »Alldeutschen Vereinigung« die Bahnen. Die gesetzliche Festlegung der Slawisierung Österreichs durch das allgemeine Wahlrecht nötigten Sch. 1906, alle bisherigen Richtlinien durch das »Alldeutsche Zukunftsprogramm« zu ersetzen, in dem die Erziehung der Deutschen in Österreich zum Anschlußgedanken als die wichtigste Arbeit bezeichnet wurde.

Eine Reihe von Aussprüchen kennzeichnen seine Richtung: »Nicht liberal, nicht klerikal, sondern national« oder »Nicht jedem das Gleiche, sondern jedem das Seine!«, dann »National sein heißt sein Stammesvolk lieben über alles in der Welt!« oder »Um unsere Zukunft als Angehörige des großen deutschen Volkes kannuns unter keinen Umständen jemals bange sein!« ferner »Deutsches Volksrecht bricht tschechisches Staatsrecht!«, »Ohne Juda, ohne Rom wird gebaut Germaniens Dom!«, »Nicht jesuitischer, sondern deutscher Geist soll herrschen in deutschen Landen!«

Bei der Geradheit, mit der er sein großes Ziel anstrebte, mußte er bald nach allen Seiten auf Widerstand stoßen: die Habsburger haßten ihn aus Furcht vor Gefährdung ihres Besitzes, wegen ihrer slawischen und ultramontanen Einstellung wie aus Rücksicht auf ihre Beziehungen zum jüdischen Kapital. Die Slawen und Deutschklerikalen waren geschworene Gegner als Deutschfeinde und Stützen der Herrschaft Roms, auch schon bevor Sch. 1899 aus völkischen Gründen zum »Los-von-Rom« aufforderte, das Judentum und alle seine Zweige fühlten sich durch den »Ritter Georg« in ihren Aufgaben gestört und behindert und die Presse trat ihm deshalb entweder durch Totschweigen oder schärfste Bekämpfung entgegen. Und die jeweiligen Regierungen erfüllten die Absichten der Krone.

Aus diesen Gegnerschaften erwuchs in Sch. immer ausgeprägter der Rassenantisemitismus, der Antiklerikalismus, die Bekämpfung der wechselnden Regierungen sowie der in Österreich fast ausschließlich von Juden bedienten Presse und die Lossagungsbestrebungen von Habsburg.

Berühmt wurde sein Name durch sein Verhalten in der Verstaatlichungsfrage der Nordbahn, deren Pachtvertrag mit S. M. Rothschild 1886 erlöschen sollte. Sch. forderte im Gegensatz zur Regierung, die das Vorrecht Rothschilds verlängern wollte, die Verstaatlichung der erträgnisreichen Bahn. Ein Riesenkampf, in deren Verlaufe er auch einen Pistolenzweikampf auszutragen hatte, begann, in dem er es erreichte, daß zwar sein Antrag noch nicht durchdrang, der Staat aber riesige Summen an höheren Pachtingängen gewann.

Er stellte u. a. Anträge auf: Einführung einer Börsensteuer, Steuerentlastung der ärmeren Stände, Notstandshilfen an die Bevölkerung. Schutz gegen die

Fälschung der öffentlichen Meinung durch die Presse, Abwehr der behördlichen Übergriffe gegen die volksbewußten Deutschen, Verbot der Einwanderung ausländischer Juden, Erlassung eines Semitengesetzes nach dem Vorbilde der amerikanischen Antichinesenbill, Bestrafung der Zeitungslügen, Verhinderung der Güterschlächtereien, Verstaatlichung des Ankündigungswesens, Zollbündnis mit dem Deutschen Reich, Freigebung des Vereins- und Versammlungsrechtes, gegen die Verletzung des Hausrechtes und des Briefgeheimnisses, wirtschaftliche Reformpolitik nach dem Beispiele Bismarcks, Verhinderung der tschechischen Vorstöße, Beseitigung des § 14 des Staatsgrundgesetzes, mit dem jede Regierung mißbräuchlich absolut herrschen konnte; politische und wirtschaftliche Trennung Österreichs von Ungarn usw.

Ganz einzig setzte er sich für den Bauernstand, für die Gewerbetreibenden und für den Arbeiterstand ein und zeigte sein warmes Herz für die deutsche Studentenschaft, für die Turnsache und für alles, was dem Sinne des völkischen Gedankens entsprach. Auf zwei großen Bauerntagen, 1886 und 1894, faßte er die Forderungen des unterdrückten Bauernstandes zusammen. Er gründete viele Bauernvereine und vertrat deren Wünsche im Reichsrate, er forderte ein eigenes Agrarrecht an Stelle des römischen Rechtes usw. Allein von 1870 bis 1879 hielt er 200 landwirtschaftliche Versammlungen ab, von 1872 bis 1889 sprach er in 600 Versammlungen. Schon 1873 hatte er im Reichsrate die rechtlose Stellung der Arbeiterschaft bedauert; er verlangte soziale Gesetze zum Schutze der Arbeiter, wie: progressive Einkommensteuer, Bildung von Arbeiterkammern, Schaffung von Arbeiterinvalidenkassen und Altersversorgungskassen, Arbeiterunfallversicherung, Festlegung einer Normalarbeitszeit, Beschränkung der Kinder- und Frauenarbeit, Sonntagsruhe, Haftpflicht der Arbeitgeber für Unfälle, Einführung von Fabrikinspektoren, Schaffung eines Arbeitsministeriums, Aufhebung der Ausnahmegesetze gegen Arbeiter, internationale Arbeiterschutzgesetzgebung usw.

Seine festen Verbindungen mit der Studentenschaft, die Verehrung, die er dort genoß, veranlaßten die Regierungen zu wiederholten Versuchen, ihn unschädlich zu machen, studentische Körperschaften wurden behördlich aufgelöst und Studenten scharf gemaßregelt. Auch zur reichsdeutschen Studentenschaft schlug er Brücken, so mißtrauisch diese auch anfangs war, da bei ihr der Staatsbegriff mit der Anhänglichkeit an die Herrscherfamilie unzertrennlich verbunden war.

Nach vielen Niederlagen der Regierungen gelang es ihr endlich 1888, Sch. kalt zu stellen. Die Wiener Presse verbreitete falsche Nachrichten über das Ableben Kaiser Wilhelms I. Sch. als begeisterter Verehrer der Hohenzollern ging mit einigen Gesinnungsfreunden unbewaffnet zum »Neuen Wiener Tagblatt« und stellte die Presseleute zur Rede. Daraus wurde ihm der Strick gedreht und er wegen Hausfriedensbruches zu Kerker, Mandats- und Adelsverlust verurteilt. Den Adel gab ihm Kaiser Karl wieder zurück. Seines politischen Erbes bemächtigten sich nun die christlichsozialen Vergani und Dr. Lueger, wie andererseits der deutschnationale Dr. Steinwender, um davon für ihre Zwecke zu verwerten, was sie brauchten. In der Zeit seiner politischen Rechtlosigkeit wirkte er im »Deutschen Volksverein« als Obmann, in vielen anderen Vereinen und durch zahlreiche aufklärende Versammlungen, besonders auch von 1890 bis 1892 im Deutschen Reiche, um das Verständnis für das kommende Alldeutschland zu wecken.

Er besaß auch ein Sprachrohr, seit 1881 »Deutsche Worte«, dann von 1883 bis 1903 die »Unverfälschten Deutschen Worte«, die durch das »Alldeutsche Tagblatt« abgelöst wurden. 1897 wieder im Reichsrate, stand er im Vordergrund des Kampfes gegen den polnischen Ministerpräsidenten Graf Casimir Badeni, der seine deutschfeindlichen Sprachenverordnungen für Böhmen und Mähren erlassen hatte. Sch. und mehrere andere wurden gesetzwidrig durch Polizei aus dem Reichsrate entfernt. Doch Badeni erhielt den Abschied.

Sch. brach den Widerstand der Österreicher von 1866 gegen Bismarck und wandelte den Haß gegen den »preußischen Junker« in Liebe und Verehrung zu dem Schöpfer des Deutschen Reiches um. Er regte an und förderte seit 1885 die Abhaltung von Bismarck-Geburtstagfeiern und -Ehrungen und stellte ein Bismarck-Denkmal der Deutschösterreicher in Aumühle auf. Nach dem Hinscheiden seines großen Vorbildes führte er seit 1898 alljährlich eine Schar Ostmärker zum Grabe Bismarcks und gelobte dort namens der Deutschösterreicher Treue und Dankbarkeit. Auf sein Betreiben wurden zahlreiche völkische Gedenktage begangen, um erziehlich zu wirken. Zahlreich waren auch die Ehrungen, die ihm zuteil wurden, gering aber im Vergleich zu den Angriffen, die ihm und seiner Tätigkeit widerfuhren.

Literatur: Als großangelegtes Geschichts- und Nachschlagewerk über Sch. und die alldeutsche Bewegung in Österreich dient das derzeit vierbändige Werk: Georg Sch. und die Entwicklung des Alldeutschtums in der Ostmark. Verfasser und Selbstverleger Ingenieur Eduard Pichl (Herwig), Wien 4, Schöffergasse 22. Der letzte (fünfte) Band steht noch aus.

Wien.

Eduard Pichl.

**Schulze, Franz Eilhard**, Professor der Zoologie an der Universität Berlin, \* am 22. März 1840 in Eldena, † am 29. Oktober 1921 in Berlin. — Im Jahre 1884 wurde F. E. Sch. nach Berlin berufen; 37 Jahre, nicht viel weniger als die Hälfte seines Lebens hat er dort zugebracht. Seinem Herzenswunsch dürfte dies kaum entsprochen haben, denn ein stilleres Leben sagte seinem einfachen und zurückhaltenden Wesen mehr zu; auch war er ein Freund der Natur. Oftmals dachte er mit einer gewissen Sehnsucht an die Zeit zurück, in der es ihm vergönnt war, in kleineren Städten und den dort leichter erreichbaren Freuden der Natur zu leben. Darin begegnete er sich mit den Wünschen seiner Gattin, die aus einem ländlichen Forsthaus stammte. Der von hohen Gebäuden umgebene Garten der Berliner Dienstwohnung konnte dafür nur einen notdürftigen Ersatz bieten, wenn auch sein inmitten der Großstadt höchst wertvoller Besitz bei der Übersiedlung in das neu errichtete Institut mit Freuden begrüßt wurde. Auf den mit den Institutsangehörigen regelmäßig unternommenen Ausflügen fand denn auch neben der wissenschaftlich-zoologischen Betätigung die Freude an der Natur eine sorgsame Pflege. Außerdem aber kam dabei im zwanglosen Verkehr mit den älteren und jüngeren Fachgenossen Sch.s fröhlicher Sinn und feiner Humor erst recht zur Geltung, so daß diese Ausflüge für ihn eine sehr erwünschte Ausspannung und Erholung von der schweren Arbeit der Woche waren.

Bei den vielfachen Anforderungen, die an den Leiter eines großen Berliner Instituts herantreten, ist es gewiß nicht leicht, sich in eigene wissenschaftliche Untersuchungen zu vertiefen und sie in so großzügiger Weise durchzuführen,

wie dies F. E. Sch. in seiner langjährigen Berliner Amtstätigkeit gelang; es sei nur an das imposante Werk der Challenger-Hexactinelliden erinnert, denen später das von einem prachtvollen Atlas begleitete Buch über die Glasschwämme der deutschen Tiefsee-Expedition und eine Anzahl anderer Monographien über diese durch einen bewundernswerten Bau ihres Skeletts ausgezeichneten, bis dahin noch wenig bekannten Tiefseeschwämme folgten.

Aber diese an und für sich schon sehr bedeutsamen wissenschaftlichen Leistungen stellten doch nur einen Teil seiner Veröffentlichungen während der Berliner Zeit dar, denn Sch. kehrte während dieser wieder zu den beiden Extremen seiner zoologisch-wissenschaftlichen Betätigung zurück, mit denen er sich schon in früheren Jahren beschäftigt hatte, nämlich zu den Wirbeltieren auf der einen und den Protozoen auf der anderen Seite. Außerdem war seine Zeit stark in Anspruch genommen durch die Leitung des von der Deutschen Zoologischen Gesellschaft in die Wege geleiteten und von der Akademie der Wissenschaften übernommenen »Tierreichs«, sowie des »*Nomenclator animalium generum et subgenerum*«.

Doch diese Unternehmungen fallen bereits in Schulzes spätere Lebenszeit, es muß aber hier auch von seinem früheren Leben und seiner wissenschaftlichen Entwicklung die Rede sein. In dieser war er zweifelsohne begünstigt und beeinflußt durch seine Herkunft, denn schon sein Vater, obwohl Professor der Chemie, neigte deren biologischer Seite zu, beschäftigte sich mit Pharmazie und landwirtschaftlichen Fragen und war vom Studium der Zoologie ausgegangen, auf welchem Gebiet er sich ebenfalls wissenschaftlich betätigt hatte. So fehlte es in dem väterlichen Haus weder an allgemein wissenschaftlicher, wie speziell biologischer Anregung, die bereits zu eigenen Untersuchungen und Veröffentlichungen unter der Leitung des Vaters führten. Bei der Fortsetzung des in Rostock begonnenen medizinischen Studiums in Bonn (1861/62) war es der Einfluß Max Schultzes der für F. E. Sch.s weitere Entwicklung maßgebend wurde. Der hervorragende Vertreter der Zellen- und Gewebelehre mußte naturgemäß auf den von Haus aus nach dieser Richtung neigenden, aufnahmefähigen und begabten Studenten einen großen und nachhaltigen Eindruck ausüben. Dementsprechend sehen wir ihn dann auch bald mit Untersuchungen über den feineren Bau und die Entwicklung der Muskelfasern sowie der Hautsinnesorgane bei den niederen Wirbeltieren, mit der Struktur des Kleinhirns und dem Bau des Tunicatenmantels beschäftigt, eine Richtung, der er zwar nicht eigentlich treu blieb, auf die er aber doch in späteren Arbeiten immer wieder zurückkam.

Bei seinen Studien in Rostock, die er nach der Bonner Zeit dort wieder aufnahm, stand F. E. Sch. unter dem Einfluß von Bergmann und Stannius, durch welche Männer in ihm die bleibende Vorliebe für die vergleichende Anatomie geweckt wurde. Als Prosektor am anatomischen Institut (1865) und a. o. Professor für vergleichende Anatomie in Rostock hatte er vollauf Gelegenheit, sich auch nach dieser Richtung zu betätigen. Seine eigenen Studien blieben jedoch zunächst dem feineren Bau der Tiere zugewandt. Die damals entstandenen Arbeiten über die Epithel- und Drüsenzellen, die becherförmigen Organe, die Organe der Seitenlinie und die Geschmacksorgane der Fische und Amphibien gelten mit Recht als äußerst sorgfältige Untersuchungen, die nebst seinen unterdessen begonnenen Studien an wirbellosen Tieren den Ruf des nunmehr (1871)

zum Professor der Zoologie in Rostock ernannten jungen Gelehrten begründeten und seine Berufung nach Graz (1873) veranlaßten.

Die Studien über den feineren Bau der Wirbeltiere waren es, die Sch. zu seinen schönen und klaren Untersuchungen an einigen Coelenteraten (*Cordylophora* und *Syncoryne* 1871 und 1873) übergehen ließen. Das durch die ganze Richtung der Zeit geweckte Interesse an der vergleichenden Entwicklungsgeschichte bewog Sch. dann, nach seiner eigenen, bei der späteren Übernahme des Berliner Akademiesitzes gemachten Angabe, seine Studien weiter auf den Bau und die Entwicklung der Schwämme, dieser merkwürdigen, bis dahin so sehr vernachlässigten Gruppe des Tierreichs auszudehnen. Gerade wegen der Einfachheit ihrer Organisation schienen sie ihm für die Lösung mancher allgemeiner Fragen eine große Bedeutung zu beanspruchen. Die Ergebnisse der rasch aufeinanderfolgenden kleineren, aber für die Kenntnis der Spongienorganisation grundlegenden Arbeiten (1875—1880) bestätigen diese Annahme in vollem Maße. Sch.s Untersuchungen gehören zu den ergebnisreichsten und besten, die auf diesem Gebiet unternommen wurden.

In die Grazer Zeit fallen auch Sch.s Protozoenstudien, die der Zoologie aus dem Meer und Süßwasser zum Teil neue, bemerkenswerte Arten zuführten, zum anderen Teil wenig bekannte Formen besser kennen lehrten und überhaupt unsere Kenntnis der Organisation dieser niedersten Tierformen erweiterten. Auch zu diesem Gebiet ist Sch. in späterer Zeit, besonders durch die Bearbeitung der Xenophyophoren zurückgekehrt, jener höchst eigenartigen, auf die verschiedenste Weise gedeuteten Tiefseetiere, die er zuerst aus der Ausbeute der »Valdivia-« und später noch aus derjenigen einiger anderer Expeditionen erhielt und eingehend untersuchte.

Bei Sch.s erfolgreichem Wirken konnte es nicht ausbleiben, daß er für eine größere Tätigkeit in Aussicht genommen wurde, und so erging im Jahr 1884 an ihn der Ruf zur Übernahme der Zoologieprofessur in Berlin. Ein eigentliches zoologisches Institut bestand dort noch nicht, und so fiel ihm wie auch schon bei den vorhergehenden Professuren in Rostock und Graz die Aufgabe zu, ein solches neu zu schaffen. Wie vorzüglich er diese Aufgabe gelöst hat, ist allgemein bekannt und wird überdies von seinem früheren Schüler, Assistenten und späteren Nachfolger K. Heider in rühmender Weise anerkannt: »Das Zoologische Institut der Berliner Universität war bei seiner Begründung mustergültig, und noch heute sind seine Einrichtungen, welche von Sch. in allen Einzelheiten durchdacht und nach reiflicher Überlegung durchgeführt wurden, die vollfunktionierenden Grundlagen für ersprießliche wissenschaftliche Arbeit.«

Eine unschätzbare und geradezu unentbehrliche Hilfe fand Sch. nach seiner eigenen Aussage dabei in der unermüdlichen, höchst sachverständigen Arbeit F. C. v. Mährenthals, demjenigen seiner Schüler, der bis an sein Lebensende ihm in treuer, selbstloser Hingabe an das gemeinsame Werk verbunden blieb.<sup>1</sup> Zahlreiche andere Schüler Sch.s haben unserer Wissenschaft wertvolle Dienste geleistet und sind in ansehnliche Stellungen gelangt. Ihre Namen findet man in Heiders am Schluß erwähnten Nachruf verzeichnet.

Noch hatte Sch. seine Berliner Tätigkeit nicht lange aufgenommen, als er das große Werk der ihm anvertrauten Bearbeitung der Challenger-Hexactinelliden unternahm. Mit Genuß und Liebe vertiefte er sich in den unendlichen Reich-

<sup>1</sup> F. E. Schulze, Nachruf für F. v. Mährenthal, Zoologischer Anzeiger, 36. Bd., 1910.

tum der wundervollen Formen des Skelettbaus dieser Tiere und wurde nicht müde, den sich darin äußernden Gesetzen des gesamten Körperaufbaus nachzugehen. Und dieser Formenreichtum vermehrte sich noch beträchtlich, als Sch. im Lauf der Jahre weiteres Material neu entdeckter Glasschwämme zuzuging, welche durch eine Anzahl von Expeditionen im Indischen Ozean und in anderen Meeren gesammelt worden waren. Nicht nur ein so ausgezeichneter Kenner der Schwämme, wie Sch. es war, konnte in der reichen Fülle der höchst eigenartigen und herrlichen Formen schwelgen, sondern abgesehen von dem Interesse und der Richtung für den Fachmann, war es ein hoher ästhetischer Genuß, sich in das wundervolle Material zu vertiefen. Mit wehmütigem Vergnügen erinnert sich der Schreiber dieser Zeilen eines Besuches in Berlin, als Sch. ihm in strahlender Begeisterung die von der »Valdivia« mitgebrachten Schätze vorführte und ihm mit listigem Lächeln die Riesennadel von *Monorhaphis Chuni* vorhielt, um auf die gestellte Frage, die vermutlich schon vielfach erhaltene Antwort hervorzulocken, daß dies natürlich ein Glasstab sei.

Aber wie schon vorher erwähnt wurde, waren Sch.s Arbeiten in der späteren Zeit durchaus nicht nur diesem besonderen Gebiet der Zoologie zugewandt, vielmehr sind seine eigenen wissenschaftlichen Untersuchungen weit umfassender Natur. Als junger Professor hatte er eine mit Recht gerühmte Darstellung der Lungen in Strickers Handbuch der Gewebelehre geliefert und trotz der darauf folgenden, stark abweichenden Arbeitsrichtung verfolgte er den Fortschritt der Kenntnisse auch auf diesem Gebiet stets mit großer Teilnahme. Mit Vorliebe erklärte und demonstrierte er den Bau der Säugetier- und Vogellungen in der Vorlesung wie im privaten Gespräch, wobei vorzügliche Abbildungen, Modelle und Injektionspräparate das gesprochene Wort zu erläutern hatten. So war es verständlich, daß er auch in eigenen Untersuchungen auf dieses Gebiet zurückkam. In einer Reihe von Arbeiten behandelte er den gröberen und feineren Bau der Lungen von Vögeln und Säugetieren, wobei die besonderen physiologisch-biologischen Verhältnisse der ersteren im Vordergrund standen. Arbeiten über die Kiemen, der Anuren waren vorausgegangen und andere über die Erhebungen auf der Lippen- und Wangenschleimhaut der Säugetiere folgten. Nicht zu vergessen ist auch die Entdeckung des *Trichoplax adhaerens*, jenes merkwürdigen, ungemein tiefstehenden Tieres, dessen Auffindung sich derjenigen der schon früher genannten eigenartigen Tierformen würdig anreihet.

So darf Sch.s Forschertätigkeit mit Recht eine ungemein erfolgreiche genannt werden, aber nicht nur dieser Teil seines Wirkens war für die biologische Wissenschaft wie für die Zoologie im besonderen sehr bedeutungsvoll, sondern dies gilt auch für seine Betätigung auf dem Gebiet der Nomenklaturfragen, des systematischen Ordners und der Regelung der Bezeichnungen des Tierkörpers hinsichtlich dessen gröberen und feineren Baues. Diesen Fragen ging er in den späteren Jahrzehnten seines Lebens sogar mit besonderer Liebe nach und sowohl die eigenen Veröffentlichungen, wie die schon erwähnten, von ihm geleiteten und von seinem unermüdlichen Helfer Mährenthal betreuten Untersuchungen des »Tierreich« und des »*Nomenclator animalium generum*« legen davon ein besonderes Zeugnis ab.

Wenn hier versucht wurde, ein Bild von Franz Eilhard Sch.s Leben und Wirken zu entwerfen, so konnten nur die Hauptzüge herausgegriffen werden,

sowohl was den Menschen wie den Forscher betrifft. Sein großes Ansehen und seine Beliebtheit bei den Fachgenossen wie bei den Kollegen, mit denen er gemeinsam zu wirken hatte, beweisen den Erfolg seines Lebenswerkes, welches für unsere Wissenschaft so bedeutungsvoll war, daß es die Dauer seines Namens und Schaffens in ihr auch für die weit entfernte Zukunft verbürgt.

Literatur: K. Heider, Sitzungsbericht der Preußischen Akademie der Wissenschaften vom 29. Juni 1922. In K. Heiders Gedächtnisrede finden sich weitere Angaben über Sch.s Werke und Veröffentlichungen. — Medizinische Klinik Nr. 51, 1921. — Antrittsrede von F. E. Sch. mit Erwiderung von E. du Bois-Reymond, Sitzungsbericht der Preußischen Akademie der Wissenschaften vom 2. Juli 1885.

Marburg (L.)

Eugen Korschelt.

**Schwarz, Hermann Amandus**, o. Professor der Mathematik an der Universität Berlin, \* 25. Januar 1843 in Hermsdorf unterm Kynast (Prov. Schlesien), † 1. Dezember 1921 in Berlin-Grünwald. — Sch. ist einer der führenden Mathematiker seiner Zeit gewesen. Nachdem er 1860 das Gymnasium zu Dortmund absolviert hatte, studierte er zunächst hauptsächlich Chemie am Gewerbeinstitut zu Berlin (der späteren Technischen Hochschule Charlottenburg), ging aber sehr bald zur Mathematik über, unter dem Einflusse von Kummer und Weierstraß, deren Seminar eine dauernde Einwirkung auf seine spätere Entwicklung gehabt hat. Am 6. August 1864 promovierte er an der Universität Berlin mit einer Arbeit über algebraische abwickelbare Flächen, bestand aber erst im Mai 1866 die staatliche Lehramtsprüfung. Im Winter 1866/67 war er Mitglied des mathematisch-pädagogischen Seminars von Schellbach, dem er manche Züge seiner späteren Wesensart zu verdanken hat. Ehe er aber seine Ausbildung als Mittelschullehrer beendet hatte, wurde er sofort (Ostern 1867) als a. o. Professor nach Halle a. S. berufen, wo er sich im folgenden Jahre mit der Tochter von Kummer verheiratete. Ostern 1869 folgte er einem Rufe als ord. Professor an das Eidgenössische Polytechnikum in Zürich, wo er 6½ Jahre mit großem Erfolg wirkte, um dann im Herbst 1875 ord. Professor an der Universität Göttingen zu werden. Ostern 1892 wurde er Nachfolger von Weierstraß in Berlin, wo er bis 1917 Vorlesungen gehalten hat.

Sch. war eine von jenen Naturen, auf welche die Eindrücke der Jugend durch das ganze Leben weiter wirken, und deshalb sind die Lehrjahre, die wir oben mit vielen Einzelheiten erwähnt haben, für sein späteres Schaffen und Wirken bezeichnend. So versteht man auch, daß er selbst — sogar in späteren Jahren — es liebte, sich als Schüler von Kummer und Weierstraß zu bezeichnen, obgleich seine Arbeiten, abgesehen von gewissen Äußerlichkeiten, die der Weierstraßschen Schule eigen sind, von einer eigentümlichen Kraft und Urwüchsigkeit durchdrungen sind, die nur ein völlig unabhängiger und origineller Denker haben kann.

Die Stärke seiner Begabung lag vor allem in der Geometrie. Diesem Gegenstande ist auch seine erste Publikation, ein elementarer Beweis des Hauptsatzes der Axonometrie (1863), wie auch seine Dissertation (1864) gewidmet. Aber schon der Besuch der Vorlesungen Weierstraß' im Winter 1863/64 gab ihm die Anregung, sein geometrisches Talent in den Dienst der Analysis zu stellen; in diesem Augenblick hatte Sch. schon den Weg gefunden, der ihn später zur Berühmtheit führen sollte.



Das Berlin der sechziger Jahre war nämlich der klassische Boden, auf welchem von den herkömmlichen Zweigen der Mathematik: Analysis, Geometrie, Algebra und Zahlentheorie jeder für sich auf traditionelle Weise gepflegt wurde. Kurz vorher hatte aber B. Riemann (1826—1865), der in Göttingen lebte, gezeigt, daß es von großem Vorteil sein kann, wenn man diese Disziplinen nicht streng voneinander getrennt hält, und hatte in seinem kurzen Leben Resultate erhalten und Zusammenhänge entdeckt, die die höchste Bewunderung, gemischt mit der schärfsten Kritik hervorriefen. Die Methoden, deren sich Riemann für seine Beweise bedient hatte, waren allerdings im scharfen Lichte der Kritik der Weierstraßschen Schule als nicht durchweg beweiskräftig erkannt worden, aber viele empfanden diese Kritik mit Recht als zu engherzig, und dies führte zu einer Spaltung der deutschen Mathematiker, die sich sogar in der Gründung einer neuen Zeitschrift, der Mathematischen Annalen, widerspiegelt. Es ist nun das Hauptverdienst von Sch., daß er zeigte, daß viele der Hauptresultate, »welche Riemann gefunden und ausgesprochen, aber eben nicht bewiesen hat«, (Gesammelte Abhandlungen II, S. 306) mit Hilfe von Methoden begründet werden können, die auf den Prinzipien beruhen, die Weierstraß aufgestellt hat. Diese Arbeiten von Sch. dienen mehr als jede andere, die Kluft zu überbrücken, die sich damals gebildet hatte und deren Bedeutung die Mathematiker unserer Generation, die diese Dinge nicht erlebt haben, nicht immer richtig zu beurteilen in der Lage sind.

Die Aufsätze, die Sch. Fragen gewidmet hat, die auf Riemann zurückgehen, behandeln vor allem das Problem der konformen Abbildung, für welches Sch. eine strenge Lösung unter recht allgemeinen Voraussetzungen gefunden hat, die auf viele Jahrzehnte hindurch die beste war, die man überhaupt kannte. Außerdem ist noch eine Arbeit über die hypergeometrische Differentialgleichung (1872) zu nennen, die für die etwa zehn Jahre später einsetzenden Untersuchungen von Poincaré und Klein über automorphe Funktionen von Bedeutung gewesen ist.

Ein zweites großes Arbeitsgebiet, dem Sch. viele Untersuchungen gewidmet hat, ist die Theorie der Minimalflächen. Hier hat sein großes Können, gepaart mit einer seltenen geometrischen Intuition, Werte geschaffen, die noch heute, nach 50 Jahren, kaum überboten worden sind.

Eine der Arbeiten von Sch., die für die Entwicklung der Wissenschaft am wichtigsten geworden ist, ist im Zusammenhange mit einem Problem der Minimalflächen entstanden, führt aber zu einem ganz neuen Gebiete: in der Arbeit »Über ein die Flächen kleinsten Flächeninhalts betreffendes Problem der Variationsrechnung« (1885) (Gesammelte Abhandlungen I, S. 223) hat nämlich Sch. Methoden entwickelt, die später als Wegweiser bei der Behandlung der Fredholmschen Integralgleichungen von großem Nutzen geworden sind.

Die Bedeutung von Sch. ist ziemlich früh anerkannt worden: die hauptsächlichsten unter seinen Methoden sind dadurch allgemein bekannt worden, daß sie in weitverbreiteten französischen Lehrbüchern, der *Théorie des surfaces* von G. Darboux und dem *Cours d'Analyse* von É. Picard, schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgenommen wurden.

Die Originalarbeiten, die nicht immer ganz leicht zu lesen sind, zeichnen sich durch eine außerordentliche, fast pedantische Genauigkeit aus, verbunden mit

einer unübertrefflichen Eleganz, die ihn nicht verhindert hat, auch die kleinsten Einzelheiten mit größter Liebe auszufeilen.

Literatur: H. A. Sch., *Gesammelte Mathematische Abhandlungen*, Springer, Berlin 1890. — *Vierteljahrsschrift der naturforschenden Gesellschaft in Zürich*, Bd. 66, 1921, S. 359 (Nekrolog mit Selbstbiographie). Galle, H. A. Sch., ein berühmter Schlesier, in *Der Wanderer im Riesengebirge* 42. Jg. n. 468 (1922) p. 54.

München.

Constantin Carathéodory.

**Schwenke, Paul**, Geh. Regierungsrat, Erster Direktor der preußischen Staatsbibliothek, \* in Langendembach in Thüringen am 20. März 1853, † in Berlin-Charlottenburg am 19. Dezember 1921. — Er war der Sohn eines Pfarrers, auch seine Vorfahren waren in Langendembach Pfarrer gewesen. Es ist daher begreiflich, daß er ebenfalls Theologie studierte, als er 1870, im Alter von 17 Jahren, von dem Gymnasium in Eisenach zur Universität entlassen wurde. Kaum hatte er ein Semester in Leipzig zugebracht, als der Krieg mit Frankreich ausbrach. In vaterländischer Begeisterung trat er in das Heer ein. Aber schon in der ersten Schlacht, die er mitmachte, bei den Kämpfen an der Loire wurde er verwundet. Die Teilnahme am Kriege wird die Selbständigkeit seines Charakters gereift haben: aus Frankreich zurückgekehrt, wandte er sich dem Studium der klassischen Philologie zu, zunächst in Breslau, dann in Jena. 1874 erlangte er in Jena den Doktorgrad; er hatte in seiner Dissertation die Quellen zu Ciceros Schrift *de natura deorum* untersucht. 1875 bestand er die Prüfung für das höhere Lehramt. Schon vorher, im Februar 1875, war er bei der Universitätsbibliothek Greifswald als Hilfsarbeiter eingetreten; der Direktor der Jenaer Universitätsbibliothek Klette, der Vorkämpfer für die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufs, hatte ihn dem Direktor der Greifswalder Bibliothek als einen jungen Mann empfohlen, der ihm in jeder Hinsicht auf das vorteilhafteste bekannt sei. In Greifswald wurde er besonders durch den Historiker Max Perlbach in den Bibliotheksdienst eingeführt; er ist bis zu dessen Tode eng mit ihm befreundet geblieben. 1879 nach Kiel versetzt, kam er in die strenge Schule des dortigen Direktors Steffenhagen. 1887 wurde er als Unterbibliothekar an die berühmte Göttinger Bibliothek versetzt. Hier übte die kraftvolle Persönlichkeit des Direktors Karl Dziatzko, der sein eigentlicher Lehrmeister im Bibliothekswesen und namentlich im Buchwesen geworden ist, nachhaltigen Einfluß auf ihn aus. Während bis dahin seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen sich ausschließlich mit Ciceros philosophischen Schriften beschäftigt hatten, und er noch 1890 und 1891 in der »Classical Review« die Ergebnisse seiner Arbeiten zu der Schrift *de natura deorum* zu einem vollständigen kritischen Apparat zusammengefaßt hatte, ging er jetzt zu buchgeschichtlichen Untersuchungen über. Am 1. Mai 1893 übernahm er die Leitung der Universitätsbibliothek in Königsberg. In den sechs Jahren, die er dort zubrachte, war er unermüdlich tätig. Neben seinen Amtsgeschäften fesselten ihn schon hier zwei Gebiete, die ihn sein Leben lang festgehalten haben: die Geschichte des älteren Buchdrucks und die Geschichte der alten Einbände. Eine Frucht dieser Arbeiten war seine Schrift über Hans Weinrich und die Anfänge des Buchdrucks in Königsberg. Ferner gab er 1894 zum Jubiläum der Universität zusammen mit dem Kunsthistoriker Konrad Lange eine Festschrift über die in Königsberg verwahrte Silberbibliothek des Herzogs Albrecht heraus, in der er

auf Grund archivalischer Studien den Nachweis erbrachte, daß die Silberbände zum größten Teil nicht Nürnberger Arbeit sind, sondern von Königsberger Goldschmieden herrühren. 1899 wurde er nach Berlin an die damalige Königliche Bibliothek, jetzige Preußische Staatsbibliothek, berufen. Hier in den größeren Verhältnissen, auf dem ausgedehnten Wirkungsfeld, konnten sich seine Fähigkeiten erst recht entfalten. Er übernahm zunächst neben dem Generaldirektor August Wilmanns das Amt eines Abteilungsdirektors. Schon 1897 hatte er bei den Bestrebungen, für die deutschen Bibliotheken eine gemeinsame Organisation zu schaffen, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gelenkt. Und als dann bei der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden zum ersten Male eine bibliothekarische Sektion gebildet wurde, hatte er ein Programm zur Erforschung der alten Einbände entwickelt. Im Jahre 1899 trat er in Bremen für die Veranstaltung von selbständigen Bibliothekarversammlungen ein; der zur Vorbereitung einer Bibliothekarversammlung eingesetzte Ausschuß übertrug ihm die Geschäftsführung. Als im folgenden Jahre die erste deutsche Bibliothekarversammlung in Marburg stattfand, wurde dort der Verein deutscher Bibliothekare gegründet und Sch. selbst zu seinem Vorsitzenden gewählt. Seitdem stand er unter den führenden Persönlichkeiten des deutschen Bibliothekswesens in erster Linie. Im Jahre 1904 übernahm er auch die Redaktion des »Zentralblatts für Bibliothekswesen«. Er hat diese wichtigste bibliothekarische Zeitschrift deutscher Zunge 18 Jahre lang mit Eifer und Umsicht redigiert und wußte ihr die Höhe einer wissenschaftlich vornehmen Veröffentlichung zu bewahren. Als Wilmanns 1905 von der Leitung der Königlichen Bibliothek zurücktrat, wurde Adolf v. Harnack sein Nachfolger. Sch. gab damals im »Zentralblatt für Bibliothekswesen« dem Bedauern Ausdruck, daß diese Stelle nicht mit einem Fachmann besetzt worden sei. Doch söhnte er sich bald mit dieser Wahl aus. Harnack, der nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch ein geborener Verwaltungsmann ist, ließ aber auch, wie allen seinen Beamten, so namentlich seinem Stellvertreter und vornehmsten bibliothekarischen Berater viel freien Spielraum, so daß dieser seine Kräfte ungehindert gebrauchen konnte und viele Dinge seiner Initiative entsprangen. Zwischen ihm und Sch. bildete sich ein geradezu ideales Verhältnis heraus, das, auf gegenseitigem Vertrauen beruhend, im Laufe der Jahre niemals getrübt worden ist. Um Sch. über die anderen Abteilungsdirektoren emporzuheben, wurde für ihn die Stelle eines Ersten Direktors geschaffen. Das gemeinsame Wirken von Harnack und Sch. fiel zum Teil in eine Epoche, die den Bibliotheken eine Reihe wichtiger neuer Aufgaben stellte und ihnen zugleich eine unerhört schnelle Entwicklung brachte, zur anderen Hälfte jedoch in die Zeit des Weltkrieges und der Revolution, in der die Bibliotheken mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Bald nach Harnacks Ernennung wurde der preußische Beirat für Bibliotheksangelegenheiten begründet, der eine engere Verbindung zwischen der Staatsbibliothek und den Universitätsbibliotheken schuf und es Sch. ermöglichte, auch in Fragen, die alle wissenschaftlichen Bibliotheken Preußens gemeinsam angingen, seinen Einfluß zur Geltung zu bringen. Seine Tätigkeit als Erster Direktor der Staatsbibliothek, als Mitglied des Beirats für Bibliotheksangelegenheiten, als Vorsitzender des Vereins deutscher Bibliothekare und als Redakteur des »Zentralblatts für Bibliothekswesen« wie auch seine Veröffentlichungen zur Geschichte des Buchdrucks und des Einbands,

von denen noch zu reden sein wird, hingen eng miteinander zusammen und sind Ausstrahlungen einer einheitlichen, in sich geschlossenen Persönlichkeit. Von der Philologie war er ausgegangen und betrachtete auch, wie sein Meister Dziatzko, das gesamte Buch- und Bibliothekswesen als eine Art von angewandter Philologie. Die Aufgaben, an deren Lösung Sch., oft richtunggebend, mitarbeitete, können hier nur angedeutet werden; seine Leistungen gehören der Geschichte des preußischen und deutschen Bibliothekswesens an. Ich erwähne nur die Einrichtung eines mittleren Bibliotheksdienstes, der auch den Frauen zugänglich gemacht wurde, den Erlaß von Prüfungsordnungen für den wissenschaftlichen wie für den mittleren Bibliotheksdienst (die dann für die übrigen deutschen Länder vorbildlich geworden sind), endlich die zahlreichen Fragen, die mit dem Titel- und Zetteldruck der von den preußischen Bibliotheken erworbenen Bücher und mit dem preußischen Gesamtkatalog zusammenhängen. Es gibt kaum einen Gegenstand der Bibliotheksverwaltung, mit dem er sich nicht eingehend beschäftigt hätte. Man braucht in den Akten der Preußischen Staatsbibliothek nur einen beliebigen Band aufzuschlagen; überall wird man Berichte und Verfügungen von seiner zierlichen Handschrift finden. Als 1904 wegen des den Bibliotheken bisher zugestandenen Rabatts zwischen dem Buchhandel und den Bibliotheken Streit ausbrach, verteidigte er energisch die Interessen der Bibliotheken, auch als Redakteur des »Zentralblatts für Bibliothekswesen« und als Vorsitzender des Vereins deutscher Bibliothekare. Er nahm auch an den Verhandlungen im Reichsamt des Innern teil, die 1904 im Rahmen der Kartellenquete über den Rabatt stattfanden. Erstaunlich war es zu sehen, mit welchem Eifer er, der geborene Thüringer, in der Frage der Reichsbibliothek zugunsten der Preußischen Staatsbibliothek eintrat. Als dann die Deutsche Bücherei in Leipzig gegründet wurde, war er über die ihr gegenüber einzunehmende Haltung mit Harnack vollkommen einig. Um die Vermehrung der Sammlungen der Preußischen Staatsbibliothek erwarb er sich die größten Verdienste. Ihm vor allem ist es zu verdanken, daß eine Reihe von größeren Büchersammlungen erworben werden konnte, die wertvolle alte Drucke und Handschriften enthielten: die Bibliothek des Gymnasiums in Heiligenstadt, die Reste der Dombibliothek in Magdeburg, große Bestände aus der Königlichen Bibliothek in Erfurt, die Kirchenministerialbibliothek in Celle und die Gräfl. Görtz-Wrisbergsche Bibliothek in Wrisbergholzen bei Hildesheim. Lange hat ihn der Neubau beschäftigt, der für die Staatsbibliothek, die Berliner Universitätsbibliothek und die Akademie der Wissenschaften Unter den Linden errichtet wurde. Mit dem Baurat Adams, der den Bau ausführte, arbeitete er Hand in Hand. Es ist beiden gelungen, an dem Entwurf des Hofarchitekten v. Ihne noch zahlreiche Verbesserungen anzubringen und manche Erfahrungen, die sie 1912 auf einer amerikanischen Studienreise gesammelt hatten, zu verwerten, wenn es auch nicht möglich war, die im wesentlichen verfehlt Anlage gänzlich umzugestalten und besonders an der für den Betrieb ganz unpraktischen Lage der Büchermagazine noch etwas zu ändern. Der Umzug in das neue Gebäude wurde von Sch. in vorbildlicher Weise organisiert. Während des Weltkrieges war es für ihn höchst schwierig, mit dem verminderten Personal den Aufgaben der Staatsbibliothek gerecht zu werden. Als die Regierung anordnete, daß im Auslande möglichst keine Ankäufe gemacht würden, hielt er es für die selbstverständliche patriotische Pflicht der Biblio-

theksverwaltung, die Interessen der Bibliothek den allgemeinen Landesinteressen unterzuordnen. Bei dem Ausbruch der Revolution zeigte er sich als mutiger und unerschrockener Mann und legte oft den Weg von seiner Wohnung in Charlottenburg zur Bibliothek zu Fuß zurück, obgleich dies mit Lebensgefahr verbunden war. Vieles von dem, was er leistete, ist den gesamten deutschen Bibliotheken zugute gekommen. Die deutsche Bibliothekstatistik ist in der Hauptsache von ihm allein geschaffen worden. Die Grundlage bildete das Adreßbuch der deutschen Bibliotheken, das er 1893 herausgab; es war eine sehr mühevollen Arbeit. Eine Ergänzung zu dem Adreßbuch bildete das seit 1902 erscheinende Jahrbuch der deutschen Bibliotheken, das ebenfalls ihm seine Entstehung verdankt und heute zu dem unentbehrlichen Rüstzeug jedes deutschen Bibliothekars gehört. Der erste Jahrgang des Jahrbuchs enthält von ihm eine kleine, aber inhaltreiche programmatische Abhandlung über Wesen und Nutzen der Bibliothekstatistik. Von größter Bedeutung sind ferner seine Veröffentlichungen über Gutenberg und die Anfänge des Buchdrucks. An die Arbeiten von Dziatzko anknüpfend, schrieb er 1902 zur Gutenbergfeier »Untersuchungen zur Geschichte des ersten Buchdrucks«, eine scharfsinnige, auf sorgfältigster Forschung beruhende, klar geschriebene Abhandlung. Im nächsten Jahrzehnt tauchten an verschiedenen Stellen Fragmente von kleinen Drucken der Gutenbergpresse auf; es gelang Sch., der sie kritisch bearbeitete, sie zum großen Teil der Preußischen Staatsbibliothek zu sichern. Die von Voulliéme in Erfurt gefundene Türkenbulle gab er 1911 im Faksimile heraus. Viel wichtiger ist, daß er 1913 begann, von der 42zeiligen Gutenbergbibel nach dem herrlichen Exemplar der Preußischen Staatsbibliothek einen Faksimiledruck zu veranstalten. Der dritte Band dieses Werkes, den er bis zu seinem Tode in allen wesentlichen Stücken noch fertigstellen konnte, wurde 1922 von seiner Witwe herausgegeben. Er enthält eine sorgsame und abschließende Analyse dieses ersten monumentalen Druckwerkes. Sch. hat durch seine Gutenbergforschungen, bei denen er sich der historisch-philologischen Methode bediente, die Geschichte des ersten Buchdrucks außerordentlich gefördert, wenn auch heute noch über diese Dinge die Meinungen auseinandergehen. Auch die Bucheinbände des 15. Jahrhunderts haben ihn viel und lange beschäftigt. Er machte sich auf allen Bibliotheken, die er besuchte, Abreibungen von den einzelnen Stempeln und ganzen Buchdeckeln, hierin von seiner Gattin getreulich unterstützt, und brachte so ein großes Forschungsmaterial zusammen. Leider ist es ihm nicht mehr vergönnt gewesen, diesen Schatz auszumünzen. Mehrere kleine Abhandlungen von ihm zeigen aber, wie dieses Stempelmateriale in der Hand eines kundigen Bearbeiters Leben gewinnen kann. 1913, an seinem 60. Geburtstag, wurde ihm von Freunden und Mitarbeitern eine Festschrift gewidmet: »Beiträge zum Bibliotheks- und Buchwesen« (Berlin, Breslauer). Sie enthielt u. a. eine Bibliographie seiner bis dahin erschienenen Schriften von Walther Schultze. Als er am 1. April 1921 infolge des Altersgesetzes zugleich mit Adolf v. Harnack aus dem Amte schied, wurde es offenbar, welcher Liebe und Verehrung er sich wegen der Lauterkeit seines Charakters, wegen seines Wohlwollens, seines gerechten, stets nur von sachlichen Erwägungen geleiteten Sinnes und wegen seines überragenden Wissens und Könnens bei seinen Kollegen und Untergebenen erfreute. Weit über seinen amtlichen Wirkungskreis hinaus, in allen Ländern Europas und in Amerika war sein Name bekannt. Er beherrschte wie

kein anderer das gesamte Buch- und Bibliothekswesen souverän und kannte alle bedeutenden Bibliotheken der Welt aus eigener Anschauung. Zu zahlreichen Fachgenossen, auch im Auslande, unterhielt er persönliche Beziehungen. Bei seinem Abgang überreichte er Harnack im Namen der wissenschaftlichen Beamten der Staatsbibliothek eine von zahlreichen Mitarbeitern verfaßte Festschrift, die ursprünglich für dessen 70. Geburtstag bestimmt gewesen war, »Fünfzehn Jahre Königliche und Staatsbibliothek«. Es ist ein stattlicher Band von fast 300 Quartseiten, der nicht nur die Verwaltung Harnacks ins Licht setzt, sondern zugleich ein Rechenschaftsbericht ist über Sch.s eigene langjährige Tätigkeit. Leider konnte er nach so langer unermüdlicher Arbeit sich nicht lange der Ruhe freuen. Am 19. Dezember 1921, als er an einer leichten Grippe krank lag, starb er plötzlich und unerwartet am Herzschlag. Die Vereinigung Berliner Bibliothekare veranstaltete später in der Staatsbibliothek eine Gedenkfeier, bei der mehrere seiner Kollegen die verschiedenen Seiten seines Wirkens, auch seine literarische Tätigkeit eingehend würdigten. (»Zentralblatt für Bibliothekswesen« 1922, S. 57 ff.) Harnack widmete bei dieser Gelegenheit seinem treuen Mitarbeiter einen ehrenden Nachruf. Mit der Feier war eine Ausstellung seiner Schriften und von Bildern zu seiner Lebensgeschichte verbunden. Sch. genoß ein glückliches Familienleben. In jedem Sommer brachte er einen Teil seines Urlaubs in seinem Heimatdorf Langendembach zu, wo er ein Haus besaß. Seine Gattin, Anna, geb. Schomburg, war ihm eine wahre Lebensgefährtin und Kameradin, auch eine Genossin seiner häufigen Wanderungen.

**Literatur:** Die wichtigsten Quellen zu seiner Lebensgeschichte sind schon im Text angegeben. Seine Bibliothek, die reich ist an Werken und Zeitschriften des Bibliotheks- und Buchwesens, ging an die Preußische Staatsbibliothek über und soll dort als Arbeitsbibliothek für den Nachwuchs der wissenschaftlichen Beamten dienen. Ebendahin ist die oben erwähnte Sammlung zur Geschichte des alten Bucheinbandes gelangt. Auch der briefliche Nachlaß, soweit er nicht vernichtet wurde, ist an die Staatsbibliothek abgegeben worden. Sein Bildnis, nach einer photographischen Aufnahme angefertigt, ist der Festschrift von 1913 und dem Jahrgang 1922 des »Zentralblattes für Bibliothekswesen« vorgeheftet. Ein anderes Bildnis befindet sich in Jahrgang 1922 des Jahrbuchs der deutschen Bibliotheken.

Berlin-Friedenau.

Hans Paalzow.

**Seeliger, Gerhard Wolfgang**, o. Professor der mittleren und neueren Geschichte an der Universität Leipzig, Geheimer Hofrat, \* 30. April 1860, † 24. November 1921. — Sohn des im öffentlichen Leben Österreichs hervortretenden Bürgermeisters von Biala im Grenzgebiet Galiziens gegen Österreichisch- und Preußisch-Schlesien, studierte er zunächst in Wien, dann in Berlin, wo die Historiker Wattenbach, Weizsäcker, namentlich aber Breßlau die Richtung seiner Studien bestimmten. Auch Schmoller und Adolf Wagner gehörten zu seinen akademischen Lehrern. Er promovierte 1884, trieb dann längere Zeit in Wien Archivstudien, die in den Arbeiten der nächsten Jahre fruchtbar verwertet wurden, und habilitierte sich 1887 in München. Bestimmend für die Jahrzehnte seiner voll ausgereiften wissenschaftlichen Tätigkeit wurde 1895 die Annahme eines Rufes als o. Professor der geschichtlichen Hilfswissenschaften an der Universität Leipzig. Im selben Jahre hatte er einen Ruf nach Marburg abgelehnt; auch einen später an ihn ergangenen Ruf nach Heidelberg lehnte er ab. So wurde und blieb Leipzig der Boden, in dem er fest Wurzel

schlug; der Erwerb des Hauses Gohlis, Kirchweg 2, war symbolisch. Dies Haus wurde die Stätte, wo ein überaus glückliches Familienleben ihn umgab — bereits in München hatte er sich mit Luise Stölzel vermählt —; es war der feste Rückhalt seiner sich jetzt schnell erweiternden beruflichen Tätigkeit. 1903 war er auch zum Professor der mittleren und neueren Geschichte ernannt worden; das historische Institut, die sächsische Kommission für Geschichte, das 1914 gegründete Forschungsinstitut, die Deutsche Gesellschaft in Leipzig, die von ihm seit 1898 geleitete »Historische Vierteljahrsschrift« — sie alle sind S. zu tiefem Dank verpflichtet. Darüber hinaus hat er der Universität als Gesamtheit in einer weit über das übliche Maß hinausgehenden Weise gedient. Sein Rektorat (1905/06) und das Dekanat der philosophischen Fakultät im Jubiläumsjahre 1908/09 sind äußere Höhepunkte dieser Tätigkeit. — Der eigentliche Schwerpunkt seines Lebens lag aber doch auf anderem Gebiete: in der glücklichen Art, wie sich bei ihm der Forscher und der akademische Lehrer ergänzten. Hier ist es für sein ganzes wissenschaftliches Arbeiten von entscheidender Bedeutung gewesen, daß er von strengster historisch-metho-discher, hilfswissenschaftlicher Arbeit ausgegangen war, und von hier aus auch zunächst auf verwaltungsgeschichtliche, sodann in allgemeingeschichtliche Probleme der Verfassung und Wirtschaft geführt wurde. Sein Ausgangspunkt war daher immer etwas Konkretes: ein bestimmtes Quellen- und Tatsachen-material, von dem aus er zu den hinter den einzelnen Tatsachen liegenden verbindenden Zusammenhängen durchzudringen suchte und wußte. Man kann sagen, daß dieses »Abhören« der Quellen, dieses Entwickeln von neuen Vorstellungsreihen von den Quellen aus die Stärke seiner Arbeitsweise gewesen ist, die sich damit als echt historisch im besten Sinne des Wortes erwies. Es entsprach aber auch einer inneren Notwendigkeit, daß seine Art der Quellenarbeit ihn von der diplomatischen Beschäftigung mit den Kapitularien der Karolingerzeit zu jenen ersten grundsätzlichen Auseinandersetzungen mit einer Arbeitsweise führte, welche jene Quellen in einer mehr konstruktiven Weise zu nutzen suchte. Seine beiden Aufsätze in der Historischen Vierteljahrsschrift 1898 und 1904: »Volksrecht und Königsrecht?« und »Juristische Konstruktion und Geschichtsforschung« sind daher die notwendige Folge seiner früheren quellenkritischen Arbeiten. Inzwischen hatte sich sein wissenschaftliches Interesse auf Gebiete gewendet, wo intensivste Quellennähe und sorgsame Quellenverarbeitung die Grundlage bilden müssen, wenn die Forschung von verfrühten Konstruktionen sich freihalten will: ländlich-territoriale und städtische Verfassungsgeschichte. Sein Buch von 1903: »Politische und soziale Bedeutung der Grundherrschaft«, noch klarer und abschließender das in seiner knappen Präzision mustergültige Leipziger Fakultätsprogramm von 1909: »Staat und Grundherrschaft in der älteren deutschen Geschichte« sind die wichtigsten Zeugnisse seiner Tätigkeit auf dem einen Gebiete; in seinen »Studien zur älteren Verfassungsgeschichte Kölns« (1909) und seiner Übersicht über die Entwicklung der deutschen »Stadtverfassung« in der Hoopschen Realenzyklopädie der germanischen Altertumskunde ist der wichtigste Niederschlag seiner Tätigkeit auf dem anderen Gebiete enthalten. Es liegt nicht zuletzt in der Art dieser Aufgaben selbst, die sich S. gesetzt hatte, daß seine Arbeit keinen endgültigen Abschluß gefunden hat. Er hatte als Forscher echt historischer Prägung einen so starken Instinkt für die Vielseitigkeit historischen Geschehens, aber auch

einen so ausgesprochenen Respekt vor dem wirklichen Verlauf vergangenen Lebens, daß ihm jeder Versuch, dieses vergangene Leben irgendwie dem Zwang einer noch so glänzenden theoretisch gefundenen Einheit zu unterwerfen, innerlich zuwider sein mußte. Es wird aber zugegeben werden müssen, daß alle Versuche, auf dem Gebiete der deutschen inneren Verfassungsgeschichte zu einem Bilde zu kommen, das alle wesentlichen Züge aufweisen soll, auf dem Ausbau irgendwelcher mehr oder weniger konstruierter Grundgedanken beruhen — auch bei Forschern wie Sohm und v. Below. Aus diesem Grunde mußte er notwendigerweise in einen literarischen Gegensatz zu ihnen und Forschern verwandter Richtung geraten; aus diesem Grunde mußte er hinter ihnen zurückstehen an innerer Geschlossenheit der von jenen gezeichneten Gesamtdarstellungen; aus diesem Grunde war er aber ihnen überlegen, wenn es galt, neue Wege anzuregen, um der verwirrenden Vielseitigkeit des wirklichen Lebens näherzukommen und aus der exakten Verarbeitung seiner quellenmäßigen Hinterlassenschaft neue Gesichtspunkte zu einer wirklichen historischen Meisterung zu gewinnen. Aus diesem Grunde war er aber vor allem der ausgezeichnete, immer anregende Lehrer, dessen Lehrtätigkeit von dem lebenswürdigen und wohlwollenden Grundzug seines Charakters aufs glücklichste belebt war. Für seine Schüler ist der Lehrer nicht von dem Menschen zu trennen.

Literatur: Umfassendere Nachrufe: Rudolf Kötzschke, *Historische Vierteljahrsschrift* 1921, S. 482—496 und Fritz Rörig, *Historische Zeitschrift*, Bd. 125, S. 552—555.

Kiel.

Fritz Rörig.

**Sievers, Wilhelm**, Geheimer Hofrat, o. ö. Professor der Geographie an der Universität Gießen und Direktor des Geographischen Instituts, \* 3. Dezember 1860 in Hamburg, † 11. Juni 1921 in Gießen. — S. kann als einer der produktivsten Vertreter der wissenschaftlichen Länderkunde bezeichnet werden. Seine großen geographischen Werke, die kurz als »Sievers' Länderkunde« bekannt sind, haben sich einen weit ausgedehnten Leserkreis im In- und Auslande erobert. Sie gehören zweifellos zu den besten ihrer Art. Als Forschungsreisender hat sich S. durch Reisen nach Südamerika ebenfalls einen Namen gemacht.

S. wurde als Sohn eines Hamburger Großkaufmanns geboren. In Hamburg besuchte er auch die Schule bis zum Beginn seiner Universitätsstudien. Zahlreiche Beziehungen des väterlichen Unternehmens zu Südamerika regten das Interesse des jungen S. zu diesen Ländern schon frühzeitig an. Im Jahre 1880 wandte er sich während seiner Studienzeit in Göttingen ganz der Geographie zu, die hier in Hermann Wagner einen der bedeutendsten Vertreter hatte, nachdem er kurze Zeit vorher in Jena Geschichte als Hauptfach betrieben hatte. Daher promovierte S. in Göttingen im Jahre 1883 auch mit einer historisch-geographischen Arbeit über die Abhängigkeit der jetzigen Konfessionsverteilung in Südwestdeutschland von den früheren Territorialgrenzen. Um seine naturwissenschaftliche Ausbildung noch weiter zu fördern, ging S. zu Ferdinand v. Richthofen nach Leipzig. Im Jahre 1884 trat S. seine erste Reise an, die ihn nach Venezuela und Kolumbien führte und von der er erst 1886 zurückkehrte. Die notwendigen Mittel hatten die Geographische Gesellschaft in Hamburg und die Berliner Karl-Ritter-Stiftung bewilligt. Gleich nach seiner Rückkehr



habilitierte sich S. in Würzburg für das Fach der Geographie, fand aber hier wenig Befriedigung, so daß er im Jahre 1890 nach Gießen übersiedelte. 1891 wurde er hier außerordentlicher und nach Schaffung eines Ordinariats im Jahre 1903 ordentlicher Professor.

1893—1894 war S. erneut im Auftrage der Hamburgischen Geographischen Gesellschaft in Venezuela. Neben zahlreichen Veröffentlichungen über seine Reiseergebnisse begann er bereits im Jahre 1889 mit der Arbeit an der von Hans Meyer geplanten großen Länderkunde sämtlicher Erdteile. Im Jahre 1891 erschien bereits der erste Band, Afrika, aus S.s Feder, dem schon 1892 der Band Asien und rasch hinterher die Bände Amerika, in denen S. Süd- und Mittelamerika behandelt hatte, und, 1894, Australien und Ozeanien folgten. Der Band Europa hatte, wie Nordamerika, einen anderen Bearbeiter, die Schriftleitung des ganzen Werks ruhte aber in den Händen von S.

Den Wünschen des Herausgebers folgend, war die methodische Anlage der großen Länderkunde keine sehr glückliche. Die einzelnen Stoffgebiete, Erforschungsgeschichte, Oberflächengestalt, Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Bevölkerung, Staaten, Verkehr, wurden hintereinander behandelt, während auf die Darstellung der großen natürlichen Landschaften gar keine Rücksicht genommen wurde. Die Länderkunde fand daher bei den Fachgeographen keine besondere Würdigung, so wertvoll das mühsame Zusammentragen und die kenntnisreiche, sorgfältige Auswahl des überreichen Stoffes waren. Daher wurde im Jahre 1897 bereits eine vollständige Umarbeitung sämtlicher Bände begonnen und ihre Neuauflage in den Jahren 1901—1904 herausgebracht. S. selbst verfaßte dabei die Bände Australien und Ozeanien, erschienen 1902, Süd- und Mittelamerika, erschienen 1903, und Asien, erschienen 1904. Der Band Südamerika erlebte 1914 eine dritte Auflage und an einer Neuauflage des S.schen Asienwerkes wird zur Zeit gearbeitet.

Seine unermüdliche Lehrtätigkeit in Gießen unterbrach S., als 48jähriger, durch eine dritte Reise nach Südamerika im Jahre 1909. Reiche Ergebnisse brachte er aus Peru und Ekuador heim, und der Nachweis von Eiszeitspuren im tropischen Hochgebirge dieses Kontinents, über die S. im Jahre 1914 im 8. Bande der wissenschaftlichen Veröffentlichungen des Vereins für Erdkunde in Leipzig berichtete, gehört zu den bedeutendsten geographischen Tatsachen. Es beweist außerdem, wie wenig S. den Vorwurf, kein genügend naturwissenschaftlich geschulter Reisender zu sein, verdiente, ein Vorwurf, der durch die bedeutendsten Kritiker der letzten Arbeiten von S. auch vollständig entkräftet worden ist.

Neben seinen geographischen Vorlesungen in Gießen, die insbesondere der gründlichen Ausbildung von Lehrern dienten, leitete S. die dortige Gesellschaft für Erd- und Völkerkunde, die er selbst im Jahre 1896 ins Leben gerufen hatte. Weiter gab er die Geographischen Mitteilungen aus Hessen heraus. 1916 vertrat S. den verstorbenen Professor Deckert in Frankfurt a. M. Nach schweren Verlusten, die der Krieg dem S.schen engsten Familienkreise zufügte, starb S. nach einem tatenreichen Leben allen denen, die ihn kannten, gänzlich unerwartet, ohne daß sein langjähriger Wunsch, einen größeren Wirkungskreis zu erlangen, in Erfüllung gegangen war.

Literatur: Über die Abhängigkeit der jetzigen Konfessionsverbreitung in Südwest-Deutschland von den früheren Territorialgrenzen, Dissertation, Göttingen 1883. — Reise-

briefe (Sierra de Merida), Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft Hamburg, 1885. — Die Reise in die Sierra Nevada de Santa Marta, Leipzig 1888. — Venezuela, eine Landeskunde, Hamburg 1888. — Die Sierra Nevada de Santa Marta und die Sierra Perija, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1888. — Die Cordillere von Merida, nebst Bemerkungen über das Karibische Gebirge, Pencks Geographische Abhandlungen, Leipzig, Berlin 1888. — Zweite Reise in Venezuela 1892—1893, Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft Hamburg, 1896. — Afrika, S.s Länderkunde, zusammen mit Hans Meyer, Leipzig 1891. — Asien, S.s Länderkunde, Leipzig 1892, 2. Aufl. 1904. — Amerika, S.s Länderkunde, Mittel- und Südamerika, von S., Leipzig 1893, 2. Aufl. 1903, 3. Aufl. 1914. — Australien und Ozeanien, S.s Länderkunde, Leipzig 1894, 2. Aufl. 1902. — S.s Länderkunde, Kleine Ausgabe, Leipzig 1907. — Venezuela und die deutschen Interessen, Halle 1903. — Die deutschen Besitzungen in der Südsee. Das deutsche Kolonialreich, Leipzig 1909—1910. — Die Kordilleren-Staaten, Sammlung Götschen, Leipzig 1913. — Reise in Peru und Ecuador, ausgeführt 1909. Wissenschaftliche Veröffentlichung des Vereins für Erdkunde, Leipzig 1914. — Venezuela, Auslandswegweiser, Hamburg 1921.

Königsberg.

Arved Schultz.

**Studt, Konrad v.**, Staatsminister, \* am 5. Oktober 1838 zu Schweidnitz als ältester der vier Söhne des Rechtsanwalts St. und seiner Gattin geb. Weinbrich, † zu Berlin am 29. Oktober 1921. — Nach Besuch der Volksschule und des Gymnasiums studierte St. von Ostern 1856 bis Ostern 1857 in Breslau, dann zwei Semester in Bonn und die beiden letzten Semester wieder in Breslau Rechts- und Staatswissenschaften, bestand, obwohl er während der ganzen Studienzeit aktiv war, in Breslau bei dem Korps Borussia, in Bonn bei den Sachsen, rechtzeitig im Frühjahr 1859 das Auskultatorexamen, trat im Juni 1859 bei dem Kreisgericht in Schweidnitz in den Justizdienst und legte die Referendarprüfung im Mai 1861 ab. Seiner Militärpflicht genügte er bei dem damaligen Grenadierregiment Nr. 11. Die Vorbereitung zum Assessorexamen wurde durch seine Teilnahme an der Besetzung der russischen Grenze während des polnischen Aufstandes 1863 und am dänischen Feldzug 1864 als Landwehrleutnant beim niederschlesischen Infanterieregiment Nr. 50 verzögert. Nach »gut« bestandem Examen im Frühjahr 1865 erhielt er ein Patent vom 15. Januar desselben Jahres. Während seiner Beschäftigung als Gerichtsassessor machte er bei dem gleichen Regiment den Feldzug 1866 mit. Für die Eroberung zweier österreichischen Geschütze in der Schlacht bei Königgrätz erhielt er den Roten Adler-Orden vierter Klasse mit Schwertern. Im Mai 1867 wurde St. Justitiar bei der Regierung in Breslau und im Oktober 1867 mit der kommissarischen Verwaltung des Landratsamts in Obornik, Regierungsbezirk Posen, beauftragt. Im Sommer 1868 zum Landrat ernannt, vermählte er sich am 24. September 1868 mit der einzigen Tochter des Rittergutsbesitzers Witte auf Chrustowo im Oborniker Kreise. Im Kriege 1870/71 war er zunächst im stellvertretenden Großen Generalstab in Berlin, dann im Hauptquartier in Ferrières beschäftigt, wurde später Adjutant des Gouverneurs von Straßburg und von Ende Oktober 1870 ab Generalsekretär des Departements Seine et Marne. Für seine erfolgreiche, mit mancher persönlichen Gefahr verknüpften Tätigkeit wurde er mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Von Obornik wurde St. im Winter 1875 als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Innern berufen und 1880 zum Vortragenden Rat befördert. Im April 1882 wurde er Regierungspräsident in Königsberg. In Anerkennung seiner dortigen Wirksamkeit wurde er 1884 zum Mitglied des mit der Begutachtung wichtiger Gesetzesvorlagen betrauten

Staatsrates ernannt. Im April 1887 wurde er als Unterstaatssekretär in das Ministerium für Elsaß-Lothringen versetzt, auf dem gerade damals wegen der gespannten politischen Verhältnisse eine sehr reichliche Arbeitslast ruhte.

Im Frühjahr 1889 war im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ein Bergarbeiterstreik ausgebrochen, der einen bis dahin in Preußen nicht dagewesenen Umfang annahm, und bei dem nach dem Ausspruche des Kommandierenden Generals »die Zivilbehörden den Kopf verloren«. Zur Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung wurde St. im Mai 1889 telegraphisch als Oberpräsident nach Münster berufen. Es gelang, in verhältnismäßig kurzer Zeit die Wiederaufnahme der Arbeit im Bergbau herbeizuführen. Während seiner mehr als zehnjährigen Amtstätigkeit als Oberpräsident von Westfalen kam es noch mehrfach zu Ausstandsbewegungen unter den Bergarbeitern, die aber eine bedrohliche Ausdehnung nicht gewannen. 1893 zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt, wurde St. 1898 nebenamtlich Chef der Verwaltung des damals vollendeten Dortmund-Ems-Kanals. Im Herbst 1898 nahm er teil an der Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem. Am 2. September 1899 wurde er Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten.

Bei seinem Abschied von Münster fand die Beliebtheit und das Ansehen, welche St. sich in seiner mehr als zehnjährigen Stellung als Oberpräsident von Westfalen erworben, Ausdruck in vielfachen Ehrungen. Die philosophische Fakultät der Kgl. Akademie verlieh ihm die Würde eines *Dr. phil. h. c.* Zahlreiche Vereine, voran der Westfälische Bauernverein und der Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, ernannten ihn zum Ehrenmitgliede. Die Provinz spendete ihm eine Nachbildung des auf sein Betreiben vor dem Schlosse zu Münster errichteten Denkmals Kaiser Wilhelms I. in getriebenem Silber.

Während seiner Ministertätigkeit wurde St. 1900 Ehrenmitglied der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1901 Ehrendoktor der Rechte der Universität Königsberg und Ehrenmitglied der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1902 Ehrendoktor der Staatswissenschaften an der aus der Akademie unter seiner Mitwirkung hervorgegangenen Universität Münster, 1906 Doktor-Ingenieur ehrenhalber der Technischen Hochschule zu Berlin und Ehrenbürger der Stadt Münster.

Die Reichstagswahlen im Januar 1907 hatten zur Bildung des sog. Bülow-Blocks, d. h. zur vorübergehenden Ausschaltung des Zentrums als ausschlaggebender Partei und zum Eintritt der Freisinnigen in die Regierungsmehrheit geführt. Der Reichskanzler Fürst Bülow erhoffte eine Festigung des Blocks von einem Ersatz des Kultusministers durch eine den Liberalen genehmere Persönlichkeit. St. hatte, unbeirrt durch die Mißerfolge mehrerer seiner Vorgänger, eine Reform der Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen in Angriff genommen. Nach langwierigen, hauptsächlich von dem Ministerialdirektor D. Schwartzkopff geführten Vorverhandlungen konnte endlich im November 1905 dem Landtage ein entsprechender Gesetzentwurf vorgelegt werden. Er enthielt auch Vorschriften über die Konfessionalität der Volksschulen und über die Lehreranstellung. Diese heiklen Fragen erschwerten die Durchbringung des Gesetzes im Abgeordnetenhouse wie im Herrenhouse. Die Verdienste des Ministers um seine schließliche Annahme im Juli 1906 wurden durch die Verleihung des hohen Ordens vom Schwarzen Adler an ihn anerkannt. Aber ob-

wohl das Gesetz unter Zustimmung auch der Nationalliberalen mit großer Mehrheit angenommen war, machte sein Inhalt doch bei den Gegnern der konfessionellen Volksschule und des Einflusses der staatlichen Behörden auf die Lehreranstellung den Minister unbeliebt. Dazu kam noch weiteres. Die im nationalen Interesse nach eingehenden Verhandlungen mit der Kurie im Dezember 1902 erfolgte Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg war in der Presse als eine Gefährdung der Freiheit der Wissenschaft angefeindet worden, weil der Kirche dabei eine Beanstandung der Auswahl der Dozenten wegen Lehre und Wandel zugestanden war. Obwohl das preußische Kultusministerium ressortmäßig gar nicht beteiligt war, die Verhandlungen vielmehr von dem damaligen Professor Frhrn. v. Hertling für das Reichsland geführt wurden und der preußische Ministerialdirektor Dr. Althoff dabei nur mitgewirkt hatte, richteten sich die Angriffe auch gegen den Minister. Auch die auf Wunsch der Finanzverwaltung behufs gleichmäßiger Gestaltung der Volksschullehrerbesoldung erlassene Weisung an die Regierungen, übermäßige Erhöhungen der Lehrergehälter seitens einzelner Städte zu beanstanden (Bremsenerlaß), wurde dem Kultusminister verübelt, ebenso die Erneuerung der Vorschrift, daß Schulräume zu anderen als unterrichtlichen Zwecken nur mit Zustimmung der staatlichen Aufsichtsbehörde benutzt werden dürften. Besonders wurde ihm die Aufrechterhaltung der geistlichen Schulaufsicht und die zu langsame Vermehrung der weltlichen Kreisschulinspektionen vorgeworfen. Daß er in dieser Frage die geschlossene Mehrheit des Landtags gegen sich hatte und um jede Stelle kämpfen mußte, wurde geflissentlich übersehen. Auch daß er mit dem bei den Konservativen wahrlich nicht beliebten Ministerialdirektor Dr. Kügler bis zu dessen Abgang im März 1902 vertrauensvoll zusammengearbeitet, die von diesem angeregte Reform der Vorbildung der Volksschullehrer durchgeführt, bei den höheren Schulen die Gleichberechtigung der Realanstalten erwirkt, eine durchgreifende Hebung der Mädchenschulen eingeleitet, die Neuerrichtung technischer Hochschulen (Danzig und Breslau) bei der Finanzverwaltung durchgesetzt, die weitgreifenden Pläne des Generaldirektors Dr. Bode zur Erweiterung der Berliner Museen tatkräftig unterstützt hatte, das alles wurde nicht beachtet. St. galt eben als »Reaktionär«, zumal er allen Angriffen mit klassischer Ruhe begegnete. Am 24. Juni 1907 erhielt er den erbetenen Abschied, wurde aber zugleich aus Allerhöchstem Vertrauen lebenslänglich in das Herrenhaus berufen. Er konnte aus dem Amt mit dem Bewußtsein scheiden, daß der gewaltige wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands auch im Haushalt des Kultusministeriums gebührenden Ausdruck gefunden hatte. Die ordentlichen Ausgaben waren während seiner Ministerzeit 1899—1907 gestiegen von 137 auf 178 Millionen, die außerordentlichen von 14 auf 22 Millionen Mark im Jahre.

Vom Mai 1911 bis Januar 1914 lebte St. in Hannover, wo er neben anderen mit dem späteren Generalfeldmarschall und Reichspräsidenten v. Hindenburg befreundet wurde. Nach Berlin zurückgekehrt, wirkte er bis zum Kriegsausbruch als Vorstandsmitglied in einer Reihe wohltätiger Vereine. Während des Weltkrieges war er in der Gefangenenfürsorge unermüdlich tätig. Der traurige Ausgang des Krieges und die Staatsumwälzung verdunkelten die letzten Lebensjahre des königstreuen, um den Zusammenbruch seines Vaterlandes trauernden Mannes. Kurz vor dem Ausbruch des polnischen Aufstandes in Posen hatte er

noch eine Denkschrift zur Rettung der Ostmark verfaßt. Das Schicksal der Deutschen in den verlorenen Gebieten des Ostens erfüllte ihn bis in seine letzten Tage mit Betrübniß und Sorge. Am 29. Oktober 1921 endete ein sanfter Tod sein arbeitsreiches Leben.

St. war eine schöne Erscheinung, von hohem Wuchs und aufrechter Haltung. In seiner Jugend ein gewandter Turner, Schwimmer und Fechter, bewahrte er sich diese Haltung und eine ungewöhnliche körperliche Rüstigkeit durch gymnastische Übungen bis in sein spätes Alter. Dementsprechend hatte er auch in allen seinen amtlichen Stellungen für die turnerische und sportliche Betätigung der Jugend ein warmes Interesse. Eine vornehme gesellschaftliche Repräsentation betrachtete er als Amtspflicht. Dabei gehörte er zu den seltenen Naturen, die auch nach Teilnahme an festlichen Veranstaltungen noch stundenlang am Schreibtisch zu arbeiten vermögen. Neben peinlicher Erfüllung seiner Amtspflichten gewann er noch Zeit, vom Jahre 1880 ab den Herausgeber des Kommentars zu den Preußischen Verwaltungsgesetzen, M. v. Brauchitsch, bei der Bearbeitung dieses weitverbreiteten und angesehenen Werkes zu unterstützen und nach dessen Tode im März 1882 zusammen mit dem späteren Unterstaatssekretär v. Braunbehrens die Neubearbeitung und Erweiterung des allmählich auf sieben Bände anwachsenden Werkes zu übernehmen. St.s Arbeitsgebiet war dabei das Zuständigkeitsgesetz und die im Anhang des ersten Bandes enthaltenen älteren Gesetze sowie die den zweiten Band füllenden Kreis- und Provinzialordnungen nebst Nebengesetzen. Während die Erläuterung der anderen Gesetze allmählich anderen Mitarbeitern überlassen blieb, hat St. noch die siebente Neubearbeitung des Zuständigkeitsgesetzes und des umfangreichen Anhangs des ersten Bandes 1906 mit einigen befreundeten Herren selbst besorgt.

Ein frommer, gläubiger Christ, besuchte er selbst auf seinen vielen Reisen regelmäßig den sonntäglichen Gottesdienst und schrieb in sein Tagebuch ein kurzes Urteil über die gehörte Predigt. Politisch war er streng konservativ. Die Auswahl seiner Räte traf er aber keineswegs nach politischen oder kirchlichen Gesichtspunkten. Als Minister befolgte er vielmehr den empfehlenswerten Grundsatz, zu vortragenden Räten nur Beamte zu ernennen, die bereits eine längere erfolgreiche Tätigkeit in der Provinz aufzuweisen hatten. Obwohl selbst ein begeisterter Korpsstudent, hat er auf korpsstudentische Beziehungen bei den von ihm ausgehenden Beförderungen nie Rücksicht genommen.

Seinem Könige treu ergeben, war er doch kein Byzantiner. Als bei der großen Schulkonferenz 1900 von dem Kaiser Gedanken angeregt wurden, deren Verwirklichung nach Ansicht des Ministers die Eigenart des humanistischen Gymnasiums gefährdet hätten, ließ er sofort den Chef des Zivilkabinetts wissen, daß er für solche Pläne nicht zu haben wäre. Unter Beseitigung des nicht mehr zeitgemäßen Gymnasialmonopols, d. h. unter grundsätzlicher Anerkennung der Gleichberechtigung der realistischen Bildung blieb dem Gymnasium sein altergebrachter Charakter erhalten. Die in der deutschen Rechtschreibung herrschende, von dem Minister v. Puttkamer vergeblich bekämpfte Willkür war dem Ordnungssinn St.s durchaus zuwider. Er nahm daher im Frühjahr 1901 die Verhandlungen zur Festsetzung einer einheitlichen Rechtschreibung der Behörden und Schulen wieder auf und setzte deren Anerkennung auch bei den Behörden des Reiches und der übrigen Bundesstaaten durch, obwohl er wußte,

daß eine solche Neuregelung dem Kaiser nicht erwünscht war. Jahrelang mußten die Thronberichte noch in der alten Rechtschreibung abgefaßt werden. Auch bei anderen Gelegenheiten hat St. die Vertretung seiner abweichenden Meinung dem Kaiser gegenüber nicht gescheut. Gerade in dieser Hinsicht ist der Minister von seinen Gegnern falsch beurteilt worden.

Im Parlament hatte der Minister keine leichte Stellung. Er sprach zögernd, stockend, oft nach dem betreffenden Ausdruck suchend. Es war dies aber bei ihm mehr ein Zeichen übergroßer Gewissenhaftigkeit als Ängstlichkeit oder Befangenheit. Scheu vor parlamentarischen Kämpfen hatte er keineswegs. Das bewies er durch Einbringung des Volksschulunterhaltungsgesetzes und des in einzelnen Bestimmungen stark umstrittenen sogenannten Seuchengesetzes. (Vom 28. August 1905.) Das zeigte er auch in seiner Haltung gegenüber der polnischen Agitation, in deren Bekämpfung er sich auch durch den großzügig organisierten Streik der polnischen Schulkinder im Winter 1906 nicht beirren ließ.

Auch von St. läßt sich sagen, was er einst an den Schluß der Lebensbeschreibung v. Brauchitsch' setzte: »Ihm galt Pflichttreue als die Bedingung moralischen Wohlbefindens.« Frei von Selbstsucht und niederer Leidenschaft, ein Feind alles Unwahren, unermüdlich im Dienste für König und Vaterland, war er ein glänzendes Beispiel eines trefflichen altpreußischen Beamten oder, wie der erste amerikanische Austauschprofessor John W. Burgess ihn bei einem Festmahl in Neuyork bezeichnete, »ein echter Gentleman der guten alten Schule«.

Literatur: K. v. St., ein preußischer Kultusminister, von E. Landsmann, Berlin 1908, Karl Heymann. — Fürst Bülow und seine Zeit, von Germanikus, 2. Aufl., Berlin 1909, Spree-Verlag. — Das nur für die Familie bestimmte handschriftliche Tagebuch des Verstorbenen.

Berlin-Steglitz.

Friedrich Fleischer.

**Tangl, Michael**, *Dr. phil.*, o. Professor der mittelalterlichen Geschichte und der historischen Hilfswissenschaften an der Universität Berlin, Geheimer Regierungsrat, \* in Wolfsberg (Kärnten) am 26. Mai 1861, † in Klagenfurt am 7. September 1921. — Der Ertrag der Lebensarbeit T.s liegt auf dem Gebiete der historischen Hilfswissenschaften: der Paläographie, der Urkundenlehre und der Quellenkunde im engeren Sinne. Er ist nicht in umfassenden Darstellungen, sondern in einer großen Reihe von Einzeluntersuchungen und Editionen niedergelegt, die seinem in der weiteren Öffentlichkeit selten genannten Namen in den Kreisen der Forschung ein dauerndes Andenken sichern.

Ein Schüler Sickels und Mühlbachers, hat T. im Wiener Institut für österreichische Geschichtsforschung und im römischen *Istituto austriaco di studi storici* die entscheidenden Anregungen empfangen. Aus ihnen ist das Buch über die päpstlichen Kanzleiordnungen von 1200 bis 1500 (1894) hervorgegangen. Vorübergehend im österreichischen Archivdienste tätig, 1892 in Wien habilitiert, gleichzeitig Mitarbeiter der *Monumenta Germaniae historica*, wurde T. 1895 als Extraordinarius nach Marburg, 1897 nach Berlin berufen, wo er 1900 zum Ordinarius aufrückte, 1902 zum Mitgliede der Zentralkommission der *Monumenta* und 1918 zum ordentlichen Mitgliede der Preußischen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. Sein wissenschaftliches Leben galt zu gleichen Teilen

einer hingebend ausgeübten akademischen Lehrtätigkeit und der Arbeit für die *Monumenta Germaniae*, mit denen er fast dreißig Jahre lang in enger Verbindung gestanden hat, zuerst als Mitarbeiter, dann als Leiter der Abteilungen *Epistolae* (1902—1906, 1909—1921) und *Diplomata I* (1904—1921), in den letzten Jahren (1914—1919) als stellvertretender Vorsitzender der Zentralkommission. Aus den Vorarbeiten für Editionen in den Monumenten hat T. vielfach die Anregungen für seine eigenen Studien entnommen. So hat er sich im Zusammenhange mit den Arbeiten an den Diplomen Karls d. Gr., deren von Mühlbacher begonnene Ausgabe er 1906 zum Abschluß führte, zum besten Kenner der mittelalterlichen Tachygraphie, der tironischen Noten, herangebildet, für deren Bearbeitung er kaum noch viel zu tun übriggelassen hat; so beruhen auf seinen Arbeiten für die *Epistolae* die wichtigen Untersuchungen zur Geschichte des heiligen Bonifatius. Unmittelbar aus seiner Lehrtätigkeit sind die vorzüglichen, im akademischen Unterricht weit verbreiteten Neubearbeitungen und Erweiterungen der Arndtschen »Schrifttafeln zur Erlernung der lateinischen Paläographie« (1894—1907) hervorgegangen. Dem Gegenstande seiner früheren Arbeiten, der Papstdiplomatik, ist er daneben ebenfalls treu geblieben; noch seine beiden letzten Aufsätze beschäftigen sich mit Fragen der kurialen Kanzlei- und Verwaltungsgeschichte. Gemeinsam ist allen seinen Veröffentlichungen muster-gültige Sorgfalt der methodischen Arbeit und schlichte Zuverlässigkeit; mit Recht ist von ihm gesagt worden, daß er zu den wenigen gehöre, die nie genötigt waren, eine wissenschaftliche Behauptung zurückzunehmen.

Ein gesunder historischer Blick bewahrte ihn davor, die hilfswissenschaftlichen Studien zum Selbstzweck werden zu lassen. In Forschung und Lehre hat er ihre Einordnung in den Aufgabenkreis der allgemeinen Geschichte stets gefordert; seine eigenen Arbeiten finden überall den Weg zu den verwandten Disziplinen, zur Philologie, zur Rechts- und namentlich zur Kirchengeschichte.

Am eindrucksvollsten zeigte sich T.s wissenschaftliche Art in seinen Seminarübungen und in den seiner Leitung anvertrauten Kursen für die Archiv-Aspiranten; hier hat er mit der vorbildlichen Art seines phrasenlosen Wahrheitsstrebens die schönsten Erfolge erreicht. Das hohe Ansehen, das er in Berlin als Lehrer genoß, war wohlbegründet. Ein ungewöhnlich großer Schülerkreis ist aus seinem Unterricht hervorgegangen.

In seiner Wesensart ist T., obwohl er fast die Hälfte seines Lebens in Berlin verbracht hat, stets der typische Sohn seiner ländlichen süddeutschen Heimat geblieben. Wohl fand er mit seiner offenen Herzlichkeit bald den Kontakt mit den meist norddeutschen Schülern und Kollegen. Aber seinen innersten Wünschen entsprach das dauernde Verbleiben in Berlin nicht; und um so schmerzlicher war es zu sehen, wie er in den Kriegsjahren allmählich ein Opfer der Berliner Verhältnisse wurde. Mit Verwaltungsarbeiten überhäuft, die ihm nicht recht lagen, von Sorgen und Entbehrungen gequält, hat der früher so rüstige Mann körperlich und seelisch schwer gelitten. So ist er wenige Jahre später einem Krankheitsanfall erlegen, den er unter günstigeren Voraussetzungen gewiß überwunden hätte.

Literatur: T., Antrittsrede in der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften 4. Juli 1918 (Berliner Sitzungsberichte 1918, S. 702—704). — P. Kehr, Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 44 (1922), S. 139—146; mit einer Bibliographie der Schriften, zusammengestellt von H. Krabbe, ebenda, S. 147—150. — E. E. Sten-

gel, *Historische Zeitschrift* 125 (1922), S. 372—374. — E. Perels, *Historische Vierteljahrschrift* 21 (1922/23), S. 123—127. — R. Salomon, *Hamburger Nachrichten* 17. September 1921. — Der wissenschaftliche Nachlaß ist zum größten Teil im Besitz der Zentralkommission der *Monumenta Germaniae historica* in Berlin.

Hamburg.

Richard Salomon.

**Thiersch, Friedrich**, Ritter v., Architekt und Hochschullehrer, Professor, Geh. Hofrat, *Dr. phil. h. c.*, \* in Marburg am 18. April 1852, † in München am 23. Dezember 1921 — war in den Jahrzehnten vor und nach der Jahrhundertwende einer der hervorragenden Führer auf dem Felde der deutschen Baukunst. Ehrungen und Erfolge schienen ihm fast mühelos zuzufallen. Mit 28 Jahren Dozent für »höhere Baukunst« in München, mit 30 Jahren Sieger in dem bedeutendsten aller deutschen Wettbewerbe, ist er 40 Jahre fast ununterbrochen seinem Posten als Professor der Technischen Hochschule treugeblieben und hat doch als frei schaffender Künstler, als Architekt wie als Maler, ein volles Lebenswerk hinterlassen. Auf dem Grunde der antiken Baukunst stehend, wie alle Renaissancekünstler, stand er doch dem Ringen seiner Zeit um neue Formen für neue Aufgaben nicht fern, und selten wohl ist einem Lehrer so viel Dank und Bewunderung zuteil geworden wie ihm von seiten seiner Schüler.

Ein künstlerischer Zug läßt sich durch die Familie Th. verfolgen, die, aus Kursachsen stammend, in München und in Mitteldeutschland heimisch geworden, bedeutende Humanisten, Theologen, Ärzte und bildende Künstler als Mitglieder zählt. Friedrich war der Enkel des gleichnamigen Philologen und Philhellenen, Neffe des Malers Ludwig Th. und jüngerer Bruder des Architekten Professor August Th., der lange Zeit vor und neben ihm an der Technischen Hochschule München tätig war. Der Vater Heinrich Th. war Professor der Theologie in Marburg, später als Geistlicher in München und Basel. Von der Mutter Maria Bertha Zeller von Beuggen bei Säckingen erbte er das heitere alemannische Blut, die hohe gewölbte Stirn, Liebe zur Musik und das gütig kindliche Herz. Ein äußerlich karges, innerlich von der tiefen Religiosität des Elternhauses durchklärtes Jugendleben — der Vater war als ein Führer der von England ausgehenden »apostolischen« Religionsbewegung der Irwingianer mit der Landeskirche zerfallen und in seinem Lehrgebiet beschränkt — gab auch dem Glanz der späteren Jahre einen ernsten Untergrund und dem jungen Künstler jene streng historische Gesinnung, die ihn fest machte gegen Moderrichtungen und den raschen Wechsel der Stilarten. Als Schüler in den alten Sprachen nur mäßig begabt, war es dem Künstler sicher zum Heil, daß er nach fünf qualvollen Gymnasialjahren in München und einem mathematischen Nachkursus in Schwäbisch-Hall mit der Berechtigung zum Einjährigen die Schule verlassen und das in Blüte stehende Polytechnikum in Stuttgart beziehen durfte. Sechs volle Jahre durfte er hier seine Kräfte entfalten unter dem gütigen Leins, dem kraftvolleren Gnauth und dem vielseitigen Kunsthistoriker Lübke, bei denen er bald auch freundschaftlich verkehrte. Die Entwicklung ging wie üblich über Hellas und Alt-Rom zur Blüte der Renaissance. Man hat Th. später nach den glänzenden Wiederherstellungsblättern der griechischen Ruinen, von der Akropolis, von Olympia und Pergamon mit Unrecht als zweiten Schinkel begrüßt, wohl aber hat er die zweite



Wandlung der antiken Formenwelt, die vom Römischen zur italienischen Renaissance mit offenen Sinnen nochmals durchlebt, und zwar auf seinen Reisen in Italien. Dieser neuen Vielfältigkeit der Formen, dem phantasievollen Reichtum des Schmuckwerks an Wänden und Decken fühlte er seine Kräfte gewachsen und suchte sie an ihnen immer neu aufzufrischen.

Von Stuttgarter Freunden sind die Kollegen Weigle, Eisenlohr und Neher zu nennen. Durch letzteren wurde Th. nach beendetem Militärdienst 1875 bewogen, in Frankfurt in die bedeutende Architektenfirma »Mylius & Bluntschli« als Mitarbeiter einzutreten, die eben den Frankfurter Hof baute, den »schönsten Gasthof Deutschlands«. In Hermann Bluntschli, dem Heidelberger, fand Th. einen trefflichen Künstler, Schüler von Semper, also der eigenen Richtung nahestehend, dazu in Paris in gründlicher und glänzender Darstellung von Plänen geschult. Die Vereinigung solcher Kräfte führte im nächsten Jahre zu einem Siege in dem Wettbewerb um das Hamburger Rathaus, der in ganz Deutschland Aufsehen erregte. Doch die Ausführung wurde vertagt und später einheimischen Architekten auf neuer Grundlage übertragen.

Th. wurde durch seinen Anteil am Siegespreise in den Stand gesetzt, seine erste Reise nach Italien anzutreten. Er hatte in Frankfurt Freundschaften fürs Leben geschlossen mit Paul Wallot, mit dem er bald um den Reichstagsbau kämpfen sollte, und mit dem Schweizer Architekten H. Ritter, künstlerischem Leiter der großen Baufirma Phil. Holzmann & Co. Als solcher zog dieser den Freund zu bedeutenden Bauaufgaben heran, zuerst 1879 zu dem Wettbewerb um die Rheinbrücke in Mainz. Th. errang zusammen mit dem Ingenieur der Firma seinen ersten Sieg. Sein Plan kam unverändert zur Ausführung.

Die italienische Reise, in Gemeinschaft mit sieben Freunden und Fachgenossen, denen sich in Rom noch der Maler Hans Speckter aus Hamburg anschloß, war reich an tiefen Eindrücken für alle Teilnehmer. Drei arbeitsreiche Wintermonate in Rom, dann im Frühling die romantische Reise, größtenteils Wanderung, über Terracina nach Neapel. Glückliche Wochen in Capri, eindringende Studien in Pompeji, dessen sonst streng gehütetes Ausgrabungsfeld den Künstlern frei zu durchstreifen erlaubt war. Es folgten die ergreifendsten Zeugen altgriechischer Baukunst in Paestum und für Th. ein Streifzug durch Sizilien. Die Kameraden zogen allmählich heimwärts, aber Th. ging allein nach Rom zurück, um sich noch mehr zu vertiefen in den Ernst dieser Formsprache, zugleich aber auch, um sich die Mittel zu schaffen für seinen Lieblingsplan, einen längeren Aufenthalt in Griechenland. Sein Verleger Spemann in Leipzig, für den er öfters seine zierlichen Randleisten und Friese für Buchschmuck geliefert hatte, drängte ihn unausgesetzt zu neuen Entwürfen und immer reicherer Ausführung. Dieser an sich den Künstler nicht fördernden Tätigkeit haben wir immerhin seine Versuche zur Rekonstruktion des antiken Festbezirks von Olympia und der Akropolis zu verdanken, deren große Kartons (jetzt in Athen und München) die Griechen entzückten und den jungen Künstler zum Ehrenmitgliede der griechischen Archäologischen Gesellschaft machten. Bescheiden maß er die ihm erwiesenen Ehrungen dem Andenken an die Verdienste des Großvaters um Griechenland zu. Auch ging er in Athen in den Spuren seines gelehrteren Bruders August.

Nach zweijähriger Reise 1878 als gereifter Künstler in die Heimat zurückgekehrt, fand Th. zunächst in Frankfurt die alte herzliche Aufnahme. Außer

dem Bau der Mainzer Brücke fesselte ihn hier eine lockende Aufgabe, die Ausmalung von Innenräumen des Opernhauses, die ihm nach einem Wettkampfe mit Professor Meurer-Berlin zugesprochen wurde. Th. zeichnete die Kartons, dekorative und figürliche, besonders für das große Treppenhaus, und leitete die farbige Ausführung. Auch seine Teilnahme am Wettbewerb um den Hauptbahnhof in Frankfurt fällt in diese Zeit, ein glänzender Entwurf, aber nicht von Erfolg gekrönt. Er übte seine Kräfte für die größten Bauaufgaben. Aber der Wunsch des Vaters und ehrenvolle Anerbietungen drängten ihn zur akademischen Laufbahn. Die Fülle der Reiseskizzen und besonders der lichtfreudigen und farbensatten Aquarelle, die in einigen Städten ausgestellt waren, brachte den Namen Th. in aller Mund. In Stuttgart wollte man am Polytechnikum ein neues Lehrfach eigens für ihn errichten; in Frankfurt bot die Kunstgewerbeschule eine Stelle. Aber Th. entschied sich nach einigem Schwanken für München, wo das Ministerium für den alternden Neureuther zunächst eine Entlastung und einen späteren Nachfolger suchte. Die Münchener Technische Hochschule bekannte sich durch seine Wahl zur Einhaltung der bisherigen durch v. Neureuther und Bühlmann vertretenen klassischen Richtung.

Gleich in den ersten Jahren seiner Lehrtätigkeit erwies sich Th. seines Amtes würdig durch eine künstlerische Tat, zu der er sein ganzes Können und Schauen zusammenraffte, in dem Wettbewerbsentwurf für das deutsche Reichstagsgebäude. Unter 180 deutschen und österreichischen Bewerbern errangen seine Arbeit und die seines Freundes Wallot als gleichwertig die beiden ersten Preise. Mit drei zweiten Preisen folgten die hervorragendsten Berliner Architekten. — Fanden auch die wundervollen Grundrisse von Th., der edle Rhythmus des Aufbaus bei allen Beurteilern hohe Anerkennung, so war bei Wallot doch neben einigen Vorzügen in der Raumverteilung eine starke Eigenart zu spüren, die Neues und Bedeutendes versprach. Th. hat ihm nach Kräften den Weg geebnet, auch später, als er beim Innenbau immer mehr vom Überlieferten abwich. Vier Jahre nach dem Beginn des Reichstagsbaus kam das Ringen um die zweite große Bauaufgabe des Deutschen Reichs, um das Reichsgericht in Leipzig. Wieder galt es, die neugewonnene deutsche Einheit in einem stolzen Bau zum Ausdruck zu bringen, und von dieser Forderung aus gesehen stand der von Th. geschaffene Entwurf wohl unbestritten an erster Stelle. »In einfacher Monumentalität und doch von hinreißendem Schwunge,« schrieb Theodor Fischer. Aber die Preisrichter mußten andere Gesichtspunkte voranstellen, und ruhig abwägend schreibt auch der Bruder August Th. an den Vater über den Mißerfolg: »Als Lehrer immer mit Entwürfen beschäftigt, die nicht ausgeführt werden, hat er sich zu einem Aufwand an Raum und Massen verleiten lassen, der den Preisrichtern als übertrieben erschienen ist.« Die Zeit hat den Spruch gerechtfertigt, der Ludwig Hoffmanns Plan damals den Preis zuerkannte.

Das Drängen nach eigener Bautätigkeit sollte sich in der Tat zur Schicksalsfrage gestalten. Von Berlin kam an Th. die vertrauliche Anfrage, ob er geneigt sein würde, eine Berufung an die Technische Hochschule Charlottenburg anzunehmen. Th. war damals in zwiespältig bewegter Stimmung. In demselben Jahre starb der geliebte Vater. Er hatte noch die Freude, daß Friedrich ihm seine Braut zuführen konnte, Auguste Eichler aus Lindau. Die Hochzeit war im März 1886, und erst ein Jahr später stand der Entschluß fest, in München

zu bleiben. Th. hatte sein Bleiben an die Bedingung geknüpft, mit einem größeren Staatsbau in München betraut zu werden, und der Prinzregent Luitpold setzte sich selber beim Ministerium dafür ein, daß ihm der Neubau eines Justizgebäudes am Karlstor zugesagt werde. Drei Jahre wurden für Entwürfe und Vorbereitungen, sieben Jahre für die Ausführung vorgesehen. Hier beginnt die Hochflut in Th.s Künstlerleben, aber auch eine Zeit der Drangsale und Hemmungen, wie sie nur ein fester Wille und unerschöpfliche Arbeitskraft gelassen überwinden konnte, zumal da auch eigene Zweifel und Wandlungen zu bestehen waren. Im Laufe der Entwurfsarbeit am Justizpalast drängte sich dem Künstler der in Bayern heimische Barockstil an die Stelle der Renaissanceformen. Fischer v. Erlachs Bauten in Wien und die Schlösser in Franken wurden studiert und manches Motiv von dort unbekümmert übernommen, jedoch für das Äußere zu ernster Würde gesteigert. Eine persönliche Note bleibt überall gewahrt. Sie äußert sich noch sinnfälliger in der fast überreichen Durchbildung des Innern, der kühn konstruierten Treppen und besonders in dem tief farbigen, von Licht durchfluteten Mittelraum, der mit dem Ernst der Gerichtssäle wohl nicht ganz übereinstimmt.

Der gewaltige Bau rief auch das Münchener Kunstgewerbe auf den Plan. Th. gewann mit den namhaften Meistern des Handwerks enge Fühlung und war bald neben v. Miller ein Führer des bayerischen Kunstgewerbevereins. Zwar das eigentlich Münchnerische lag ihm nicht so wie seinem Freunde und oft Rivalen Gabriel Seidl und anderen Einheimischen. Es wurde in Fachkreisen bedauert, daß Th. den von ihm zur Ausführung berufenen Künstlerkräften, Malern wie Bildhauern, im ganzen nicht so viel Freiheit ließ, als ihre bedeutende Eigenart es hätte wünschen lassen. Die in den Bräuhäusern und Bürgerhäusern schon etwas übersteigerte deutsche Renaissance hatte ihn wenig berührt. Daß er aber auch dieser Stilart gerecht werden konnte, zeigte er durch die liebevolle Restaurierung des Rathauses in Lindau 1888. Die schöne Stadt am Bodensee wurde hinfort durch den freundlichen Landsitz des Schwiegervaters das stete Ziel der Familie für Erholung und Sommerfrische. In demselben Jahr baute Th. in München zwei große Waren- und Geschäftshäuser (Parcus und Bernheimer) und endlich für sich selbst das in schönem Garten gelegene Wohnhaus an der Georgenstraße, in italienischer Umrißlinie mit weit ausladendem Dach ein trauliches deutsches Heim. Auch eine gotische Kirche baute er etwas später in Äschach bei Lindau, fein und schlicht. Sonst überließ er diesen Stil seinem Kollegen, dem Gotiker an der Hochschule, Freiherrn Heinrich v. Schmidt, der ihm seit der Frankfurter Zeit eng befreundet war.

Ein Werk ersten Ranges, zu dem Th. 1902 berufen wurde, war der Neubau des Kurhauses in Wiesbaden. Die Angelegenheit, die teils in Wiesbaden, teils in Berlin zuständig war, hatte eine Vorgeschichte, und Th. mußte auf Widerstände gefaßt sein, aber er vertraute seinem Stern und kam glücklich ans Ziel, freilich nicht ohne persönlichen Rückhalt an den Wünschen des Kaisers. Als Ziel galt für den Künstler nur etwas Mustergültiges zu schaffen. Mit bewußtem Anklang an die altrömischen Bäder und Heilquellen wollte er diesem Bau inmitten des bunten internationalen Treibens einen großen und weihvollen Zug geben. So wurde er wieder ganz Klassizist, ernst und großzügig an der Westfront mit dem Säulenportikus, anmutiger an der Gartenseite, der sich die Gesellschaftsräume zuwenden. Er bestand auf Verwendung nur edlen

Materials und scheute auch Konflikte nicht, um den Bau am bestimmten Tage abzuliefern. Mit großem Jubel wurde die Einweihung gefeiert, und der Kaiser beglückwünschte die Stadt zu dem »schönsten Kurhause der Welt«. Schon aber regte sich der Widerspruch der Jüngeren, denen die Begriffe Akademie und Stilkunst und gar ein Kaiserlob als belastend galten.

Als letzte und größte Bauausführung folgte 1906—1909 die Stadthalle in Frankfurt a. M. Es war ein Wettbewerb großen Stils, mit den ersten deutschen Künstlern im Preisgericht. Eine Gruppe gewaltiger Bauten, unter denen die große Rotunde für Feste und Ausstellungen das Hauptstück bildete. Th. unternahm es mit den ihm verbündeten Eisenwerken, diese riesige Festhalle in einem Jahre vorläufig benutzbar, in zwei Jahren ganz fertigzustellen und begann den Bau trotz des Einspruchs der Frankfurter Architektenschaft, die eine so kurze Frist für einen derartigen Monumentalbau als unerhört erklärten. Daß das Werk gelingen konnte, ist ein Ehrenmal deutscher Ingenieurkunst und der ausführenden Werke, unter denen wieder Phil. Holzmann mit dem alten Freunde Ritter voranstanden.

Inzwischen sah sich Th. dem geschlossenen Widerstande der Frankfurter Architekten gegenüber, die den Weiterbau bekämpften und mit guten Gründen dafür eintraten, daß nicht Kunsthallen, sondern Messehallen an diesem Platze zu errichten seien. Es kam hinzu, daß der Hauptförderer des einzigartigen Planes, der Oberbürgermeister Adickes, durch den Bau seiner neuen Universität in Anspruch genommen wurde. Dann brach der Krieg aus, und Adickes starb 1915 (s. Deutsches Biogr. Jahrb., Bd. I 1914—16, S. 111 ff.). Die Frankfurter Festhalle ist ein Torso geblieben. — Wenn man sich erinnert, daß Th. während dieser Arbeiten Rektor der Technischen Hochschule war, dazu noch von 1906 an den Erweiterungsbau derselben Hochschule intensiv leitete, so ermißt man die erstaunliche Nervenkraft dieses Mannes.

Es folgen 1910 drei große Wettbewerbe, für ein Opernhaus in Berlin, ein Kurhaus in Karlsbad und die Stadthalle in Hannover. Der letztere Fall hatte einen sich öfters wiederholenden Ausgang: zwei erste Preise erhalten Th. und sein Schüler Bonatz in Stuttgart, letzterem aber wird die Ausführung zugesprochen. Die jüngere Generation kommt mit Recht in den Vordergrund.

Th.s große Studienreisen führten ihn an alle Küsten des Mittelmeeres. In Pergamon war er eine Woche der Gast Humanns. In den Trümmern von Palmyra, die er nach fünftägigem Wüstenritt von Damaskus erreichte, entwarf er wie im Fluge ein Gesamtbild der alten Römerstadt und hielt das Wesentliche in scharfen Zeichnungen fest. Das schöne Bild einer großen und wahrhaften Künstlerpersönlichkeit tritt uns überall aus den Skizzenbuchblättern und Aquarellen entgegen, von denen der Herausgeber des Th.-Buches (s. unten) eine gute Auswahl wiedergegeben hat, dazu auch Proben aus den ebenso gehaltvollen Reiseberichten. Unrichtig wäre es, wissenschaftliche Ergebnisse (etwa archäologische) darin suchen zu wollen. Im reiferen Lebensalter sehen wir Th. wiederholt als Kommissar für Bayern auf den Weltausstellungen in Turin, Paris, St. Louis für das deutsche Kunstgewerbe tätig. In Deutschland führen ihn Pflichtreisen als Ratgeber und Preisrichter heute nach Hamburg, morgen nach Wien. Er wurde Ehrenmitglied vieler Kunstgenossenschaften, u. a. des *American Institute of Architects* in Washington, der Kunstakademien in München, Berlin, Dresden, Stockholm. Den persönlichen Adel verlieh ihm Prinz-

regent Luitpold nach der Fertigstellung des Justizpalastes, den *Dr. phil. h. c.* die Universität Marburg.

Die große Anzahl von Brücken, Brunnen und Denkmälern, die Th. im Laufe der Jahre geschaffen, kann hier nur erwähnt werden. Als Bildhauer ist meistens W. Rümmerl dabei beteiligt, so bei dem Brunnen in Lindau, dem Reiterbilde des alten Kaisers in Stuttgart. Für den Wittelsbacher Brunnen in München hatte Th.s Entwurf den ersten Preis. Als aber Ad. Hildebrand, der erst Preisrichter war, dann selbst ein Modell einreichte, wurde dieses zur Ausführung gewählt. Th. war gekränkt, aber fand die Entscheidung gerecht.

Der Krieg von 1914 unterbrach die Bau- und Lehrtätigkeit. Th. verlor die beiden Söhne, den jüngeren noch nach dem Zusammenbruch als Freiwilligen gegen die Aufrührer im Ruhrgebiet. Um so kraftvoller arbeitete er mit an dem Hilfswerk daheim und im Felde, namentlich in der Gräberfürsorge war ihm eine bedeutende Stellung zugewiesen. Sein sozial empfindendes Gemüt litt schwer unter dem Riß, der unser Volk in zwei sich nicht verstehende Teile trennte, und während er 1919 den Reichsbund geistiger Arbeiter zu begründen suchte, war er Vorsitzender der »Praktischen Arbeiterkurse«, veranstaltet durch eine Arbeitsgemeinschaft der drei Münchener Hochschulen. Er selbst hielt für die Arbeiter einen Kursus in Mathematik. Sein letztes Werk waren die »Akademischen Werkstätten Münchens« für notleidende Studenten, die großen Erfolg hatten. Hier nutzte er die Erfahrungen aus eigener harter Jugendzeit.

Fast siebzig Jahre alt, wurde Friedrich v. Th. seiner Arbeit und den Seinen durch einen Schlaganfall entrissen.

Literatur: Hermann Thiersch, Friedrich v. Thiersch der Architekt, München 1925, mit Beiträgen und Urteilen von Zeitgenossen. — Friedrich Thiersch, Gedächtnisrede von Professor Dr. Theodor Fischer in München, gehalten bei der Thiersch-Feier in der Techn. Hochschule 27. Januar 1922. Süddeutsche Bauzeitung 1922, Nr. 8. — Der Justizpalast in München, Denkschrift, Verlag L. Werner, München. — Das Kurhaus zu Wiesbaden, Verlag Ernst Wasmuth, Berlin 1908. — Dasselbe, ausführliche Denkschrift, im Selbstverlag des Magistrats Wiesbaden. — Ferner Denkschriften bei Ablieferung fast aller Bauten dem Bauherrn überreicht. — Persönliche Briefe von Fr. Thiersch.

Bremen.

Eduard Gildemeister.

**Thoma, Ludwig**, Dr., Dichter, \* in Oberammergau am 21. Januar 1867, † in Rottach am Tegernsee am 26. August 1921. — In den »Erinnerungen«, die zwei Jahre vor seinem Tode herauskamen, hat Ludwig T. selbst seine Jugend und den Ursprung seines dichterischen Werks geschildert und seinen Eltern ein liebevolles Denkmal gesetzt. T. entstammte einer alten bayerischen Jägerfamilie: Vorfahren von ihm waren Klosterjäger bei den Zisterziensern in Waldsassen, sein Urgroßvater stand lange Jahre an der Spitze der bayerischen Forstverwaltung, der Vater war Oberförster in Vorder-Riß an der Isar. Die Mutter — sie hieß mit ihrem Mädchennamen Katherina Pfeiffer — war eine Gastwirtstochter aus Oberammergau, verschwägert mit der bekannten Holzschnitzerfamilie Lang in Oberammergau. Unter sieben Geschwistern war Ludwig T. das fünfte Kind. Seine Jugend in dem einsamen Hochgebirgsforsthaus verlief sehr glücklich, die Erinnerung daran blieb ihm zeitlebens erfrischend wie ein Trunk aus klarer Quelle. Übrigens hatte er das erste tiefe und nachhaltige literarische Erlebnis auch schon als kleiner Försterbube: »Max und Moritz« von Wilhelm

Busch. Später, in den »Lausbubengeschichten« und »Tante Frieda«, seinen verbreitetsten Büchern, erwies Th. seine geistige Blutsverwandtschaft mit dem großen deutschen Humoristen.

Den Vater verlor T. sehr früh. Die Mutter pachtete dann einen Gasthof in Prien a. Chiemsee, Ludwig aber kam nach München zu Verwandten und besuchte das Gymnasium. Er sollte wie der Vater Forstmann werden. Seine Erfahrungen mit zopfigen und verknöcherten Lehrern waren nicht die besten — wegen eines unschuldigen, knabenhaften Liebesbriefes kam es zu einem so heftigen Konflikt, daß sich der junge Mensch einige Tage ernsthaft mit Selbstmordgedanken trug —, jedenfalls war er aber nicht halb so schlimm und faul wie der Held seiner Lausbubengeschichten, dieser scharfen, lustigen Satire auf die Blindheit und Heuchelei der Erwachsenen gegenüber der heranreifenden Jugend. T. war später stets ein Anhänger der humanistischen Bildung und begeisterter Verehrer Homers. Für Geschichte hatte er schon in der Schule lebhaftes Interesse. Seine frühwache Liebe für die Werke der bildenden Künste fanden in der Hauptstadt reiche Nahrung, und die Glanzzeit des Münchener Hoftheaters erlebte der Gymnasiast T. »verbotenerweise« als eifriger Galeriestammgast. Das Herrlichste waren freilich immer die Ferien bei der geliebten Mutter am Chiemsee.

Der Student T. sattelte nach zwei Semestern Forstakademie in Aschaffenburg um und studierte Rechtswissenschaften in München und Erlangen. Nach beendigem Studium trat er in Traunstein, wo sich seine Mutter inzwischen niedergelassen hatte, als Rechtspraktikant (Referendar) mit idealen Erwartungen in den Staatsdienst, aber fast jeder Tag brachte ihm neue Enttäuschungen. Bald war er sich klar darüber, daß er weder Richter noch Verwaltungsbeamter werden mochte, das Leben dieser Beamten schien sich ihm in einem zu engen Kreise zu drehen. Fachsimpelei, Streberei und gegenseitiges Übelwollen stießen ihn ab. Da gewährte ihm ein Freund der Familie die Mittel, um sein letztes Praktikantenjahr in München abzudienen. Hier herrschte ein viel lebhafteres geistiges Leben als in der Provinz, wenn T. davon bei Amt und Gericht auch wenig genug merkte. Er hörte aber ausgezeichnete, geistreiche Verteidiger, gewann Fühlung mit Leuten, die im öffentlichen Leben standen, und wurde zu den ersten schriftstellerischen Versuchen angeregt. Die literarische Bewegung, die damals in Deutschland einsetzte, erweckte seine lebhafteste Teilnahme. Den stärksten Eindruck machte Fontane auf ihn. Hier lernte er, daß »nur eine souveräne Darstellung wirklichen Lebens wertvoll sei«. Das konnte der Leitsatz für T.s gesamtes späteres Schaffen sein.

Nach glücklich bestandnem Staatskonkurs, wo er sich »zum ersten und zum letzten Male über Rechtsfragen mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit verbreitete«, ließ er sich in dem kleinen Städtchen Dachau bei München, wo damals schon eine stattliche Malerkolonie saß, als Rechtsanwalt nieder. Kurz vorher hatte er seine Mutter verloren. Die Zeit in Dachau ließ den Mann und den Dichter in T. reifen. »Es war eine liebe, stille Zeit . . .«, heißt es darüber in den »Erinnerungen«. Das Leben des Bauern war dem auf dem Lande aufgewachsenen Försterssohn vertraut, aber erst in dieser Zeit offenbarte sich ihm der tiefe, ernste Sinn des Bauernlebens. »Hinter Dachau, dem das große Moos vorgelegen ist, dehnt sich ein waldiges Hügelland von großer Fruchtbarkeit aus, in dem Dorf an Dorf bald zwischen Höhen, bald hinter Wäldern ver-

steckt liegt. Hier lebt ein tüchtiges Volk, das sich Rasse und Eigenart fast unberührt erhalten hat, und ich lernte verstehen, wie sein ganzes Denken und Handeln, wie alle seine Vorzüge begründet liegen in der Liebe zur Arbeit und in ihrer Wertschätzung. — Arbeit gibt ihrem Leben ausschließlich Inhalt, weihet ihre Gebräuche und Sitten, bestimmt einzig ihre Anschauungen über Leben und Dinge. Es liegt eine so tiefe, gesunde, verständige Sittlichkeit in dieser Lebensführung eines ganzen zahlreichen Standes, in dieser Auffassung von Recht und Unrecht, von Pflicht und Ehre, daß mir daneben die höhere Moral der Gebildeten recht verwaschen vorkam. . . . So, wie das Bauernvolk natürliches Geschehen hinnimmt, wie ruhig es sich über Krankheit und Sterben wegsetzt, zeigt es wahre Größe.«

Im Verstehenlernen faßte T. Lust, dieses Leben zu schildern. So entstanden zunächst die kleinen Erzählungen, die später (1897) als Buch unter dem Titel »Agricola« erschienen sind. Der Bauer war als literarisches und malemisches »Sujet« nichts Neues, neu war aber die Art der Darstellung bei T. Er sah nicht mit den Augen des Städters, sah nicht eine nur eingebilddete Romantik, er stellte sachlich die Wahrheit dar. Alles war echt, unverfälscht, unliterarisch. Keiner vor ihm hatte mit solcher Kühnheit die bäuerliche Mundart ungeschminkt wiederzugeben gewagt. Waren die Erzählungen des Buches »Agricola« auch noch durchweg heiter und noch nicht ganz frei von der Ironie des Gebildeten, der seinen Spaß hat an dem Hinterwäldlertum des erbeingesessenen, zivilisationsfernen Bauern, so hatte hier T. doch schon mit sicherem Schritt und unfehlbarem Instinkt den ihm vorgezeichneten Weg beschritten, der ihn auf eine nur wenigen erreichbare künstlerische Höhe führen sollte. In Art und Geist des »Agricola« schuf er später die Werke, die ihn aus der großen Zahl der Berufenen erhoben in den kleinen Kreis der Auserwählten, seine Romane »Andreas Vöst«, »Der Wittiber« und »Der Ruepp«.

Vorher fiel jedoch die zweite Entscheidung in T.s künstlerischer Entwicklung: der Anschluß an die geistige Bewegung, der in erster Linie die neuen, auch politisch fortschrittlich und kämpferisch eingestellten Münchener Zeitschriften »Jugend« und »Simplizissimus« dienten. T. schickte politische Gedichte an die »Jugend«, sie wurden sofort veröffentlicht, ein Erfolg, der sein Zutrauen stärkte. Es war in der Zeit, da T., angeregt durch eine Schwester, die in München eine Pension eröffnete, die Übersiedlung nach München erwog. Der Wunsch, der neuen Bewegung nicht fern zu bleiben, ließ die Absicht zum Entschluß reifen. Im Frühjahr 1897 eröffnete T. eine Rechtsanwaltskanzlei in München. Glücklicherweise bot ihm die Praxis, die er vom Land hereingebracht hatte, einen gewissen Halt, sonst hätte er sich sehr schwer getan in der Hauptstadt. Durch Bruno Paul, der Bilder für den »Agricola« zeichnete, wurde er mit dem »Simplizissimus«-Kreise bekannt, und je lebhafter sein Verkehr mit den hier vereinigten Künstlern wurde, um so stärker wurde auch sein Wunsch, mit ihnen zusammenzuarbeiten, alle seine Interessen gingen darin auf, und eine immer schwerere Unlust am anwaltlichen Berufe drückte schwer auf ihn. Endlich — im Herbst 1899 — entschloß er sich, die äußere Freiheit künstlerischen Schaffens zu gewinnen, er gab seine Anwaltskanzlei auf und beschäftigte sich mit größeren literarischen Arbeiten. Bald trat er auch in die Redaktion des »Simplizissimus« ein. Er blieb diesem Blatte, wenn auch nicht als Redakteur, so doch als eifriger Mitarbeiter bis zu seinem Tode getreu. Er schrieb ungezählte

satirische Gedichte, viele Prosastücke und die berühmt gewordenen Briefe des bayerischen Landtagsabgeordneten Josef Filser für den »Simplizissimus«, und neben den Zeichnern Th. Th. Heine, Rudolf Wilke — den T. besonders wert hielt —, Wilhelm Schulz und Reznicek gab T. dem Blatt die bedeutende Note. Er wurde hinwiederum durch den »Simplizissimus« in erster Linie volkstümlich und in ganz Deutschland bekannt. Viele Deutsche kennen selbst heute noch nur den »Simplizissimus«-T., wissen nicht, daß derselbe Mann, der mit so schlagendem Witz und urbayerischem, oft derbem Humor gereimte Glossen zur Zeitgeschichte schrieb, dem der schönste General, der tugendhafteste Sittlichkeitsapostel und der strengste Staatsanwalt nicht heilig war, epische Werke hinterlassen hat, die zum Wertvollsten gehören, was die deutsche Heimatdichtung überhaupt aufzuweisen hat.

Es wäre durchaus falsch, in T. vor allem den spottsprühenden Glosseur und geistreichen, schlagfertigen Kulturkämpfer zu sehen. T., dieser innerlich weiche, gütige, getreue Mann, war alles andere eher denn ein leichtlebiger, frivoler Kaffeehausliterat, der sich über Gott und die Welt lustig macht und dem nichts anderes heilig ist denn die eigene Person. Falsch wäre es jedoch auch, zwischen dem Dichter T. und dem T. des »Simplizissimus« einen inneren Widerspruch konstruieren zu wollen. Das Kämpferische lag in seiner starken, geraden, unverbildeten Natur, der nichts in der Welt so zuwider war, wie Ungerechtigkeit, Heuchelei, Pose und anmaßende Dummheit. Sein scharfer Verstand, sein unbestechlicher, naturgeschulter Blick durchschaute sofort alles Unechte und ließ sich durch keine vorgeschobene Kulisse hinters Licht führen. In der Schule hatten die Enttäuschungen angefangen, dort war er zum erstenmal mißtrauisch geworden gegen Autorität, die sich bei näherem Zuschauen als hohl und verlogen herausstellte, und je reifer er wurde, desto mehr mußte er sich überzeugen, daß im öffentlichen Leben nicht Können, Ehrlichkeit und Idealismus, sondern Dünkel, Heuchelei, Streberei und eitles Demagogentum herrschten. Es war sicherlich ein sittliches Müssen, daß er wie St. Georg dem viergeköpften Drachen zu Leibe rückte, wo er ihn traf. Mit altbayerischem Humor, der mit herzhafter Derbheit, nie aber mit niedriger Gehässigkeit gepaart war, teilte er seine Schläge aus. Daß es ein gerechter Zorn war, der da kräftig zupackte, darüber hat vielen erst die Nachkriegszeit die Augen geöffnet, als sie die Ernte sahen, die im öffentlichen Leben um die Wende des Jahrhunderts gesät worden war. Da lernte man T.s politischen Weitblick bewundern und seinen Mut, die Wahrheit zu sagen, wo das noch nicht so ungefährlich war wie heute.

Es fehlte nicht an gegnerischen Versuchen, Ludwig T. als einen radikalen Zyniker hinzustellen, der den Geistlichen, den Beamten, den Offizier schlecht hin verspottete und beschimpfte, um so jede Autorität zu unterwühlen. Ein natürlich konservativer Mensch wie T., der viel lieber den Blick in die Vergangenheit als in die Zukunft schickte, ist nie und nimmer revolutionär. T. rüttelte auch nicht an den Grundfesten gesunder Autorität, er zerschlug nur hohle Poppanzen, um die Öffentlichkeit zur Besinnung zu mahnen. Er verspottete und bekämpfte nur den schlechten Beamten, den politisierenden Priester, den überheblichen Paradeoffizier. Wiederholt spricht er in seinen »Erinnerungen« von Geistlichen und Beamten, die ihm im Leben begegnet waren, mit Worten aufrichtiger Wertschätzung und Verehrung. Im übrigen brachte ihn die Schärfe seiner impulsiven Kampfführung wiederholt vor Gericht. Wegen Beleidigung



von Vertretern der Sittlichkeitsvereine mußte er sogar 1906 eine sechswöchige Haft verbüßen. (Das »Stadelheimer Tagebuch«, nach dem Tod des Dichters erst veröffentlicht, mag diejenigen beschämen, die sich seinerzeit über die Verurteilung T.s freuten.)

Die Tätigkeit für den »Simplizissimus« ließ T. genügend Muße zu freiem dichterischen Schaffen. In rascher Folge entstanden epische Arbeiten und Bühnenwerke. Man spürt, er war jetzt seiner vollen Kraft bewußt geworden. Bleibt er in der schlichten bauerlichen Sittengeschichte »Die Hochzeit« (1901) noch mehr Schilderer als Erzähler — obwohl auch diese geradezu wissenschaftlich echte Arbeit bereits die sichere Hand des Meisters zeigt —, vollendet er in dem Roman »Andreas Vöst« (1904) wohl sein stärkstes Werk, dem in der bayerischen Heimatdichtung nichts, in der großen deutschen nur wenig an die Seite gestellt werden kann. Der Held ist ein tüchtiger, gerade gewachsener Bauer, der, in Opposition gegen Geistliche und weltliche Obrigkeit gedrängt, sein Recht sucht und nicht findet. Also ein Urmotiv epischer Dichtung. Der Bau dieses Romans ist so kernecht und natürlich und frei gewachsen wie ein Baum draußen im Wald. Die Geschehnisse greifen mit der unerbittlichen Logik wirklichen Lebens ineinander, der Schilderer ist ganz im Erzähler aufgegangen, alles dient nur mehr dem künstlerischen Zweck. Als ein Menschengestalter von gedrängtester Kraft und unpathetischer Wahrhaftigkeit zeigt sich T. frei von spielerischer Willkür. Er will »souverän das wirkliche Leben darstellen«. Wie sehr gelingt ihm das! Das Alltägliche enthüllt seinen tragischen Kern, das Einzelschicksal wird im höheren Sinne Massenschicksal. Daß in T. der Klassiker der altbayerischen Mundart erwachsen war, erweist am schlagendsten der Roman »Der Wittiber« (1911), wo der Dichter die Erzählung schon fast ganz in Dialoge auflöst, und in dem tragischen Volksstück »Magdalena« (1912).

Die Bühne hat sich T. verhältnismäßig rasch erobert, obwohl seine Stücke in polarem Gegensatz zu den Werken von Ibsen, Hauptmann, Schnitzler und Sudermann standen, die damals das deutsche Theater beherrschten. Das einaktige Lustspiel »Die Medaille« (1901) machte den Anfang, ein Jahr später folgte der lustige Dreiakter »Die Lokalbahn«. Beide Stücke bezaubern durch ihren saftigen Humor, durch die prächtig gesehenen komischen Typen, die das Wesentliche treffende Verulkung kleinstädtischer Enge und Wichtigtuerei, darum altern sie auch nicht. Ein großer Augenblickserfolg war der Komödie »Moral« (1908) beschieden, einer sehr geschickt dramatisierten Glosse gegen scheinheilige Sittlichkeitsapostel; künstlerisch bedeutet jedoch das Werk nicht so viel wie die beiden erstgenannten Lustspiele und das schon erwähnte Volksstück »Magdalena«, das sicherlich die Grenzen des Dramatikers T. erkennen läßt, trotzdem sehr [starke, innerlich begründete Wirkung tut. Der 1. Akt vor allem gehört zu dem Wertvollsten, was T. geschaffen hat. Neben »Magdalena« fällt das in Norddeutschland spielende Gesellschaftsschauspiel »Die Sippe« etwas ab, so feinbeobachtete Einzelheiten auch hier die etwas matte Handlung beleben. Kleinere dramatische Arbeiten schrieb T. noch eine ganze Reihe, am erfolgreichsten waren die lustigen Einakter »Erster Klasse« und »Lottchens Geburtstag«.

Es kam der Krieg. Jetzt erwies sich der wurzelstarke Patriotismus des Dichters Ludwig T. Er brauchte wirklich nicht erst eine Schwenkung zu machen, um seinen Platz in der deutschen Abwehrfront zu finden, wie ihm das manch-

mal aus Unverständnis oder Böswilligkeit nachgesagt wurde. T. hatte sein Vaterland immer leidenschaftlich geliebt und gerade aus dieser zähen Anhänglichkeit heraus alles bekämpft, was ihm undeutsch, unecht zu sein schien, nicht zum wenigsten die Fremdtümelei vieler Deutschen. Da er nicht gedient hatte, trat er 1914 als freiwilliger Krankenpfleger in eine Front-Sanitätskolonne ein und machte seinen schweren Dienst unverdrossen und aufopfernd wie nur einer. In Rußland erkrankte er jedoch Mitte 1915 so schwer an der Ruhr, daß er nach München zurückkehren mußte. Im Felde hat er sich wohl den Keim der türkischen Krankheit geholt, der der starke, abgehärtete und sinnenfreudige Mann einige Jahre später erlag.

Während des Krieges noch (1916) entstand ein Werk, das dem Dichterkranze T.s für immer eine lichte Glorie gibt, die Weihnachtslegende »Heilige Nacht«. In wunderschön innigen, schlichten Versen, aus Vorstellung und Geist des bayerischen Bergvolkes heraus und in seiner Mundart erzählt T., wie der Sohn Gottes als Mensch in einem armseligen Stall geboren ward. Ein durch seine lautere Schönheit beglückendes Werk, das uns zugleich, nächst dem autobiographischen Erbgut, das Geheimste über den tiefen, ganz seiner Heimat hingebenen Menschen T. offenbart.

Daß auch im Ernst der Zeit sein urquellhafter Humor nicht versiegt war, erwiesen die nächsten Arbeiten, der köstliche Sommerfrischenroman »Altaich« (1918) mit seiner drolligen Gegenüberstellung altbayerischer Kleinstadtbehäbigkeit und harmlos-lustiger Berlinerei und die Tegernseer Erzählung »Der Jagerloisl« (1921). Das Werk aber, das er noch kurz vor seinem Tod vollendete, der Bauernroman »Der Ruepp«, worin er das Abwirtschaften eines Bauern durch Trunk und Spekulation darstellt, schließt den Ring der großen Heimatepen. Würdig steht er in der Reihe des »Andreas Vöst« und des »Wittiber«, ungeschwächt war die schöpferische Kraft, woraus er entstand. Der autobiographische Roman »Kaspar Lorinser«, woran T. nach dem Kriege arbeitete, blieb Fragment, die wundervollen ersten Kapitel, die im Nachlaß neben dem nicht ganz vollendeten Roman »Münchnerinnen«, der fast fertigen Erzählung »Lola Montez« und ausgezeichneten Charakterbildern von Männern, die er gekannt hatte, gefunden wurden, lassen jedoch erkennen, daß T. in die klassische Form eines großen Zeitromans die Essenz seiner reichen dichterischen Schau gegossen hätte, wenn ihn der Tod nicht jäh verhindert hätte, diese Ernte seines begnadeten Lebens zu bergen.

Im August 1921 mußte sich T. in München wegen Magenkrebs einer Operation auf Leben und Tod unterziehen. Er zog das schwarze Los. Sterbend ließ er sich nach Rottach am Tegernsee hinausfahren, wo ihm seinerzeit sein Freund Ignatius Taschner ein wunderschönes Heim gebaut hatte, noch einmal wollte er seine geliebten Berge sehen. Am 26. August starb er. Nun ruht er Seite an Seite mit seinem Freunde Ludwig Ganghofer im Friedhof in Egern am Tegernsee.

Verzeichnis der Werke Ludwig Thomas: Romane: Andreas Vöst (1904), Der Wittiber (1911), Altaich (1918), Der Jagerloisl (1921), Der Ruepp (1922), Münchnerinnen (1923). — Erzählungen: Hochzeit (1902), Die Wilderer (1903), Der heilige Hies (1904). — Sammlungen erzählender Prosa: Agricola (1897), Assessor Karlchen (1900), Lausbubengeschichten (1904), Pistole oder Säbel (1905), Tante Frieda (1906), Kleinstadtgeschichten (1908), Der Postsekretär im Himmel (1914), Nachbarsleute (1916), Das Kälbchen (1916), Die Dachserin (1923). — Dramen: Magdalena (1912), Die Sippe (1913), Der erste August,

Christnacht (1914). — Lustspiele: Die Medaille (1902), Die Lokalbahn (1902), Moral (1908), Erster Klasse (1910), Lottchens Geburtstag (1911), Das Säuglingsheim (1913), Waldfrieden, Brautschau, Dichters Ehrentag, Die kleinen Verwandten (1916), Gelähmte Schwingen (1918). — Gedichtbände: Grobheiten (1902), Neue Grobheiten (1903), Peter Schlehmil (Thomas Deckname bis 1906), Moritaten (1908), Kirchweih' (1912), Münchener Karneval (1913). — Die Versdichtung: Heilige Nacht (1916). — Satirische Schriften: Briefwechsel eines bayerischen Abgeordneten (1909), Josef Filsters Briefwechsel (1912). — Autobiographische Schriften: Erinnerungen (1919), Stadelheimer Tagebuch (1923), Leute, die ich kannte (1923). — Gesammelte Werke (1922). — Die Jahreszahlen geben das Erscheinungsjahr der betreffenden Bücher an. Weitere Arbeiten sind außer im »Simplizissimus« in der Zeitschrift »März« (1907—1917) zu finden, die T. zusammen mit Albert Langen gegründet hat. Alle Werke T.s sind im Verlag Albert Langen, München, erschienen. Ungedruckte Arbeiten von Belang liegen nicht mehr vor. Besitzerin des Nachlasses ist T.s Haupterin, Frau v. Liebermann. — Fritz Dehnow, Ludwig Thoma, München 1925; Ludwig Thoma »Ausgewählte Briefe«, herausgegeben von Josef Hofmüller und Michael Hochgesang, München 1927.

Weyarn (Oberbayern).

Oskar Gluth.

**Trimborn, Karl**, Politiker und Parlamentarier, Staatssekretär a. D., \* in Köln am 2. Dezember 1854, † in Bonn am 25. Juli 1921. — T. war Sohn des Justizrats Cornelius Balduin T., des Reichstags- und Landtagsabgeordneten für Krefeld (1880—1889). Er studierte zuerst Geschichte und Philosophie in Leipzig, wo er mit Adolf Gröber den katholischen Studentenverein Teutonia gründete, sattelte dann um, ging mit Gröber nach München, um Jurisprudenz zu studieren, wo er mit Georg Orterer befreundet wurde. Als Ordner des katholischen Studentenvereins Ottonia hielt er dort im Januar 1876 am Grabe des Joseph v. Görres die Gedächtnisrede zu dessen 100. Geburtstag, nachdem die Universität sich dieses Tages nicht erinnert hatte. Dann ging er nach Straßburg, wo er mit Eifer die Vorträge Sohms besuchte und sich mit Karl Bachem zusammenfand. Schon als Referendar in Köln war er Mitglied des Schutzvorstandes des Katholischen Gesellenvereins, welcher sein Heim im Nebenhause seines elterlichen Hauses hatte. 1882 ließ er sich als Rechtsanwalt in Köln nieder. Er nahm sich sofort einer sorgfältigen Durchorganisierung der Kölner Zentrumsparlei an und gelangte 1894 in die Kölner Stadtverordnetenversammlung, wo ihm die Führung der Zentrumsparlei zufiel. 1896 wurde er auch in den Deutschen Reichstag und das Preußische Abgeordnetenhaus gewählt. 1906 legte er seine Rechtsanwaltschaft nieder, um sich ganz der Arbeit für das Volkswohl zu widmen. Von da an begann die fruchtbarste Zeit seiner öffentlichen Tätigkeit. Nach dem Rücktritte des Abgeordneten Eduard Fuchs wurde er zum Vorsitzenden der rheinischen Zentrumsparlei gewählt, und schuf dieser in langjähriger zäher Kleinarbeit eine musterhafte Organisation, auf welcher sich der Einfluß der Partei immer mehr aufbaute. Neben dieser organisatorischen Tätigkeit liegt seine Hauptbedeutung auf dem Gebiete der Sozialpolitik und Kommunalpolitik.

Bei Gründung des Volksvereins für das katholische Deutschland 1890 war er auf den dringenden Wunsch Windthorst's dessen zweiter Vorsitzender geworden. Nach dem Tode des ersten Vorsitzenden Franz Brandts 1915 wurde er dessen Nachfolger. So erfüllte er sich mit der Richtung von Franz Brandts, lebte sich in enger Zusammenarbeit mit Franz Hitze und August Pieper in die Ideenwelt des Volksvereins ein, und wurde nach dem Tode von Ernst Lieber dessen wir-

kungsvollster Verbreiter. Im Reichstage wurde er bald Mitglied aller großen sozialpolitischen Kommissionen und verteidigte alljährlich die Sozialpolitik des Zentrums in glänzenden, inhaltsreichen Reden. So wurde er in bestem Einverständnis mit dem Staatssekretär des Inneren Grafen Posadowsky einer der eifrigsten Förderer der neuen Sozialpolitik des Deutschen Reiches, sowohl der Arbeiterversicherung- wie der Arbeiterschutzipolitik. Namentlich bemühte er sich auch erfolgreich um eine planvolle Mittelstandspolitik, wobei er den Nachdruck auf eine möglichst sorgfältige Ausbildung des Nachwuchses der gewerblichen Mittelstände legte.

Nachhaltig waren auch die Bemühungen T.s um eine gesunde Kommunalpolitik, namentlich um eine christliche Sozialpolitik in den Gemeinden. Er entwickelte langsam ein ganzes Programm einer systematischen Kommunalpolitik, um den sozialpolitischen, schulpolitischen und kulturpolitischen Bestrebungen der Zentrumspartei in den Gemeinden einen festen Halt zu schaffen. Mit Dr. Otto Thissen gab er das Werk »Kommunale Sozialpolitik« heraus und begründete 1908 die Stadtverordnetenkonferenzen der rheinischen Zentrumspartei, später die »Kommunalpolitische Vereinigung der Mitglieder der Zentrumspartei in den Gemeindevertretungen«. Er veranlaßte die Herausgabe der »Kommunalpolitischen Blätter«, seit 1910 in Köln erscheinend, welche unter der Redaktion von Dr. Otto Thissen, später von Dr. Reinhold Heinen bald zum angesehensten Fachblatte mit einem Stande von 14000 Beziehern gediehen. Er bekämpfte unbeirrt den Standpunkt, daß die politischen Parteien in den Vertretungen der Kreise, Städte und Landgemeinden keine Stelle haben sollten und vertrat den Grundsatz, daß die Weltanschauung der Zentrumspartei auch in allen kommunalpolitischen Vertretungskörpern zur Geltung kommen müsse. So wurde er zum angesehensten kommunalpolitischen Führer der Zentrumspartei, welcher weit über die Rheinprovinz hinweg seinen Einfluß ausübte.

Mit den politischen Arbeiten verband T. dauernd eine warme Vertretung der katholischen Weltanschauung, wobei ihm seine stets versöhnliche, humorvolle Art auch bei Andersdenkenden Gehör und Anerkennung verschaffte. Er wurde Präsident der 48. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Osnabrück im August 1901. Die karitativen Arbeiten seiner Frau Jeanne, geb. Mali, fanden an ihm stets die eifrigste Unterstützung.

Im Jahre 1913 legte T. sein Mandat zur Kölner Stadtverordnetenversammlung nieder, weil die sozialpolitische Aufgabe des Reichstages seine ganze Arbeitskraft in Anspruch nahm. Der Weltkrieg rief ihn zuerst als Zivilverwalter nach Verviers, dann als Generalreferent für das Unterrichtswesen im besetzten Belgien nach Brüssel, wo er bis 1917 blieb. Nach Ausbruch der Revolution wurde er in die Deutsche Nationalversammlung und in die preußische Landesversammlung, dann in den neuen Deutschen Reichstag gewählt. Nunmehr trat er rasch in die vorderste Reihe der Führer der Zentrumspartei für die großen Linien der Politik. Als im Oktober 1918 Prinz Max von Baden das erste parlamentarische und letzte monarchische Kabinett bildete, trat er mit Gröber in dieses ein und übernahm das Staatssekretariat des Inneren als Nachfolger Lewaldts, um sich an dem Versuche zu beteiligen, die bedrohte Monarchie zu retten. Als die Revolution dieses Kabinett nach fünf Wochen hinwegschwemmte, war sein Hauptbestreben, mitzuwirken, daß die Revolution nicht in Bürgerkrieg und Bolschewismus ausartete. Nach dem Tode Gröbers (1919) wurde er

Vorsitzender der Zentrumsfraktion des Reichstages, dann auf dem ersten Parteitage der deutschen Zentrumspartei in Berlin im Januar 1920 Vorsitzender der deutschen Zentrumspartei. Durch seine ausgleichende Tätigkeit konnte er hier vortrefflich wirken. Seine Verdienste um das Zustandekommen des Koalitionskabinetts Fehrenbach nach den Reichstagswahlen vom 6. Juni 1920, welches eine ruhigere Entwicklung anbahnte, wurden von allen Seiten anerkannt. Trotzdem ihm eine lebensgefährliche Operation bevorstand, hielt er im Sommer 1921 aus bis der Reichstag geschlossen wurde, und begab sich dann nach Bonn, wo er am 25. Juli 1921 an den Folgen der Operation verstarb. Eine kraftvolle, zielbewußte, uneigennützigke Persönlichkeit von schlichter, anspruchsloser Lebensführung, dabei von klarem Verstande, glücklicher Entschlußfreudigkeit und ausgeprägtem Wirklichkeitssinn, war es zum großen Teile ihm zu verdanken, daß die Zentrumspartei alsbald nach der Revolution sich auf den Boden der neuen Tatsachen stellte, um das Reich nicht in Anarchie und Chaos untergehen zu lassen. Seine politische Grundrichtung war klar und bestimmt demokratisch, doch nicht ohne eine innere konservative Hemmung, welche ihn nur den systematischen Fortschritt ohne alle überstürzenden Experimente suchen ließ, beides übrigens in derjenigen Färbung, wie sie von der überlieferten Zentrumpolitik herausgearbeitet war.

Literatur: Biographie von Hermann Cardauns, München-Gladbach, Volksvereinsverlag 1922. — Der politische Nachlaß befindet sich in den Händen seines Schwiegersohnes, des Landrates v. Hobe in Bonn.

Köln.

Carl Bachem.

**Verworn, Max**, o. ö. Prof. der Physiologie und Direktor des physiologischen Instituts der Universität Bonn, Dr. med., Dr. phil., Dr. of sciences h. c., Dr. of law h. c., Geh. Medizinalrat, \* in Berlin am 4. November 1863, † in Bonn am 23. November 1921. — Er entstammte einer alten preußischen Beamtenfamilie. Seine Jugend verlebte er in Berlin, wo er vom Friedrichs-Gymnasium das Zeugnis der Reife erhielt. Dann studierte er in seiner Heimatstadt und in Jena Medizin, widmete sich aber daneben auch zoologischen, paläontologischen, geologischen und besonders philosophischen Studien. Schon als junger Student hat er ganz selbständig zwei auf eigenen Untersuchungen beruhende paläontologische Arbeiten veröffentlicht, ehe er dann im Sommer 1887 in Berlin zum Dr. phil. und bald danach in Jena zum Dr. med. promoviert wurde. Nachdem er auch das medizinische Staatsexamen abgelegt und mit einer weiteren Anzahl biologischer Publikationen hervorgetreten war, darunter den umfassenden experimentellen »Psychophysiologischen Protistenstudien« (1889), bot ihm ein wissenschaftliches Stipendium die Möglichkeit, im Herbst 1890 und im darauffolgenden Winter zuerst in Villefranche bei Nizza, dann an der zoologischen Station in Neapel und endlich in El Tôr an der Küste der Sinaihalbinsel seine großangelegten Studien an einzelligen Organismen fortzusetzen. Von der ergebnisreichen Reise zurückgekehrt — in Neapel lernte er damals auch seine spätere Frau kennen —, habilitierte er sich 1891 in Jena für Physiologie. Im Winter 1894/95 folgte zum Zwecke zellphysiologischer Untersuchungen eine zweite Reise an die Sinaiküste, an der auch der Verfasser dieser Zeilen teilnahm. Das Jahr 1895 brachte V. die Ernennung zum außerordentlichen Professor in

Jena und seine Verheiratung mit Fräulein Josephine Huse und damit den Beginn einer glücklichen Ehe mit der verständnisvoll teilnehmenden und zugleich ihre eigene Individualität entfaltenden Lebensgefährtin. Nachdem V. schon eine bedeutende Lehr- und Forschertätigkeit ausgeübt, die ihm bereits Weltruf und eine große Anzahl von Schülern eingetragen hatte, erhielt er im Jahre 1901 einen Ruf als Ordinarius der Physiologie nach Göttingen, wo er alsbald auch zum ordentlichen Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaft ernannt wurde. In Göttingen fand er zum ersten Male eine seiner Natur entsprechende selbständige Stellung, in der er bei fruchtbarem geistigem Austausch mit einer großen Schar von Schülern seine Persönlichkeit voll entfalten konnte. Darum hing er auch mit besonderer Liebe an dieser Stätte seines ersten schönen ur-eigensten Wirkens, die ihn auch nach seiner Wegberufung von dort immer wieder anzog. Diese neue Berufung führte ihn im Jahre 1910 nach Bonn, wo er der Nachfolger des Physiologen E. Pflüger wurde. Im Jahre 1916 erhielt er einen Ruf auf den durch den Tod von Ewald Hering frei gewordenen Lehrstuhl der Physiologie in Leipzig, den er ablehnte. In Bonn aber waren seiner erfolgreichen und vielseitigen Tätigkeit nur noch wenige Jahre vergönnt. Nachdem ein beginnendes organisches Leiden schon seit einiger Zeit einen Schatten auf sein Leben geworfen hatte, erlag der erst 58jährige Ende 1921 einem schweren urämischen Anfall.

V.s Persönlichkeit kommt in besonders hohem Maße in seinen Werken zum Ausdruck, eine großzügige, vielseitig durchgebildete, harmonische Persönlichkeit. Er war ein rastlos tätiger, nach einer umfassenden und klaren Weltanschauung strebender Geist, unbeirrbar die Wahrheit suchend und für seine Überzeugungen eintretend. Neben seinem wissenschaftlichen Wirken zeigte er auch ein zeitweilig produktiv sich äußerndes Interesse für bildende Kunst, er hatte ferner Begabung und Liebe zur Musik, überhaupt ein offenes Auge und Ohr für die Welt ringsum, was ihn mit großer Kraft wiederholt auch zur Ausführung großer Reisen antrieb.

Ein Grundzug seines Wesens war die Einstellung auf das Ganze der Welt und der Wissenschaft und seine energische Ablehnung alles einseitigen Spezialistentums. Gleichweise interessierte er sich für die physikalische und für die psychologische Welt und für ihre Verknüpfung zu einem einheitlichen Ganzen. Diesen allgemeinen Interessen, die schon früh bei ihm hervortraten, gab er als reifer Forscher in einer Reihe im besten Sinne des Wortes populärer Schriften Ausdruck, die meistens Vorträgen ihre Entstehung verdankten. Es sei nur genannt: »Die Erforschung des Lebens«, »Prinzipienfragen in der Naturwissenschaft«, »Die Fragen nach den Grenzen der Erkenntnis«, »Die Entwicklung des menschlichen Geistes«, »Die Mechanik des Geisteslebens«, »Die Anfänge der Kunst«, »Zur Psychologie der primitiven Kunst«.

Einige Lehren, die V. in diesen und anderen Schriften vertritt, sind angefochten worden, wie besonders sein »Konditionismus« und sein »Psychomonismus«, die hinter verwandten Anschauungen, wie sie hauptsächlich von Mach, Avenarius und Petzoldt entwickelt worden sind, offenbar zurückstehen.

Auch die Arbeiten V.s in seinem Spezialfach der Physiologie sind stets von allgemeinen Gesichtspunkten geleitet. Seine Hauptleistung auf diesem Gebiet besteht darin, daß er der Begründer einer ihrer Bedeutung für die gesamte Physiologie sich vollbewußten »allgemeinen Physiologie« wurde. Damit führte

er eine Entwicklung weiter, die besonders von Johannes Müller, Haeckel und Virchow ausging. In engem Zusammenhang mit diesen Bestrebungen stand sein Wirken für die Ausbildung einer der Virchowschen »Zellulärpathologie« an die Seite tretenden »Zellulärphysiologie«. Ihr hat V. dadurch einen mächtigen Anstoß gegeben, daß er die einzelligen Organismen, die Protisten, mit größtem Erfolge als Versuchsobjekte in die experimentelle Physiologie einführte. Zahlreiche in Fachzeitschriften veröffentlichte Untersuchungen und mehrere selbständig erschienene Schriften, darunter das in sieben Auflagen vorliegende Lehrbuch der »Allgemeinen Physiologie«, sind Zeugen dieses umfassenden und fruchtbaren Wirkens.

Neben die allgemeinphysiologischen und zellphysiologischen Bestrebungen V.s traten mit der Zeit in zunehmendem Maße seine Forschungen auf dem Gebiete der Physiologie des Nervensystems, die er besonders auch im Hinblick auf die ihn lebhaft interessierenden Probleme der Psychologie unternahm. Und an diese psychophysiologischen Studien schließen sich seine Forschungen auf dem Gebiet der Anthropologie (s. o. S. 42), und zwar der Prähistorie, der primitiven Kunst und der Numismatik an.

Zur Förderung seiner physiologischen Bestrebungen begründete V. auch die »Zeitschrift für allgemeine Physiologie« und verfaßte einen »Leitfaden für das physiologische Praktikum«; auch war er während mehrerer Jahre Herausgeber des von Pflüger begründeten »Archivs für die gesamte Physiologie« und ferner Mitherausgeber des »Handwörterbuches der Naturwissenschaften«.

**Literatur:** Eine ausführlichere Darstellung von V.s Persönlichkeit und Wirken findet man in der von mir in der Gesellschaft der Wissenschaften gehaltenen Gedächtnisrede (Nachr. d. Ges. d. Wiss., Geschäftl. Mitt., 1922). Sein Nachlaß ist im Besitze von Frau Geheimrat Josephine V. in Bonn.

Göttingen.

Paul Jensen.

**Waldeyer-Hartz, Wilhelm v.**, o. ö. Professor der Anatomie an der Universität Berlin, \* im Dorfe Hehlen (Kreis Holzminden) an der Weser am 6. Oktober 1836, † in Berlin am 23. Januar 1921. — W.s Name hat glänzenden Klang. Über sein Leben sind wir vorzüglich durch ihn selbst unterrichtet, da er ganz kurz vor seinem Tode seine »Lebenserinnerungen« herausgab, aus denen wir nicht nur seine Lebensschicksale, sondern auch sein ganzes Wesen genau kennen und verstehen lernen. W. war stolz auf seine Abstammung aus einer westfälischen Bauernfamilie. Sein Vater war Oberverwalter auf dem Gut des vielgereisten und kenntnisreichen Frhrn. v. Haxthausen, auf dessen Veranlassung W. Gymnasialausbildung erhielt. Seine große Lehrgabe hat W. offenbar von seinem mütterlichen Großvater, Wilhelm Gabriel v. Hartz geerbt, der 42 Jahre als hochangesehener Lehrer und Kantor in der Gemeinde Hehlen wirkte, von ihm erhielt er auch den ersten Unterricht. In dankbarer Erinnerung an ihn erbat sich W., als ihm an seinem 80. Geburtstag der erbliche Adel verliehen wurde, die Verbindung des Namens v. Hartz mit seinem eigenen. Schon in seiner Schulzeit auf dem Gymnasium in Paderborn beschäftigte er sich in seinen Mußestunden gern mit Musik, für die er entschieden begabt war und gründete dort einen Gesangs-Quartett-Verein. Bis ins Alter blieb er ein Freund guter Musik. Mit 20 Jahren begann er seine Universitätsstudien in Göttingen. Er wollte eigentlich Mathematiker werden. Ein ihm bekannter junger Mediziner nahm

ihn in die Anatomievorlesung Henles mit, da war's um seine mathematische Laufbahn geschehen, er wurde begeisterter Henle-Schüler und faßte den Entschluß, Anatom zu werden. Als Preuße mußte er auf einer preußischen Universität die Prüfung ablegen, so mußte er schweren Herzens Göttingen verlassen und zog nach Greifswald. Dort verbrachte er fünf Semester, hörte Anatomie bei dem im Ruhestand lebenden Sigmund Schultze, dem Vater Max Schultzes, bei Budge und Prosektor Sommer. Budge wollte W., der in seinen letzten Semestern schon Hilfsassistent in der Anatomie geworden war, in Greifswald halten, stimmte ihm aber bei, als er, um sich auch in der Entwicklungsgeschichte auszubilden, beschloß, zu Reichert nach Berlin zu gehen. Hier legte er am 6. Juli 1861 die Doktorprüfung und ein halbes Jahr später die Staatsprüfung ab. Auf Empfehlung von E. Klebs, R. Virchows Assistenten, nahm W. eine Assistentenstelle beim Physiologen v. Wittich in Königsberg an. In Königsberg, wo er als Katholik sich nicht die Lehrbefugnis erwerben konnte, verweilte er nur zwei Jahre. Er hielt dort schon anatomische Übungen und machte viele pathologische Leichenöffnungen, da in Königsberg damals noch kein besonderer Lehrstuhl für pathologische Anatomie bestand. In Königsberg verlobte er sich mit der Tochter des Provinzialschulrates Dillenburg, mit der er 44 Jahre in glücklicher Ehe verbunden war. 1864 übersiedelte er zum Physiologen und Histologen Rudolf Heidenhain nach Breslau, konnte sich schon im gleichen Jahre dort die Lehrbefugnis für Physiologie und pathologische Anatomie erwerben. Im nächsten Jahre wurde er zum außerordentlichen Professor und 1867 zum ordentlichen Professor der pathologischen Anatomie ernannt, doch mußte er mangels einer pathologisch-anatomischen Anstalt seine Vorlesungen und Übungen in einer Mietswohnung halten. Trotz seines pathologisch-anatomischen Hauptamtes arbeitete W. in der Breslauer Zeit auch eifrig auf normal-anatomischem, vor allem mikroskopischem Gebiet und vervollständigte seine vergleichend-anatomischen Kenntnisse durch Studien in Triest. Im Krieg 1870/71 sehen wir ihn als freiwilligen Arzt eines Johanniterlazarettes und in einem Lazarett bei Saarbrücken tätig. Als nun nach der glücklichen Wiedergewinnung unseres so heimtückisch geraubten Elsaß die alte deutsche Reichshochschule Straßburg erneuert wurde, rief man W. als Professor für normale Anatomie dorthin. Er selbst nennt die dort verbrachten elf Jahre die schönste Zeit seines Lebens. »In dem erhebenden Gefühl,« sagte er in seinen Lebenserinnerungen, »mitgewirkt zu haben an der Neuaufrichtung des Deutschen Reiches, an der Wiedergewinnung des echten deutschen Landes Elsaß und in der Wiedererrichtung einer berühmten deutschen Universität liegt etwas so Hohes und Befriedigendes, wie es durch nichts anderes gegeben werden kann. Wir alle, die wir damals berufen wurden, mitzuhelfen und es in noch frischem jugendlichen Alter mit voller Kraft tun konnten, sind zu beneiden.« So ist es nicht zu verwundern, daß W. ehrenvolle Rufe nach Wien, Bonn und München ablehnte. Erst 1883 entschloß er sich, das geliebte Straßburg zu verlassen, als er, hauptsächlich auf Betreiben des bekannten, hochverehrten und vielgeschmähten Ministerialdirektors Althoff, seines früheren Straßburger Kollegen, als Nachfolger seines Lehrers Reichert nach Berlin berufen wurde. Bald wurde er auch in die Akademie der Wissenschaften gewählt, die ihm später, nach E. Du Bois Reymonds Tode, eine der ständigen Sekretarstellen übertrug, der er 23 Jahre lang, bis in sein 83. Lebensjahr mit größter Umsicht vorstand. 1912 wurde ihm die Ehre der Berufung in



das preußische Herrenhaus zuteil. 34 Jahre führte er die Berliner Anatomische Anstalt in vorbildlicher Weise, bis er sie, über 80 Jahre alt (am 31. März 1917), in voller geistiger und körperlicher Frische mir übergab. Noch dreieinhalb Jahre blieb ihm die Schaffenslust und Schaffenskraft beschieden, dann erst stellten sich bedenkliche Zeichen von Herzschwäche ein, die ihm am 23. Januar 1921 ein sanftes Ende bereitete.

Bis über den Tod hinaus hielt W. der Anatomie die Treue, indem er sein Gehirn, Schädel und Hände der Anatomie Berlin zur Aufbewahrung und Untersuchung letztwillig vermachte.

Die wissenschaftliche Arbeit W.s war eine ungemein fruchtbare, verdanken wir ihm doch nicht weniger als 270 Veröffentlichungen. Sie erstreckte sich auf die verschiedensten Gebiete der pathologischen und normalen Anatomie. Von den ersteren sind die über die Entwicklung der Krebsgeschwülste und über die Muskelveränderungen beim Typhus die bedeutendsten; sie hätten nach R. Virchow schon allein genügt, W. dauernd einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Wissenschaft zu sichern. Von Einzelwerken ragen drei besonders hervor, die es alle drei mit den Geschlechtswerkzeugen zu tun haben. Das erste, »Eierstock und Ei«, erschien bereits 1870 und hat so recht eigentlich den Grund zu seinem Ansehen als Forscher in der normalen Anatomie und Entwicklungsgeschichte gelegt. Es ist auch heute noch eine der Grundlagen unserer Kenntnisse und Bezeichnungen auf diesem Gebiet. Ein klassisches Werk ist auch »Das Becken, topographisch-anatomisch mit Berücksichtigung der Chirurgie und Gynäkologie dargestellt«, das 1899 erschien, und ebenso seine Darstellung »Die Geschlechtszellen« in O. Hertwigs Handbuch der vergleichenden und experimentellen Entwicklungsgeschichte, die 1903 herauskam.

Von den kleineren Arbeiten W.s betreffen die wichtigeren hauptsächlich die Nervenendigungen, die Bindegewebszellarten, Bau und Entwicklung der Zähne, die männlichen Geschlechtswerkzeuge, das Mageninnere, die Lage der Beckeneingeweide bei Schwangerschaft, die Rassenschädel und Rassenhirne der Berliner Anatomie, Eingeweide- und Nervensystem der Menschenaffen und Abarten am Menschen Schädel. So bereicherte er unsere Kenntnis fast in allen Gebieten der Anatomie durch eigene Beobachtungen.

Aber von vielen Fachgenossen wird das wissenschaftliche Hauptverdienst W.s nicht in der Mitteilung dieser oder jener gewiß nicht unwichtigen Befunde gesehen, sondern in seinen in der Tat unübertrefflichen zusammenfassenden Darstellungen wichtiger zeitgemäßer Fragen der Anatomie und Entwicklungsgeschichte. Sobotta hat mit Recht in seinem Nachruf darauf hingewiesen, daß die Ergebnisse der einzelnen Forscher in W.s Übersichten oft besser, schärfer und klarer zum Ausdruck kommen als in den Urarbeiten selbst. Manche dieser Darstellungen, wie die über die Kernteilung, wurden in fremde Sprachen übersetzt. Besonders wichtig waren auch seine Aufsätze über »Befruchtung und Vererbung« sowie über die Zelle und über die Hirnwindungen.

Eine ganz besondere Begabung trat gelegentlich dieser zusammenfassenden Darstellungen in die Erscheinung, nämlich für neu aufgefundene Gebilde oder Vorgänge zweckmäßige Namen aufzufinden. Eine große Zahl jetzt in der Biologie allgemein gebräuchlicher Bezeichnungen stammt von W. Ich erwähne: »Chromosom« für die färbbaren Fäden im Kern, »Neuron« für die aus Zelle, Faser und Endbäumchen bestehende Nerveneinheit, »Schmelzleiste«, »Schmelz-

pulpa«, »Schmelzorgan« bei der Zahnentwicklung. Eine für die Förderung der anatomischen Wissenschaften und ihre Verbreitung höchst wichtige Arbeit leistete W. als Herausgeber mehrerer großer Zeitschriften. Meisterhaft verstand er es, Mitarbeiter für sie zu gewinnen und die oft einander widerstreitenden Wünsche der Gelehrten und der Verleger, z. B. über die Gestaltung der Abbildungen, miteinander zu vereinen. 83 Bände des Archivs für Mikroskopische Anatomie erschienen unter seiner 43 Jahre währenden Leitung.

Schon die bisher besprochenen Leistungen sicherten W. einen großen Kreis von Bewunderern unter den engeren Fachgenossen und den Ärzten, die durch seine glänzenden Übersichten, die zum Teil in ärztlichen Zeitschriften erschienen, sich über die Fortschritte der Anatomie unterrichten konnten. Die größte und nachhaltigste Wirksamkeit entfaltete er aber durch seine Vorlesungen und Vorträge, wie aus den begeisterten Äußerungen seiner unzähligen Schüler, die von ihm in die Anatomie, die Grundlage der ganzen Medizin, eingeführt wurden, hervorgeht. Voll und ganz erreichte er darin sein großes Vorbild Henle, dessen glänzende Lehrbefähigung ihn seinerzeit zur anatomischen Laufbahn geführt. Im Berliner Massenbetrieb konnte sich so recht seine Lehrgabe und Fähigkeit, zweckmäßige Einrichtungen zu schaffen, ausleben und auszeichnen. Im Präparierunterricht z. B. führte er eine größere Anzahl von Prüfungen ein und schuf damit die Grundlage für die Möglichkeit, die anatomische Ausbildung auch beim »Großbetrieb« in der Hand zu behalten.

Für die Berliner anatomische Anstalt in ihrer jetzigen Größe und Einrichtung ist W. übrigens als der eigentliche Schöpfer anzusehen, da er den ursprünglich sehr unzuverlässigen Bau durch mehrfache Um- und Aufbauten eigentlich von Grund aus, nämlich tatsächlich vom Keller mit seinen trefflichen Leichensammelräumen bis hinauf zu den lichtdurchfluteten Präpariersälen und den im Dachgeschoß untergebrachten »Mazerations«-Räumen, neu schuf. Die hervorragende Begabung für die Schaffung neuer Einrichtungen hatte er schon als junger Pathologe in Breslau bewiesen, als er aus einer Mietswohnung sich ein »pathologisches Institut« schuf und in Straßburg, wo er zusammen mit seinem Freunde und Landsmann v. Recklinghausen einen Doppelbau für die beiden anatomischen Lehrstühle baute.

Daß W. diese Neueinrichtungen und Bauten durchsetzen und durchführen konnte, war nicht zum wenigsten seiner geschickten Art, mit den Leuten umzugehen, zuzuschreiben. Seine Persönlichkeit war trotz seiner kleinen, gedrungenen aber kräftigen Gestalt doch für jeden eindrucksvoll, der große Kopf mit dem langen Bart und den klugen blauen Augen unter der hohen Stirne, die gute Haltung, die wohl lautende ruhige Sprache hatten etwas Würdevolles. Dabei war er aber keineswegs hochmütig und unnahbar, sondern trat keinem Menschen, auch jungen Kollegen und Studenten, ja auch ungebildeten einfachen Leuten des Volkes niemals herablassend und hoheitsvoll, sondern stets freundlich und wohlwollend gegenüber. Bei seiner lebenswürdigen, gewinnenden Persönlichkeit erwarb sich W. überall, wohin er kam, zu Hause und auf seinen vielen Reisen, warme Freunde. Er war eine ausgesprochen gesellige Natur und kein Verächter der Tafelfreuden, die seiner Leistungsfähigkeit nichts anhaben konnten. »Nerven« kannte er nicht. Eine Hauptstärke von ihm im Verkehr mit der Umgebung war es, daß er sich sofort in die Menschen, mit denen er es zu tun hatte, einfühlen konnte und ihnen rege Anteilnahme an ihren Fragen

und eigenen Belangen zeigte. Diese Fähigkeit, andere zu verstehen, entsprang seiner versöhnlichen Natur, die stets eigenen Streitigkeiten aus dem Wege ging und daher auch bei anderen aussöhnend wirken konnte.

Diese Eigenschaften machten W. zu einem unübertrefflichen Vorsitzenden und Versammlungsleiter in wissenschaftlichen Gesellschaften. Mit bewundernswertem Geschick verstand er es, auch Sitzungen Gelehrter ihm fremder Wissenschaften zu leiten, auch da sofort die springenden Punkte herauszufühlen und die Aussprache in ruhige Bahnen zu leiten. Kein Wunder, daß ihm die Preußische Akademie ihre Vertretung bei der zwischenstaatlichen Vereinigung der Akademien, bei deren Gründung er selbst wesentliches Verdienst hatte, mitübertrug. Im Auftrag der Berliner Universität, der preußischen Regierung oder der Gesamtheit der deutschen medizinischen Gesellschaften führte er das Wort bei akademischen Feiern in Madrid, Moskau, Petersburg, London, Rom, Paris, Jassy, Neuhausen N.-Amerika und St. Louis. Allgemein anerkannt ist es, wie glänzend W. auch bei diesen Gelegenheiten für die Hebung des Ansehens der deutschen Wissenschaft im Ausland wirkte.

Kein Anatom der Neuzeit hat auch nur annähernd eine so weit ausgreifende, allgemein akademische Wirksamkeit entfaltet. W.s Tod wird deshalb nicht nur von den Anatomen, sondern in der weitesten wissenschaftlichen Welt als kaum ausfüllbare Lücke empfunden.

Literatur: J. Sobotta, W. W. zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum 23. Juli 1911, Münchener Medizinische Wochenschrift Nr. 29, S. 1—7, 1911. — Derselbe, Ebenso, Berliner Klinische Wochenschrift Nr. 30, S. 1—5. — Derselbe, W. W. zu seinem 80. Geburtstag, Deutsche Medizinische Wochenschrift Nr. 40, 1916. — K. v. Bardeleben, Ebenso, Berliner Tageblatt, Sonntag 1. Oktober 1916. — C. L. Schleich, Ebenso, Vossische Zeitung 5. Oktober 1916. — Sobotta, W. v. W.-H. †, Münchener Medizinische Wochenschrift Nr. 14, S. 432—433, 1921. — F. Wassermann, W. W., Münchener Neueste Nachrichten, 26. Januar 1921. — Posner, W. †, Berliner Klinische Wochenschrift, 31. Januar 1921. — H. Lenhoff, Ebenso, Berliner Ärztekorrespondenz, 5. Februar 1921. — H. Virchow, Rede am Sarge von W. v. W.-H., Berliner Klinische Wochenschrift Nr. 6. — C. Posner, Gedenkrede auf W. v. W.-H., gehalten in der ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik, Berlin 18. Februar 1921 in Archiv für Frauenkunde und Eugenik, Bd. VII, Heft 2, S. 89—92. — Sobotta, W. v. W.-H., Berliner Klinische Wochenschrift, Mai 1921. — Kallius, Nachruf auf W. v. W.-H., Verhandlungen der Anatomischen Gesellschaft Marburg. — R. Fick, Gedächtnisrede auf W. v. W.-H. in der Leibniz-Sitzung der Preuß. Akad. d. Wiss. 30. Juni 1921, nebst einem Verzeichnis seiner Schriften. — Sobotta, Zum Andenken an W. v. W.-H., Anatomischer Anzeiger, 56. Bd., Nr. 1/2, S. 1—53, 1922.

Berlin.

Rudolf Fick.

**Wichert, Karl**, Dr.-Ing., Ministerialdirektor a. D., Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, \* in Königsberg (Pr.) am 10. Mai 1843, † in Bad Nauheim am 18. Juni 1921. — Als Sohn eines hohen Justizbeamten geboren, erwählte der junge W., ungewöhnlich für damalige Zeiten, aus natürlicher Neigung die Technik als seinen Lebensberuf. Nachdem er bis zum Jahre 1859 im wesentlichen Realschulbildung genossen hatte, schiebt sich die erste technische Lehrzeit zwischen den Besuch der eigentlichen Schule und den Besuch der Gewerbeschule. Diese ersten praktischen Kenntnisse erwarb er bei dem Universitätsmechaniker in Königsberg i. Pr., um, mit diesen ausgerüstet, nach dem Besuch der Prima der Provinzial-Gewerbeschule in Königsberg im Jahre 1861 das Abiturientenexamen zu bestehen. An dem Gewerbeinstitut in Berlin studierte der 18jährige

W. bis zum Jahre 1864 das Maschinenbaufach, um dann sogleich wieder den praktischen technischen Dienst kennenzulernen. Da er sich dem Eisenbahndienst widmen wollte, arbeitete er als Schlosser in der Reparaturwerkstätte seiner Vaterstadt Königsberg, wobei er auch Gelegenheit hatte, im Fahrdienst praktische Kenntnisse zu erwerben.

Im Juni 1865 wurde W. mit einem Jahreseinkommen von 200 Talern zunächst auf einjährige Probe und 1866 fest als Lokomotivheizer in Königsberg angestellt. Nach der im August 1866 bestandenem Lokomotivführer-Prüfung führte er auch die Lokomotive eine Zeit lang selbständig.

Im September 1867 erhielt er den Auftrag zur Wahrnehmung der Geschäfte eines Werkmeisters und eines Oberlokomotivführers und im Frühjahr 1868 die Anstellung als Werkmeister in der Reparaturwerkstätte zu Königsberg. Nach diesen Durchgangsstellen erfolgte ein Jahr später die Ernennung zum Maschinenmeister und am 1. Oktober 1873 die zum Assistenten des Obermaschinenmeisters bei der Eisenbahndirektion Bromberg.

Reiche praktische Erfahrung hatte also W. im Maschinendienst aufzuweisen, als er im August 1875 in das technische Eisenbahnbureau des preußischen Handelsministeriums in Berlin als Maschinenmeister berufen wurde. Am 1. Dezember 1875 trat er sein neues Amt an.

So kam W. in einer Zeit nach Berlin, in der die Frage der Verstaatlichung der deutschen Eisenbahnen unter Führung von Bismarck und Maybach eifrig betrieben wurde. Als die bisher dem Handelsministerium angegliederte Eisenbahnabteilung unter Maybach in dem neuen Ministerium der öffentlichen Arbeiten selbständig auftrat, bot sich für W. das reiche Feld der Tätigkeit, das Eisenbahnmaschinenwesen in Preußen auf eine einheitliche Grundlage zu stellen.

Es ist W.s Lebenswerk, die Anerkennung der gleichberechtigten Stellung von Technik und Handwerk in der Eisenbahnverwaltung bewirkt zu haben.

Besonders um das Lehrlingswesen hat er sich verdient gemacht. Decken sich doch die von ihm 1878 herausgegebenen Leitsätze noch heute mit den Bestimmungen unserer großen Industriewerke für das Lehrlingswesen.

Auch auf dem Gebiet des Fahrzeugbaues hat sich W. durch eine Abhandlung über Einrichtung und Ausstattung von Personenwagen in seiner damaligen Tätigkeit verdient gemacht.

Am 15. Oktober 1881 trat er als ständiger Hilfsarbeiter zu dem am 1. Oktober desselben Jahres neu eingerichteten Betriebsamt für die Berliner Stadt- und Ringbahn über und wurde 1883, erst 40jährig, zum Mitglied der Eisenbahndirektion Berlin und kurz darauf zum Eisenbahndirektor ernannt.

Besondere Verdienste erwarb sich W. während der Zugehörigkeit zur Direktion Berlin um die Erprobung und Einführung der selbsttätigen Zugbremse. An Bremsversuchen und Ausschlußberatungen war er maßgebend beteiligt. In Wort und Schrift hat er sich dauernde Verdienste um diese wichtige technische Neuerung im Eisenbahnwesen erworben. Er bemühte sich, der bei der preußischen Staatsbahn eingeführten Carpenter-Bremse durch eine neue Bauart die Vorzüge größerer Schnellwirkung und geringen Luftverbrauchs zu verschaffen. Mit seiner Dreikammerbremse gab er Ende der achtziger Jahre wohl als erster an, wie man den Luftverbrauch der Zweikammerbremse einschränken

und mit der Wirkung der Einkammerbremse von Westinghouse in Übereinstimmung bringen konnte.

Auch die großzügige Regelung des Werkstoffwesens für den Betrieb und die Werkstätten ist ein Verdienst W.s während seiner Zeit als Direktionsmitglied.

Im Jahre 1889 erhielt W. auf persönliche Anordnung des Ministers v. Maybach die zweite maschinentechnische Ratsstelle im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, womit sich ihm ein noch größerer Wirkungskreis eröffnete.

Die Neuordnung des Werkstättenwesens und der Dampfheizung bei den preußischen Staatsbahnen muß dem Wirken des neuen vortragenden Rats zugute geschrieben werden. Die Einführung der Kunze-Knorr-Bremse bei Schnell- und Personenzügen und der durchgehenden Güterzugbremse ließ er sich im weiteren Verlauf seines Schaffens angelegen sein; ist dadurch doch die Betriebs- und Verkehrssicherheit auf deutschen Bahnen stark gesteigert worden.

Eine Maßnahme von besonderer Bedeutung betraf auch das Groß-Berliner Eisenbahnwesen. W., als Ministerialdirektor und Leiter der maschinentechnischen Abteilung, hat allen Widerständen zum Trotz im Jahre 1912 im preußischen Abgeordnetenhaus die Bewilligung der Mittel zur Vorbereitung der Elektrisierung der Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen durchgesetzt. Er hatte mit klarem Blick die Entwicklung der Zukunft erkannt.

An äußeren Ehrungen hat es W. nicht gefehlt. Am 20. Juni 1904 wurde er zum Oberbaudirektor mit dem Rang eines Rates I. Klasse ernannt. Im März 1906 verliehen ihm der Rektor und Senat der Technischen Hochschule zu Charlottenburg wegen seiner Verdienste um den Eisenbahnmaschinenbau die Würde eines Dr.-Ing. e. h. Am 5. Juni 1913 erhielt er den Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat »Exzellenz«.

Mit dem großen Kriege begannen aufreibende Arbeiten, die von folgeschweren Entschlüssen begleitet waren. Nach dem Zusammenbruch unterzog sich der Sechundsiebzigjährige der schweren bitteren Aufgabe, zu retten, was noch zu retten war.

Nach längerem Urlaub trat W. am 30. September 1919 in den Ruhestand und 1921 starb er.

Ein Leben reich an Arbeit, aber auch an anerkanntem erfolgreichem Wirken für Deutschlands Wirtschaftsentwicklung.

Berlin-Charlottenburg.

Hans Baumann.

**Wilhelm II.**, König von Württemberg, \* in Stuttgart am 25. Februar 1848, † in Bebenhausen am 2. Oktober 1921. Der Vater dieses während der Pariser Februarrevolution geborenen Fürsten, der Prinz Friedrich von Württemberg, war ein Neffe, die Mutter Katharina war eine Tochter des damals regierenden Königs von Württemberg, Wilhelms I. Daß dem Kinde später der Thron zufallen würde, konnte man noch nicht wissen; Thronfolger war des Königs Sohn Karl, der aber ohne Nachkommen blieb. Der kleine Prinz wuchs als einziges Kind auf und erhielt nach dem guten Geiste des königlichen Hauses eine sorgfältige Erziehung. Der Richtung auf Einfachheit und Natürlichkeit kam übrigens sein eigener Sinn entgegen. Er gehörte später zu den Fürsten, denen glänzendes Auftreten widerstrebt und die nur mit Disziplin sich in das Notwendige fügen.

Der erste Erzieher war ein feiner junger Theologe; nach der Einsegnung wurde er von einem tüchtigen Offizier abgelöst. Der Prinz hat dann die Universitäten Tübingen und Göttingen besucht, in der Hauptsache Staats- und Rechtswissenschaften, Nationalökonomie und Geschichte gehört. Als der siebziger Krieg ausbrach, war er bereits ins preußische Heer eingetreten; er war unbefriedigt davon, daß er im Kriege, um als vermutlicher Thronfolger geschont zu werden, nur zu seiner Unterrichtung und zu Meldungsritten vom Hauptquartier des preußischen Kronprinzen aus verwendet wurde und dabei zu zwei Gefechten der württembergischen Truppen zu spät kam, während er 1866 im Gefecht gestanden hatte. Er war dann noch längere Zeit im preußischen und württembergischen Heeresdienst beschäftigt. Anfang 1877 heiratete er die anmutige und ausgezeichnete Prinzessin Marie von Waldeck; allein die überaus glückliche Ehe fand ein trauriges Ende. Ein Söhnlein starb bald und 1882 starb nach einer unglücklich verlaufenden Geburt die Prinzessin. Eine Tochter, Pauline, heute Fürstin von Wied, ist das einzige Kind Wilhelms geblieben. Nach Jahren schwerer Trauer hat er sich noch einmal entschlossen, zu heiraten; die Wahl fiel auf Prinzessin Charlotte von Schaumburg-Lippe, 1886 wurde die Hochzeit gefeiert. Die neue Ehe blieb kinderlos, und damit war entschieden, daß die Krone Württembergs, dessen Kernland mit der Reformation ganz verwachsen ist, auf die katholische, mit Habsburg verwandte Seitenlinie falle. Mit dem 6. Oktober 1891 wurde W., 43jährig, auf den Thron berufen.

W. war einer der Fürsten, die sich ohne Reibung der konstitutionellen Regierungsweise einfügen und mit ihrer Person hinter den Ministerien zurücktreten. Konstitutionell regieren im Sinn der deutschen Monarchie des 19. Jahrhunderts bedeutete, daß das geltende Recht und der geordnete Instanzenangang sorgfältig gewahrt wurde und das Berufsbeamtentum, das regelmäßig die Minister stellte, auch gegenüber dem Landtag die Führung behielt. König W. hatte der Reihe nach an Mittnacht (bis 1900), Breitling (1901—1906), Weizsäcker (bis 1918) Ministerpräsidenten, die besonnen, umsichtig, geschickt, wohl verstanden, was die Zeit verlangte, dabei Konflikte möglichst vermieden, die Führung sich nicht aus der Hand nehmen ließen. Der König griff in die Erwägungen und Entscheidungen der Minister in der Regel nicht durch eigene Stellungnahme ein; er nahm die Minister als die verantwortlichen Sachverständigen, deren wohlervogenem Rat er gern folgte, wenn er ihn einleuchtend vorgetragen fand. Dafür wünschte er aber auch genaue Rechenschaft, wo die Materie dem Nichtfachmann überhaupt zugänglich war. Wenn es von besonderem Wert war, trat er auch mit dem Gewicht seines königlichen Wortes nach außen für eine von der Regierung verfochtene Sache ein.

Persönlich eingegriffen hat er in die Frage des Zusammenschlusses der württembergischen Bahnen mit denen Preußens und der Nachbarn. Früher war es gerade der württembergische Ministerpräsident Mittnacht gewesen, der dem Gedanken, die deutschen Bahnen vom Reich verwalten zu lassen, Widerstand geleistet hatte; nach dessen Rücktritt wurde in der Öffentlichkeit der Anschluß Württembergs an die preußisch-hessische Gemeinschaft betrieben, und 1904 wurde auf württembergische Anregung hin wenigstens über eine Betriebsmittelgemeinschaft verhandelt, freilich mit bescheidenem Erfolg, und außerdem eine übereinstimmende Regelung der Tarife erreicht. Von Wichtigkeit war auch eine vom König mit dem Kaiser 1893 vereinbarte Ordnung des Offi-

ziersaustausches zwischen dem preußischen und dem württembergischen Kontingent, wodurch es württembergischen Offizieren in größerer Zahl möglich wurde, hohe Kommandostellen (deren es in Württemberg nur wenige geben konnte) zu bekleiden. Die in Württemberg umgekehrt wenig gern gesehene Übertragung von Führerstellen an preußische Offiziere hielt sich in mäßigen Grenzen. Das Heer lag dem König sehr am Herzen; es ist auf der Höhe gehalten worden, in der es sich den Weltkrieg hindurch überall bewährt hat.

Der König gehörte zu den eifrig reichstreuenden Fürsten. Die Schranken, die der politischen Tätigkeit eines deutschen Bundesfürsten gezogen waren, empfand er allerdings lebhaft; etwas zu bescheiden sprach er es wiederholt aus, es seien eigentlich nur die Gebiete von Kunst und Wissenschaft, in denen sich ein deutscher Fürst noch selbständig betätigen könne. In der Tat war es ihm wichtig, bedeutende Künstler nach Stuttgart zu bekommen und sie auszuzeichnen. Er persönlich hat auch die Gründung des Schwäbischen Schiller-Vereins angeregt, von dem aus das Schiller-Archiv zusammengebracht und das Schiller-Museum erbaut worden ist und der überhaupt die Aufgabe hat, für die Pflege des geistigen Vermächtnisses Schillers zu sorgen. Der Verein fand beim König immer eine kräftige Förderung.

Der inneren Landespolitik hat zu seiner Zeit das, was man Verfassungsrevision nannte, viel zu schaffen gemacht. Neben der Kammer der Standesherren — frühere Reichsunmittelbare, in der Napoleonszeit mediatisiert, und vom König ernannte Mitglieder, hauptsächlich hohe Beamte — gab es auch noch Privilegierte in der Zweiten Kammer: Vertreter der Ritterschaft und Spitzen der Geistlichkeit. Diese »Ritter und Prälaten« gehörten oft zu den wertvollsten Mitgliedern der Kammer, ihre Anwesenheit wurde aber als unzeitgemäß empfunden von denen, die mit ihrer politischen Richtung nicht einverstanden waren. Sie verstärkten im allgemeinen die Stimmen der »Deutschen Partei«, der Partei des Anschlusses an Preußen, die in Württemberg vorwiegend in den höheren Ständen evangelischen Bekenntnisses, unter Beamten, Geistlichen usw. ihre Anhänger hatte. Die demokratische Volkspartei zusammen mit dem Zentrum war nun darauf bedacht, die Privilegierten aus der Kammer zu entfernen, und diese Parteien nahmen seit den Wahlen von 1895 eine starke Stellung ein, wenn sie einig waren. Umgekehrt fehlte der Kammer der Standesherren eine arbeitsfähige Mehrheit; es war Zeit, die Kammer neu zusammenzusetzen. Eine Einigung über die »Verfassungsrevision« war aber zwischen den gesetzgebenden Faktoren schwer zu erreichen; erst 1906 kam man zustande damit. Die Ritter und Prälaten traten in die Erste Kammer in vermindelter Zahl über und dazu traten Vertreter von Landwirtschaft, Handel und Gewerbe ein — der Keim einer berufsständischen Vertretung. Eine Nebenwirkung war, daß die katholische Mehrheit dieser Kammer in eine evangelische verwandelt wurde, den Verhältnissen des Landes entsprechend. Die Zweite Kammer wurde durch Abgeordnete ergänzt, die nach dem System der Listen- und Verhältniswahl gewählt wurden. Während der innere Wert und das Ansehen der Ersten Kammer durch die neue Zusammensetzung gehoben worden ist, kann man das gleiche von der Zweiten Kammer nicht sagen.

Im Zusammenhang mit dem Verlangen nach einer »reinen Volkskammer« stand auch das nach der Aufhebung der Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher, die Württemberg eigentümlich war. Auch das war zugleich ein Kampf gegen

die Herrschaft der Honoratiorenschicht und der Deutschen Partei, die durch diese lebenslänglichen Leiter der Gemeinden vielfach gestützt wurde. Auch dieser Wunsch ist erst 1906 im Rahmen einer neuen Gemeindeordnung verwirklicht worden. Gleichzeitig kam eine neue Bezirksordnung zustande, die die Selbstverwaltung der Bezirke auf eine breitere Grundlage stellte.

Zu den wichtigen Ergebnissen der Regierung gehörte ferner, in zwei Steuerreformen durchgeführt, ein neuer, ausgezeichnete Aufbau des Steuersystems.

Die evangelische Kirche lag dem König, ihrem *summus episcopus*, besonders am Herzen. Ihre Entwicklung in dem echt württembergischen Charakter, der zwischen Beharren beim Alten und Weitherzigkeit einen vorsichtigen Ausgleich sucht, war recht nach seinem Sinne. In seine Zeit fällt eine Änderung in der Stellung der Volksschule zur Kirche. Noch immer war in Württemberg die Volksschule den Kirchen unterstellt; der Vorgesetzte des Schullehrers war der Ortsgeistliche. Ein Gesetz, das nach langen Kämpfen 1909 zustande kam — nachdem die Erste Kammer in ihrer neuen Zusammensetzung eine nichtkatholische Mehrheit erhalten hatte — richtete eine besondere Schulaufsicht ein. Als Zentralbehörde wurde für die evangelischen Volksschulen — denn Simultanschulen gab es nicht — ein evangelischer Oberschulrat geschaffen, während für die katholischen Schulen der Katholische Kirchenrat die Oberbehörde blieb, nur daß er in Schulsachen unter dem Namen Katholischer Oberschulrat auftrat. In den Bezirken sollte die Schulaufsicht an besondere Beamte übergehen, doch waren auch diese Beamten meistens nicht frühere Lehrer, sondern Theologen.

Vornehmheit, Gewissenhaftigkeit, Sachlichkeit, Güte und Wohlwollen waren hervorstechende Charakterzüge des Königs. Vornehm durch und durch waren auch Erscheinung und Auftreten. Germanischer Adel! Die Lebenshaltung am Hofe war einfach, der König sparsam. Jagd und Pferdezucht (das berühmte Gestüt von Weil) wurden in würdigen Grenzen gepflegt. Der König hatte eine ernste Liebe für Musik und bildende Kunst. Die gemütvolle Art dieses Fürsten trat hervor, wo er mit Not und Unglück der Bevölkerung in Berührung kam, besonders im Krieg, und wenn er da Truppen ins Feld zu verabschieden hatte. Die Besuche des fast Siebzigjährigen in den Lazaretten waren wohltuend. Er selber war bei solchen Anlässen innerlich sehr ergriffen. Seine Weichheit zeigte sich auch darin, daß es ihm schwer fiel, ein Todesurteil zu unterschreiben, und in seinem Verhalten beim Umsturz 1918.

Als er 1916 sein 25jähriges Regierungsjubiläum feierte, hieß es in der sozialdemokratischen Zeitung Stuttgarts: wenn heute aus Württemberg eine Republik würde, so würde das württembergische Volk seinen König zum Präsidenten wählen. Es war das Bekenntnis dazu, daß er allgemein beliebt war und die Württemberger mit ihm verwachsen waren; es war aber auch in naiver Weise damit gesagt, daß er nicht als Hindernis auftreten, sondern sich der Volkssouveränität wie der konstitutionellen Monarchie einfügen würde. In den ersten Novembertagen von 1918 hatte er sich bereits damit abgefunden, über Staatsverfassung und Königtum eine Volksabstimmung entscheiden zu lassen. Die Feinde hatten wissen lassen, daß sie mit der Monarchie in Deutschland den ersehnten Frieden nicht abschließen würden, und weithin in der deutschen Nation wurde daraus die Folgerung gezogen, daß die Monarchie abdanken müsse. Da war es auch für einen Monarchen aus hartem Stoff schwer,



für seine Stellung zu kämpfen. Es lag nahe, die sogenannte Selbstbestimmung des Volkes anzurufen. Der König von Württemberg entschloß sich zu einem parlamentarischen Ministerium, und es wurde eine Erklärung erlassen, unterzeichnet vom König und den Ministern, die vom König nur noch in der dritten Person sprach und mit der Mitteilung begann, daß ein Ministerium, auf dem Vertrauen der gewählten Volksvertretung aufgebaut, »die Regierung übernommen« habe. »In Übereinstimmung mit ihm« ordnet nun der König die Wahl einer »konstituierenden Landesversammlung« an, für die zugleich mit richtiger Berechnung das Frauenwahlrecht eingeführt wird. »Ihre Aufgabe soll sein, unserem Staat eine den Bedürfnissen der neuen Zeit genügende Verfassung auf demokratischer Grundlage zu geben. Die Mehrheit des württembergischen Volkes soll damit in die Lage versetzt sein, die Entscheidung über die künftige Regierungsform zu treffen. Der König spricht aus, daß seine Person niemals ein Hindernis einer von der Mehrheit des Volkes geforderten Entwicklung sein wird, wie er auch bisher seine Aufgabe einzig darin erblickt hat, dem Wohl und den Wünschen seines Volkes zu dienen.« Diese Unterwerfung unter die Volkssouveränität hatte gar keine Zeit, im Lande zu wirken. Während die neuen Minister eben vom König vereidigt wurden, bereitete die Meuterei des 9. November der alten Ordnung ein gewaltsames Ende. Es war beschlossene Sache und des Königs ausgesprochener Wille, daß kein Bürgerblut vergossen werden solle. Besonders nicht um seine Person — denn er faßte es wohl so auf, daß er nicht für eine Sache, die er zu vertreten habe, sondern für sich selbst Blut zu vergießen schien. So wälzte sich denn eine wüste Masse, hauptsächlich Arbeiter aus der Kriegsindustrie, die keine Württemberger waren, geführt von einem Matrosen, auch in die Privatwohnung des Königs; man zog dort die rote Fahne auf und nötigte ihn zur Abfahrt. Nach einigen Stunden verließ er Stuttgart. Danach bedankte er sich noch bei dem Posten, der ihn bis zur Abfahrt zu schützen hatte.

Dem Wunsch, auf die Krone sofort zu verzichten, stellten sich seine früheren Ratgeber noch eine Zeitlang entgegen; am 30. November erschien dann die von ihm selbst verfaßte Urkunde, in der er die Krone niederlegt; er will der »freien Entwicklung« den Lauf lassen, dankt aus Herzensgrund allen, die ihm treu gedient und ihm Gutes erwiesen haben, und ruft Gottes Schutz für sein Land an. »Erst mit meinem letzten Atemzuge wird meine Liebe zur teuren Heimat und ihrem Volke erlöschen.« Mit einem Dank antwortete auch die Revolutionsregierung; sie hat dann in einigermaßen zulänglicher Weise für den König gesorgt. In dem herrlichen Zisterzienserkloster Bebenhausen bei Tübingen, das von seinen Vorfahren als Sommersitz und Jagdschloßlein eingerichtet war, brachte er unter dem selbstgewählten Namen »Herzog Wilhelm zu Württemberg« noch fast drei Lebensjahre zu, in denen er viele Zeichen der Liebe und Dankbarkeit seiner Württemberger erlebte. Dort starb er nach kurzer Krankheit.

Wie er im Sommerrefektorium der Mönche aufgebahrt lag, umgeben von dem Herbstlaub seiner Wälder, das glühte wie in den Farben der scheidenden Sonne, unter der Totenwacht der treuen Forstbeamten, da zogen in langen Wallfahrtszügen die Menschen hin, ihn noch einmal zu grüßen. Überwältigend kam zum Ausdruck, wie das Volk durch alle Schichten hin an ihm und der alten Zeit hing. Dann wurde der tote König in einem einfach-würdigen Leichenzug, der die Residenzstadt mit ihrer schmutzigen Novembererinnerung im

Bogen umfuhr, zu dem Grab in Ludwigsburg an die Seite seiner ersten Gemahlin geleitet. Dort trat in imponierender Versammlung noch einmal das alte Württemberg auf: die fürstlichen Verwandten unter Führung des Thronfolgers, des Herzogs Albrecht von Württemberg, die hohen Beamten des Staates und des königlichen Hofes, die Generale des siegreichen Heeres.

Literatur: Der Hofprediger Prälat Dr. K. Hoffmann hat im „Württ. Nekrolog“ des J. 1921 (Kohlhammer, Stuttgart) ein Lebensbild gezeichnet, das vor Herausgabe des Gesamtbandes einzeln erschienen ist (1923). Mit Literaturangaben. Für die Zeit bis zum Regierungsjubiläum, 1916, ist auf das Sammelwerk »Württemberg unter der Regierung König Wilhelms II.«, herausgegeben von Prof. Dr. Viktor Bruns, zu verweisen. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1916.) Über die Regierung des Königs hat zuvor Karl Weller in Eugen Salzers Kalender »Von Schwäbischer Scholle« 1916 (Heilbronn) als »ersten Versuch« eine gedrängte Übersicht gegeben, in der württembergische Eigentümlichkeiten im Vergleich mit anderen Staaten hervorgehoben werden. Über die Tage des Umsturzes werden noch Veröffentlichungen erfolgen; bis jetzt ist auf einen Aufsatz des früheren Direktors des Staatsarchivs, Dr. Eugen Schneider, zu verweisen, der als letztes Stück in Schneiders Vorträgen und Abhandlungen »Aus der württembergischen Geschichte«, bei Kohlhammer in Stuttgart 1926, abgedruckt ist. Zum Tode des Königs: »Schwäbischer Merkur« vom 3. bis etwa zum 10. Oktober 1921.

Tübingen.

Adolf Rapp.

**Wolzendorff, Kurt**, \* am 12. April 1882 zu Nassau an der Lahn, † in Halle am 21. März 1921. — Die juristische Doktorwürde erwarb W. am 22. Mai 1905 von der jur. Fakultät der Universität Marburg. Ab November 1912 war er Gerichts-assessor bei der Kgl. Staatsanwaltschaft Wiesbaden, welche Stellung er erst am 31. März 1917 aufgab. Am 30. April 1913 habilitierte er sich in Marburg. Ab 1. April 1917 wurde er zum etatsmäßigen a. o. Professor an der Albertus-Universität Königsberg ernannt für die Fächer: Staats-, Verwaltungs-, Kirchen-, Völker-, Kolonialrecht sowie Deutsche Rechtsgeschichte. Seit Sommersemester 1919 bis zu seinem Tode war er ordentlicher Professor in der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg als Nachfolger E. Loenings.

Bevor W. sein Amt in Halle antrat, wirkte er als Sekretär seines früheren Lehrers, des deutschen Mitbevollmächtigten Professor Dr. W. Schücking bei den Friedensverhandlungen in Versailles mit. Mehrere scharf geschliffene, heute noch zitierte Sätze besonders in der Mantelnote zu den »Bemerkungen der Deutschen Friedensdelegation zu den Friedensbedingungen« vom 29. Mai 1919 stammen aus W.s Feder.

W. ist aus der Heidelberger Schule G. Jellineks hervorgegangen, jener Schule, der die Staatstheorie der ganzen Welt so große und weitgehende Anregungen verdankt, wie kaum einer anderen Schule der Neuzeit. Er hat dem großen Lehrer dadurch ein Denkmal der Dankbarkeit gesetzt, daß er ihm seine wohl wertvollste Arbeit, sein Werk über den Polizeigedanken des modernen Staates widmete.

Daneben war er zugleich ein Schüler W. Schückings — dessen treuester. Er ist Schücking bis zuletzt in größter Anhänglichkeit eng verbunden geblieben; ihm geistig nahestehend insbesondere durch den sittlich betonten naturrechtlichen Zug seiner wissenschaftlichen Grundeinstellung, weiterhin eine entschieden liberale Staatsauffassung, sowie durch tiefen Glauben an das sittlich erfaßte Postulat der Notwendigkeit der Erweiterung des Rechtsgedankens über

die Welt. Im Vorworte zu seiner Schrift über die Lüge des Völkerrechts steht z. B. im Anschluß an eine ähnliche Bemerkung Bluntschlis der schöne Satz: »Das rechtliche Gewissen in internationalen Dingen zu wecken und zu festigen, das ist immer noch die erste und wichtigste Aufgabe.«

Aber nicht nur wissenschaftlich war er dem Lehrer und Freunde kongenial. Er ähnelte ihm auch insbesondere durch die künstlerische Note seines Wesens, die sich bei ihm in einer ausgesprochenen zeichnerischen und charakteristischen Weise speziell karikaturistischen Begabung äußerte. Der künstlerische Zug zeigte sich auch in der persönlichen Lebenshaltung und dem äußern und innern Habitus dieses großzügigen, nie auf den eigenen Vorteil bedachten Mannes mit den nicht immer seinen Verhältnissen voll entsprechenden großen Allüren.

Unterschieden war er von W. Schücking vor allem durch den Mangel an praktischem politischem Interesse. Nicht, daß ihm deshalb Sinn für das lebendige Leben oder gar für Tagesprobleme abzusprechen gewesen wäre! Im Gegenteil: die sozialwissenschaftliche Betrachtungsweise hat er gegenüber der reinen Begriffskonstruktion stets auf das Entschiedenste betont, und so bedeuten die Worte seines Werkes über den Polizeigedanken, er wolle am Beispiel der Polizei den Nachweis versuchen, daß diese sozialwissenschaftliche Betrachtungsweise der Verwaltungslehre prinzipielle Erkenntnis von Erscheinungen zu fördern vermag, die nicht nur neben der juristischen Erkenntnis des Rechtslebens der Verwaltung, sondern gerade auch für diese von ergänzender Bedeutung ist, geradezu ein Programm. Und diese Einstellung war es zugleich, die ihn zu einem Vorkämpfer der Wiederbelebung der immer noch daniederliegenden, so dringend benötigten Verwaltungslehre machte.

Sein Interesse an politischen Gegenwartsfragen befriedigte er auf theoretische Weise. Die Ergebnisse dieses Nachdenkens sind in ungemein zahlreichen Denkschriften (von denen leider ein Teil unveröffentlicht in Akten ruht), Aufsätzen und Broschüren enthalten, in denen durchweg der theoretisch-rechtsgedankliche Charakter im Vordergrund steht. Unter diesem weiterstreuten Material finden sich manche von W.s besten und fruchtbarsten Ideen.

Ich erinnere hier nur an seine letzte postume Schrift über Minoritätenschutz mit dem signifikanten Titel: »Grundgedanken des Rechts der nationalen Minderheiten (Naturrecht des Minderheitenschutzes) nebst einem Exkurs über Nationalkataster«. Diese Arbeit von nur 46 Seiten ist für jede grundsätzliche Beschäftigung mit dem Minoritätenproblem neben insbesondere dem bekannten Werk von Karl Renner (Das Selbstbestimmungsrecht der Nationen, Leipzig und Wien 1918) und den Arbeiten von R. Laun trotz der schnellen Entwicklung, die die Minderheitenfrage inzwischen genommen hat, noch heute unentbehrlich und wird es vermutlich noch auf absehbare Zeit bleiben.

Aber noch eine dritte geistige Verwandtschaft W.s muß festgestellt werden: seine Abhängigkeit von O. v. Gierke und dessen Genossenschaftsgedanken, in dem W. die deutsche Rechtsidee *κατ'ἔξοχην* enthalten sieht. Diese Überzeugung und dieser Glauben tritt besonders stark zutage in seiner Schrift über deutsches Völkerrechtsdenken. Hier steigert sich W. unter anderem zu folgenden Sätzen: »Vielheit in der Einheit, die deutsche Rechtsidee, das ist in der Tat der Schlüssel zum Problem des Völkerrechts. Und eben deshalb ist das Problem des Völkerrechts: der Völkerbund.« (S. 44) . . . »Der innerste Kern in

der Idee des Rechtsstaats und der Idee des Staatenrechts, des Volksstaats und des Völkerbundes, ist die deutsche Rechtsidee.«

Aber diese Auffassung zieht sich wie ein roter Faden durch sein ganzes Denken; wir finden sie ebenso in seiner Schrift über den deutschen Staat und sein Recht, wie auch zum Beispiel in der erwähnten Arbeit über die Lüge des Völkerrechts. Zu letzterer hat zum Beispiel Stier-Somlo in einer Besprechung im Archiv des öffentlichen Rechts (1921, S. 251) gesagt, sie enthalte sichtbare Spuren »der geradezu mit der Kraft einer Zwangsvorstellung wirkenden Geistes-einstellung auf die Genossenschaftsidee« (S. 67).

Mit den somit festgestellten geistigen Ableitungen ist übrigens W.s wissenschaftliche Originalität keineswegs in Frage gestellt. Sie besteht vor allem in der Verarbeitung dieser drei Einflüsse durch eine scharfkantige, geistvolle, ja zuweilen kapriziöse Persönlichkeit zu einer ungemein reizvollen neuen synthetischen Einheit.

Was auch W. geschrieben hat, es fesselt durchweg nicht nur durch die darin sich äußernde Formulierungskunst und ein zum Teil geradezu beängstigendes Wissen dieses überaus fleißigen und belesenen Gelehrten. Ein Mann wie Laband hat diese W.sche Eigenschaft in einer Besprechung von W.s gelehrtestem Buch: Staatsrecht und Naturrecht in der Lehre vom Widerstandsrecht des Volkes usw. rühmend hervorgehoben, allerdings dabei zugleich die zu große Weitschweifigkeit dieser Arbeit beanstandet (Arch. des öffentl. Rechts 1917, S. 132).

Allgemein ist man nicht berechtigt, diesen Vorwurf gegen W.s Schriften zu erheben. Ein Teil von ihnen läßt im Gegenteil dem Bedauern Raum, daß Verfasser nicht ausführlich genug das behandelte Thema durchschürft habe.

Ein weiterer Grund seiner wissenschaftlichen Eigenart besteht darin, daß er dogmatisch genau so fest im Sattel saß wie historisch, und daß er mit gleicher Liebe und gleichem Verständnis für Grundprobleme sowohl wie auch für Einzelfragen begabt war. So verlor er bei aller Neigung zum theoretischen Denken niemals die Tatsachen aus seinem Beobachtungsfelde. Das ermöglichte es ihm auch, gleichzeitig Spezialfragen des Verwaltungsrechts, wie staatsrechtliche und völkerrechtliche Grundbegriffe zu klären, und das machte ihn nicht nur zu einem der ersten Kenner des preußischen Polizeirechtes, sondern stellte ihn bereits mit seinen jungen Jahren in die vorderste Reihe der jüngeren Staatstheoretiker.

Kein Vollendeter war er, als er schied, sondern ein Ringender noch und ein Suchender, aber ein großes Talent und eine Zukunftshoffnung.

Nicht daß er nicht durchaus Fertiges geschaffen hätte! Ein Vergleich insbesondere seiner tüchtigen Gesellenarbeit: »Die Grenzen der Polizeigewalt« aus den Jahren 1905/06 mit seinem 1918 erschienenen Hauptwerk über den Polizeigedanken beweist das.

Von seiner vorerwähnten Arbeit über Naturrecht und Staatsrecht hat besonders befugte Seite das (bisher ungedruckte) schwerwiegende und äußerst schmeichelhafte Urteil gefällt: »eine in gewissem Sinne abschließende Darlegung der politischen Ideen, die an dem Ausbau der modernen Staatsverfassungen mitgewirkt haben«.

Und sein Werk über die Lüge des Völkerrechts hat durch seinen Schüler Vorwerk neben einiger Kritik das Urteil erhalten: »Sicherlich wird dieses Buch innerhalb der deutschen Wissenschaft für absehbare Zeit grundlegend und

richtunggebend für jede in die Tiefe dringende Behandlung der rechtlichen Seite der Probleme Krieg und Völkerbund bilden.«

Aber wie sein Werk über den Polizeigedanken das Ergebnis und der zusammenfassende Abschluß von zahlreichen, vorher hier und dort erschienenen vorbereitenden Arbeiten gewesen, so war alles, was er überhaupt geschrieben, als er scheiden mußte, nur Ausschnitt und Vorbereitung eines großzügigen, umfassenden, bei ihm in Formung begriffenen staatstheoretisch-rechtsgedanklichen Denkgebäudes.

Er hat bisher keinen geistigen Nachfolger seiner eigenartigen Arbeitsmethoden und Problemstellungen gefunden. Und so ist die große Lücke, die sein vorzeitiger Tod in der Zahl der Genossen seiner so spärlich vertretenen Fächer gelassen hat, auch heute noch unausgefüllte, schmerzliche Gegenwart.

**Literatur:** Auswahl der Schriften K. W.s (auf Wiedergabe der ungemein großen Menge von Aufsätzen mußte verzichtet werden). Die Grenzen der Polizeigewalt I und II (Heft 3 und 5 der Arbeiten aus dem juristisch-staatswissenschaftlichen Seminar der Königlichen Universität Marburg), Marburg 1905, 1906. — Der Gedanke des Volksheeres im deutschen Staatsrecht, Tübingen 1914 (Recht und Staat in Geschichte und Gegenwart 4). — Staatsrecht und Naturrecht in der Lehre vom Widerstandsrecht des Volkes gegen rechtswidrige Ausübung der Staatsgewalt. Zugleich ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des modernen Staatsgedankens, Breslau 1916, (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, H. 126). — Vom deutschen Staat und seinem Recht. Streiflichter zur allgemeinen Staatslehre, Leipzig 1917, — Der Polizeigedanke des modernen Staates. Ein Versuch zur allgemeinen Verwaltungslehre unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung in Preußen, Breslau 1918 (Abhandlungen aus dem Staats- und Verwaltungsrecht, H. 35). — Deutsches Völkerrechtsdenken, München 1919. — Die Lüge des Völkerrechts. Der Krieg als Rechtsinstitution und das Problem des Völkerbundes im Gedankensystem des Völkerrechts, Leipzig 1919. — Geist des Staatsrechts. Eine Studie zur Biologie des Rechts und zur Psychologie des Volksstaates, Leipzig 1920. — Grundgedanken des Rechts der nationalen Minderheiten (Naturrecht des Minderheitenschutzes) mit einem Exkurs über Nationalkataster, Berlin 1921. (Das Selbstbestimmungsrecht der Deutschen.)

Königsberg.

Herbert Kraus.

**Zorn von Bulach, Hugo**, Freiherr, Staatssekretär von Elsaß-Lothringen, \* in Straßburg im Elsaß am 2. Februar 1851, † am 20. April 1921 auf seinem Stammgut Osthausen im Unter-Elsaß. — Z. v. B. war der Sproß eines der ältesten elsässischen Adelsgeschlechter. Ein Z. spielte schon auf der Höhe des Mittelalters im Kampf der Straßburger Geschlechter gegen den Bischof eine große Rolle. Die Familie war und ist beiderseits des Rheins begütert, aber der Schwerpunkt des Geschlechts lag immer im Elsaß. Im elsässischen Boden hatte auch der Verstorbene seine starken Wurzeln. Er war der Typus eines elsässischen Landedelmannes und als solcher in gewissem Sinne eine singuläre, charakteristische Erscheinung, weil seit der Französischen Revolution der alte angestammte Landadel größtenteils aus dem Lande verschwunden ist oder, sofern er noch blieb, durch die Verbindung nach Frankreich hin sich stark französiert und das Elsässische mehr oder weniger abgestreift hat. Das Z.sche Geschlecht hatte im 19. Jahrhundert vor andern es sich angelegen sein lassen, das Angestammte, naturhaft Elsässische des Landjunkertums zu behaupten und auch nach außen zur Darstellung zu bringen.

Dieses Originell-Ursprüngliche mochte den Vater seinerzeit Napoleon III. empfohlen haben, der ihn zum Kammerherrn der Kaiserin Eugenie erhob, und

das Gleiche war es wohl auch, das Kaiser Wilhelm II. an dem Sohn anzog, so daß er ihm seine Gunst ganz besonders zuwandte.

Vater und Sohn hatten den stark ausgeprägten Ehrgeiz, in dem Land, das sie gleichsam in ihrer Person symbolisch verkörperten, auch demgemäß eine führende, ausschlaggebende Rolle zu spielen: das entsprach Tradition und Stellung der Familie. Es lag also in der Linie der Natur der Familie, daß man, fest auf elsässischem Boden beharrend, auch verschiedenen Regimes, wechselnden nationalen Regierungen diene. Ein knorriger elsässischer Stamm, der durch die Jahrhunderte hindurch im Heimatboden wurzelt, der bleibt, was er ist, ob unter französischem oder deutschem Himmel. Das Entscheidende und Ausschlaggebende ist der elsässische Lebens- und Beharrungstrieb. So hat der Vater schon 1871 rasch auch den Anschluß an die deutsche Seite gefunden, und der Sohn fühlte sich erst recht der Heimat verpflichtet und hatte somit keine Mühe, dem Regime, das jetzt über die Heimat gebot, seine Dienste zur Verfügung zu stellen.

Die ersten Studien machte Hugo Z. v. B. auf dem bischöflichen Gymnasium in Straßburg; er studierte dann auf der württembergischen landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim und an der Straßburger Universität, verheiratete sich 1883 mit Mercedes von Heeren aus Hamburger Reederkreisen.

Früh schon widmete er sich gemäß den Überlieferungen des Hauses dem öffentlichen Leben, trat 1878 in den Bezirkstag ein, 1879 in den Landesausschuß, erregte damals schon die Aufmerksamkeit durch die auffallend scharfe Kritik, die er an dem Manteuffelschen System übte. Aber er wußte zu gut, daß über das Schicksal der Heimat letztlich nur in Berlin entschieden ward, und daß man darum, wenn man dem Elsaß nützen wollte, an der Reichszentrale festen Fuß in dortigen parlamentarischen und Regierungskreisen fassen mußte. So nahm er schon 1881 ein Reichstagsmandat an, das er aber bei den Septennatswahlen 1887 verlor. Von 1890—1893 war er wieder Mitglied des Reichstages. Seit dem Jahre 1895 gehörte er zur elsäß-lothringischen Beamtenhierarchie als Unterstaatssekretär der Landwirtschaft, und damit hatte das elsässische einheimische Element zum ersten Male eine gebietende Stellung im höheren Beamtentum erobert. Im Jahre 1909 erhob der Kaiser, der an der Kraftnatur des »gentilhomme campagnard« sein besonderes Wohlgefallen gefunden hatte, den »Landwirtschaftsminister« auf die höchste regierende Stelle: er machte ihn zum Staatssekretär. Es sollte diese Berufung auch eine dem elsässischen Volke geltende Geste sein, die also an sich dazu angetan gewesen wäre, der elsässischen Eigenliebe zu schmeicheln und den Willen zur positiven Zusammenarbeit mit einer Regierung zu stärken, an deren Spitze eine das Elsaß symbolisch verkörpernde Persönlichkeit stand. Diese erhofften Wirkungen blieben jedoch aus. Die Gründe liegen heute ziemlich klar zutage. Einmal war Z. v. B. mit dem Augenblick, da er den Staatssekretärposten antrat, der höchste Beamte, der als solcher naturnotwendig sich mit dem »altdeutschen« Beamtentum, das das Rückgrat des elsäß-lothringischen Gemeinwesens war, solidarisch fühlen mußte. Gegen dieses Beamtenrückgrat war aber schon die Opposition des Parlamentarismus in vollster Blüte. Das Anrennen gegen die Bureaucratie als das ausschlaggebende Element des Staates wurde darum zwangsläufig ein Anrennen gegen den obersten Vertreter des Beamtenstaates. Ob er nun Elsässer war oder nicht, er gehörte für die parlamentarischen Parteileute zu der feindlichen Phalanx,

die es zu durchbrechen galt, um das Parlament zur Basis des Staates zu machen. So hatte gerade er von seinen eigenen Landsleuten die stärksten Stöße auszuhalten. Aber mit diesem Kampf gegen das Prinzip des Beamtenstaates mischte sich nun in eigentümlicher Weise der Kampf gegen das Fremde. In der Opposition gegen die Beamtenhierarchie steckte die Opposition der Bodenständigen gegen das aus allen Gauen des Deutschen Reiches zusammengesetzte, nach Ansicht der Einheimischen landfremde Element, dessen Vorherrschaft gebrochen werden sollte. Die parlamentarische Opposition erhielt durch diese nationalistisch-elsässische Tönung eine besondere Schärfe. Bei der ganzen ritterlichen Art, die für das Wesen des Landjunkers Z. v. B. bezeichnend war, wußte er: seine Stellung war auf der Seite der Schicht, der letztlich die Opposition galt. Der Elsässer deckte die Preußen, Bayern, Schwaben oder Hessen; es war seines Amtes. Bei seiner primären bodenständigen Einstellung war ihm alles Nationale etwas Sekundäres; ihm galt stets: einem Elsässer steht der eigene Heimatboden am nächsten. Von dieser Einstellung aus war ihm allerdings der »französisch geschminkte nationalistische Rummel«, der in den Jahren 1909—1913 einen »Fall« nach dem andern heraufbeschwor, im tiefsten Grunde zuwider, weil damit die Lebensinteressen des Heimatstaates schwer geschädigt werden mußten. Daß die ausschlaggebende elsäß-lothringische Partei, das Zentrum, es nicht fertig brachte, sich von diesem nationalistischen Element aus rein elsässischem Interesse zu scheiden, das brachte ihn auch in Gegensatz zu dieser katholischen Partei, der er doch durch Geburt, Beziehungen, Konfession am nächsten stand. Mit Hauß, dem späteren Führer der elsäß-lothringischen Landtagsfraktion des Zentrums, der dieser gemachten, von Frankreich her genährten Agitation, ebenso widerstrebte, verstand er sich darum auch stets gut; das Elsässische von unten, das gegen den Beamtenstaat sich richtete, und das Elsässische von oben, das dieses Beamtenelement als Achse des Gemeinwesens decken mußte, traf sich in dem bodenständigen Instinkte, der aus dem elsässischen Selbsterhaltungstrieb heraus doch dem Positiven zustrebte und die reine Negation nationalistischer Opposition ablehnte. Den Ausgleich zu finden war beiden versagt.

Wir haben Grund anzunehmen, daß heute die Elsässer fähiger sind, ihren einstigen ersten Minister gerecht zu beurteilen, und damit auch jetzt schon dem Urteile näher zu kommen, das einmal der ruhige Geschichtsbetrachter über ihn fällen wird. Er wird gewiß nicht ganz mit Unrecht feststellen, daß er der Stunde nicht völlig gewachsen war. Es mag zugegeben werden, daß er seine Landsleute nicht in der nötigen Distanz sah und sie darum gelegentlich unterschätzte, aber er hat doch den sicheren Instinkt besessen für das, was seinem Lande nottat, daß nämlich die Parteien es hätten fertig bringen müssen, über den maßlosen Parteigeist und die unklare, zum Teil so verlogene »*Culte du passé*«-Schwärmerei hinweg zu nüchterner elsäß-lothringischer Staatsbejahung zu kommen trotz allem, was noch zu dem Eigenstaate fehlte. Hätten die Parteien von 1911 bis 1914, statt in »Fällen« zu wühlen, keine Zweifel darüber gelassen, daß der Wille zum elsäß-lothringischen Staat ihnen zu hoch stehe, als daß sie ihn verschwommenen, unwahren Sentimentalitäten zum Opfer bringen könnten, hätten sie in ihren Kundgebungen damals mehr von dem erklingen lassen, was der unterelsässische Député Prof. E. Müller im Sommer 1925 in der französischen Kammer aussprach: »Wir waren so gut wie autonom« — dann wäre

wahrscheinlich vieles anders gelaufen. Solche unzweideutigen Bekundungen elsass-lothringischen Staats- und Volkswillens hätten sich in der Weltmeinung festgesetzt, und im November 1918 hätte man an diese Äußerungen elsass-lothringischen Lebenswillens anknüpfen können, so daß Elsaß-Lothringen nicht einfach so bedingsunglos den Franzosen hätte übergeben werden müssen.

Elsaß-Lothringen wird in Zukunft B. den Ruhm zuerkennen, daß der Weg, den er wies, richtig war. So erfüllt sich auch an ihm das allgemeine Geschick, daß erst die Toten ihre Mission als Führer und Wegweiser ganz erfüllen. Sein Land fängt heute an, im Geiste eines B. und eines Karl Hauß zu handeln; vielleicht ist es doch noch nicht zu spät.

Literatur: M. Spahn im Bd. I des »Elsaß-Lothringischen Jahrbuches«, herausgegeben vom »Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich«, Verlag W. de Gruyter & Co., Berlin 1922, S. 182ff. — A. v. Puttkamer, Die Ära Manteuffel, Stuttgart, S. 143 ff. — Fritz Bronner, Die Verfassungsbestrebungen des Landsausschusses für Elsaß-Lothringen. Heidelberg 1926 — Verhandlungen des elsass-lothringischen Landesausschusses, 10., 11. und 14. Session. — Verhandlungsberichte des elsass-lothringischen Landtags.

Freiburg i. Br.

Wilhelm Kapp.



# TOTENLISTE

•



## Verzeichnis der Abkürzungen

Ein Stern (\*) vor dem Namen bezeichnet, daß das »Deutsche Biographische Jahrbuch« dem Toten eine eigene Biographie gewidmet hat, auf die am Schlusse des Artikels mit **DBJ** unter Angabe von Band- und Seitenzahl verwiesen ist; die zu jedem Namen der Totenliste angeführte Literatur verzeichnet die Quellen des Bearbeiters und gibt auch weitere, zum Teil aus zweiter Hand geschöpfte Hinweise; **W** deutet dabei an, daß dort ein Verzeichnis der Werke des Verstorbenen, **P**, daß ein Porträt beigegeben ist. Wo kein Jahrgang angegeben ist, ist der Jahrgang 1921 gemeint.

Andere Abkürzungen sind:

- |  |  |   |
|--|--|---|
| <b>AA</b> = Amtliche Auskunft.                                       | <b>E</b> = Echo, Das Blatt der Deutschen im Ausland (mit der Beilage <i>E. v. T.</i> = Echo vom Tage). | <b>JB Peters</b> = Jahrbuch der Musikbibliothek Peters.                         |
| <b>AD</b> = Das akademische Deutschland.                             | <b>EG</b> = Eisenberg, Großes Biogr. Lexikon der deutschen Bühnen.                                     | <b>JSTG</b> = Jahrbuch der schiffsbautechn. Gesellschaft.                       |
| <b>AdW</b> = Akademie der Wissenschaften.                            | <b>ELK</b> = Allg. evang.-luth. Kirchenzeitung.  | <b>JZ</b> = Leipziger Illustrierte Zeitung.                                     |
| <b>AMZ</b> = Allg. Musikzeitung.                                     | <b>ERL</b> = Ehren-Rangliste d. ehemaligen deutschen Heeres (Berlin 1926).                             | <b>Kchr</b> = Kunstchronik.   |
| <b>AT</b> = Adeliges Taschenbuch.                                    | <b>Frh T</b> = Freiherrliches Taschenbuch.   | <b>KL</b> <sup>17</sup> = Kürschner, Deutscher Literaturkalender 1917.          |
| <b>B</b> = Brockhaus, Handbuch des Wissens, 6. Aufl., 1923/24.       | <b>GK</b> = Deutscher Geschichtskalender.  | <b>KR</b> = Keiters, Katholischer Literaturkalender.                            |
| <b>BB</b> = Börsenblatt.   | <b>GT</b> = Gräfliches Taschenbuch.  | <b>KW</b> = Kunstwart.  |
| <b>BJ</b> s. <b>DBJ</b> .  | <b>H</b> = Hochland.   | <b>L</b> = Leopoldina.  |
| <b>BKW</b> = Berliner Klinische Wochenschrift.                       | <b>HA</b> = Handbuch des preussischen Abgeordnetenhauses.  | <b>LE</b> = Literarisches Echo.   |
| <b>BR</b> = Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter, 6. Aufl. (1913). | <b>HBL</b> = Hirsch, Biograph. Lexikon der hervorr. Ärzte.   | <b>LJ</b> = Löbells Jahresberichte.   |
| <b>BZ</b> = Bibliographie der deutschen Zeitschriftenliteratur.      | <b>HNV</b> = Handbuch der Nationalversammlung.   | <b>LNN</b> = Leipziger Neueste Nachrichten.                                     |
| <b>ChZ</b> = Chemiker-Zeitung.                                       | <b>HV</b> = Histor. Vierteljahrschrift.  | <b>LZ</b> = Literarisches Zentralblatt.   |
| <b>DBJ</b> = Deutsches Biographisches Jahrbuch.                      | <b>JAW</b> = Jahresberichte über die Fortschritte der klass. Altertumswissenschaft.                    | <b>MAR</b> = (Münchener) Allgemeine Rundschau.                                  |
| <b>DBZ</b> = Deutsche Bauzeitung.                                    | <b>JB</b> = Jahrbuch der deutschen Bibliotheken.   | <b>MAZ</b> = Münchner Allg. Zeitung.  |
| <b>DJZ</b> = Deutsche Juristenzeitung.                               |  | <b>MMK</b> = Münchner Medizinische Klinik.                                      |
| <b>DKZ</b> = Deutsche Kolonialzeitung.                               |  | <b>MMW</b> = Münchner Medizinische Wochenschrift.                               |
| <b>DMW</b> = Deutsche Medizinische Wochenschrift.                    |  | <b>MS</b> = Müller-Singer, Allg. Künstlerlexikon.                               |
| <b>DRG</b> = Deutsche Rundschau für Geographie u. Statistik.         |  | <b>MW</b> = Militärwochenblatt.   |
|  |  | <b>Meyer</b> <sup>6, 7</sup> = Meyers (Konversations-)Lexikon, 6. (7.) Auflage. |

- N* = Die Naturwissenschaften.  
*NMZ* = Neue Musikzeitung.  
*NZZ* = Neue Zürcher Zeitung.  
*ÖR* = Österreich. Rundschau.  
*PBL* = Pagel, Biogr. Lexikon hervorr. Ärzte.  
*PF* = Poggendorff, Biogr.-literar. Handwörterbuch zur Gesch. der exakten Naturwissenschaften.  
*PM* = Petermanns Mitteilungen.  
*PY* = Pataky, Lexikon deutscher Frauen der Feder.
- R<sup>8</sup>* = Riemann, Musik-Lexikon, 8. Aufl. (1922).  
*RH* = Reichstagshandbuch.  
*SB* = Sitzungsberichte.  
*SchK* = Schwäbische Chronik.  
*SM* = Schwäb. Merkur.  
*SMH* = Süddeutsche Monatshefte.  
*Soz. MH* = Sozialistische Monatshefte.  
*St. u. E.* = Stahl und Eisen.  
*TB* = Thieme-Becker, Allg. Lexikon der bildenden Künstler.  
*TR* = Tägliche Rundschau.  
*U* = Universum.  
*UAT* = Uradeliges Taschenbuch.
- UK* = Aschersons Universitäts-Kalender.  
*VDI* = Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure.  
*VZ* = Vossische Zeitung.  
*WI<sup>7, 8</sup>* = Wer ist's? (7. u. 8. Auflage).  
*WJ* = Württembergisches Jahrbuch.  
*WMW* = Wiener Medizin. Wochenschrift.  
*WN* = Württembergischer Nekrolog.  
*WZ* = Weser-Zeitung.  
*ZB* = Zentralblatt der Bauverwaltung.  
*ZBibl* = Zentralblatt für Bibliothekwesen.

## Totenliste

- Ablehl**, Rudolf, *Dr. phil.*, Prof., Privatdoz. für slaw. Philol. a. d. Univ. Breslau, Pfarrer em. der evang. 11 000-Jungfrauen-Kirche in Breslau; \* Breslau 9. VIII. 1850; † Breslau 12. II. — WI<sup>7</sup> (W); LZ Sp. 222; TR 17. VI.
- Ableiter**, Johannes Leonhard, Präsident a. D. der württ. Ministerialabteilung für gelehrte Schulen; \* Heidenheim 30. XI. 1844; † Stuttgart 11. VI. — Sch K. Nr. 263, 266, 267; WJ für 1921/22.
- Ackermann**, Friedrich, Ingenieur im Neunkircher Eisenwerk von Gebr. Stumm; \* Reichelsheim 16. I. 1857; † Neunkirchen 1. VII. — VDI 65, 998 (P).
- Adamkiewicz**, Albert, *Dr. med.*, o. Prof. d. Medizin a. d. Univ. Wien, Erforscher der Krebskrankheit, Erfinder des »Kankroin«; \* Zerkow 8. VIII. 1850; † Wien 31. X. — W.: »Krebsoperationen sind Verbrechen« (1917); »Die Eigenkräfte der Stoffe« (1920); »Prof. Dr. Albert A.« (1914) = Biographien zeitgen. Dichter und Denker 2; KL (W); PBL 5—7 (P); Meyer<sup>7</sup> I, 105; LZ Sp. 985; WI<sup>8</sup> 1767; TR 19. XI.
- Albers-Schönberg**, Heinrich, Emil, *Dr. med.*, o. Prof. der Röntgenologie an d. Univ. Hamburg; \* 21. I. 1865; † Hamburg 4. VI. — W.: »Röntgenatlas der Kriegsverletzungen« (1916); Hrg. der »Fortschritte auf dem Geb. der Röntgenstrahlen« und »Röntgentechnik«; LZ Sp. 486; DMW 785 f. (Strauß); Fortschr. auf dem Geb. der Röntgenstrahlen 28, 197—205 (Grashey); TR 7. VI.
- Albu**, Albert, *Dr. med.*, Prof. der inneren Medizin an d. Univ. Berlin, Patholog; \* Frankfurt a. O. 8. III. 1867; † Berlin 15. I. — W.: »Zahn- und Mundkrankheiten in ihren Beziehungen zu organischen und allgemeinen Erkrankungen« (1919, 1922); PBL 26 (W); BKW 141 f. (Boas); MMK 1345 (P. Krause); DMW 107 f. (Alkan) und 785 (O. Strauß); WMW 253; Archiv für Verdauungskrankh. 27, 224—226 (Alexander); TR 16. VI.
- d'Andrade**, Francesco, Kgl. bayr. Kammer-sänger, Baritonist der Berliner Staatsoper, berühmter Don-Juan-Darsteller; \* Lissabon 11. I. 1859; † Berlin 8. II. — P: Nationalgalerie Berlin (als Don Juan von Slevogt); AMZ 109; Signale 133; WJ für 1921/22; Meyer<sup>7</sup> I, 556; JB Peters 1921, 7; Velh. u. Klas. Monatsh. 1921, H. 4, 213—216 (Höcker); R<sup>8</sup> 26; Klavierlehrer 42; B1, 81; BZ 48; Soz. MH 368 (N. Zeppler).
- \* Auguste Victoria**, Deutsche Kaiserin, Königin von Preußen, geb. Prinzessin zu Schleswig-Holstein, Gemahlin Kaiser Wilhelms II.; \* Dolzig (Niederlausitz) 22. X. 1858; † Haus Doorn (Holland) 11. IV. — W.: Aus nachgelassenen Niederschriften (Gedichte), hrsg. von Ernst Pfeiffer, Berlin 1925. — Strecker, Unsere Kaiserin (1921); Kaiserin A. V., Gedenkblatt der Leipz. Ill. Zeitung (1921); H. Wagenführ v. Arnim, Ansprache zum Gedächtnis (1921); Joh. Kritzing, Unsere verwiegte Kaiserin A. V., ein Gedenkblatt (1921); Kaiserin A. V., zum Gedächtnis. Ihr Leben und Wirken, ihre Heimkehr und Beisetzung (R. Hobbing, 1921); A. O. Meyer, Kaiserin A. V. (1921); J. Vogel, A. V. (1921); Bogdan Krieger, Unsere Kaiserin als Landesmutter 1914 bis 1918 (1921); Lindenberg, D. Buch der Kaiserin A. V. (1927) — Meyer<sup>7</sup> I, 1150 f.; BZ 48 u. 49; Neue Christoterpe 1922, 1—10 (Conrad), 1925 (Briefe der Kaiserin, hrsg. von Bartels u. Kögel); IZ 4046 (P; du Moulin Eckart) und 4047 (Bilder der Beisetzung); Monatsschr. für Pastoraltheol. 17, 209—212 (Dryander); Konservat. Monatsschr. 455 (Everking) und 540 bis 544 (Koppen); Allg. Rundschau (München) 18, 208 (Aschenbrenner); Preuß. Kirchenztg. 37 (Raack); Mitteil. d. Ver. für Gesch. Berlins 38, 17 (Torge);

- ELK 262 f; KW 34 II, 122; Zentralbl. der christl. Gewerksch. 21, 119; Die Frau 28, 235 (Hel. Lange); Christl. Welt 35, 282 (Martin); Deutsche Lehrerzeitung 182 (Weber); E 1263 — 1265 (P); DBJ 3, S. 11/13 (A. O. Meyer).
- Balan, Curt, D. theol.**, Präsident des Evang. Konsistoriums der einstigen Provinz Posen, Mitgl. der preußischen Generalsynode seit 1900, Vors. des Posener Provinzialverb. für Innere Mission; \* Breslau 4. X. 1855; † Potsdam 4. XII. — ELK 32; WI<sup>7</sup> 53.
- Barthel, Max**, Direktor der staatl. Maschinenbau- und Hüttenschule in Duisburg; \* Potsdam 17. X. 1863; † Duisburg 21. I. — VDI 65, 446 (P).
- Bassewitz-Levetzow, Karl Heinrich Ludwig** Graf v., 1901—14 mecklenb.-schwerin. Staatsminister, Wirkl. Geh. Rat, Exz., Fideikommißbesitzer; \* Schwerin 3. III. 1855; † Bristow 23. II. — Meyer<sup>7</sup> I, 1546; WI<sup>7</sup> 68, <sup>8</sup>1768; GT 1922.
- Battenberg, Ludwig Prinz von**, Durchlaucht, 1912—17 Erster Seelord der englischen Admiralität; \* Graz 24. V. 1854; † Paris 11. XI. — Meyer<sup>7</sup> I, 1563; WI<sup>7</sup> 69; <sup>8</sup>1768; Hessenland 35, 142.
- Baudissin, Graf Friedrich v.**, Admiral a. D.; vormalig à la suite des Seeoffizierkorps, 1908—09 Chef des Admiralstabes, 1909 bis 1913 Chef der Marinestation der Nordsee, Ritter des Schw.-Adler-Ordens; \* Schierensee (Holstein) 3. IV. 1852; † Charlottenburg 5. II. — Meyer<sup>7</sup> I; WI<sup>7</sup> 70, <sup>8</sup>1768.
- Bauer, Alexander, Dr. phil.**, Dr.-Ing. e. h., emer. Prof. der Chemie a. d. Techn. Hochschule Wien; \* Altenburg (Ungarn) 16. II. 1836; † Wien 13. IV. — W.: »Lehrbuch der chemischen Technik« (mit Hinterberger) (1865). — PF V 73 (W); KL (W); Pharmaz. Monatsh. (Pharmaz. Post) 1921, 61; Almanach 71 (1921) der AdW Wien 180—183; Österr. ChZ 99—104 (Böck); ChZ 585 (Pribram); Zeitschr. für angew. Chemie 34, 401 (Diergart).
- v. d. Beek, Theodor**, Bildnis- und Genremaler; \* Kaiserswerth 20. IV. 1838; † Düsseldorf 15. III. — MS 91 (W); Kchr 56, 523.
- Beger, Albert v.**, Baudirektor der württembergischen Domänenverwaltung, Erbauer zahlr. staatl. Bauten; \* Geislingen 11. III. 1855; † Stuttgart 14. VIII. — Württemb. Staatsanz. 191; SchK 377; DBZ 316; WJ für 1921/22; ZB 621—623 (Rimmele) (P).
- Behagel, Karl Hermann**, Oberbaurat, ehemal. Vorstand der evang. Kirchenbauinspektion in Heidelberg, bedeutender Kirchenbaumeister Badens; \* Mannheim 6. I. 1839; † Leipzig 7. IV. — DBZ 148.
- Behla, Robert, Dr. med.**, Prof., Regierungs- und Geh. Medizinalrat, Mitglied des Preußischen Statist. Landesamts, Medizinalstatistiker; \* Luckau (N.-L.) 2. VI. 1850; † Charlottenburg 22. I. — PBL 122 f. (W); Neues Lausitzer Magazin 97, 206; WI<sup>7</sup> 89; TR 27. I.
- Benzler, Willibrord, D. theol.**, 1901—1919 Bischof von Metz; \* Niederhemer 16. X. 1853; † Baden-Baden 16. IV. — W.: »Erinnerungen aus meinem Leben«, hrsg. v. Pius Bihlmeyer-Beuron (1922). — Meyer<sup>7</sup> II, 122; KR 1914, 43; IZ 4047 (P); WI<sup>7</sup> 100; Elsaß-lothr. Jahrb. I (1922), 185 f. (M. Spahn); B I, 239; TR 19. IV.; Ev. T 1364.
- Berchem, Max v.**, Orientalist, besonderer Kenner der Inschriften Syriens und Ägyptens, Mitarb. von Sasse-Herzfelds Archäolog. Reise (1911—20); \* Genf 16. III. 1863. † Genf 7. III. — LZ Sp. 301; Münchner Kalender 1919/21 (Jg. 36) (G. A. Seyler); Soz. MH 841; Kchr 56, 804 f. (Sasse).
- Berg, Hans Hansen**, Handelsdampferkapitän, im Kriege bekannt als Kapitän des Prisendampfers »Appam«; \* Schauby bei Appenrade 23. IX. 1876; † Hamburg 23. XI. — TR 12. XII.
- Berlepsch-Valendas, Hans Eduard v.**, Architekt, Maler und Schriftsteller, Vorkämpfer der Gartenstadtbewegung und Wohnungsreform, 1. stellv. Präsident der Münchner Oriental. Gesellschaft; \* St. Gallen 31. XII. 1852; † Planegg bei München 17. VIII. — W.: »Sozialismus und geistige Erneuerung« (1921). — MS I, 111 f.; KL<sup>17</sup> (W); LZ Sp. 669; LE 24, 56; DBZ 307; Kchr 56, 868; WI<sup>7</sup> 105, <sup>8</sup>1768; Meyer<sup>7</sup> II, 171.
- \* **Beseler, Hans v.**, Generaloberst, Eroberer von Antwerpen (1914) und Nowo-Georgiewsk (1915), 1915—18 deutscher Generalgouverneur von Polen; \* Greifswald 27. IV. 1850; † Neubabelsberg 20. XII. — W.: »Gedanken über Ausbildung und Truppenübungen« (1913); »Die allgemeine Wehrpflicht, Gedenkwort« (1913). — Technik und Wehrmacht 25, 17 (Schwarte); WI<sup>7</sup> 113, <sup>8</sup>1768; B I 256; TR 23. XI.; DBJ 3, S. 13/19 (v. Tschischwitz).
- \* **Beseler, Max v., Dr. iur.**, 1905—17 preuß. Justizminister, Ritter des Schwarzen-Adler-Ordens; \* Rostock 22. IX. 1841;

- † Berlin 24. VII. — WI<sup>7</sup> 113, B I, 256; Meyer<sup>7</sup> II, 245; TR 26. VII.; Evh. T 2384; DBJ 3, S. 19/21 (Huber).
- \* **Bethmann Hollweg**, Theobald v., *Dr. iur.*, 1908—17 deutscher Reichskanzler und preuß. Ministerpräsident, vorher seit 1896 Reg.-Präsident in Bromberg, 1899 Oberpräsident der Provinz Brandenburg, 1905 preuß. Minister des Innern, 1907 Reichsstaatssekretär des Innern; \* Hohenfinow 29. XI. 1856; † Hohenfinow 2. I. — W.: »Betrachtungen zum Weltkriege«, 2 Bde. (1919, 1921); »Friedensangebot und U-Bootkrieg« (1919); »Kriegsreden«, hrsg. von F. Thimme (1919). — H. Koetschke, Unser Reichskanzler. Sein Leben und Wirken (1916); G. Egelhaaf, Th. v. B. H., der fünfte Reichskanzler (Aufrechte Männer, 6. 1916); B. Guthmann und R. Kircher, Bethmann — Tirpitz — Ludendorff, Regierung und Nebenregierung (Flugschr. der Frankf. Ztg., 1919); Junius alter, Das Deutsche Reich auf dem Wege zur geschichtlichen Episode. Eine Studie Bethmann Hollweg'scher Politik in Skizzen und Umrissen (\*1919); W. Kapp, Die nationalen Kreise und der Reichskanzler, Denkschrift (1916); E. Majer-Leonhard, Die Frankfurter Ahnen des Reichskanzlers (1914); H. Fhr. v. Liebig, Die Politik B.s (1919); Ferdinand Graf v. Zeppelin, Wichtige Briefe in ernster Zeit (an B. H.) (1916). — Monatsh. für Politik u. Wehrmacht 50, 113—126 (v. Liebig); Deutsche Politik 6 I, 81—86 und 186—191 (Thimme); Soziale Praxis 35; Deutsche Stimmen 24. VIII. 1919 (Stresemann), abgedr. in Stresemann, Reden und Schriften, Bd. I, 1926, S. 296/310; Die Hilfe 4 (Heile); Forum 89—92 (Herzog); Allgem. Rundschau 18, 25 (Eisele); 19, 65 (v. Landmann); MAZ 9; Gegenwart 50, 358 (Erényi); KW 34 I, 289—292 (Troeltsch); Deutsche Revue Juni 1922, 194—204 (Wahnschaffe); Ecce Pforta 1919/21, 68; IZ 4039 (P); Soz. MH 1921, 33 f. (Kranold); WI<sup>8</sup> 1769; E 185 f.; Herres Polit. Handwörterbuch I, 222 (F. Hartung); GK 1921, I, S. 10 [Nachrufe im Reichs-DBJ 3, S. 21/41 (F. Hartung).
- Bower**, Max, Schriftsteller und Bismarck-Forscher; \* Düsseldorf 19. I. 1861; † Laubegast 13. X. — W.: »Gedichte« (1895); »Gedanken über Bismarck« (\*1890); »Göttliche Lieder« (\*1919); »Weisheit und Humor« (Auswahl, 1921); »Schillers letzte Stunden« (dramat. Werk). — WI<sup>7</sup> 118, \* 1769; KL<sup>17</sup>; BR I, 221 f.; KZ 702 (Sametzki); Das deutsche Theater, Jahrb. I (1922/23), 416; GK; LZ 828; LE 24, 308; LNN 16. X.; E 3401.
- Bodenhausen**, Bodo Freiherr v., *Dr. iur. et Dr. iur. h. c.* (Berlin), Kammerherr, Landrat a. D., ehemals Mitglied des preuß. Herrenhauses; \* Leipzig 29. XI. 1841; † Halle a. S. 7. V. — Frh. T 1924.
- Böhm**, Theodor, em. o. Prof. des Hochbaus a. d. Techn. Hochschule Dresden, Geh. Hofrat; \* Cleve 17. II. 1847; † Dresden 18. V. — W.: »Handbuch der Holzkonstruktionen des Zimmermanns« (1911). — DBZ 1917, 76 und 1921, 215.
- Boehn**, Max v., Generaloberst, Chef des Schlesw.-Holst. Inf.-Reg. Nr. 163, à la suite des Inf.-Reg. Hamburg Nr. 76, Ritter des Schwarzen-Adler-Ordens und des Ordens pour le mérite mit Eichenlaub, Kriegsteilnehmer 1870/71 und 1914/18, im Kriege 2. VIII. 1914 bis 2. II. 1917 Führer des IX. Reservekorps, darauf bis 11. III. 1917 der Armeeabteilung C, und bis 31. X. 1918 Oberbefehlshaber der 7. Armee; \* Bromberg 16. VIII. 1850; † Schloß Sommerfeld 18. II. — IZ 4043 (P); Der Krieg 1914/19, hrsg. von Dietrich Schäfer, III 199; Meyer<sup>7</sup> II 606; TR 19. II.
- \* **Bonnet**, Robert, *Dr. med.*, em. o. Prof. der Anatomie a. d. Univ. Bonn, Geh. Medizinalrat, Mitbegründer des Archivs für Anatomie; \* Augsburg 17. II. 1851; † Würzburg 13. X. — W.: »Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte« (\*1918, \*1920); »Der diluviale Menschenfund von Obercassel« (1919). — PBL I, 213 f. (W); LZ 860; Soz. MH 1071; Zeitschr. für die ges. Anatomie 1922, 425; WI<sup>7</sup> 162, \* 1769; DBJ 3, S. 41/43 (Sobotta).
- \* **Boßdorf**, Hermann, niederdeutscher Dichter, Obertelegaphenassistent a. D., Verf. plattdeutscher Dramen; \* Wiesenburg (Fläming) 29. X. 1877; † Hamburg 24. IX. — W.: »De Fährkrog« 1919, »Bahnmeester Dode«, »Kramers Kray« (1920), »De rode Ünnerrock«; ein Störtebeckerdrama blieb unvollendet; »Eichen im Sturm« (1919); »Ole Klocken« (Balladen, 1919); »Det Schattenspel« (Komödie, 1920); »Letzte Ernte«, hrsg. von A. Janssen (1922); Hermann B.-Buch«, hrsg. von A. Janssen (1922). — LZ 773; LE 186 und 258 (Janssen); Das Land 30, 32 (Dohse); Unser Pommerland 6, 396 (Janssen); Mitteilungen aus dem Quickborn 15, 26—30 (Janssen und Wriede) und 60 (Briefe); Niedersachsen 27, 299 (Janssen); Deutsches Volkstum 1922, 189 (R. Werner); Die Trese (Lübeck) I, 2, 8—11 (Fromme); Das deutsche Theater-Jahrb. I, 416; DBJ 3, S. 43/47 (Janssen).

- **Bracht**, Eugen, Prof. a. d. Akademie der bild. Künste in Dresden, Geh. Hofrat, Landschaftsmaler; \* Morges bei Lausanne 3. VI. 1842; † Darmstadt 15. XI. — W.: »Abenddämmerung am Toten Meer« (1881, Nationalgalerie, Berlin); »Ziehende Wolken« (Kunsth., Karlsruhe); »Waldwiese« (Pinakothek, München) u. a. — WI<sup>7</sup> 175 (W), \* 1769; BI 338 (W); MS I, 167 f.; Kchr 57, 159 f.; LZ 4062; KW 35 I, 183; LNN 17. XI.; TR 18. XI.; E 3929; DBJ 3, 47/52 (Amersdorffer).
- Brandt**, Marianne (d. i. Marie Bischof), Kgl. preuß. Kammersängerin, (1868—86) Altistin der Berliner Hofoper, 1882 Kundry in Bayreuth; \* Wien 12. IX. 1842; † Wien 9. VII. — Meyer<sup>7</sup> II, 781; R<sup>8</sup> 135; Soz. MH 1007; EG 121; Signale 756; AMZ 545; NMZ 42, 396; Die Stimme 15, 229; Rheinische Musik- und Theater-Zeitung 263; Klavierlehrer 111; JBPeters 7. — La Mara, Musikalische Studienköpfe V; M. Steinitzer, Meister des Gesanges.
- Bredt**, Max, Orient- und Porträtmaler; \* Leipzig 17. VI. 1860; † Ruhpolding 18. VI. — WJ für 1921/22; WI<sup>7</sup> 187; MS I, 174; Kchr 56, 727.
- Bressler**, Emil, Oberbaurat, Architekt, früher Präsident der Zentralvereinigung der österr. Architekten, Erneuerer des Palais Windischgrätz in Wien u. a.; \* Wien 3. XII. 1847; † Wien 29. I. — W.: Schloß Mauer; Ausstellungsbauten Amsterdam 1883, Antwerpen 1885. — WI<sup>7</sup> 182; MS I, 177; DBZ 64.
- Brock**, Heinrich, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Generalsekretär der Balneologischen Gesellschaft, Herausgeber der Schriften derselben; \* Bromberg 29. VIII. 1832; † Berlin 30. V. — LZ 496; Allgem. Med. Zentralztg. 90, 139 (Hirsch); Korresp.-Bl. der ärztl. Bez.-Vereine in Sachsen 92, 211; TR 3. VI.
- Brockhaus**, Albert, Verlagsbuchhändler, Chef der Brockhausschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig, 1901—07 1. Vorsteher des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, 1911—18 Mitgl. der 1. Kammer des sächs. Landtags; \* Leipzig 2. IX. 1855; † Leipzig 27. III. — W.: »Netsuke, Versuch einer Geschichte der japan. Schnitzkunst« 1905, \* 1925. — KL 17; BB f. d. deutsch. Buchh. 1921, I, 6 (B. Hartmann); LZ 301; IZ 4046 (P); Meyer<sup>7</sup> II, 904; LE 23, 956; WI<sup>7</sup> 198, \* 1770; BI 1, 359; »Die ersten Vorsteher des Börsenvereins der deutschen Buchhändler 1825—1925« (Leipzig 1925), S. 127 bis 130 (P).
- Buchholz**, Hugo, Dr., Prof. der Astronomie a. d. Univ. Halle; \* Lübeck 2. IV. 1866; † Halle a. S. 24. XI. — W.: »Angewandte Mathematik. Das mechanische Potential«, \* 1916; »Theorie und Berechnung der statistisch unbestimmten Tragweite«, 1921, Bearb. von Klinkerfus, »Theoret. Astronomie«. — LZ 964; H 17 II, 57—73 (Linzen); TR 25. XI.; PF V, 182.
- Buchner**, Max, Dr. med., Prof., Ethnograph und Forschungsreisender, 1887—1907 Direktor des ethnograph. Museums in München; 1875 Reise um die Welt in engl. Dienst, 1884 mit Nachtigal in Afrika (Schutzvertrag über Togo); \* München 25. IV. 1846; † München 25. IV. — W.: »Reise durch den Stillen Ozean« (1878); »Kamerun« (1888); »Das Bumerangwerfen« (1918); »Eine orientalische Reise und ein königliches Museum« (1919). — KL 17 (W); Meyer<sup>7</sup> II, 1029; PF IV, 200; LZ 428; Soz. MH 735; PM 130; WI<sup>7</sup> 213, \* 1770; TR 11. V.; EvT 1596.
- Budde**, Emil Arnold, Dr. phil., Physiker, Dr.-Ing. e. h., Prof., 1893—1911 Vorstandsmitgl., seitdem Mitgl. des Aufsichtsrats der Siemens-Schuckertwerke, Vorsitzender der Vereinigung für exakte Wirtschaftsforschung; \* Geldern 28. VII. 1842; † Feldafing a. Starnberger See 15. VIII. — W.: »Lehrbuch der Physik« (1879), »Mechanik der Punkte im starren System« (2 Bde, 1890—91); »Naturwissenschaftliche Plaudereien« (\* 1906). — Meyer<sup>7</sup> II, 1041 f.; PF V, 183 (W); LZ 692; Verh. der dtsh. physikal. Ges. III 2, 66; Dingers Polytechn. Journal 336, 291; Elektrotechn. Zeitschr. 42, 1153 f. (Wermer); Soz. MH 1012; TR 20. VIII.
- Buhl**, Otto v., württ. Staatsrat a. D., seit 1902 lebenslangliches Mitglied der 1. württ. Kammer, 1913 1. Vizepräsident derselben, Präsident der evang. Landessynode Württembergs, seit 1891 Vortragender Rat im württ. Finanzministerium; \* Stuttgart 29. VIII. 1842; † Stuttgart 29. XI. — WJ für 1921/22; Württ. Staatsanz. Nr. 281; SchK 553; Das Bayernland 32, 371 (Forster); SMH Nov. 1921, 97 (Guttenberg-Buhl); EvT 2184.
- Bühlmann**, Josef, Dr. phil., Dr.-Ing. e. h., o. Prof. der Baukunst a. d. Techn. Hochschule München, Geh. Hofrat; \* Großwangen 28. IV. 1844; † München 29. X. — W.: »Die Architektur des klass. Altertums in der Renaissance«, 3 Bde., 1913 bis 1919. — DBZ 396; ZB 576; MS I, 194; WI<sup>7</sup> 217, \* 1770; KL 17.
- Bulach**, s. Zorn.



- \* **Bülow**, Karl v., Generalfeldmarschall, Chef des ehem. Gren.-Regts Nr. 12, Domherr von Brandenburg, 2. VIII. 1914 bis 4. IV. 1915 Oberbefehlshaber der 2. Armee; \* Berlin 24. III. 1846; † Berlin 31. VIII. — W.: »Mein Bericht zur Marneschlacht« (1919). — Meyer<sup>7</sup> II, 1079; IZ 4056 (P); WI<sup>7</sup> 218, 1770; TR 4. IX.; E 2825; DBJ 3, 52/61 (Reymann).
- Buesgen**, Moritz, *Dr. phil.*, o. Prof. der Botanik an der forstl. Hochschule in Hannover-Minden; \* Weilburg 24. VII. 1858; † Hannover-Minden 12. VI. — W.: »Bau und Leben unserer Waldbäume« 1917. — KL 17 (W); LZ 509; PM 164; Soz. MH 1922, 124.
- Burckhardt**, Albrecht, *Dr. med.*, em. Prof. der Hygiene an d. Univ. Basel; \* Basel 13. VII. 1853; † Basel 2. XI. — W.: »Untersuchungen über die Gesundheitsverhältnisse der Fabrikbevölkerung in der Schweiz«; »Geschichte der medizin. Fakultät zu Basel 1460—1900« (1917). — PBL 282; LZ 1020; Schweiz. Med. Wochenschrift 52, 460 (J. L. Burckhardt).
- Burlage**, Heinrich Eduard, Reichsgerichtsrat, M. d. R. (Zentrum), 2. Vors. der Zentrumsfraktion des Reichstags, 1897 bis 1907 Mitgl. des oldenburg. Landtags, Mitarb. des Kommentars zum BGB. von Reichsgerichtsräten; \* Huckelrieden 25. XI. 1857; † Berlin 19. VIII. — KL 17; WI<sup>7</sup> 228; Meyer<sup>7</sup> II, 1126; LZ 670; Mitteilungen des Verb. deutscher Patentanw. Jahrg. 1921, 124; LNN 22. VIII.; E 2719.
- Camerer**, Gottfried Rudolf, *Dr. phil.*, Dr.-Ing., Prof. der Maschinenbaukunst an der Technischen Hochschule in München; \* Karlsruhe 25. VIII. 1869; † München 19. IV. — W.: »Beiträge zur Berechnung der Zentripetalturbinen« (1913); »Vorlesungen über Wasserkraftmaschinen« (1914, 1924). — LZ 383; WI<sup>7</sup> 239, 1770; TR 24. IV.
- Cauer**, Paul (Pseudon.: Ludwig Logander), *Dr. phil.* Geh. Reg.-Rat, Provinzialschulrat von Westfalen und o. Honorarprofessor der klass. Philologie, der Pädagogik und der Geschichte des höheren Schulwesens a. d. Univ. Münster; \* Breslau 17. XII. 1854; † Münster 26. XI. — W.: »Die Kunst des Übersetzens«, 1894, 5. Aufl. 1914; »Siebzehn Jahre im Kampf um die Schulreform« (1906); »Aus Beruf und Leben Heimgebrachtes« (1912); »Aufbau oder Zerstörung? Eine Kritik der Einheitsschule« (1919); »Beigaben zur Ilias und Odyssee« (1920); »Grundfragen der Homerkritik« (1921); »Ketzereien über Lehrerbild.« (1920); »W. Rathenaus staatsbürgerliches Programm« (1918); »Von deutscher Spracherziehung« (1919). — LZ 985; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 246; Neue Jahrb. für klass. Altertum II, 1922, S. 42—47 (Schurig); Das humanistische Gymnasium 1922, 2—7 (Hölk); KW 35 I, 255 (Avenarius); JAW 43, 1—33 (Fr. Cauer); Meyer<sup>7</sup> II, 1319.
- Christians**, Rudolf, Schauspieler u. Theaterleiter (Neues Schauspielhaus, Berlin); \* Middoge (Oldenburg) 15. I. 1869; † Newyork 2. II. — Rollen: Romeo, Hamlet, Richard III., Mephisto, Egmont. — WI<sup>7</sup> 253; EG 155 f.
- Conrad-Ramlo**, Marie, berühmte Ibsendarstellerin des Münchner Staatstheaters; \* München 8. IX. 1850; † München 1. X. — EG 162; Soz. MH 1008; Meyer<sup>7</sup> II, 1711.
- \* **Czapek**, Friedrich, *Dr. phil. et med.*, o. Prof. der Botanik a. d. Univ. Leipzig, korresp. Mitglied der AdW Wien; \* Prag 16. V. 1868; † Leipzig 31. VII. — W.: »Ratgeber für Studierende der Botanik« (mit J. Meisenheimer, 1921); »Biochemie der Pflanzen« (3 Bde., 1913—21); Herausg. der »Monographien aus dem Gebiete der Physiolog. der Pflanzen und der Tiere (1914 ff.). — Almanach 72 (1922) der AdW Wien, S. 168—170 (Becke); LZ 638; Soz. MH 1072; Ber. der Botanischen Ges. 1921, Bd. 39, 97/114 (K. Boresch, Pund W) Lotos, Bd. 69, 3—14 (K. Boresch); TR 3. VIII.; Meyer<sup>7</sup> III, 144; DBJ 3, S. 61/64 (W. Ruhland).
- Dachler**, Anton, hervorragender Vertreter der österr. Heimat- und Hausforschung; \* Achau (N.-Ö.) 17. I. 1841; † Wien 31. X. — W.: »Das Bauernhaus in Niederösterreich«. — DBZ 412; Wiener Zeitschr. für Volkskunde, Jahrg. 15, S. 46 (K. Rhamm), Jahrg. 27, S. 20 (Haberlandt) und S. 75 (Nachruf).
- Daenell**, Ernst Robert, *Dr. phil.*, *Litt. Dr. h. c.* (Columbia), *LLDr. h. c.* (Wisconsin), o. Prof. der Geschichte an der Univ. Münster; \* Stettin 28. VIII. 1872; † Münster i. W. 17. XII. — W.: »Die Blütezeit der deutschen Hanse« (gekr. Preisschrift, 2 Bde., 1906); »Geschichte der Verein. Staaten von Amerika« (1913, 1923); »Die Spanier in Nordamerika« (1911); »Dänemark« (1919); »Nordamerika, Mittelamerika, Südamerika« (Handb. der Staatengesch. 2, 9, 1923). — LZ 45; PM 17; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 281; Meyer<sup>7</sup> III, 232; Hansische Geschichtsblätter 47. Jahrg., Bd. XXVII, S. I/VII (1922) (D. Schäfer m. P); TR 21. XII.; Die Neue Zeit (*The News Times*), Chicago,

- Ill., Jahrg. IV, Nr. 4, 28. I. 1922 (F. Schönemann); Hist. Zeitschr. 125, 552.
- Dantscher v. Kollesberg**, Viktor, *Dr. phil.*, o. Prof. der Mathematik a. d. Univ. Graz; \*Innsbruck 29. X. 1847; † Graz im VIII. — PF IV 296, V 260 (W); LZ 669.
- \***Defregger**, Franz v., Historien- und Genremaler, Professor a. d. Münchner Kunstakademie, Ehrenbürger der Stadt München, Ehrenmitglied der Akademien Berlin, Wien und München, Ritter des Ordens pour le mérite; \* Stronach bei Dölsach (Pustertal) 30. IV. 1835, † München 2. I. — W.: »Das letzte Aufgebot« 1874 (Hofmuseum, Wien), »Hofers letzter Gang« (Königsberg); »Die Heimkehr der Sieger 1809« (Nationalgalerie, Berlin); Illustr. zu den Dichtungen »Von Dahoam« von Karl Stieler (1921). — Rosenberg, Defregger (1911); Meißner, Franz v. Defregger (1900). — »Tyroler Ehrenkranz«, S. 144 f. (Josef Graber) (P); MS I, 324 f.; MAZ 20 (Doering); Velh. u. Klas. MH Mai 1921, S. 303—308 (Stieler) (mit Bildern); LZ 62; Christl. Kunst 17, 132 (Doering); Soz. MH 271; H 18 II, 763 (Ranftl); Kchr 56, 299—303 (Uhde-Bernays); IZ 4039 (Delphy); Gartenlaube 48 (Hagen); »Die Kunst für Alle« 36, 150; Die Woche 29 (Kienzl); KW 34 I, 309—311 (Avenarius); E 202; Meyer<sup>7</sup> III, 362; DBJ 3, S. 64/68 (P. Schmidt).
- Delbrück**, Clemens Gottlieb v., Wirkl. Geh. Rat, Exz., Ritter des Schwarzen-Adler-Ordens, 1896 Oberbürgermeister von Danzig, 1902 Oberpräsident von Westpreußen, 1905 preuß. Minister für Handel und Gewerbe, 1909—16 Reichsstaatssekretär des Innern und Stellvertreter des Reichskanzlers, darauf o. Honorarprof. a. d. Univ. Jena, X—XI. 1918 Chef des Zivilkabinetts des Kaisers, 1919—20 Abgeord. zur Deutschen Nationalversamml. (Deutschnat. Volksp.), 1920—21 M. d. R.; \* Halle a. S. 19. I. 1856; † Jena 18. XII. — W.: »Reden 1906—1916«, hrsg. von M. Frhr. v. Braun (1917); »Die Ausbildung für den höheren Verwaltungsdienst in Preußen (1917)«; »Die wirtschaftliche Mobilmachung in Deutschland 1914« (1924). — Joachim v. D., Clemens v. D. Ein Charakterbild (1922); Rich. Bahr, Clemens v. D. (1916). — IZ 4064 (P); Soziale Praxis 30, 1337; Deutsche Handelswacht 29, 63; HNV 148 (P); WI<sup>7</sup> 297, 1771; Meyer<sup>7</sup> III, 391; E 4177.
- Diederich**, Franz, *Dr. phil.*, Schriftsteller, Feuilletonredakteur des »Vorwärts«, verdient um das Volksbildungswesen; \* Hannover 2. IV. 1865; † Polzin 28. II. — W.: »Wintersonnenwende«, Spiel, 1893, 1914; »Kriegssaat. Kampfgedichte 1914 bis 1916« (1916); »Fritz Ebert« (1919); »Jungfreudig Volk. Gedichte« (1925); »Von unten auf«, sozialist.-lyr. Anthologie, 2 Bde. (1911); »Flugschriften zur Ausdruckskultur«; »Lassalle-Brevier« (1920) und »Marx-Brevier« (1920). — KL 17 (W); Soz. MH 418 f.; LE 23, 825; Die Neue Zeit 39 I, 561; BR II, 16; WI<sup>7</sup> 309; KW 34 II, 42 (Avenarius).
- Dietz**, Wilhelm, Dr.-Ing. e. h., o. Prof. der Ingenieurwissenschaften a. d. Techn. Hochschule München, Geheimer Hofrat; \* Wien 19. V. 1850; † München 11. II. — W.: »Bewegliche Brücken« (1907). — WI<sup>7</sup> 316, 1771.
- Doebber**, Johannes, Kapellmeister u. Komponist; \* Berlin 28. III. 1866; † Berlin 26. I. — W.: »Der Zauberlehrling«; »Der Schmied von Greta Green«; »Die Millionenbraut« (Operette); Sinfonie op. 34; Lieder. — R<sup>8</sup> 252; JBPeters 1921, 8; AMZ 73; NMZ 42, 164; Rheinische Musik- u. Theater-Ztg. 57; Klavierlehrer 26; Die Stimme 15, 140; WI<sup>7</sup> 323, 1771.
- Döring**, Hans Georg v., Geh. Reg.-Rat, Oberstleutnant a. D., 1914 stellv. Gouverneur der Kolonie Togo; \* Königsberg i. Pr. 7. IV. 1866; † Bochum 24. XI. — PM 263; TR 25. XI.; AT 1920.
- \***Dühring**, Eugen, *Dr.*, Philosoph und Nationalökonom, Schriftsteller; \* Berlin 12. I. 1833; † Nowawes bei Potsdam 21. IX. — W.: »Der Wert des Lebens« (1922); »Waffen, Kapital, Arbeit« (1924); »Cursus der National- und Sozialökonomie« (1925). — Emil Döll, Eugen D. Seine Geisteshaltung im Leben und seine Bedeutung für die Nachwelt (1914—21); Emil Döll, »Eugen D.« (1893, W); F. Engels, »D.s. Umwälzung der Wissenschaft« (1878). — KL 17 (W); LZ 791; Soz. MH 975 f. (Lau), 993 (Schmidt), 1132 f. (Kleineibst); IZ 4059 (P); LE 24, 248; Polit.-anthropol. Monatsschr. 21, 82—85 (U. Dühring); WI<sup>7</sup> 343, 1772; Meyer<sup>7</sup> III, 1066; TR 30. IX.; E 3121; Deutscher Herold, Jg. 23, 9, S. 113—120 (Dietr. Littmann); DBJ 3, S. 68/74 (A. Wenzl).
- Duensing**, Frida, *Dr. iur.*, deutsche Sozialpolitikerin, Direktorin (seit 1919) der sozialen Frauenschule in München, Herausgeberin der Jahrbücher für Jugendpflege; \* Diepholz 26. I. 1864; † München 5. I. — W.: »Frida D. Ein Buch der Erinnerung.« Hrsg. von Ricarda Huch u. a. (1922). — Monatsschr. für Kinderhortwesen 5, 113 (Koepp); Die Frau 28, 140 (Endres), 161—167 (Briefe von F. D.);

- Soz. MH 547 und 253; Frauenfrage 23, 9 (Koepp); Kindergarten 70; Die Lehrerin 37, 149 (H. Böhme); Meyer<sup>7</sup> III, 1100.
- \* **Dvořák**, Max, *Dr. phil.*, o. Prof. der Kunstgeschichte a. d. Univ. Wien; \* Raudnitz a. E. 14. VI. 1874; † Grubach bei Wien 8. II. — W.: »Idealismus und Naturalismus in der gotischen Skulptur und Malerei« (1918); »Katechismus der Denkmalspflege« (1916, 1918); »Zur Entwicklungsgeschichte der barocken Deckenmalerei in Wien« (1920); »Betrachtungen über die Entstehung der neuzeitlichen Kabinetmalerei«, hrsg. von L. Baldass (1923); »Kunstgeschichte als Geistesgeschichte« (1924). — Herausgeber von »Jahrb. des kunsthistor. Instituts in Wien« und (mit A. Burda) »Die Entstehung der Barockkunst in Rom« (1922). — »Max D. zum Gedächtnis« von Dag. Frey (1922); »Ein Gedenkblatt zur Trauerfeier für Max D.« (1922). — Almanach 71 (1921) der AdW Wien, 253 bis 259 (Schlosser); LE 826; Die Denkmalspflege 23, 40 (Kohte); Hist. Zeitschr. 124, 188; GK; LZ 172; Soz. MH 271; DBZ 76; Kehr 56, 409 u. 441—444 (H. Tietze); Meyer<sup>7</sup> III, 1131; DBJ 3, S. 74/77 (H. Tietze).
- Dybwad**, Peter, Baurat, Architekt in Leipzig, Mitpreisträger beim Bau des Reichsgerichts, Erbauer der Gartenstadt Marienbrunn; \* Christiania 17. II. 1859; † Leipzig 13. X. — DBZ 375; ZB 540; B I, 617.
- Eberlein**, Richard, *Dr. phil. et med.*, Prof. der Chirurgie an d. Tierärztl. Hochschule Berlin, dz. Rektor der Hochschule; \* Großsalze 16. X. 1869; † Berlin 10. XII. — W.: »Leitfaden des Hufbeschlags« (1903, 1913); »Kompendium der speziellen Chirurgie für Tierärzte« (1920); »Die Veterinärchirurgie und der Krieg« (1918). — KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 352, 1772; Fortschr. auf dem Geb. der Röntgenstrahlen 29, 126; Berliner tierärztl. Wochenschr. 38, 92 (Schmaltz) u. 229 (Weiser); TR 12. XII.
- Eberschweiler**, Wilhelm, Nikolaus, S. J.; \* Püttlingen (Saarbrücken) 5. XII. 1837; † Exaäten (Holl. Limberg) 23. XII. Novizemeister, Missionar, in Aachen, Gorheim, Wynonandsrade und Exaäten, Walter Sierp S. J. Ein Aposteldesinneren Lebens. W. E., S. J. (1837—1921), Freiburg i. B. 1926.
- Eckenbrecher**, Karl Paul Themistokles v., Landschafts- und Marinemaler; \* Athen 17. XI. 1842. † Kiel 7. XII. — W.: Nordische und orientalische Landschaften und Marinebilder. — Meyer<sup>7</sup> III, 1172; WI<sup>7</sup> 355 f. (W); MS I, 384; Kehr 57, 227 f.; TR 8. XII.
- Ecker**, Otto, *Dr. iur.*, seit 1900 Direktor der Hamburg-Amerika-Linie, 1909 ord. Delegierter des Deutschen Reichs zur internat. Seerechtskonferenz in Brüssel; \* Hamburg 17. IV. 1860; † Hamburg 22. XI. — WI<sup>7</sup> 356.
- \* **Ehrenberg**, Richard, *Dr. cam.*, Geh. Hofrat, o. Prof. der Staatswissenschaften a. d. Univ. Rostock und Direktor des staatswissensch. Seminars, Gründer des Instituts für exakte Wirtschaftsforschung daselbst; \* Wolffenbüttel 5. II. 1857, † Rostock 17. XII. — W.: »Große Vermögen« (1902); »Die Unternehmungen der Brüder Siemens« (2 Bde., 1906—16), »Landarbeit und Kleinbesitz« (11 Bde., 1906—11); »Die Fugger, Rothschild, Krupp« (1925); »Das Haus Parich in Hamburg« (1925). — Herausgeber des »Archiv für exakte Wirtschaftsforschung«. — LE 24, 575; Soziale Praxis 30, 1337; LZ 45; Ecce Pforta, Jahrg. 1919/21, S. 49; WI<sup>7</sup> 361, 1772; TR 20. XII.; Meyer<sup>7</sup> III, 1238; DBJ 3, S. 77/80 (C. v. Eickstedt.).
- \* **Ehrenwerth**, Josef Gängl von E., ehem. o. ö. Prof. der Eisenhüttenkunde an der montanistischen Hochschule in Leoben (Steiermark), Hofrat, *Dr. mont. h. c.*, Dr.-Ing. h. c.; \* Spittal in Kärnten 14. VI. 1843; † Klagenfurt 12. I. — St. u. E. 41, I, 283 (F. Schraml m. P); DBJ 3, S. 80/82 (O. v. Keil-Eichenthurn).
- Eichhoff**, Franz Richard, o. Prof. der Eisenhüttenkunde an der (früheren) Bergakademie Berlin, vorher (1904—06) Direktor der Elektrostahl-G. m. b. H. in Remscheid; \* Essen 1. IV. 59; † Berlin 1. VI. — WI<sup>7</sup> 366; LZ 486; St. u. E. 41 II, 944 (P); TR 4. VI.
- Eichhorst**, Hermann Ludwig, *Dr.*, Prof der inneren Medizin a. d. Univ. Zürich, Direktor der Medizinischen Klinik; \* Königsberg 3. III. 1849; † Zürich 26. VII. — W.: »Hygiene des Herzens und der Blutgefäße« (1915, 1922). — PBL 447 f. (P); LZ 628; Schweiz. Med. Wochenschr. 51, 881 (Huber); BKW 1260; DMW 1, 304 (Naegeli); WI<sup>7</sup> 366, 1772.
- Eigenbrodt**, Wolrad (Pseudon.: E. Wolrad), *Dr. phil.*, Lektor der schwed. Sprache und Literatur a. d. Univ. Jena, Schriftsteller; \* Koblenz 10. VI. 1860; † Jena 25. V. — W.: »Märchen« (1886); »Gedichte« (1896); »Aus der schönen weiten Welt« (1918); »Bäumchen im Frühling. Kinderlieder« (1919); »Frühlingsgarten. Kinderlieder« (1921). — »Schwedentum an deutschen Universitäten. Gedenk-

- schrift für D. W. E.\* Hrsg. von seinen Schülern und Freunden (Geleitwort: R. Eucken, 1922). — KL 17 (W); LE 23, 1214; LZ 446; TR 26. V. und 2. VI.
- Engel, Johann Friedrich** (auch John Frederick) Landschafts-, Porträt- und Genremaler; \* Bernkastel a. d. Mosel 27. IV. 1844; † München 2. III., lebte 1847—62 und 1868—1872 in Albany und Neuyork. — W.: Fischerin am Chiemsee; Badende Kinder am Strand; Der Glückwunsch; Die Gratulanten, Chioggia. — TB 10, 529 (H. Holland m. W u. Lit.); Dreßlers Kunstjahrbuch 1913 und 1921, S. 129; Böttcher, Malerwerke des 19. Jahrh. 1; MS (3. Aufl.), S. 399; Jansa, Deutsche bild. Künstler in Wort und Bild, 1912; R. Raupp und Fr. Wolter, Die Künstlerchronik von Frauenchiemsee (\*1924), S. 31 f., 47, 59 (mit Illustr. und P); G. J. Wolf, Münchner Künstlerfeste 1925, S. 67 (m. Abb.); Daheim 1906, 25; Über Land und Meer 1906, 49; MNN 1914, 30. IV.; 1921 5. III.; 1922 11. III.
- \* **Erb, Wilhelm**, *Dr. med.*, Wirkl. Geh. Rat, Exz., em. o. Prof. der inneren Medizin und Direktor der mediz. Klinik a. d. Univ. Heidelberg, Mitbegründer der Neurologie; \* Winnweiler (Pfalz) 30. XI. 1840; † Heidelberg 29. X. — W.: »Handbuch der Elektrotherapie« (1882), »Handbuch der Krankheiten des Rückenmarks und des verlängerten Marks« (1876). — Herausg. der »Zeitschrift für Nervenheilkunde«. — »Wilhelm E., Gedächtnisworte, gespr. am 2. Nov. 1921 am Sarge« (1922). — KL 17 (W); LZ 909; MMW 1525 (Schoenborn) und 1922, 31; Med. Klinik 17, 1468 (Strümpell); BKW 58, 1399 (E. Meyer); DMW 1595 f. (Weizsäcker); PBL 464 f. (W); WI<sup>7</sup> 383; Schweiz. Archiv für Neurol. u. Psychiatr. 10, 347; Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. 74, I—X; WMW 2027; IZ 4061 (P); Meyer<sup>7</sup> IV, 83; E 3589; TR 1. u. 2. XI.; DBJ 3, S. 82/87 (Fr. Schultze).
- \* **Erdmann, Benno**, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, o. Prof. der Philosophie a. d. Univ. Berlin; \* Guhrau 30. V. 1851; † Berlin 7. I. — W.: »Kants Kritik der reinen Vernunft« (51900); »Logik« (1892, 31923); »Über Inhalt und Geltung des Kausalgesetzes« (1904); »Elementarlehre der Logik« (1907); »Grundzüge der Reproduktionspsychologie« (1920); »Die philosophischen Grundlagen von Helmholtz' Wahrnehmungstheorie« (1921); »Die Idee von Kants Kritik der reinen Vernunft« (1917); »Berkeleys Philosophie im Lichte seiner wissenschaftlichen Tagebücher« (1919). — Herausgeber der »Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte«. — KL 17 (W); LZ 86; Soz. MH 408; LE 23, 700; Logos 10, 249; Kantstudien 26, 138—150 (Wentscher); Ethische Kultur 249 (Wentscher); SB Preuß. AdW 1921, 497—508 (Stumpf); Meyer<sup>7</sup> IV, 133; TR 11. I. — E. Wentscher: »B. E., der Historiker der Philosophie« (Kantstudien 26); DBJ 3, S. 88/92 (Dietrich).
- Erlenmeyer, Emil**, *Dr. phil.*, Prof., Geh. Reg.-Rat, Mitglied der Biologischen Reichsanstalt in Dahlem; \* Heidelberg 14. VII. 1864; † Berlin 14. II. — PF IV, 392 (W); WI<sup>7</sup> 386, 81772.
- Ernst Günther**, Herzog zu Schleswig-Holstein, Hoheit, Schwager Kaiser Wilhelms II., Mitglied des ehemal. preuß. Herrenhauses; \* Dolzig 11. VIII. 1863; † Primkenau 22. II. — W.: »Reformvorschläge im Reich und Preußen, eingebracht der Staatsregierung in den Jahren 1917 und 1918« (\*1919). — IZ 4043 (P); WI<sup>7</sup> 57, 81772; Meyer<sup>7</sup> IV, 184.
- Erzberger, Matthias**, Reichsfinanzminister a. D., M. d. R. (Zentrum) seit 1903; \* Buttenhausen 20. IX. 1875; † (ermordet) auf dem Kniebis bei Griesbach (Baden) 26. VIII. — W.: »Erlebnisse im Weltkrieg« (1920); »Reden zur Neuordnung des deutschen Finanzwesens« (1919); »Der stille Kulturkampf« (1912); »Die Militäranwärterfrage« (1914); »Die Mobilmachung« (1914); »Die Rüstungsausgaben des Deutschen Reiches« (1914); »Politik und Völkerleben« (1914); »Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.« Rede (1920); »Der Verständigungsfriede.« Rede (1917); »Der Völkerbund« (1918); »Duell und Ehre« (1913); »Die Zentrums-politik im Reichstag« (1913); »Der Völkerbund und die Friedensfrage« (1919); »Der Wehrbeitrag 1913« (1913); »Das deutsche Zentrum« (\*1912); »Zwart-wychwstanie Polski« (»Polnische Auferstehung«) (1917). — Ernst Bauer, E., Bilder aus seinem Leben und Werden, Kämpfen und Leiden (208 S.), 2. Aufl. 1925 (P); »Der E.-Prozeß. Stenograph. Bericht« (1920); »Matthias E. und der Militäretat. Nach den stenograph. Berichten des Reichstags« (1909); »Ehrendenkmal für Matthias E. Einweihung am 27. VIII. 1922« (1922). — Meyer<sup>7</sup> IV, 211 f.; E 2719; WJ für 1921/22; Württ. Staatsanz. Nr. 199; SchK 394; MAZ 345; Allg. Rundschau (München) 18, 473 und 489; Monatsh. für Politik u. Wehrmacht 50, 361—372 usw. (v. Liebig); SMH März

- 1921, 446; Deutsche Stimmen 4. IX. (Stresemann) wieder abgedruckt in Stresemanns Reden u. Schriften, Dresden 1926, Bd. I, 378/388; Zeitschr. für die ges. Strafrechtswiss. 42, 193—196 (Ebermeyer, »Das Recht im Prozeß E.-Helfferich«); Zentralbl. der christl. Gewerksch. 21, 273 und 277; Grenzboten 80 II, 91—100 (Stadtler); Korrespondenzbl. des Allg. Deutschen Gewerkschaftsb. 31, 497; Nachrufe, zusammengestellt in GK 1921 II, S. 84 ff. und 157 f.
- \* **Eulenburg**, Graf August zu, ehemal. Hausmarschall und Hausminister Kaiser Wilhelms II., General d. Inf. a. D., Ritter des Schwarzen-Adler-Ordens, Kammerherr; \* Königsberg i. Pr., 22. X. 1838; † Berlin 18. VI. — WI<sup>7</sup> 395; GT 1922; TR 19. VI.; Meyer<sup>7</sup> IV, 294 f.; DBJ 3, S. 92/95 (Bogdan Krieger).
- \* **Eulenburg-Hertefeld**, Fürst Philipp zu, Durchlaucht, Wirkl. Geh. Rat, Exzell., erbl. Mitgl. des ehem. preuß. Herrenhauses, 1894—1902 Botschafter des Deutschen Reiches in Wien; \* Königsberg i. Pr. 12. II. 1847; † Liebenberg 17. XII. — W.: »Erinnerungen an ein Clevesches Rittergeschlecht« (1899); »Skaldengesänge« (1892); »Rosenlieder«; »Aus 50 Jahren. Erinnerungen, Tagebücher und Briefe aus dem Nachlaß«. Hrsg. Joh. Haller (1923). — Joh. Haller, »Aus dem Leben des Fürsten zu E.-H.« (1924). — »Ahnentafel des Fürsten Philipp zu E.-H.«, Revidiert vom Preuß. Heroldsamt (1918). — Gothaer Hofkalender 1921; WI<sup>3</sup>; E 3041; Meyer<sup>7</sup> IV, 295; DBJ 3, S. 95/103 (Hertefeld).
- Ewald**, Richard, *Dr. med.*, früherer o. Prof. der Physiologie a. d. Univ. Straßburg, Geh. Medizinalrat; \* Berlin 14. II. 1855; † Konstanz 22. VII. — W.: »Eine neue Hörtheorie« (1899); »Der Schwindel« (1910). — Red. der »Zeitschr. für Sinnesphysiologie«. — KL 17 (W); PBL 480; WI<sup>7</sup> 397; GK; LZ 653; Pflügers Archiv 193, 109—127 (Bethe); Zeitschr. für Psychol. u. Physiol. der Sinnesorgane II, Bd. 53, 123 (Gildemeister); TR 3. VIII.; Meyer<sup>7</sup> IV, 352 f.
- Fiedler**, Alfred, *Dr. med.*, Prof., Wirkl. Geh. Rat, Exz., Leibarzt der letzten drei sächs. Könige, Mitglied des sächs. Landes-Medizinalkollegiums, 1868—1901 Oberarzt am Stadt Krankenhaus Dresden, Ehrenbürger der Stadt Dresden; \* Moritzburg 5. VIII. 1835; † Dresden 3. VI. — PBL 499 f.; LZ 469; Sächs. Kirchenbl. 257 (Lotichius); Bausteine, Monatsbl. für innere Mission 53, 80; WI<sup>7</sup> 419 (W),<sup>8</sup> 1772; LNN 4. VI.
- Fleck**, Friedrich, General der Inf. a. D., seit 1912 Kommandeur der 27. Inf.-Brigade, 1915—16 Führer des VIII. Reservekorps, 1916—18 des XVII. Armeekorps, Februar bis Oktober 1918 des Generalkommandos 62; \* Glogau 26. VI. 1859; † Menow (Mecklenburg) 16. II. — B II, 64.
- Fleischhauer**, Karl v., *Dr. iur. h. c.*, 1906 bis 1912 und 1918 württ. Kultusminister, 1912—18 Minister des Innern; \* Stuttgart 15. IX. 1852; † Stuttgart 17. VII. — WJ für 1921/22; SchK Nr. 326 und 328; Württ. Staatsanz. Nr. 164; WI<sup>7</sup> 433; EvT 2384; Meyer<sup>7</sup> IV, 845.
- Forkel**, Albert, Direktor der Schule für Textilindustrie in Plauen i. V., namhafter Lehrer auf dem Gebiete der Textilkunst; \* Plauen i. V. 31. XII. 1864; † Plauen i. V. 19. IX. — Kchr 57, 81 f.; Die Leipziger Mustermesse V, 452.
- Forrer**, Ludwig, schweizerischer Staatsmann, 1903—17 Mitglied des Bundesrats, seitdem Direktor des Zentralamtes für internationale Eisenbahntransporte, *Dr. iur., Dr. h. c.*, 1906 und 1912 schweiz. Bundespräsident; \* Islikon 9. II. 1845; † Bern 28. IX. — GK; Schweiz. Zeitschr. für Strafrecht 34, 275; WI<sup>7</sup> 442; Schweiz. Zeitgen.-Lexikon (1921) 216; Meyer<sup>7</sup> IV, 950.
- Foerster**, Wilhelm, *Dr. phil.*, em. o. Prof. der Astronomie a. d. Univ. Berlin, 1865 bis 1903 Direktor der Berliner Sternwarte, Direktor der Normaleichungskommission, Geh. Reg.-Rat, Ehrenpräsident des internat. Komitees für Maß und Gewicht, Schöpfer der Berliner Urania, Mitbegr. der Zeitschr. »Himmel und Erde«; \* Grünberg 16. XII. 1832; † Bornim 18. I. — Herausg. der »Enzyklopädie der Naturwissenschaften« (1881—1904). W.: »Lebensfragen und Lebensbild« (2 Bde.); »Lebenserinnerungen und -hoffnungen« (1911); »Die Freude an der Astronomie« (\*1920). — PF V, 376 (W); KL 17 (W); LE 23, 700; Jahrb. d. bayer. AdW, S. 38 bis 40 (Seeliger); IZ 4041 (P); PM 68; L 57, 29; Weltall 21, 111 (Ahrens, F.s Vater Fr. Förster); Deutsche Uhrmacherztg. 45, 60 f.; Allg. Ztg. des Judentums 85, 29 (Gothein); Soz. MH 499 f. (Lau) und 559 (Mennicke); LZ 107; Ethische Kultur 9, 25 (Penzig); Astronom. Jahrb. 23, 23; Astronom. Nachr. 212, 489—494 (J. Bauschinger); Mitteilungen des Ver. der Freunde der Astronomie 31, 41—48 (W. Schleyer); Sirius 54, 81—85 (P. Spieß) 154—158 (R. Penzig); Populär-Astronomisk Tidskrift 95; Zeitschr. für Hochschulpäd. 12, 4; H 18 I, 634 (Plassmann);

- Donauland 4 II, 634—637; WI<sup>7</sup> 440, <sup>8</sup>1773; E 342 (P); Meyer<sup>7</sup> IV, 956.
- \* **Francke, Ernst**, *Dr. oec. publ.*, Prof., Generaldirektor und (1920) Vorsitzender der Gesellschaft für Soziale Reform, Herausgeber der Zeitschrift »Soziale Praxis«, Gründer des Bureaus für Soziale Politik; Mitgl. d. vorl. Reichswirtschaftsrates; \* Koburg 10. XI. 1852; † Freiburg i. B. 23. XII. — W.: »Die Schuhmacherei in Bayern« (1893). — »Zum Gedächtnis Dr. Ernst Fr.s« (24 S., P) (1922). — VZ v. 24. XII; LE 24, 575; Zentralbl. für Vormundschafswesen 13, 206; Soziale Praxis 30, 1331 (Heyde, dabei Pressestimmen zum Ableben E. Fr.s) und 31, S. 3, 13—25, 55, 105, 164, 273, 685 (Pressestimmen); ELK 1923, S. 658 (Verh. mit Fr. wegen einer Berufung nach Berlin); Deutsche Arbeit 7, 33; Soz. MH 1922, 357 (Eger); Soz. Revue 1922, 251; WI<sup>7</sup> 446, <sup>8</sup>1773; Meyer<sup>7</sup> IV, 994; TR 24. XII; DBJ 3, S. 103/105 (Heyde).
- Fraenkel, Ernst**, *Dr. med.*, Prof., Frauenarzt, Stadtrat und Stadthalter von Breslau; \* Breslau 5. V. 1844; † Breslau 19. III. — W.: »Hygiene des Weibes« (1903); »Therapie der Frauenkrankheiten«. — KL 17 (W); DMW 47, 569 (Asch); WI<sup>7</sup> 444.
- Fraendorfer, Heinrich v.**, 1904—12 und 1918—20 bayer. Staats- und Verkehrsminister, Leiter der bayer. Landesstelle des Reichsverkehrsministeriums, Geh. Rat, Exz., Numismatiker; \* Höll, 27. IX. 1855; † (Selbstmord) Geiseltal b. München 22. VII. — Herausg. der Europ. Staats- und Wirtschaftszeitung. W.: »Die Wohnungsfrage eine Verkehrsfrage« (1918). — LZ 628; WI<sup>7</sup> 452, <sup>8</sup>1773; KL 17; Egelhaafs hist.-pol. Jahresübersicht 1921, 270 f.; Meyer<sup>7</sup> IV, 1111.
- Freytag, Conrad**, *Dr.-Ing. e. h.*, Kommerzienrat, Eisenbetonbautechniker, langjähr. Generaldirektor der Firma Wayß & Freytag A.-G.; \* Lachen bei Neustadt a. H. 7. VIII. 1846; † Wiesbaden 2. VII. — DBZ 244; ZB 352; WI<sup>7</sup> 460; TR 9. VII.; Beton u. Eisen 24, 10, S. 313 bis 327 (Kleinlogel) (P).
- \* **Fried, Alfred H.**, *Dr. sc. pol. h. c.* (Univ. Leiden), Schriftsteller, Gründer der deutschen Friedensgesellschaft, Nobelpreisträger; \* Wien 11. XI. 1864; † Wien 4. V. — W.: »Jugenderinnerungen« hrsg. von R. Goldscheid (1925); »Handbuch der Friedensbewegung« (1904); »Mein Kriegstagebuch«, 4 Bde. (1918—20); »Lexikon deutscher Zitate« (1919); »Pan-Amerika« (<sup>8</sup>1918). — Herausgeber von »Der Völkerbund. Ein Sammelbuch« (1919); »Der Weltprotest gegen den Versailler Frieden« (1920). — Grabowsky, Fr. und das Problem des Pazifismus. (Das Neue Deutschland, Juni 1921, S. 266 ff.); Kleinwaechter in Herres »Politischem Handwörterbuch« I, S. 653; Kolb, Annette, Alfred H. Fr., in der »Weltbühne«, 2. VI. 1921; Quidde, Ludwig, in »Mitteilungen der Deutschen Friedensgesellschaft«, 1921, S. 29 ff.; Ruysen, »La Paix par le Droit«, 1921, S. 221 ff.; Wehberg, Hans, »Die Führer der deutschen Friedensbewegung«, Leipzig 1923, S. 19 bis 23; »Friedens-Warte« 1925, S. 25 ff.; Alfred H. Fr. Eine Sammlung von Gedenkblättern, hrsg. von R. Goldscheid (mit Bibliogr. der Schriften) (1922). — GK; LZ 404; Soz. MH 491, 561; LE 23, 1150; Allg. Zeitung des Judentums 85, 124; Monist. MH 6, 309 (Wehberg); Wissen und Leben 14, 782—785 (Friedrichs); WI<sup>7</sup> 461, <sup>8</sup>1773; TR 6. V.; EvT 1596; KL 17 (W); Meyer<sup>7</sup> IV, 1172; DBJ 3, S. 105/106 (H. Wehberg).
- Frohnmeier, L. Johannes**, *D. theol. h. c.* (Univ. Basel), Missionsinspektor der Basler Mission; \* Ludwigsburg (Württ.) 12. XII. 1850; † Basel 16. III. — W.: »Die theosophische Bewegung (1920, <sup>8</sup>1923); »Die Stellung der britischen Regierung zur Mission in Indien« (1916). — ELK 239; Allgem. Missionszeitschr. 110; Die evang. Missionen 71—77 (Schlosser); Evangel. Missionsmagazin 65, 121—130 (Dipper).
- Fuchs, Viktor**, Freiherr von, \* Wien 25. X. 1840; † Hall (Tirol) 29. IX. — Dr. iur., ehem. österreich. Politiker und Staatsmann; Mitgl. d. konstituierenden Oesterr. Nationalversammlung; Meyer<sup>7</sup> IV, 1258.
- Füglister, Wilhelm**, Bildhauer, Meister des Freihandstücks; \* Reichenau b. Wien 27. V. 1861; † Karlsruhe 18. II. — W.: Innendekorationen im großh. Schloß in Karlsruhe. — DBZ 312.
- \* **Gängl von Ehrenwerth, s. Ehrenwerth.**
- Gaertner, Gustav**, *Dr. med.*, a. o. Prof. der allgem. und experiment. Pathologie a. d. Univ. Wien; \* Pardubitz i. B. 28. IX. 1855; † Wien 1. III. — W.: »Diätetische Entfettungskuren« (1913). — LZ 238; GK; PBL 576 f; TR 3. III.
- Gärtner, Wolfgang**, *Dr. phil.*, Privatdozent der Botanik a. d. Univ. Kiel, Mitglied der Hilfsexpedition des Deutschen Roten Kreuzes im Hungergebiet von Kasan; \* Jena 26. VI. 1890; † Kasan 13. XII. — LZ 1922, 45; MMW 1922, 68; DMW 1921, 1596.

- Gareis, Karl**, Studienrat, Sozialist, bayer. Landtagsabgeordneter (USP), Führer der unabh. bayer. sozialdem. Partei; \* Regensburg 14. XI. 1889; † (ermordet) München 10. VI. — Soz. MH 553 f.; Egelhaafs Hist.-pol. Jahresübersicht für 1921, 268; Meyer<sup>7</sup> IV, 1425.
- \* **Gaul, August**, Prof., Tierbildhauer; \* Großauheim bei Hanau 22. X. 1869; † Berlin 18. X. — W.: Löwin, ruhende Schafe, Pelikan (Nationalgalerie, Berlin), Wisente (Königsberg); Illustr. zu K. W. Ramler, Fabellese (1919). — Velh. u. Klasings MH Januar 1922, S. 581 f. (P); Kchr 57, 80 f. (Glaser); IZ 4060 (P); TB XIII, 272 (W); Kunst u. Künstler 20, 41 (Liebermann); KW 35 I, 142 f. (Avenarius); Hessenland 35, 157; WI<sup>7</sup> 495, <sup>8</sup>1774; E 3401; Meyer<sup>7</sup> IV, 1491; DBJ 3, S. 107/110 (Amersdorffer).
- Gauß, Heinrich v.**, 1899—1911 Oberbürgermeister von Stuttgart, seit 1906 Mitgl. des württ. Abgeordnetenhauses; \* Stuttgart 7. III. 1858; † Stuttgart 8. XII. — WJ für 1921/22; Württ. Staatsanz. Nr. 290; SchK Nr. 575; WI<sup>7</sup> 495.
- Gebhardt, Karl**, Landwirt in Lauterecken, Ökonomierat, Mitgl. des bayer. Landtags, M. d. R. (seit 1912) (Deutsche VP), Mitgl. der Nationalvers. 1919 (bei keiner Fraktion); \* Lauterecken 6. I. 1859; † Lauterecken 28. IV. — HNV 162; WI<sup>7</sup> 497.
- Gehrts, Johannes**, Maler, Illustrator von Jugendbüchern und Kostümzeichner; \* Hamburg 26. II. 1855 † Düsseldorf 5. X. — W.: Illustr. zu: Freudenberg, Kreuz und quer durchs Kinderland (1921) und zu Vogel, Spinnweiblein (1912); \* Ludwig der Fromme auf der Hirschjagd. — Kchr 57, 40; MS II, 24; WI<sup>7</sup> 499 (W); TB XIII, 339 (W); Meyer<sup>7</sup> IV, 1590.
- Gerhard, Karl**, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, em. Direktor der Univ.-Bibliothek in Halle; \* Sulzbach (Saarbrücken) 27. XII. 1847; † Halle a. S. 10. III. — LZ 260; LE 23, 894; KL 17; ZBibl. 38, 98; WI<sup>7</sup> 509 (W), <sup>8</sup>1774; TR 12. III.
- Gerhardt, Dietrich**, Dr. med., o. Prof. der speziellen Pathologie und Therapie a. d. Univ. Würzburg; \* Jena 16. II. 1866; † (auf der Reise) bei Meiningen 31. VII. — W.: \* Herzklappenfehler (1913); \* Die Endokarditis (1914). — \* G.-Gedächtnisfeier am 1. XII. 1921, geh. in der physikal.-mediz. Ges. zu Würzburg (Verh. der Gesellschaft, NF. 46, 7). — Schweiz. Med. WSchr. 52, 1073 (Massini); MMW 68, 1160 (Magnus); LZ 653; DMW 1270 f. (L. R. Müller); Med. Klinik 17, 1251 (Jamin); BKW 1118 f. (Umber) (P).
- Gerstmann, Adolf**, Dr. phil., Prof., Geh. Hofrat, 1894—1908 Dramaturg am Hoftheater in Stuttgart, Lustspieldichter und Romanschriftsteller; \* Ostrowo 31. VII. 1855; † Stuttgart 30. X. — W.: \* Hilde Schott, Roman (1910, <sup>12</sup>1913). — KL 17 u. 22 (W); LZ 909; LE 24, 378; WJ für 1921/22; WI<sup>7</sup> 513, <sup>8</sup>1774.
- \* **Gierke, Otto**, v., Dr. iur., phil., rer. pol. LL.D., o. Prof. des deutschen Privat- und Staatsrechts a. d. Univ. Berlin, Geh. Justizrat, Ritter des Ordens pour le mérite, Mitgl. d. AdW. Berlin, korresp. Mitgl. der AdW Wien, München, Rom, Mailand (St. Petersburg, London); \* Stettin 11. I. 1841, † Berlin 10. X. — W.: \* Johannes Althusius <sup>8</sup>1913; \* Deutsches Privatrecht, 3 Bde. (1895—1917); \* Der germanische Staatsgedanke (1919); \* Das deutsche Genossenschaftsrecht, 4 Bde. (1868—1913). — Herausg. der \* Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte (1878—1917). — Almanach 72, (1922) AdW Wien, 12—223 (Votolini); Deutsche Juristenztg. 709 (Seckel, Goldschmidt); Leipz. Zeitschr. für deutsches Recht 15, 633—637 (Schwerin); Hist. Zeitschr. 125, 375; Zeitschr. der Savigny-Stiftung für Rechtsgesch., German. Abt. 43, VII bis LXIII (U. Stutz m. Bibliogr. d. W.), auch separat erschienen Weimar 1922 (m. P); LZ 828; Soz. MH 1125 und 1922, 133; KL 17 (W); IZ 4060 (P); Zeitschr. für das ges. Handelsrecht 86, 269; Logos 10, 86—132 (Gurwitsch); WI<sup>7</sup> 517, <sup>8</sup>1774; AT 1921; TR 12. X.; E 3289 DBJ 3, S. 110/118 (Planitz).
- Gieseler, Eberhard**, Dr., Geh. Reg.-Rat, em. o. Prof. der Physik und Maschinenbaukunde a. d. Landw. Hochschule Bonn-Poppelsdorf; \* Hüllhorst (Westfalen) 23. I. 1839; † Bonn 11. XII. — W.: \* Hilfsbuch für Landwirte bei Anschaffung landw. Maschinen (1914). — LZ 1922, 22; Die Technik in der Landw. 3, Heft 3, S. 15 (A. Nachtweh); PF IV 497 (W); WI<sup>7</sup> 519, <sup>8</sup>1774; TR 16. XI.
- Glitsch, Heinrich**, Dr. iur., a. o. Prof. des Arbeitsrechts und der deutschen Rechtsgeschichte a. d. Univ. Leipzig; \* Sarepta (Gouv. Saratow, Rußland) 24. VII. 1880; † Leipzig 15. XII. — W.: \* Gottesurteile (1913); \* Der alemannische Zentenaar und sein Recht (1917); Herausg. der 2. Aufl. von H. Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte (1920). — LZ 1922, 22; Zeitschr. für schweiz. Recht 63, 288—290 (Wackernagel); TR 19. XII.; Zeitschr. der Savigny-Stiftung für Rechtsgesch., German. Abt. 43, 475/477 (Alfr. Schultze).

- Glockner, Emil**, Wirkl. Geh. Rat, Exz., Präsident der badischen Oberrechnungskammer, 1905—18 Mitgl. der bad. 1. Kammer; \* Karlsruhe 24. X. 1837; † Karlsruhe 7. VII. — WI<sup>7</sup> 528; GK.
- Gräfenberg, Selly, Dr. phil.**, a. o. Prof. der roman. Literatur a. d. Univ. Frankfurt a. M.; \* Adelebsen (Hannover) 12. I. 1863; † Frankfurt a. M. 17. VIII. — W.: »Elementarbuch der engl. Sprache« (231922); »Praktisches Lehrbuch der spanischen Sprache« (111925); »Ausgewählte spanische Literatur« (31924). — Herausgeber, von H. Fuchs, Lehrbuch der span. Sprache (101922) (Vorwort und Nachruf auf S. G. von Eugen Knapp). — LZ 692; KL 17 (W).
- Graus, Johann Evangelist, Dr.**, Monsignore, Jubelpriester, Landeskonservator von Steiermark, Herausgeber der Kunstzeitschrift »Der Kirchenschmuck«; \*Deutschlandsberg 21. XI. 1836; † Graz 6. IV. — Christl. Kunst 135 (Binder); DBZ 160; Kehr 56, 596; Christl. Kunstblätter 61, 25; Carinthia 3, 113—115 (Schnerich); KL 17; WI<sup>7</sup> 556.
- de Groot, Jan Jakob Maria, Dr.**, o. Prof. der chinesischen Sprache und Geschichte a. d. Univ. Berlin, Geh. Reg.-Rat; \* Schiedam (Holland) 18. II 1854; † Berlin 24. IX. — KL 17; GK; LZ 791; LE 24, 186; PM 229; Evangel. Missionsmagazin, NF. 86, 27; SB d. Preuß. AdW 1923, CXVII—CXXVI (Franke); LNN 27. IX.
- Grotzian, Otto, Dr.**, o. Honorarprof. der Elektrotechnik a. d. Techn. Hochschule Aachen, Geh. Reg.-Rat; \* Braunschweig 28. X 1847; † Aachen 5. I. — W.: »Die Geometrie der Gleichstrommaschine« (1917). — PF IV, 539; LZ 86; Soz. MH 570; WI<sup>7</sup> 570, 81775; KL 17; TR 12. I.
- Grünhut, Leo, Dr.**, Prof., Abteilungsvorstand a. d. Deutschen Forschungsanstalt für Lebensmittelchemie in Wien; \* Wien 22. V. 1863; † Wien 5. Januar. — W.: »Anleitung zur chemischen Analyse des Weines« (31922); »Trinkwasser und Tafelwasser« (1920). — LZ 32; Zeitschr. f. analyt. Chemie 60, S. 1; Zeitschr. für Untersuchung der Nahrungs- u. Genußmittel 42, 1 (Beckurts); PF V, 456 (W); WI<sup>7</sup> 574, 81775; KL 17 (W).
- Gruppe, Otto**, Prof., Religionshistoriker u. Mythenforscher; \* Berlin 18. VII. 1851; † Berlin 27. XI. — W.: »Bericht über die Literatur zur antiken Mythologie u. Religionsgesch. aus den Jahren 1898—1905« (1908) und (dass.) 1906—1917 (1921); »Gesch. der klass. Mythologie u. Religionsgesch. während des Mittelalters im Abendlande u. während der Neuzeit« (1921). — LZ 1020; W<sup>7</sup> 578.
- Gundermann, Gotthold, Dr. phil.**, o. Prof. der klassischen Philologie a. d. Univ. Tübingen; \* Freienorla 11. III. 1856; † Tübingen 19. X. — W.: »Wiederaufbau u. Neues Testament vor 116 Jahren«. Rektoratsrede (1922). (Enthält zugleich: »Dem Gedächtnis der Professoren ... G. G.«). — LZ 909; WJ für 1921/22; KL 17; JAW 42, 1—10 (Goetz); SchK Nr. 489; WI<sup>7</sup> 584, 81775; TR 26. X.
- Hann, Julius v., Dr. phil.**, em. o. Prof. der kosmischen Physik a. d. Univ. Wien, Direktor der Zentralanstalt für Meteorologie u. Geodynamik, Hofrat; \* Schloß Haus bei Linz 23. III. 1839, † Wien 1. X. — W.: »Handbuch der Klimatologie« (1883, 31911); »Lehrbuch der Meteorologie« (1900, 31915). — E 3289; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 614, 81775; GK; LZ 811; PF V, 493 (W); Jahrb. d. bay. AdW, S. 40—42 (Emden); Almanach der AdW Wien 72 (1922), 151—160 (Brückner); Astronom. Zeitschr. 15, 126 (Stentzel); Das Wetter 38, 161—168 (Ficker); PM 228 (Ed. Brückner); Annalen der hydrogr. u. maritimen Meteorol. 49, 337 (Defant); N 10, 50 (Siering); Meteorol. Zeitschr. 1921, 322 bis 326 (Bibl. d. W.) TR 7. X.; DBJ 3. S. 118/122 (F. M. Exner);
- Hase, Oskar v., Dr. phil.**, Geh. Hofrat, Verlagsbuchhändler, Seniorchef der Firma Breitkopf & Härtel in Leipzig; \* Jena 15. IX. 1846; † Leipzig 26. I. — W.: »Das Aumaer Hasennest« (1913); »Emil Strauß. Ein deutscher Buchhändler am Rheine« (1907); »Die Entwicklung des Buchgewerbes in Leipzig« (1887); »Breitkopf & Härtel 1. 1542—1827, 2. 1828 bis 1918« (1917—19). — KL 17 (W); LE 768; LZ 132; IZ 4041 (P); GK; JB Peters 8; Zeitschr. für Musikwiss. III, 313 (Einstein); (Neue) Zeitschr. für Musik 85 (Aber); NMZ 42, 164 u. 191 (Nage); AMZ 73; Rhein. Musik- u. Theater-Ztg. 57; Die Stimme 15, 118; Klavierlehrer 27; Zeitschr. für Instrumentenbau 41, 475; BuchhBB 28. II.; WI<sup>7</sup> 628; Gerh. Menz, Deutsche Buchhändler. 24 Lebensbilder (= Am Steuer der Wirtschaft 3); AT; DBJ 3, S. 122/125 (Hohlfeld).
- Hassenpflug, Walter**, Geh. Oberreg.-Rat, em. Kurator der Univ. Marburg; \* Kassel 19. XI. 1856; † Koblenz 6. X. — LZ 827; WI<sup>7</sup> 630, 81775; TR 11. X.
- Hauptmann, Carl, Dr. phil.**, Dichter und Schriftsteller; \* Obersalzbrunn 11. V. 1858; † Schreiberhau 4. II. — W.: »Aus meinem Tagebuch« (1899); »Napoleon



- Bonaparte«, 2 Schauspiele (1910); »Ismael Friedmann«, Roman (1912); »Die armseligen Besenbinder«, Schauspiel (1913); »Aus dem großen Kriege«, dramat. Szenen (1915); »Tobias Buntschuh«, burleske Trilogie (1916); »Die Rebhühner«, Komödie (1916); »Eva Maria«, eine Legende (1920); »Des Kaisers Liebeskosende«, Legende (1919); »Mathilde«, Roman (1919); »Der abtrünnige Zar«, Legende (1919). — »Carl H., 2 Abenteuer aus dem Rubezahlbuch«. Vorwort von H. M. Elster, Deutsche Dichterhandschriften 9, 1920. — LZ 150; Soz. MH 159 f. (Hochdorf); LE 23, 767; BR III, 103; WI<sup>7</sup> 634; Unser Schlesierland 192, 73—77 (Peuckert); Der Türmer, März 1921, 421 bis 425 (Strasser) und 447 (Reichelt); KW 34 I 338—348 (Schwab); Weltrundschau (Beil. zu Universum) 33 (Wendriner); Die neue Zeit 39 II, 136 (Kliche); Preuß. Jahrbücher 13, 392—396 (Meridies); Westermanns Monatsh. 1922, 31 bis 35 (Reichelt; — Erinnerungen an C. H.); Das deutsche Drama 4, 41—49 (Walzel); Die Propyläen 18, 178 (E. Ritter); Die Tat 13, 142 (Dahl); E 502 (P); KL 17 (W); Orplid, Jahrg. 2, 11, S. 433—437 (H. Wocke, »Zum 5. Todestage«; Ostdeutsche Monatshefte VI, 5, S. 561—563 (C. H.s Dramen) (F. Gaupp) u. 555—561 (C. H.s dichterische Hinterlassenschaft) (W. Meckauer); Wir Schlesier, Jg. 7, 2, S. 38 f. (W. Meckauer); DBJ 3, S. 125/137 (K. Wilczynski).
- Heilbut**, Emil, Prof., Kunstschriftsteller, Mitbegründer der Zeitschrift »Kunst und Künstler«; \* Hamburg 2. IV. 1861; † Montreux 16. II. — TB XVI, 271; MS 2. Nachtrag (1922); LZ 238; LE 825; Kchr 56, 450; Kunst u. Künstler 19, 235; WI<sup>7</sup> 647.
- Hempel**, Karl H., Maler, Kunsthistoriker, 1883—1920 Direktor der Städt. Kunsthalle in Düsseldorf und bis 1913 auch der Städt. Galerie; \* Stralsund 13. IV. 1848; † Düsseldorf 26. IX. — Kchr 57, 64.
- Hensel**, Julius v., Dr.-Ing. e. h., bis 1920 Ministerialrat im bayer. Min. des Innern und Direktor der Landesstelle für Gewässerkunde; \* Dürkheim 19. I. 1850; † München 4. IX. — DBZ 421; ZB 506; Wasserkraft 16, 287 (Krieger).
- Herber**, Pauline, \* Idstein (R.-B. Wiesbaden) 29. II. 1852; † Boppard 28. VII. — Seminarlehrerin a. D. in Boppard; Gründerin, Ehrenvorsitzende d. Vereins katholischer Lehrerinnen. — Allg. Rdsch. 409 (G. M. Hamann), 491; Mädchenbildung auf christl. Grundlage. KR.
- Herold**, Max, D. theol. h. c., Dekan u. Kirchenrat, Begründer des bayer. evangel. Kirchengesangwesens, Herausgeber der kirchenmusikalischen Zeitschrift »Siona«; \* Rehweiler 27. III. 1840; † Neuendettelsau (Bayern) 7. VIII. — W.: Die Johanniskirche in Nürnberg (1917). — KL 17 (W); AMZ 577; JBPeters 8; Zeitschr. für Musikwissensch. 3, 582; Signale 818; NMZ 42, 395; Klavierlehrer 134; Die Stimme 16, 46; TR 6. VIII.
- Herre**, Hermann, Dr. phil., Prof., Historiker, Mitherausgeber der Deutschen Reichstagsakten (Bd. 10 u. 15) und des Concilium Basiliense; \* Preußnitz 1. IX. 1864; † München 12. VII. — LZ 589; TR 17. VII.
- Herrmann**, Paul v., Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat, Präsident des preuß. Obergerichtsverwaltungsgerichts, Major d. Res. a. D.; \* Berlin 1. V. 1857; † Berlin 4. I. — TR 7. I.; AT 1917 (Preuß. Adelsstand vom 3. VI. 1907).
- \* **Heusler**, Andreas, Dr. iur., o. Prof. der Rechtsgeschichte a. d. Univ. Basel, Vizepräsident des Zivilgerichts, Mitgl. des Großen Rats, Ritter des Ordens pour le mérite; \* Basel 30. IX. 1834; † Basel 2. XI. — W.: »Institutionen des deutschen Privatrechts« 1. 2. (1885, 1886); »Der Ursprung der deutschen Stadtverfassung« (1872); »Die Gewerbe« (1873). — Meyer<sup>6</sup> IX, 296; WI<sup>7</sup> 687; Basler Nachr. 1922, 1. Beil. zu Nr. 22 vom 14. I., 2. Beil. zu Nr. 23 vom 15. I. (U. Stutz); Basler Zeitschr. für Gesch. u. Altertums-kunde XX, 1922, 381/394 (W. Vischer); Schweiz. Juristentz. 18, 155; Schweiz. Monatsh. für Politik u. Kultur I, 412 bis 418 (Stutz); Zeitschr. der Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch., German Abt. 43, LXIV—CXIV (U. Stutz), auch separat erschienen Weimar 1922 (m. P); Zeitschr. für schweiz. Recht, NF. XLI, 1—72 (Hies) u. 73—99 Beyerle m. P) ebd., 280 ff., 300; Schweiz. Zeitgenossen-Lexikon (1921), S. 318; Hist.-biogr. Lex. der Schweiz, H. 31, S. 213 (P); U H. 6; E 3661; KL 17 (W); IZ 4061 (P) DBJ 3, S. 137/142 (Beyerle).
- Hexamer**, Carl Johann, BS., Ph. D., LLD, Zivilingenieur, 1900—16 Präsident, seit 1917 Ehrenpräsident der Deutschen Gesellschaft in Pennsylvanien, 1901 bis 1917 Präsident, seit 1917 Ehrenpräsident des Deutsch-amerikanischen Nationalbundes der Vereinigten Staaten, Führer des Deutschamerikanertums; \* Philadelphia 9. V. 1862; † Philadelphia 15. X. — Georg v. Bosse, Dr. C. J. H., Das Ur-

- bild eines rechten Deutschamerikaners. Sein Leben u. Wirken, Stuttgart (Belser) 1925 (110 S.) (P). — TR 6. XI.; E 3661 (P).
- \* **Hildebrand, Adolf v.**, *Dr. phil. h. c.*, *Dr. med. h. c.*, Dr.-Ing. e. h., Bildhauer, Professor; Mitglied der Berliner Akademie (1891), Ritter des Ordens pour le mérite; \* Marburg 6. X. 1847; † München 18. I. — W.: »Gesammelte Aufsätze«, 2., verm. Feldausg. (1916); »Handzeichnungen«, hrsg. von A. Bäuml (1922 und 1923); Illustr. zu Kellers Romeo u. Julia auf dem Dorfe, (Bern 1919); »Das Problem der Form in der bildenden Kunst« (1893, <sup>3</sup> 1913). — Büsten von Klara Schumann, Großherzog von Sachsen-Weimar, Herzog Karl Theodor in Bayern, Böcklin, Döllinger, Pettenkofer u. a.; Marmorfigur des Adam (1878, Museum in Leipzig), Marmorfigur eines Jünglings (1884, Nationalgalerie, Berlin), Brunnen (Marktplatz in Jena), Wittelsbacherbrunnen (1895, München, Maximiliansplatz), Vater Rhein (1903, Straßburg), Brahms-Denkmal (1899, Meiningen) u. a. — TB 17, 70—73 (W); KL 17; WI <sup>7</sup> 695; MS 2, 177 f.; Meyer <sup>6</sup> IX, 324. — »A. v. H.«, hrsg. von Alex. Heilmeyer (darin: Gedächtnisrede bei der Gedenkfeier im Münchner Künstlerhaus 26. II. 1921 von G. Jachmann, 52 S., 117 Tafeln, 1922). — Kchr 56, 341—344 (Kuhn), 57, 402 (Rupé) Soz. MH 270 f. (Hilbersheimer); Kunst und Künstler 19, 225 (Konnerth); Velh. u. Klasings Monatsh., April 1921, 216; SMH, März 1921, 438—440 (Georgii); Die Propyläen 18, 161 (Kurz u. W. Pastor) u. 163 (Gurlitt); Allgem. Rundschau 18, 117 (Ritz); Neue Rundschau 333 (v. Reinach); ZB 41, 465 (Schumacher); IZ 4041 (Heilmeyer); H 18 II, 654—661 (Diepold); Die bildenden Künste IV, 7, 59—64 (Juraschek); Firm II, 239 (Schikowski); Hessenland 35, 6; KW 34, 323—328 (E. K. Fischer); Die Kunst für Alle 36, 148 (Wolf) u. 257 (Heilmeyer) u. 262 (Clemen); Die Westmark 1922, 62—71 (Schmid-Burgk); Christl. Kunst 18, 13—15 (Doering); Kunst u. Künstler 20, 317 (Weil). — TR 18. I.; E S. 342 (P) und 517 f.; DBJ 3, S. 142/146 (Rosenhagen).
- Hindenburg und von Beneckendorf**, Gertrud v., geb. v. Sperling, die Gattin des Generalfeldmarschalls u. nachmaligen Reichspräsidenten; \* Magdeburg 4. XII. 1860; † Hannover 14. V. — IZ 4049 (P); UAT 1924; E 1736 (P).
- Hitze, Franz**, *D. theol.*, *Dr. phil.*, *Dr. iur. h. c.*, o. Prof. der kathol. Theologie a. d. Univ. Münster, apostolischer Protonotar, Sozialpolitiker, M. d. R. und des preuß. AH. (Zentrum), Redakteur des »Arbeiterwohl«; \* Hanemicke 16. III. 1851; † Bad Nauheim 20. VII. — W.: »Die soziale Frage« (1878), »Kapital u. Arbeit« (1881), »Arbeiterfrage« (21. Ts. 1904), »Geburtenrückgang u. Sozialreform« (1921). — \*F. H. zum Gedächtnis. Erinnerungsblätter von Freunden«, Hrsg. von A. Pieper (47 S., P, 1921); »Soziale Arbeit im neuen Deutschland, Festschrift zum 70. Geburtstag von F. H.« (1921). — Zentralbl. der christl. Gewerkschaften 69 u. 218; Soziale Praxis 273 (Pieper) u. 281 (Stegerwald), 285 (Giesberts), 771 (Heyde); Allgem. Rundschau 18, 450 (Walterbach); H 19 I, 129—137 (M. Spahn); Soz. Revue 21, 507 u. 577—582 (O. Müller), 641—653 (Gasteiger); WI <sup>7</sup> 707; HNV 182 (W); Deutsche Arbeit 6, 361 bis 367 (Pieper); GDA, Zeitung des Gewerksch.-Bundes der Angestellten 28, 249; TR 21. VII.; EvT 2384; KL 17 (W).
- Hoerber, Fritz**, *Dr. phil.*, Kunsthistoriker, Herausgeber des »Modern. Architekten«; \* Frankfurt a. M. 30. I. 1885; † i. Januar. — W.: »Systematik der Architekturpropositionen« (1906). — KL 17 (W); Kchr 56, 329; Soz. MH 375.
- Hoffmann, David**, *Dr. phil.*, Prof., Rektor des Rabbinerseminars in Berlin; \* Verbo (Ungarn) 23. XI. 1843; † Berlin 20. XI. — Jahresber. des Rabbinerseminars zu Berlin für 1924, S. 5—8.
- Hoffmann, Leonhard**, em. Prof. der Chirurgie a. d. früheren Tierärztlichen Hochschule in Stuttgart; \* Nesselbach b. Langenburg 8. VIII. 1845; † Stuttgart 30. V. — W.: »Die Bekämpfung u. Ausrottung d. Maul- u. Klauenseuche« (1921); »Bekämpfung der Maul- u. Klauenseuche durch Heilung der kranken Tiere«, 4 Bde. (1912—14); »Das Buch von der Ziege« (<sup>3</sup> 1919); »Taschenbuch der tierärztlichen Hausmittel« (1919). — LZ 486; TR 6. VI.
- Hohenlohe-Bartenstein-Jagstberg**, Johannes Fürst zu, Durchlaucht, letzter Präsident der württ. 1. Kammer; \* Bartenstein 20. VIII. 1863; † Bartenstein 19. VIII. — WJ 1921/22; Württ. Staatsanz. Nr. 194; WI <sup>7</sup> 726; Gothaischer Kal. 1922.
- Holz, Georg**, *Dr. phil.*, a. o. Prof. der deutschen Sprache u. Lit. a. d. Univ. Leipzig; \* Chemnitz 24. XII. 1863; † Leipzig 2. VI. — W.: »Der Sagenkreis der Nibelungen« (<sup>3</sup> 1920). — IZ 469; LE 23, 1278; GK; WI <sup>7</sup> 734, <sup>8</sup> 1776; LNN 3. VI.; KL 17 (W).

- Hopf, Wilhelm**, Pfarrer, letzter Führer der hessischen Renitenz; \* Wippershain (Kr. Hersfeld) 12. X. 1842; † Melsungen 16. III. — W.: »August Vilmar, ein Lebens- und Zeitbild« (1913); »Warum ruft Hannover nach Freiheit?« (1920). — Herausgeber der »Hessischen Blätter« 1892—1921. — ELK 351; Hessenland 35, 131—133 u. 151—154 (Losch).
- Horch, Hermann**, *Dr. iur.*, Geh. Justizrat, Mitherausgeber des »Archivs für Kriminologie, Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik«; \* Mainz 10. VIII. 1856; † Mainz 26. VI. — W.: »Dem Andenken des Geh. Justizrats Dr. H. H. Eine Auswahl aus seinen Vorträgen, Schriften, Abhandlungen, Briefen und Gedichten, mit einer Widmung von Prof. W. Weigand« (Mannheim 1922, 112 S., P). — LZ 606; TR 16. VII.
- Hörmann, Angelika v.**, geb. Geiger, Gattin des Kulturhistorikers Ludwig v. H., Dichterin; \* Innsbruck 28. IV. 1843; † Innsbruck 23. II. — W.: »Die Trutzmühle«, Erzählung (1866, 2 1897); »Auf stillen Wegen«, Gedichte (1907). — KL 17 (W); PY I, 577 f.; WI 7 715; BR III, 290; LZ 238; TR 28. II.
- Höveler, Joh. Jos.**; \* Grefrath (Neuß) 16. X. 1856; † Andernach 27. V. — Gymnasialdirektor; Verf. von Abhandlungen zur rheinischen Archäologie und zur Geschichte des rheinischen Humanismus. — KR 1914 (W).
- Huber, Hans**, *Dr. phil. h. c.* (Basel), Direktor des Konservatoriums der Musik in Basel, Komponist; \* Schönenwerd (Schweiz) 28. VI. 1852; † Locarno 25. XII. — W.: 3 Opern, 6 Sinfonien, 2 Serenaden, 7 Violinsonaten, 3 Klavierkonzerte usw. — R 8 485; IZ 4065 (P); LZ 1922, 85; Rhein. Musik- u. Theater-Ztg. 1922, 26; Klavierlehrer 1922, 6; DMZ 1922, 46; NMZ 43, 186; Schweiz. Zeitgenossen-Lex. 331 f.; Schweiz. Musikpädagog.-Bl. 5, 4 (Wehrli), 20 (Friedrichs), 26 (Doret); AMZ 49, 33 (Merian); Neue Zeitschr. für Musik 1922, 25; TR 31. XII. — Historisch. biogr. Lexikon der Schweiz, Teil 32 (1927), S. 303 (P; E. Refardt) [E. Refardt, H. H., Beiträge zu einer Biogr.; E. Refardt, Die Bedeutung H. H.s für das Basler Musikleben (im Basler Jahrbuch 1924); Nbl. der Allg. Musikgesch. 1923 (E. Isler); G. Bundi, H. H., die Persönlichkeit nach Briefen und Erinnerungen].
- Hubrich, Eduard**, *Dr. iur.*, o. Prof. des Staats- u. Verwaltungsrechts a. d. Univ. Greifswald; \* Allenstein 7. I. 1864; † Greifswald 5./6. III. — W.: »Preußisches Staatsrecht« (1909); »Die Entwicklung der Gesetzespublikation in Preußen« (1918); »Das demokratische Verfassungsrecht des Deutschen Reiches« (1921). — LZ 325; WI 7 744; TR 9. III.; KL 17 (W).
- \* **Humperdinck, Engelbert**, *Dr. phil.*, Prof., Tondichter; \* Siegburg (Rhld.) 1. IX. 1854; † Neustrelitz 27. IX. — W.: »Hänsel u. Gretel« (1893); »Die Königs-kinder« (1898); »Gaudeamus«, Spieloper (1919); »Sang u. Klang fürs Kinderherz. Eine Sammlung der schönsten Kinderlieder« (1923). — R 8 489 (W); WI 7 751; JB Peters 9; IZ 4059 (P); Velh. u. Klas. Monatsh. 36, 541—544 (Misch) (P); NMZ 43, 35 (Besch); Bayreuther Blätter 45 (Püringer); Daheim 58, Heft 5—6 (Schwarz); Die Hilfe 446 (Gallwitz); H 19 I, 243 (Lorenz); Neue Zeitschr. für Musik 43, 31; DMZ 391; Musica d'Oggi (Mailand) 297; Monthly musical record (London) 258; Die Stimme 16, 46; Revista Musical Catalana (Barcelona) 224; AMZ 657 u. 691 (Schwarz); Der Türmer, Nov. 1921, 136 (Moser); Zeitschr. für Musik 88, 533—537 (Niemann) u. 517 (Heuß); Heimatblätter des Siegkreises, April 1925, S. 49 f. (Maria Pohl, Erinnerungen an E. H.); TR 28. IX.; E 3121; DBJ 3 S. 146/154 (Golther).
- Jacoby, Gustav**, Kunstsammler (ostasiatischer Kunst) (Sammlung Jacoby in den Berliner Staatsmuseen); \* 1857; † Berlin 1. V. — W.: »Sammlung Jacoby« (1915). — Berliner Museen 1921, H. 3/4 (O. Kummel); Kchr 56, 637 f.
- \* **Jaffé, Edgar**, *Dr.*, früherer a. o. Prof. der Volkswirtschaft a. d. Univ. München, 1918—19 bayerischer Finanzminister; \* Hamburg 24. V. 1866; † in einer Heilanstalt bei München 29. IV. — W.: »Die Finanz- u. Steueraufgaben im neuen Deutschland«; »Die neue Volkswirtschaft« (1915); »Die Arbeitsteilung im engl. Bankwesen« (1902); »Das engl. Bankwesen« (1904, 2 1910). — Herausg. von »Archiv für Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik«, »Europ. Staats- u. Wirtschaftszeitung«, »Krieg u. Wissenschaft«, H. 1 ff., 1914 ff. — LZ 404; Soz. MH 554 f. u. 625; Archiv für Sozialwiss. u. Sozialpolitik 47, S. I; KL 17 (W); TR 3. V.; DBJ 3, S. 160/162 (Eckardt).
- Jannasch, Paul**, *Dr. phil.*, em. o. Honorarprof. der Chemie a. d. Univ. Heidelberg; \* Deutsch-Ossig bei Görlitz 2. X. 1841; † Heidelberg 20. III. — W.: »Gesammelte chemische Untersuchungen« (1888); »Praktischer Leitfaden der Gewichtss-

- analyse«; über 200 wissensch. Arbeiten in Fachzeitschriften. — PF IV, 696; KL 17; WI<sup>7</sup> 771; LZ 301 u. 325; Soz.MH 570; ChZ 45, 465 (Knoevenagel); TR 25. III.
- Janssen**, Julius, Prof., städt. Musikdirektor in Dortmund, Tondichter; \* Venlo 4. VI. 1852; † Dortmund 24. IX. — JB Peters 9; Deutsche Sängerbundes-Ztg. 210; NMZ 43, 31; AMZ 717; Neue Zeitschr. für Musik 555; Klavierlehrer 144; H 17 II, 74—87 (Pfleger).
- \* **Ilgnor**, Karl, Dr.-Ing. e. h., Ingenieur, elektrotechn. Erfinder; \* Neiße 27. VII. 1862; † Bertelsdorf 18. I. — St. u. E. 41 I, 495 (P); VDI 471 (P); Männer der Technik (1925) S. 127 (Haeubler); DBJ 3, S. 154/159 (Philippi).
- Isenkrahe**, Caspar, Dr. phil., Prof., Naturwissenschaftler u. Philosoph; \* Münz (Jülich) 12. V. 1844; † Trier 12. VIII. — W.: »Die Waffen der Apologetik und ihre Handhabung«, 3 Bde. (1922); »Drei Einzelabhandlungen über Fragen aus dem Grenzgebiete zwischen Mathematik, Natur- und Glaubenslehre« (1920); »Experimentaltheologie« (1919, \*mit P 1922); »Zum Problem der Evidenz« (1917); »Untersuchungen über das Endliche und das Unendliche« (1920). — PF IV, 684; KL 17; Das heilige Feuer 1927, S. 129 ff. (J. Schnippen-Bötter); Philos. Jahrbuch der Görres-Gesellsch. 1927 (noch nicht erschienen).
- Kalbeck**, Max (Pseudonym: Jeremias Deulich), Kunst- und Musikschriftsteller; \* Breslau 4. I. 1850; † Wien 5. V. — W.: »Johannes Brahms«, 8 Bde. (in 4<sup>0</sup>) (\*1908 bis 1914); »Antike und romantische Museen« (1920); Herausgeber von »Joh. Brahms im Briefwechsel mit Heinrich und Elisabeth v. Herzogenberg«, 2 Bde. (\*1912); »Johs. Brahms' Briefwechsel« (1908—15), »Johs. Brahms, 3 Lieder. In Faksimile« (1921); »Paul Heyse und Gottfried Keller im Briefwechsel« (1919); Neubearb. von Mozarts Don Juan (1917). — R<sup>8</sup> 523 f.; KL 17; WI<sup>7</sup> 798; LZ 404; Soz.MH 924; LE 23, 1150; Die deutsche Bühne 13, 391; Wir Schlesier I, 294 (Biberfeld); Zeitschr. für Musikwissensch. III, 510; NMZ 42, 275; Klavierlehrer 89; AMZ 335; Neue Zeitschr. für Musik 299; Die Stimme 15, 230; Musica d'Oggi (Mailand) 183; JB Peters 9.
- Kaluza**, Max, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, o. Prof. der engl. Sprache u. Literatur a. d. Univ. Königsberg, Mitherausgeber der »Zeitschr. für französ. u. engl. Unterricht«; \* Ratibor 22. IX. 1856; † Königsberg i. Pr. 6. XII. — W.: »Histor. Grammatik der engl. Sprache (2 Bde., 1900 bis 1901, \*1906). — Herausgeber von »Chaucer-Handbuch« (Werke, Auszug) (1919); »Normannia. Germ.-romanische Bücherei«; »Dunstan-Lecturer in London« (\*1921). — LE 24, 508; Zeitschr. für franz. u. engl. Unterricht 21, 1—12 (Jantzen); KL 17, 22, 24 (Totenliste); LZ 1922, 22; KL 17 (W); BB 206; TR 6. XII.
- Kerler**, Dietrich Heinrich, Schriftsteller; \* Neu-Ulm 16. VI. 1882; † München 16. IX. — W.: »Über Annahmen« (2 Bde., 1910—12); »Nietzsche und die Vergeltungstheorie« (1910). — LE 1922, 3; KL 17 (W).
- Kettler**, Julius Iwan, Dr. phil., Prof., Geh. Hofrat, 1894—1910 Leiter des Statist. Amts der Stadt Hannover, Spezialforscher auf dem Gebiete der Kolonialkunde und Auswanderungswirtschaft; \* Osnabrück 14. VII. 1852; † Berlin-Friedenau 14. VII. — Herausgeber von Flemmings Friedenskarten; Bearb. von Karten Deutschlands, Bayerns, Württembergs, Badens, des Baltenlandes usw. — WI<sup>7</sup> 828; KL 17; PM 196; Niedersachsen 26, 613; TR 19. VII.
- Kießling**, Paul, Prof., Geh. Hofrat, Bildnis- u. Geschichtsmaler, Ehrenmitglied der Dresdener Akademie; \* Breslau 8. I. 1836; † (Unfall) Dresden 11. I. — W.: Fresken in der Albrechtsburg zu Meißen. — MS II, 335; Kchr 56, 329; Antiquitäten-Rundschau 19, 26; WI<sup>7</sup> 833 (W); TR 11. I.
- Killian**, Gustav, Dr. med., Prof., Geh. Medizinalrat, Direktor der laryngologischen Klinik an der Charité in Berlin; \* Mainz 2. VI. 1860; † Berlin 24. II. — W.: »Die Schwebelaryngologie« (1920); Mitherausgeber des »Handbuchs der ärztl. Erfahrungen im Weltkrieg 1914/18« (1921 ff.). — »Festschrift G. K. am 2. VI. 1920 zu seinem 60. Geburtstage von seinen Schülern und Freunden gew.« Red. von C. v. Eicken (1920) (Archiv für Laryngologie, Bd. 33). — PBL 856; WI<sup>8</sup> 1778; BKW 21, 370 (v. Eicken); GK; LZ 238; DMW 451 (Weingärtner) (P); IZ 4043 (P); Archiv für Ohren-, Nasen- u. Kehlkopfheilkunde 108, S. I—III; Zeitschr. für Ohrenheilkunde 81, 262—266 (v. Eicken); Internat. Zentralbl. für Ohrenheilkunde 18, 286 (Weingärtner); Internat. Zentralblatt für Laryngologie 37, 67—74; Zeitschr. für Laryngol. 10, 184 (R. Hoffmann); Monatsschr. für Ohrenheilkunde u. Laryngo-Rhinologie 55, 549 u. 56, 187 bis 195 (Marschik); Wiener Med. Wochen-

- schr. 21, 465 (Réthi); Med. Klinik 17, 333 (Claus); EvT 320 (P); TR 25. II.
- Kirchner, Emil**, em. Professor an den Techn. Staatslehranstalten in Chemnitz, Autorität auf dem Gebiete der Papierfabrikation, Red. des Wochenbl. für Papierfabrikation; \* Gransee (Brandenburg) 8. IV. 1847; † Chemnitz 14. II. — W.: »Die Glanzstoffe der Papierfabrikation« (1922). — LZ 197; WI<sup>7</sup> 837 f.
- Kirchner, Wilhelm**, Dr. phil., Geh. Hofrat emer. o. Prof. der Landwirtschaft und Direktor des Landw. Instituts der Univ. Leipzig; \* Göttingen 9. VII. 1848; † Leipzig 22. VIII. — W.: »Handbuch der Milchwirtschaft« (<sup>6</sup>1919, <sup>7</sup>1922); Herausgeber der Mitteilungen des Landwirtsch. Instituts der Univ. Leipzig. — PF IV, 751 (W); Deutsche landwirtsch. Presse 531; WI<sup>7</sup> 838, <sup>8</sup>1778; GK; LZ 693; IZ 4056 (P); B II, 642; KL 17 (W); TR 23. VIII.
- Kirstein, Georg Heinrich Maria**, Bischof von Mainz (seit 1903); \* Mainz 2. VII. 1858; † Mainz 15. IV. — WI<sup>7</sup> 840; Literar. Handw. 1921, 5; MNN 10. I. 1923; DAZ 4. I. 1924.
- Klüber, Theodor**, Dr., Professor, schwäbischer Literaturhistoriker, früher Pfarrer in Grafenberg, dann Schriftleiter am Württ. Staatsanzeiger; \* Rohrdorf 23. III. 1870; † Stuttgart 16. I. — W.: »F. Th. Vischer« (1920); »Die deutsche Selbstbiographie« (1921). — LE 23, 700; WJ 1921/22; KL 17.
- Klingholz, Friedrich**, Dr.-Ing. e. h., Geh. Hofrat, Architekt, Prof. der Formenlehre der Renaissance a. d. Techn. Hochschule Berlin; \* Barmen 21. X. 1861; † Charlottenburg 23. I. — DBZ 64 u. 290 f. (P); ZB 364; WI<sup>7</sup> 852.
- Knecht, Friedrich Justus**, D. theol., Weihbischof und Domdekan in Freiburg i. B.; \* Bruchsal 7. X. 1839; † Karlsruhe 31. I. — W.: »Biblische Geschichte für Schule und Haus« (1913) (in mehreren Sprachen). — S. Weber, Gedächtnisrede auf F. J. K. (1921). — WI<sup>8</sup> 1778; KL 17; Pharus 161 bis 166 (Roloff); Lit. Handw. 1921, 3.
- \* **Knöpfler, Alois**, Dr., Geh. Rat, em. o. Prof. der katholischen Kirchengeschichte a. d. Univ. München; \* Schomburg (Württ.) 29. VIII. 1847; † Schomburg 14. VII. — W.: »Lehrbuch der Kirchengeschichte« (1895, <sup>5</sup>1910). — LZ 606; Allgem. Rundschau 18, 433 (Aufhauser); KL 17; TR 12. VII.; ELK 462; WI<sup>7</sup> 861 (W); DBJ 3, S. 162/165 (Pfeilschifter).
- Knorr, Carl Heinrich**, Kommerzienrat, Mitinhaber der Nahrungsmittelfabrik C. H. K. A.-G.; \* Heilbronn a. N. 27. VI. 1843; † Heilbronn 9. V. — IZ 4050 (P); WI<sup>7</sup> 863, <sup>8</sup>1778.
- Knorr, Ludwig**, Dr. phil., Geh. Hofrat, o. Prof. der Chemie a. d. Univ. Jena, Entdecker des Antipyrins, o. Mitgl. der sächs. Ges. der Wissenschaften; \* München 2. XII. 1859; † Jena 5. VI. — ChZ 45, 609 f. (W. Schneider); Zeitschr. für angew. Chemie 34, 249 u. 269 (Duden); PF 768 f. (W); WI<sup>7</sup> 863, <sup>8</sup>1778; Die Umschau 370 (Braunwarth); LZ 486; Mitteilungen des Verb. der deutschen Patentanw. 96; B II, 658; EvT 1964; TR 7. VI.
- Knoevenagel, Emil**, Dr., a. o. Prof. der organ. Chemie a. d. Univ. Heidelberg; \* Linden b. Hannover 18. VI. 1865; † Berlin 11. VIII. — W.: »Praktikum für anorgan. Chemie« (<sup>8</sup>1920). — PF V, 644 (W); LZ 669; Zeitschr. für angew. Chemie 35, 29 f. (Wilke); Cellulosechemie 3 (Beibl. zu Papierfabr. 20), 41 f. (Th. Curtius); WI<sup>7</sup> 861, <sup>8</sup>1778; TR 17. VIII.
- Koch, Gustav Adolf**, Dr., Hofrat, em. o. Prof. der Geologie u. Mineralogie a. d. Hochschule für Bodenkultur in Wien; \* Wallern bei Wels 10. VI. 1846; † Gmunden 27. V. — W.: »Einiges über unsere tiefsten Bohrungen« (1919); »Deutsch-österreichische Naturschätze« (1919). — L 57, 35 f.; LZ 469; KL 17; PM 154 u. 196; Verh. der Geolog. Reichsanstalt Wien 97—100 (W); WI<sup>7</sup> 866, <sup>8</sup>1778; KL 17 (W); TR 3. VI.
- Koch, Hugo**, Dr.-Ing. e. h., Geh. Baurat, em. o. Prof. der Baukonstruktionslehre a. d. Techn. Hochschule Berlin; \* Oppeln 15. XII. 1843; † Berlin 14. II. — W.: »Handbuch der Architektur«, 8 Bde., (1895—1913). — Mitarbeiter am Handbuch der Architektur, Teil 3; »Haus und Garten der Unbemittelten« (1921). — GK; LZ 222; KL 17 (W); TR 24. II.; DBZ 84; ZB 312; WI<sup>7</sup> 868, <sup>8</sup>1778.
- Kogel, Gustav Friedrich**, ehemal. Dirigent der Berliner Philharmonischen Konzerte, 1891—1901 der Frankfurter Museumskonzerte, Herausgeber von Partituren und Klavierauszügen; \* Leipzig 16. I. 1849; † Frankfurt a. M. 13./14. XI. — JB Peters 9; AMZ 869; R<sup>8</sup> 566; DMZ 481; Neue Zeitschr. für Musik 638; Neue Musikzeitschrift 43, 96; Klavierlehrer 156; Die Stimme 16, 86; Meyer<sup>6</sup> XI, 225.
- Kolesch, Karl**, Dr., Gymnasialprofessor, Mitbegründer der Jenaischen Gesellschaft für Mineralogie und Geologie; \* Neu-

- stadt a. O. 16. IV. 1860; † Halle a. S. 12. VII. — LZ 606; PM 196.
- Kollm, Georg**, Hauptmann a. D., langjähr. Generalsekretär der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, Geschäftsführer des deutschen Geographentags; \* Danzig 3. VIII. 1846; † Berlin 6. I. — Redakteur der »Verhandlungen des deutschen Geographentags«; Herausgeber der »Verhandlungen der Ges. für Erdkunde zu Berlin« und der »Zeitschrift der Ges. für Erdkunde«. — KL 17; LZ 86.
- König, Arthur**, *D. theol.*, Dompropst, em. o. Prof. der kathol. Pastoraltheologie a. d. Univ. Breslau; \* Neiße 4. VI. 1843; † Breslau 9. X. — W.: »Handbuch für den kathol. Religionsunterricht« (<sup>1</sup>1919), (<sup>2</sup>1922); »Kathol. Religionslehre für die Oberstufehöch. Mädchenlehranst.« (<sup>1</sup>1923). — LZ 827; WI<sup>7</sup> 874; KL 17; TR 13. X.
- Koenigsberger, Leo**, *Dr.*, Wirkl. Geh. Rat, Exz., em. o. Prof. der Mathematik a. d. Univ. Heidelberg; \* Posen 15. X. 1837; † Heidelberg 15. XII. — W.: »Mein Leben« (1919); zahlr. Arbeiten in den Abh. der AdW Heidelberg. — SB der bayer. AdW 45—49 (Ringsheim); PF V, 654 (W); WI<sup>7</sup> 876; KL 17; GK; TR 17. XII.
- \* **Körting, Ernst**, Großindustrieller, Ingenieur, *Dr.-Ing. e. h.*, Mitbegründer der Firma Gebr. K. A.-G. (Heizungs- und Lüftungsanlagen, Verbrennungsmaschinen) in Körtingsdorf bei Hannover; \* Hannover 12. II. 1842; † Hannover 4. I. — St. u. E. 41, I, 143 (J. Körting m. P); VDI 65, 189, WI<sup>7</sup> 881; »Deutschlands Industrie u. Handel, Bd. 4, Gebr. K. A.-G.« (1921); Organ für die Fortschritte des Eisenbahnwesens, NF. 58, 64; Sächs. Industrie 18, 111; Männer der Technik, hrsg. von C. Matschoß (1925), S. 143 (D. Meyer); Beiträge zur Geschichte der Technik u. Industrie, Bd. I (1909), S. 200; DBJ 3, S. 165—170 (D. Meyer).
- \* **Korum, Michael Felix**, *D. theol.*, Bischof v. Trier; \* Wickerschweier 2. XI. 1840; † Trier 4. XII. — W.: »Die Andacht zum hl. Herzen Jesu und die Mittel, sie zu üben, Hirtenbrief« (1916); »Das christl. Familienleben, Hirtenbriefe« (1916); »Wunder und göttl. Gnadenweise bei der letzten Ausstellung des hl. Rockes 1891« (1894). — WI<sup>7</sup> 893; IZ 4063 (P); Pastor bonus 33, 159—168; E 4009 u. 4102 (P); Trierische Heimat, Jahrg. 1, 8 (Mai 1925), S. 97 f.; BB 286; P. Jakob Treitz, M. F. K., 1925; DBJ 3, S. 170/172 (J. Treitz).
- Krause, Hermann**, *Dr. med.*, Prof., Laryngologe (bekannt aus der Krankenge-
- schichte Kaiser Friedrichs III.); \* Schneidemühl 28. XI. 1848; † Bad Wildungen 8. VIII. — PBL 912 f.; LZ 669; Soz. MH 853; Internat. Zentralbl. für Laryngol. 37, 309 (Finder); TR 9. VIII.
- Kreusler, Ulrich**, *Dr.*, Geh. Reg.-Rat, em. o. Prof. der Chemie u. Technologie a. d. Univ. Bonn u. Direktor der landw. Akademie Bonn-Poppelsdorf; \* Arolsen 4. XI. 1844; † Bonn 18. X. — W.: »Lehrbuch der Chemie« (1880); »Atomgewichtstafeln nebst multiplen Werten« (1884); Mitherausg. von Biedermanns Zentralblatt für Agrikulturchemie. — PF IV, 805, V, 682 (W); LZ 883; WI<sup>7</sup> 910, <sup>8</sup>1779; ChZ 45, 1145 (P. Koenig).
- Kronberger, Karl**, Genremaler; \* Freystadt (Oberösterreich) 7. III. 1841; † München 27. X. — WI<sup>7</sup> 916 (W), <sup>8</sup>1779; MS II, 397.
- Kühler, Friedrich**, *Dr.*, früher a. o. Prof. der alttestamentl. Exegese a. d. Univ. Straßburg; \* Triest 15. IV. 1874; † Heidelberg 25. IV. — W.: »Hebräische Volkskunde« (1906); Herausg. der »Abh. zur semitischen Religionskunde u. Sprachwissenschaft«. — LZ 404; TR 28. IV.
- Kuhn, Ernst**, *Dr.*, Prof. der indogermanischen Sprachwissenschaft a. d. Univ. München, ord. Mitglied der bayer. AdW, korresp. Mitglied der AdW Wien; \* Berlin 7. II. 1846; † München 21. VIII. — W.: »Barlaam und Joasaph« (1893); »Der Einfluß des arischen Indiens auf die Nachbarländer im Süden und Osten« (1904). — Herausg. der »Oriental. Bibliographie« 1893—95 (Bd. 6—8), des »Grundr. der iran. Philologie« (mit W. Geiger) (1895—1904), der »Zeitschrift für vergleich. Sprachforschung«. — »Aufsätze zur Kultur- u. Sprachgeschichte, vornehmlich des Orients. E. K. zum 70. Geburtstag gew.« (1916). — Jahrb. d. bayer. AdW 23—26 (W. Geiger); Ostasiat. Zeitschr. 7, 272; KL 17; Almanach 71 (1921) d. AdW Wien 259—261 (Meringer); Ecce Pforta 1919/21, 54.
- Kull, Albert**, Tiermaler; \* Tübingen 27. V. 1855; † Stuttgart 6. IV. — »Der Rabe und der Affe. Eine humorist. Gabe« (1913); Mitarb. von Schroeders Biolog. Wandtafeln zur Tierkunde (1914 ff.) — WJ 1921/22; SchK Nr. 163.
- Ladenburg, Ernst**, Komm.-Rat, Präsident der Vereinigten Handelskammern Frankfurt-Hanau, Chef d. Bankhauses E. Ladenburg; † Frankfurt a. M. 14. VI. — Frankf. Zeitung 15. VI; VZ 15. VI.
- Lambel, Hans**, *Dr. phil.*, Reg.-Rat, Gymnasialprof. u. a. o. Prof. der mittel- u. neu-hochdeutschen Philologie a. d. deutschen

- Univ. in Prag; \* Linz 26. VIII. 1842; † Prag 28. XII. — W.: Herausg. der »Beiträge zur Kenntnis deutsch-böhmischer Mundarten« und von »Herders Werke«, Tl. 2 u. 3 (1885, 1890). — LZ 62; KL 17; WI<sup>7</sup> 944; TR 4. I. 22; Mitteilgn. des Ver. für Gesch. der Deutschen in Böhmen, Jahrg. 62, 1/2, S. 127—137 (A. Hauffen).
- \* **Lang, Viktor**, Edler v., *Dr.*, Geh. Rat, Exz., o. Prof. der Physik a. d. Univ. Wien, Präsident der AdW Wien, 1904 Präsident des Normaleichamtes, Mitgl. des ehemal. österr. Herrenhauses; \* Wiener-Neustadt 2. III. 1838; † Wien 3. VII. — W.: »Lehrbuch der Kristallographie« (1876). — PF IV, 835 (W); KL 17; Almanach 72 (1922) der AdW Wien, 146—151 (Lecher); WMW 1312; LZ 606; Soz. MH 976; WI<sup>7</sup> 952, 81779; TR 5. VII.; DBJ 3, S. 172/178 (Lampa).
- Lange, Konrad** v., *Dr. phil.*, o. Prof. der Kunstgeschichte a. d. Univ. Tübingen, stellv. Inspektor der Gemäldegalerie Stuttgart; \* Göttingen 15. III. 1855; † Tübingen 27. VII. — W.: »Das Wesen der Kunst« (1901, 1907); »Das Kino in Gegenwart u. Zukunft« (1920); »Nationale Kinoreform« (1918); Herausg. von »Dürers Nachlaß«. — LE 23, 1534; Zeitschr. für Ästhetik 16, 210 (Kjerbüll-Petersen); KW 34 II, 382 (Fischer); TR 3. VIII.; LZ 653; DBZ 281 u. 284; Kchr 56, 820 f. (Baum); SchK Nr. 346 u. 365; WJ 1921/22; WI<sup>7</sup> 954 (W); KL 17 (W). — »Rektorsübergabe Tübingen 29. IV. 1922. Reden« (darin: »Dem Gedächtnis des Prof. K. v. L. . . .«)
- \* **Lanz, Karl** Wilh., *Dr. phil. nat. h. c.*, Ehrenmitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Ehrenbürger von Friedrichshafen, Mitinhaber der Firma Heinrich L. in Mannheim; \* Mannheim 18. V. 1873; † Mannheim 18. VIII. — WI<sup>7</sup> 958, 81779; TR 18. VIII.; LNN 18. VIII.; E 2719 (P); »Kunsthalle Mannheim. 42 Gemälde aus der Sammlung Dr. K. L. in Mannheim« (1912); DBJ 3, S. 178/180 (Gossow).
- \* **Leonhard, Rudolf**, *Dr. iur.*, *Dr. in legibus h. c.* (Neuyork), Geh. Justizrat, o. Prof. des röm. u. deutschen bürgerlichen Rechts a. d. Univ. Breslau; \* Breslau 26. XII. 1851; † Breslau 1. I. — W.: »Irrtum bei nichtigen Verträgen nach röm. Recht« (2 Bde., 1882/83, 1907); »Institutionen des röm. Rechts« (1894); »Bemerkungen zum Reichsjugendwehrgesetz« (1917). — LZ 62; KL 17 (W); Soz. MH 55; Deutsche Juristentztg. 120 (Hedemann); WI<sup>7</sup> 985, 81779; DBJ 3, S. 180/183 (A. Manigk).
- Lessing, Emil**, Oberregisseur am Deutschen Theater und am Lessing-Theater in Berlin; \* Berlin 6. V. 1857; † Berlin 1. XI. — EG 595; LE 24, 378; Die deutsche Bühne 13, 669; WI<sup>7</sup> 989, 81780.
- \* **Leutwein, Theodor**, Generalmajor z. D., 1894—1904 Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika; \* Strümpfelbronn i. B. 9. V. 1849; † Freiburg i. B. 13. IV. — W.: »11 Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika« (1906). — DKZ 57 (Volkmann); IZ 4047; PM 130; WI<sup>7</sup> 991, 81779; TR 15. IV.; DBJ 3, S. 183/187 (Schnee).
- Lewandowsky, Felix**, *Dr. med.*, o. Prof. u. Direktor der dermatolog. Klinik a. d. Univ. Basel; \* Hamburg 1. X. 1879; † Basel 31. X. — TR 7. XI.
- Lindl, Ernest**, *D. theol.*, *Dr. phil.*, a. o. Prof. der semitischen Philologie a. d. Univ. München, Schriftleiter der Monatsschrift »Der Akademiker«; \* München 23. IV. 1872; † München 30. III. — LZ 325; KL 17; WI<sup>7</sup> 1009; TR 4. IV. AA.
- Löhlein, Max**, *Dr. med.*, o. Prof. der pathol. Anatomie a. d. Univ. Marburg a. L.; \* Berlin 3. VII. 1877; † Marburg 27. XII. — W.: »Die krankheitsregenden Bakterien« (1919); »Über die sogen. follikuläre Ruhr« (1923). — MMW 1922, 36; MMK 18, 163 (Aschoff); DMW 48, 266 (Versé) (P); Zentralbl. für allgem. Pathologie u. pathol. Anatomie 32, 313 (Marchand); TR 28. XII.
- \* **Löwenstein-Wertheim-Rochefort, Karl** Fürst zu (zuletzt P. Raymundus O. Pr.), Kommissar der deutschen Katholikentage, ehemal. Mitgl. der 1. Kammern von Bayern, Baden, Württemberg und Hessen und des Deutschen Reichstags, Gründer der Antiduell-Liga, zuletzt Dominikanermönch in Venlo; \* Haid i. B. 5. V. 1835; † Köln a. Rh. 8. XI. — Paul Siebertz: »Karl Fürst zu L. Ein Bild seines Lebens und Wirkens nach Briefen, Akten und Dokumenten« (1924). — Allgem. Rundschau 18, 643 (Cardauns); Gothaischer Kalender 1922; WI<sup>7</sup> 1026; DBJ 3, S. 187/192 (Knogler).
- Ludwig III., König von Bayern**, 1912—13 Prinzregent, 1913—18 (letzter) König von Bayern; \* München 7. I. 1845; † Sárvár (Ungarn) 18. X. — W.: »König Ludwig III. im Weltkrieg. Briefe, Erlasse, Reden u. Telegramme des Königs aus eiserner Zeit« (1917); »Ludwig III. und die Revolution« Heft 1 (1922). — Das Bayernland 33, 48 u. 65—78 (Solleder); MAZ 429 (Doeberl);

- Allgem. Rundschau 18, 595 f. u. 616 (v. Seidlein); IZ 4060 (P); WI<sup>7</sup>2; Goth. Kalender 1922; E 3401. — K. A. v. Müller, Deutsche Geschichte u. deutscher Charakter (1926), S. 176—182 (= Münchner Zeitung v. 19. X.).
- Ludwigs**, Heinrich Maria, Domkapitular u. Senior des Domkapitels in Köln, \* Neuß a. Rh. 29. VIII. 1840; † Köln a. Rh. 5. IX. — Köln. Volkszeit. 1921, 632; KR 1914.
- Luthmer**, Ferdinand, Prof., Geh. Baurat, Direktor der Kunstgewerbeschule in Frankfurt a. M.; \* Köln 4. VI. 1842; † Frankfurt a. M. 22. I. — W.: »Bau- u. Kunstdenkmäler des Rheingaus«, — des östl. Taunus«, — des Reg.-Bez. Wiesbaden«; »Goldschmuck der Renaissance«; »Merkbuch des Dekorateurs«; »Empire- u. Biedermeiermöbel aus Schlössern u. Bürgerhäusern« (1923); »Deutsche Möbel der Vergangenheit« (1913, 1924); »Nassau. Wanderungen durch Kunst u. Geschichte« (1917). — MS VI, 184; KL 17; TR 24. I.; WI<sup>7</sup>1047; DBZ 59 f.; Kchr 56, 373.
- Maffei**, Hugo, Edler u. Ritter v., bayerischer Reichsrat u. Großindustrieller (Maffei-Werke, München); \* Bamberg 31. VIII. 1836; † München 13. V. — IZ 4049 (P); Organ für Fortschr. des Eisenbahnwesens, NF. 58, 169; WI<sup>7</sup>1057, 1780; E 1736.
- Malkowskij**, Georg, Dr. phil., Kunstschriftsteller; \* Deutschkrone (Westpr.) 31. V. 1851; † Berlin 26. V. — W.: »Max Klinger. Ein sozialer Dichtermalers« (1921); »Die bildende Kunst im freien Volksstaate« (1919); »Das Land Posen, wie es war und wurde« (1919). — LZ 469; KL 17; WI<sup>7</sup>1061.
- Mann**, Josef, Heldentenor der Berliner Staatsoper; \* Lemberg 24. II. 1883; † Berlin 5. IX. — JB Peters 9; Signale 853; Rheinische Musik- u. Theater-Zeitung 289; Neue Zeitschr. für Musik 42, 396; Soz. MH 584—586 (Nora Zepler); Neue Musik-Ztg. 42, 396; Die Stimme 16, 22; IZ 4057 (P); AMZ 607.
- Marquard**, Adolf v., Dr., Präsident der württ. Ministerialabteilung für höhere Schulen; \* Gerabronn 22. IX. 1864; † Stuttgart 12. II. — LZ 222; WJ 1921/22; Württ. Staatsanz. Nr. 35; SchK Nr. 72; TR 15. II.; E 2889.
- Martitz**, Ferdinand v., Dr. iur., Geh. Oberreg.-Rat, Prof. des Völkerrechts a. d. Univ. Berlin; \* Insterburg 27. IV. 1839; † Berlin 28. VII. — W.: »Internationale Rechtshilfe in Strafsachen« (2 Bde., 1888/97); »Die Monarchie als Staatsform« (1903); »Völkerrecht« (Kultur der Gegenwart II, 8; 1906, 1913). — LZ 628; Zeitschr. für Völkerrecht 12, 242 (Fleischmann); Deutsche Juristenztg. 607 (Triepel); WI<sup>7</sup>1077 (W), 1781; KL 17 (W).
- Mathes**, Nikolaus, religiöser Genremaler u. Restaurator; \* Barweiler (Rheinpfalz) 23. III. 1845; † München 8. XII. — MS III, 136, VI, 190; Kchr 57, 228.
- Meinong**, Ritter von Handschuchheim, Alexius, Dr., o. Prof. der Philosophie a. d. Univ. Graz; \* Lemberg 17. VII. 1853; † Graz 28. XI. — W.: »Beiträge zur Pädagogik. Ed. Martinak dargeb. 1919«, hrsg. von A. M.; »Grundlegung der allgemeinen Werttheorie« (1923) (Vorwort von Doris M.). — Ed. Martinak, »M. als Mensch u. Lehrer« (1925). — Zeitschr. für pädag. Psychol. 22, 399 (Tumlirz); Archiv für Gesch. der Philos. 34, 41—46 (Frankl); Soz. MH 258 (Chaym); Beiträge zur Philos. des deutschen Idealismus II, 31—37 (M.s philos. Arbeiten); WI<sup>7</sup>1097; KL 17; TR 5. XII.; B III, 213.
- \* **Menger**, Karl, Dr. iur., Dr. phil. h. c. (Budapest, Prag, Wien), o. Prof. i. R. der Volkswirtschaft a. d. Univ. Wien, Hofrat, Mitgl. des ehemal. österr. Herrenhauses, wirkl. Mitgl. der AdW Wien, Bahnbrecher der Grenznutzentheorie; \* Neu-Sandez (Galizien) 28. II. 1840; † Wien 26. II. — W.: »Grundsätze der Volkswirtschaftslehre« (1871, 1923); »Untersuchungen über die Methoden der Sozialwissenschaft« (1883); »Irrtümer des Historismus« (1884). — Neue österr. Biographie, Bd. 1, 84—92 (Fr. Wieser) (P); Almanach 71 (1921) der AdW Wien 241 bis 252 (Wieser) (W); Technik u. Wirtschaft 14, 168; Jurist. Bl. 33; GK; Soz. MH 263 f. (Schmidt); Zeitschr. f. Volksw., Sozialpolitik u. Verw., NF. I, 197—206 (Schumpeter); KL 17; WI<sup>7</sup>1103, 1781; TR 27. II.; EvT 320; DBJ 3, S. 192/200 (Zuckerkancl).
- Metternich-Sándor**, Pauline Fürstin, geb. Gräfin Sándor v. Szlavnicza, Witwe des Fürsten Richard M. (1829—95); \* Wien 26. II. 1836; † Wien 28. IX. — W.: »Geschehenes, Geschehenes, Erlebtes« (1920); »Eclairs du Passé«. — Neue österr. Biogr. 1, S. 43—52 (P; Seligmann); IZ 4059 (P); Goth. Kalender 1922; TR 29. IX.; E 3121.
- Meydenbauer**, Albrecht, Dr. phil. h. c., Dr.-Ing. e. h., Geh. Baurat, Reg.-Rat a. D., Prof., Schöpfer des Meßbildverfahrens u. Begründer der preuß. Meßbildanstalt; \* Tholey 30. IV. 1834; † Godesberg



18. XI. — WI<sup>7</sup> 1112, <sup>8</sup>1781; LZ 948; DBZ 55, 416; Kchr 57, 160; ZB 588; B III, 238; E 4179 (P).
- Meyer, Leo**, *Dr. iur.*, Wirkl. Geh. Kriegsrat u. Abteilungschef im ehemal. preuß. Kriegsmin.; \* Posen 10. II. 1860; † Berlin 18. X. — TR 28. X; ERL.
- Michel, Andreas**, *Dr.*, Hofrat, Prof. der Zahnheilkunde a. d. Univ. Würzburg; \* Lohr a. M. 14. VIII. 1861; † Würzburg 1. X. — W.: »Die konservierende Zahnheilkunde« (1912). — LZ 826; Deutsche Wochenschr. für Zahnheilkunde 693 (Walkhoff); TR 7. X.
- Miller, Friedrich v.**, Bildhauer u. Erzgießer, 1866—1911 Prof. a. d. Kunstgewerbeschule München; \* München 11. XI. 1840; † München 30. XII. — Ausführung des Gusses des Schwanthaler Goethe (Frankfurt a. M.). — Kchr 57, 247; SM III, 209, IV, 197 (W); Dekorative Kunst 25, H. 5, S. VI; B III, 249.
- Mirbach-Sorquitten, Graf Julius**, Mitgl. des ehemal. preuß. Herrenhauses; \* Sorquitten 27. VI. 1839; † Sorquitten 25. VI. — IZ 4052 (P); Konservat. Monatsschr. 78, 23; GT 1922; WI<sup>7</sup> 1131, <sup>8</sup>1781; B III, 259; TR 28. VI.
- \* **Mittels, Ludwig**, *Dr. iur.*, o. Prof. des römischen und deutschen bürgerl. Rechts a. d. Univ. Leipzig, Papyrusforscher, Ehrenmitgl. (1907) der phil.-histor. Kl. der AdW Wien, o. M. der Sächs. Gesellsch. d. Wiss., korr. M. der AdW Berlin, München, Bologna, Geh. Hofrat; \* Laibach 17. III. 1859; † Leipzig 26. XII. — W.: »Die Lehre von der Stellvertretung« (1885); »Geschichte der Erbpacht im Altertum« (1902); »Römisches Privatrecht« I (1908); »Grundzüge u. Chrestomatie d. Papyrusurkunden« (m. Wilcken) (1911); »Antike Rechtsgeschichte u. romanist. Rechtsstudium« (1917); Herausg. von »Sohms Institutionen« (<sup>17</sup>1923), der »Zeitschr. d. Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte« seit 1901. — Leop. Wenger, L. M. u. sein Werk (1923). — LZ 1922, 45; Jahrb. der bayer. AdW. 1922/23, 59—62 (Wenger); Almanach 72 (1922) AdW Wien, S. 227—261 (Wlassak). — Gedenkschr. f. L. M., verf. v. Mitgl. d. Leipz. Jur.-Fak., Lpz. 1926. KL 17 (W); DBJ 3, S. 200/203 (L. Wenger).
- Mogk, Johannes**, Porträtmaler; \* Dresden 19. IV. 1868; † Dresden 4. XI. — W.: Minister v. Metzsch u. *Dr.* Rumpelt im Dresdener Rathaus, Senator O'Swald im Hamburger Rathaus. — MS VI, 199 (W); Kchr 57, 160; WI<sup>7</sup> 1137, <sup>8</sup>1781.
- Moeller, Georg**, *Dr. phil.*, o. Honorarprof. der Ägyptologie a. d. Univ. Berlin; \* Caracas (Venezuela) 5. XI. 1876; † Upsala 2. X. — W.: »Hieratische Paläographie«, 3 Bde.; »Zwei ägypt. Eheverträge aus vorsaitischer Zeit« (Abh. der preuß. AdW. 1918); »Das Mumienporträt« (1919); »Mumienschilder« (1913); »Die beiden Totenpapyrus Rhind« (1913). — LZ 811; Kchr 57, 82.
- Möller, Marx**, *Dr. phil.*, Professor, Schriftsteller, Dramaturg am Altonaer Stadttheater; \* Hamburg 15. III. 1868; † Altona a. E. 9. XI. — W.: »Totentanz« (Einakter) (1898); »Frau Anne« (Osterspiel) (1901); »Die Gartensonate«, Roman (1917); »Die Spieluhr, Ged. u. Spiele 1892—1919« (1919). — »Joh. P. Eckermann u. Goethe. Ein letzter Gruß M. M.s an seine Freunde« (1923) (darin: O. Schumann, Zum Gedächtnis [M. M.s]). — LE 23, 377 f.; WI<sup>7</sup> 1135; TR 10. XI.; LZ 47; E 3749; KL 17 (W).
- Montgelas, Josef** Graf von, erblicher Reichsrat der Krone Bayerns; \* München 23. XII. 1870; † Egglkofen (Oberbay.) 14. IX. — GT. 1923 309; KR, 1914.
- \* **Morf, Heinrich**, *Dr. phil. et de lettres*, o. Prof. der roman. Philologie a. d. Univ. Berlin, Geh. Reg.-Rat; \* Hofwil bei Münchenbuchsee (Kanton Bern) 23. X. 1854; † Thun 23. I. — W.: »Geschichte der neuen franz. Literatur« I (1898, <sup>8</sup>1914); »Aus Dichtung u. Sprache der Romanen« (1903, anastatischer Neudruck 1922, 3 Bde.); »Die roman. Literaturen und Sprachen«, 2. Abdruck (1925); Herausg. des »Archivs für das Studium der neueren Sprachen u. Lit.« und der »Sammlung vulgärlateinischer Texte«. — SB preuß. AdW 521—529 (Roethe); Zeitschr. für franz. u. engl. Unterricht, Bd. 21/22 (Jacobius); Zeitschr. für roman. Philologie, Bd. 42, 259 (Rohlf); Jahrb. der lit. Vereinigung Winterthur 1922, 189 bis 205 (Frey); Indogerm. Jahrb. 8, 285; Archiv für das Stud. der neueren Sprachen und Lit. 142, 78 bis 94 (Lommatzsch); Die neueren Sprachen 29, 1—6 (Seifert); Schweiz. Lehrertztg. 59 (Gauchat) u. 61—64 (Hoesli); GK; LE 23, 768; German.-roman. Monatsschr. 9, 179 (Lerch); WI<sup>7</sup> 1144, <sup>8</sup>1781; KL 17; TR 25. I.; E 342 u. 501 (P); KL 17 (W); DBJ 3, S. 203/206 (E. Seifert).
- Müller, Carl**, Hüttendirektor, Mitglied des Vorstandes der Friedrich-Wilhelms-Hütte in Mülheim-Ruhr; \* Kassel 3. IV. 1850; † Kassel 29. IV. — St. u. E. 41, III, 844 (P).
- Müller, Gustav**, Sozialist, Vizepräsident des Schweiz. Nationalrats, 1918—20 Stadt-

- präsident von Bern; \* Biel 14. IV. 1860; † Zürich 24. V. — Schweiz. Zeitgenossen-Lexikon (1921), 472.
- Müller, Josef, Dr.**, Weihbischof von Köln; \* Siefenich, Kr. Düren 27. IX. 1845; † Köln 21. III. — WI<sup>7</sup> 1159; Köln. Volkszeit. 1921, 216.
- Müller, Theodor v.**, Oberlandesgerichtspräsident in Nürnberg; \* Burghaßlach 5. VIII. 1851; † Fürth 25. I. — GK; AA.
- Naumann, Gottfried, D. theol.**, Prof. der Theologie a. d. Univ. Leipzig, Pfarrer der Johanniskirche, Sozialpolitiker; \* Frankfurt a. M. 26. VI. 1876; † Schömborg (Schwarzwald) 14. XI. — W.: »Der Segen einer Volkskirche« (1913); »Stark in Gott«, »Kriegspredigten« (1915); »Das Helden-tum Jesu« (1915); »Kirche u. Demokratie« (1919); »Die Reformation u. der Gemeindegedanke« (1918); »Sozialismus u. Religion in Deutschland« (1921). — ELK 757; LZ 947; Neues Sächs. Kirchenbl. 637 (Liebster); LNN 18. XI.; KL 17 (W).
- Neureuther, Karl**, Generalmajor z. D., Militärgeograph, früher Leiter des topograph. Bureaus in München; \* München 29. IX. 1838; † München 2. IV. — W.: »Das Unterseeboot« (1915). — PM 130; AA.
- Nevermann, Dr. med. vet. h. c.**, Geh. Oberreg.-Rat u. Vortrag. Rat im preußischen Landwirtschaftsministerium; \* Wahrsow (Mecklenb.) 10. X. 1869; † Berlin 7. VIII. — TR 13. VIII.
- Niemann, Albert, Dr. med.**, Prof., medicin. Schriftsteller; \* Berlin 1880, † Berlin 22. III. — W.: »Kompendium der Kinderheilkunde« (1920). — LZ 301; Archiv für Kinderheilkunde 69, 398 (E. Müller); Jahrb. für Kinderheilkunde u. phys. Erziehung 95, 122 (Czerny).
- Nies, Konrad**, deutsch-amerikan. Dichter; \* Alzey (Rheinessen) 17. X. 1862; † San Franzisko im IX. — BR V, 137 f. (W); LZ 750; Volk u. Heimat II, 166.
- Nikel, Emil**, Dompfarrer in Breslau, Tonsetzer; \* Sohrau (O.-S.) 12. IX. 1851; † Breslau 17. V. — Frank-Altman, Tonkünstlerlexikon 12276; KR 1914.
- Nikutowski, Erich**, Landschaftsmaler in Düsseldorf; \* Düsseldorf 8. XI. 1872; † Caub 6. I. — MS VI, 208; Kchr 56, 329.
- Nitzschke, Emil**, Kaufmann in Leipzig, Abg. des sächs. Landtags (Demokrat), sächs. Finanzminister a. D.; \* Leutzsch bei Leipzig 31. X. 1870; † Leutzsch 24. VII. — WI<sup>7</sup> 1197, 11782; Woche H. 31; EvT 2384.
- Noether, Max, Dr.**, em. o. Prof. der Mathematik a. d. Univ. Erlangen, Geh. Hofrat, Mitgl. der AdW Berlin, München (Paris, Rom); \* Mannheim 24. IX. 1844; † Erlangen 13. XII. — Herausgeber von B. Riemann, Ges. Werke (\* 1892—1902). — LZ 1922, 22; PF V, 910 (W); Jahrb. der bayer. AdW 42—45 (Voß); WI<sup>7</sup> 1199, 11782.
- Noz, F. W. A., Dr.**, Prof. in Walstown, Insp. des ev.-luth. Gymnasiums, Präsident des evang. Schulwesens in Pennsylvanien; † Milwaukee 16. XII. — WJ 1921/22.
- Oldenbourg, Rudolf, Dr. phil.**, Kustos am Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin, Forscher auf dem Gebiete der Niederländ. Kunst; \* München 8. V. 1887; † Badenweiler 12. VI. — W.: »P. P. Rubens, Des Meisters Gemälde in 538 Abbildungen«; »P. P. Rubens. Ges. Aufsätze«. Hrsg. von W. v. Bode (1922); »Die fläm. Maler des 17. Jahrh.« (1918); »Die Münchener Maler des 19. Jahrh.« (1922); »Das Miniaturenkabinett der Münchener Residenz« (1921); »Die Nachwirkung Italiens auf Rubens und die Gründung seiner Werkstatt« (1918). — Jahrb. der Kgl. preuß. Kunstsamm. Beibl.: Amtl. Berichte 42, 93; LZ 509; Kchr 56, 726 f.; Antiquitäten-Rundschau 19, 158; Kunst u. Künstler 19, 409 (Glaser); TR 15. V.
- Ordenstein, Heinrich**, Prof., Hofrat, Direktor des Landeskonservatoriums für Musik in Karlsruhe, M. der musikal. Sachverständigenkommission für Baden; \* Offstein b. Worms 7. I. 1856; † Karlsruhe 22. III. — JB Peters 10; Neue Musikztg. 42, 232; Neue Zeitschr. für Musik 233; Signale 366 u. 419; AMZ 225; Rhein. Musik- u. Theater-Ztg. 107; Klavierlehrer 65; Die Stimme 15, 196; WI<sup>7</sup> 1223.
- Osthaus, Karl Ernst, Dr. phil.**, Dr.-Ing. e. h., Kunsthistoriker, Gründer u. Leiter des Hagener Folkwang-Museums (jetzt in Essen); \* Hagen i. W. 15. IV. 1874; † Meran 27. III. — W.: »Van de Velde. Leben und Schaffen des Künstlers« (1920). — Kunst u. Künstler 19, 302 (Scheffler); KW 34 II, 121; Velh. und Klasings Monatsh., August 1921, 652 (mit Bildern); Cicerone 13, 225; (niederrhein.-westfäl.) Heimatblätter 3, 27; IZ 4046 (P); H 18 II, 381 (Reiners); LZ 301; DBZ 143; Soz. MH 372 (Behne); Kchr 56, 546 f.; WI<sup>7</sup> 1228; Folkwang 5—9 (Fuhrmann); E 1148; KL 17 (W); TR 30. III.
- Otheграven, Louis**, Geh. Baurat a. D., bis 1899 Vorst. des Eisenbahn-Maschinenamtes in Dortmund; \* Rheda (Reg.-Bez. Minden) 6. IV. 1843; † Dortmund 13. III. — VDI 65, 774 (P).

- Ott, Willibald**, bayer. Obergeneralarzt und Sanitätsinspektor a. D., \* Freysing 15. X. 1851; † München 26. X. — WI<sup>7</sup> 1230, <sup>8</sup>1783; AA.
- Ow-Wachendorf, Hans** Reichsfreiherr v., württ. Staatsrat a. D., Exz., früherer Präsident der württ. Zentralstelle für die Landwirtschaft, Mitbegründer des Deutschen Landwirtschaftsrats, 1878—1890 MdR., Mitgl. der histor. Kommission für Württemberg, bis 1918 rittersch. Mitgl. u. 2. Vizepräsident der 1. Kammer der württ. Landstände; \* Wachendorf 28. IV. 1843; † Wachendorf 7. V. — Soz. MH 1016; SchK Nr. 208; WJ 1921/22; WI<sup>7</sup> 1233, — Vgl. Th. Schön, *Gesch. der Familie v. Ow* (1910); FrhT 1922.
- Pagenstecher, Rudolf**, *Dr. phil.*, Prof. der klass. Archäologie a. d. Univ. Rostock; \* Hamburg 1. X. 1879; † Rostock 31. VIII. — W.: »Apulien« (1914); »Unteritalische Grabdenkmäler« (1912); zahlr. Arbeiten in den Abh. der AdW Heidelberg. — LZ 734; Kchr 57, 64 f. (Maas) (W); TR 4. IX; AA.
- Panizza, Oskar**, Satiriker u. Dramatiker; \* Kissingen 12. XI. 1853; † (seit 1904 geisteskrank) Bayreuth (Heilanstalt) 30. IX. — W.: »Das Liebeskonzil«, Drama (deshalb wegen Gotteslästerung mit Gefängnis bestraft); »Zürcher Diskussionen« (deshalb wegen Majestätsbeleidigung bestraft). — LZ 791; LE 24, 247; BR V, 221 f.; »Das deutsche Theater« I, 418; Bücherstube I, 92—98 (G. Hildebrandt); Soz. MH 1922, 5.
- Pannenberg, Albertus**, *Dr.*, Prof., Oberlehrer a. D., Historiker; \* Driever (Ostfriesland) 5. II. 1844; † Göttingen 20. VII. — W.: »Studien zur Geschichte der Herzogin Mathilde von Canossa« (1872). — WI<sup>7</sup> 1238 (W); LZ 628; KL 17, TR 30. VII. — Hist. Zeitschr. 125, 187 (O. A. Ellissen).
- \* **Paul, Hermann**, *Dr. phil.*, Geh. Hofrat, em. o. Prof. der deutschen Philologie a. d. Univ. München, o. Mitgl. der AdW München, a. o. Mitgl. der AdW Budapest u. Upsala; \* Salbke bei Magdeburg 7. VIII. 1846; † München 29. XII. — W.: »Prinzipien der Sprachwissenschaft« (1880, <sup>5</sup>1920); »Mittelhochdeutsche Grammatik« (1881, <sup>8</sup>1911); »Deutsches Wörterbuch« (1897, <sup>8</sup>1921); »Deutsche Grammatik«, 5 Bde., »Aufgabe u. Methode der Geschichtswissenschaft« (1920); »Über Sprachunterricht« (1921); Mitherausg. von »Paul und Braunes Beiträgen zur Gesch. der deutschen Sprache« u. Herausg. des »Grundriß der german. Philologie.« — Almanach 72 (1922) der AdW Wien (Jellinek); KW 35 I, 294 f. (E. K. Fischer); Indogerm. Jahrb. VIII, 285; Jahrb. der bayer. AdW 27—35 (v. Kraus); Beitr. zur Gesch. der deutschen Sprache u. Lit. 46, 495—501 (Braune) (mit W u. eigener Lebensskizze); LE 24, 645—648 (Kluge); LZ 1922, 62; Zeitschr. f. Deutsche Kunde 1922, 123 (Panzer); Vierteljahrsschr. für Gesch. u. Landeskunde Vorarlbergs, NF. V, 45—49 (Ant. Schneider); Zeitschr. f. Deutsche Philologie 1922; TR 31. XII.; KL 17 u. 22 (W); WI<sup>7</sup> 1246; DBJ 3, S. 206/208 (K. v. Kraus).
- Peiser, Felix**, *Dr. phil.*, Prof. der semit. Sprachen a. d. Univ. Königsberg; \* Berlin 27. VII. 1862; † Königsberg i. Pr. 24. IV. — Herausg. der »Texte jurist. u. geschäftl. Inhalts« u. der »Oriental. Literatur-Ztg.« W.: »Studien zur oriental. Altertumskunde«, 4 Bde. (1898—1901); »Das Gräberfeld von Pajki« (1916); »Der Prophet Habakuk« (1903); »Hosea« (1914); »Skizze der babylon. Gesellschaft« (1896). — TR 28. IV.; LZ 383; Oriental. Literatur-Ztg. 97—102; Mannus 13, 138 (Kemke).
- Perlbach, Max**, *Dr.*, Prof., Geh. Reg.-Rat, früherer Abteilungsdirektor an der preuß. Staatsbibliothek; \* Danzig 4. XI. 1848; † Berlin 18. II. — W.: »Prussia scholastica« (1895). — LZ 222; LE 23, 828; Zentralbl. für Bibliotheksw. 98; Mitteil. des Westpreuß. Geschichtsver. 20, 9; WI<sup>7</sup> 1253; KL 17; TR 20. II.; Histor. Zeitschr. 124, 188.
- Pfeiffer, Eduard v.**, *Dr.*, Geh. Hofrat, württ. Finanzmann, Mitschöpfer des deutschen Konsumvereinswesens, langjähr. Vorsitzender des Aufsichtsrats der Württ. Vereinsbank, 1868—76 Abg. zum Württ. Landtag (für Ulm); \* Stuttgart 24. XI. 1835; † Stuttgart 13. V. — W.: »Vergleichende Zusammenstellung der europäischen Staatsausgaben« (\*1877). — Soz. MH 670 f.; Deutsche Arbeit 7, 27 (Schlack); SchK Nr. 218 u. 221; WJ 1921/22; Konsumgen. Rundschau 251 (Karch).
- Pfeiffer, Ludwig**, *Dr. med.*, Geh. Hof- u. Medizinalrat, ehemal. großherzogl. sächs. Leibarzt, ärztl. Schriftsteller u. Prähistoriker, Mitbegründer des deutschen Ärztevereinsbundes, Redakteur des Korrespondenzblattes des allgem. ärztlichen Vereins für Thüringen, Ehrenbürger von Weimar; \* Eisenach 31. III. 1842; † Weimar 9. V. — W.: »Die steinzeitliche Technik u. ihre Beziehungen zur Gegenwart« (1912); »Taschenbuch der Krankenpflege« (<sup>11</sup>1925); »Die Werkzeuge des

- Steinzeitmenschen\* (1920). — PBL 1287 f.; Ärtzl. Vereinsbl. für Deutschland 50, 127; Korresp.-Bl. des allgem. ärztl. Ver. für Thüringen 50, 49; Mannus 13, 138; BKW 659 f. (Landsberger); MMW 678 f. (Schrader); DMW 752 f. (L. Voigt) (P); LZ 404; WI<sup>7</sup> 1265; TR 11. V.
- Philippi, Felix**, Schwankdichter u. Romanschriftsteller; \* Berlin 5. VIII. 1851; † Berlin 23. XI. — W.: »Das große Licht«, Sch. (1901); »Der Helfer«, Sch. (1905); Münchener Bilderbogen (1912, 9. Aufl.); »Der Sieger«, Roman (1914, 21. Aufl.); ferner: »Alt-Berlin. Erinnerungen aus der Jugendzeit.« 2 Tle. (1912, 1914); »Monika Vogelsang«, vier Novellen und Roman (1913); »Ludwig und Josef Kainz u. a. aus meinem Tagebuche« (1914). — WI<sup>7</sup> 1271; Das deutsche Theater I, 418 f. (W); Die deutsche Bühne 13, 675; BR V, 280; GK; LZ 964; LE 24, 441; IZ 4063 (P); LNN 25. XI.; E 3929; KL 17 u. 22 (W).
- Piltz, Ernst**, Prof., Geologe u. Kartograph; \* Ilmenau 14. V. 1857; † Jena 1. I. — »Über Naturbeobachtung des Schülers« (1913). — LZ 63; LE 23, 638; PM 95; Jahrb. des histor. Ver. für die Grafschaft Ravensberg 179—181 (Hübschmann); TR 7. I.
- Piper, Otto**, Dr. phil. et iur. h. c., Prof., Geh. Hofrat, Archäolog u. Geschichtsforscher, Schriftsteller; \* Roeschitz 22. XII. 1841; † München 23. II. — W.: »Deutsche Burgenkunde« (1912); »Österreichische Burgen«, 8 Bde. (1902 bis 1910); »Abriß der Burgenkunde« (1914); »Der Spuk. 250 Geschehnisse« (1917, 1922). — Otto Piper, Dem Andenken meines Vaters O. P. (1921). — LE 23, 826; GK; LZ 238; IZ 4043 (P); DBZ 96; Kchr 56, 450; Histor. Vierteljahrsschrift 20, 384; KL 17; Das Bayernland 32, 241; Korrespondenzbl. des Gesamtvereins des deutsch. Gesch.-Vereins 69, 86; Die Denkmalspflege 23, 32 (Kohte); Niedersachsen 6, 125 (Krüger); Deutsche Rundschau Sept. 1921, 365 (Moeller v. d. Bruck); WI<sup>7</sup> 1277; LNN 2. III.
- Plattner, Christian**, Bildhauer; \* Imst (Tirol) 2. III. 1869; † Innsbruck 1. I. — MS VI, 222 (W); Tyroler Ehrenkranz 158 f. (Tony Grubhofer) (P); MAZ 21 (O. Doering); Kchr 56, 309; Sonntag ist's 3, 87 (Doering).
- Pösch, Alexander Rudolf**, Dr. med. et phil., o. Prof. der Anthropologie u. Ethnographie a. d. Universität München, korresp. Mitglied der AdW Wien, Leiter einer Expedition in Neuguinea (1904—06) und den Kalahari (1907—09); \* Tarnopol 17. IV. 1870; † Innsbruck 4. III. — W.: »Berichte über die von der Wiener Anthropolog. Ges. in den k. k. Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien (1915—18). — Almanach 71 (1921) der AdW Wien 177 bis 179 (Oberhummer); Mitteilungen der Anthropol. Ges. Wien LI, 95—104 (W); PM 95; WMW 573.
- Poensgen, Carl**, Geh. Kommerzienrat, Teilhaber der Firma Düsseldorfer Röhren- u. Eisenwalzwerke; \* Jünkerath 27. I. 1838; † Düsseldorf 3. XI. — St. u. E. 41, VI, 1839 (P).
- Popper (-Lynkeus), Josef**, techn. Philosoph, Schriftsteller; \* Kolin (Böhmen) 21. II. 1838; † Wien 22. XII. — W.: »Selbstbiographie« (1917); »Phantasien eines Realisten« (1922); »Das Ich und das soziale Gewissen« (1924); »Das Individuum und die Bewertung der menschlichen Existenz« (1924); »Fürst Bismarck und der Antisemitismus« (pseudonym, 1886), (1925); »Eine Auseinandersetzung mit dem Sozialismus und den Sozialisten« (1920); »Gespräche«, mitgeteilt von Margit Ornstein u. Heinrich Löwy; Vorw. von Julius Ofner (1925). — P. Tausig, J. P.-L. zum 80. Geburtstag (1918). — KL 17; WI<sup>7</sup> 1295; GK; LE 24, 575; Der Jude 6, 256 (Thieberger); Monistische Monatsh. VII, 53—58 (H. Stöcker); Die Wage, NF. 3, 110 (Ornstein); TR 23. VII.; LNN 23. XII.; BB 302; LE 1922, 9; Männer der Technik, 1925, S. 209 (Birk); Adolf Gerber: J. P.-L. Sein Leben u. sein Wirken (1925) (W); PF IV, 1186, V, 997 (W). — Denkmal im Wiener Rathauspark (österreichische Illustr. Ztg., Jg. 37, 1, S. 2).
- \* **Possart, Ernst v.**, Dr. phil. h. c., Prof., früher bayer. Hoftheater-Generalintendant, einer der letzten Vertreter der klassizistischen Richtung; \* Berlin 11. V. 1841; † Berlin-Charlottenburg 8. IV. — W.: »Erlebtes und Erstrebtes« (1916); »Deutsch-franz. Krieg 1870/71, Tragödie« (Neuausg. 1914). — WI<sup>7</sup> 1298; EG 788 bis 790; GK; LZ 325; Die Bergstadt 9 II, 233 (Eckardt); TR 9. IV.; Soz. MH 582; WJ 1921/22; SchK Nr. 157; Die deutsche Bühne 13, 257—259 (Wolff); MAR 18, 201 (Oberlaender); Die Propyläen 19, 105 u. 115 (Kilian), 202 (Mensi-Klarbach, Theatererinnerungen); KL 17 (W); DBJ 3, S. 208/211 (E. Kilian).
- Posse, Otto**, Dr., Prof., Geh. Reg.-Rat, früher Direktor des sächsischen Hauptstaatsarchivs, \* Weißensee 29. VII. 1847; † Dresden 13. XI. — W.: »Lehre von den

- Privaturkunden« (1887); »Die Siegel des Adels der Wettiner Lande bis 1500; (4 Bde., 1903—11); Herausg. des *Codex diplomaticus Saxoniae regiae*. — TR 18. XI.; Neues Archiv für sächs. Gesch., Bd. 43, S. 153—156 (W. Lippert); Archival. Zeitschr., Bd. 35, S. 286 f. (W. Lippert).
- Prümers, Rodgero, Dr. phil.**, Geh. Archivrat, Prof. der Geschichte a. d. Akademie in Posen u. Direktor des Staatsarchivs a. D. in Posen; \* Dorsten i. W. 16. III. 1852; † Wernigerode 27. II. — Herausg. der »Zeitschr. der Gesch. für die Provinz Posen« u. der »Historischen Monatsblätter«. — KL 17; WI<sup>7</sup> 1312; Korrespondenzbl. des Gesamtvereins 69, 85 (Warschauer); LZ 260; LE 23, 894; Soz. MH 841; TR 6. III; AA.
- Prüsmann, Carl**, Ingenieur, technischer Direktor von Schäffer u. Budenberg G. m. b. H., Magdeburg; \* Hannover 29. II. 1852; † Magdeburg 28. V. — VDI 65, 526 (P).
- \* **Rathgen, Karl, Dr.**, o. Prof. der Nationalökonomie a. d. Univ. Hamburg, Kolonialpolitiker; \* Weimar 19. XII. 1856; † Hamburg 6. XI. — W.: »Japans Volkswirtschaft u. Staatshaushalt« (1891); »Die Japaner in der Weltwirtschaft« (1905, 1911); »Staat u. Kultur der Japaner« (1907); »Die Verein. Staaten von Amerika, Japan« (1918); »Die künftige Verfassung des Deutschen Reiches« (1919). — TR 10. XI.; E 3749 u. 3834 (P); KL 17 (W); LZ 947; Soz. Praxis 30, 1197 (Heyde); Hamburger Univ.-Ztg. 3, 201 (W. Baer); PM 229; Die Eiche 10, 104 (Siegmond-Schultze); DBJ 3, S. 211/214. (Plaut);
- Rau, Carl August, Dr. phil.**, Prof., Direktor des Fürstl. Instituts für musikwissenschaftliche Forschung zu Bückeburg; \* Frankfurt a. M. 29. IV. 1890; † Karlsruhe i. B. 2. X. — W.: »Bibliographie der musikwissensch. Universitätsschriften« (1917); »Geschichte der Musik vom Beginn der christl. Zeitrechnung bis zum Ausgang des 19. Jahrh. in Tabellenform« (1918); Herausg. von »Praktische Neuauflagen älterer Musikwerke« (1917 ff.). — »C. A. R. Trauerkundgebung des . . . Fürstl. Instituts für musikwissensch. Forschung in Bückeburg« (P) (= Archiv für Musikwiss. 4 [1921]). — TR 7. X.; LZ 827; Neue Musik-Ztg. 43, 58 (Roesler); Soz. MH 1077; AMZ 48, 737 (Roesler); Neue Zeitschr. für Musik 555; Klavierlehrer 144; Zeitschr. für Musikwiss. 4, 63; Rhein. Musik- u. Theater-Ztg. 321; Signale 981; Archiv für Musikwiss. 3, 4; JB Peters 10; R<sup>8</sup> 898; KL 17.
- Rauch, Josef**, Professor, Architekturbildhauer; \* Baden-Baden 13. V. 1867; † Berlin 12. II. — (Ludw. Hoffmann), »Akademie der Künste in Berlin, Gedächtnisausstellung für J. R., Februar-März 1922«; Ludwig Hoffmann, »Der Märchenbrunnen im Friedrichshain zu Berlin (von J. R.)« (1914). — Kchr 56, 430; DBZ 100; MS VI, 229; AA.
- Reismann, Heinrich**, \* Münster i. W. 16. XI. 1850; † Paderborn 22. VIII. Begründer und Leiter der dortigen privaten Realschule. — F. Schröder, H. R., Paderborn 1921 (P).
- Reißhaus, Paul**, Schneidermeister, Vorsitzender des Deutschen Schneiderverbandes (seit 1888); M. d. R. (SPD) (seit 1893); \* Burg b. Magdeburg 29. IX. 1855; † Schwarzburg 5. IX. — HNN 239; Soz. MH 912; WI<sup>7</sup> 1351.
- Rethwisch, Konrad, Dr.**, Prof., Geh. Reg.-Rat, Gymnasialdirektor (Kaiserin-Augusta-Gymnasium, Charlottenburg) a. D., Historiker u. pädag. Schriftsteller; \* Berlin 30. VIII. 1845; † Berlin 17. V. — W.: »Deutschlands höheres Schulwesen im 19. Jahrh.« (1893); Herausg. der »Jahresberichte über das höh. Schulwesen« (seit 1886). — TR 18. V.; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 1357 (W); LZ 428; LE 23, 1214; WI<sup>8</sup> 1784.
- Rheinbaben, Georg Freiherr v., Dr. med. h. c.** (Berlin); Dr.-Ing. e. h. (Aachen), 1901 bis 1910 preuß. Finanzminister, 1910 bis 1918 Oberpräsident der Rheinprovinz, seit 1913 Präsident der Goethesellschaft, Mitgl. des ehem. preuß. Herrenhauses, Domdechant von Merseburg, Wirkl. Geh. Rat, Exz. — \* Frankfurt a. O. 21. VIII. 1855; † Düsseldorf 28. III. — Meyer<sup>6</sup>; WI<sup>7</sup> 1362, <sup>8</sup>1784; GK; IZ 4045 (P); Rhein. Bl. für Wohnungswesen u. Bauberatung 17, 65 (Mewes); B III, 700; FrhT 1922, S. 681; E 1148; TR 26. III.
- Richter, Max, Dr. iur.**, Unterstaatssekretär im Reichsamt d. Innern a. D., vorher im preuß. Handelsministerium, 1893—94 Reichskommissar der Weltausstellung in Chicago, 1896—1900 desgl. in Paris, Wirkl. Geh. Rat, Exz.; \* Königsberg i. Pr. 26. XII. 1856; † Berlin 11. V. — WI<sup>7</sup> 1366; EvT 1596.
- Riggenbach, Albert, Dr. phil.**, Prof. der Astronomie a. d. Univ. Basel u. Vorsteher der astron.-meteorol. Anstalt daselbst; \* Basel 22. VIII. 1854; † Basel 28. II. — PF IV, 1251 (W); Astronom. Jahrb.

- 23, 24; Meteorol. Zeitschr. 38, 148 f. (W. Mörikofer); PM 95 u. 196.
- Ritter**, Anna, geb. Nuhn, Regierungsratswitwe, Lyrikerin; \* Koburg 23. II. 1865; † 31. X. — W.: »Gedichte« (1898, <sup>31</sup>1918); »Befreiung. Gedichte« (1900, <sup>18</sup>1916). — WI<sup>7</sup> 1381; KL 17; BR VI, 3; PY II, 195 f.; LE 24, 377; TR 9. XI.; LNN 10. XI.; E 3661.
- Ritter**, Lorenz, Maler u. Radierer; \* Nürnberg 27. XI. 1832; † Nürnberg 3. IX. — W.: »Malerische Ansichten von Nürnberg« (25 Radierungen, 1876). — WI<sup>7</sup> 1382 (W); DBZ 352.
- Rittner**, Thaddäus, Dramatiker u. Romanschriftsteller; \* Lemberg 31. V. 1873; † Bad Gastein 19. VI. — W.: »Die Brücke«, Roman (1920); »Vier Einakter« (1921); »Garten der Jugend«, Komödie (1917, <sup>3</sup>1921); »Unterwegs. Ein Don Juan-Drama« (<sup>3</sup>1922); »Die andere Welt«, Roman (1921); »Das Zimmer des Wartens«, Roman (1918). — LZ 526; LNN 22. VI; AA.
- Röchling**, Paul, Komm.-Rat, Aufsichtsratsvors. der Röchlingschen Eisen- und Stahlwerke G. m. b. H. in Völklingen, 1914—20 Vorsitz. d. Handelskammer Saarbrücken. — † Freiburg i. B. Anfang Juni. — Berl. Börsen-Courier 9. VI.
- Roeth**, Philipp, Prof., Landschaftsmaler; \* Darmstadt 10. III. 1841; † München 30. V. — W.: »Im Dachauer Moos«, »Regenstimmung« u. a. — MS IV, 93, V, 243, VI, 238; WI<sup>7</sup> 1393, <sup>8</sup>1785; BB 128; Lit. Handw. 1921, 7.
- Rothe**, Carl, ehemal. weimar. Staatsminister \* Gr. Rudstadt 10. VII. 1848; † Weimar 28. IV. — TR 29. IV; WI<sup>7</sup> 1412.
- Rummelspacher**, Josef, Landschaftsmaler (Hochgebirgsbilder); \* Berlin 23. XI. 1852; † Berlin 10. XII. — W.: Alpenpanoramen. — MS IV, 133, VI, 242; Kchr 57, 228; WI<sup>7</sup> 1423, <sup>8</sup>1785.
- Saenger**, Alfred, Dr. med., Prof. der Neurologie a. d. Univ. Hamburg, Oberarzt der Nervenabt. des Allgem. Krankenhauses St. Georg; \* Mergentheim 28. V. 1860; † Bad Nauheim 18. V. — W.: »Die Erkrankungen d. Optikusstammes« (1913); »Die Neurologie des Auges« (mit H. Wilbrand), 10 Bde. (1900—22). — LZ 446; MMW 1023 f. (Weygandt); Deutsche Zeitschr. für Nervenheilk. 72, Heft 3/4, S. I—V (Nonne); Zeitschr. für die ges. Neurol. u. Psychiatrie 69, 364.
- Sarrazin**, Otto, Dr. phil. h. c. (Gießen), Dr.-Ing. e. h. (Berlin), Wirkl. Geh. Oberbaurat u. Vortrag. Rat im preuß. Minist. der öffentl. Arbeiten, Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins; \* Bocholt 22. XII. 1842; † Berlin-Friedenau 8. VI. — W.: »Taschenbuch zum Abstecken für Eisenb.« (<sup>30</sup>1915); »Verdeutschungswörterbuch« (<sup>4</sup>1912, <sup>5</sup>1918); Herausg. von »Die Denkmalpflege«, »Zeitschr. für Bauwesen«, »Zentralbl. für Bauverwaltung« (1881—1907). — »Geburtsgrüße O. S. bei Vollendung des 70. Lebensjahres« dargebr. vom Allg. Deutsch. Sprachverein (1912). — KL 17; WI<sup>7</sup> 1439; LE 23, 1278; VDI 65, 723; DBZ 215; LZ 4051 (P); ZB 329 f. (H. Zimmermann (P)); TR 9. IV.; EvT 1964.
- Schaeffer**, Jean, Dr. med., Prof., Privatdozent der Dermatologie a. d. Univ. Breslau; \* Ratibor 25. VI. 1868; † Breslau 9. XII. — W.: »Albert Neißer« (1917); »Die Therapie der Haut- und venerischen Krankheiten« (1915, <sup>6</sup>1921, <sup>6</sup>1922, russisch 1921); Herausg. von Mikulicz-Kümmel, »Die Krankheiten des Mundes« (<sup>4</sup>1922). — LZ 1922, 22; Dermatol. Wochenschr. 74, 575; Deutsche Monatsschr. f. Zahnheilk. 39, 506 (Braun); TR 16. XII.
- Scheller-Steinwartz**, Robert Richard v., Dr. jur., 1908—12 deutscher Gesandter in Abessinien, 1912—18 herzogl. sachsen-altenburg. Staatsminister u. Bundesratsbevollmächtigter, Wirkl. Geh. Rat, Exz.; \* Dresden 17. VII. 1865; † Harlaching bei München 23. IV. — W.: »Amerika und wir. Ein Wink am Scheidewege« (1919). — GK; WI<sup>7</sup> 1462; TR (Todesanz.); EvT 1364.
- Scherl**, August, Zeitungs- und Zeitschriftenverleger, Begründer des »Berliner Lokalanzeiger« (1893), der »Woche« (1899), des »Tag« (1901), Verleger der »Gartenlaube« (seit 1903), der »Münchener Allgem. Zeitung« (1908), Gründer der »Deutschen Adreßbuchgesellschaft m. b. H.« (1904) usw.; \* Düsseldorf 24. VII. 1849; † Berlin 18. IV. — W.: »Ein neues Schnellbahnsystem« (1909). — Meyer<sup>6</sup> XXII, 752 f.; LZ 4047 (P); Die Bergstadt 9 II, 233 (Eckardt); Die Woche 382 (v. Kupffer); EvT 1364; TR 18. IV.; DBJ 3, S. 214/216 (v. Kupffer).
- Scheuer**, Otto, Maler u. Restaurator; \* Frankfurt a. M. 8. X. 1865; † Frankfurt a. M. 17. XI. — MS IV, 193, VI, 249; Kchr 57, 190.
- Schiedmayer**, Adolf, Geh. Kommerzienrat, Großindustrieller, Teilhaber der Hofpianofortefabrik Schiedmayer & Söhne (Stuttgart), Ehrenvorsitzender des Stuttgarter Konservatoriums für Musik; \* Stuttgart 29. IX. 1847; † Stuttgart

27. VI. — WJ 1921/22; SM Nr. 290 u. 296; WI<sup>7</sup> 1468.
- \* **Schiemann**, Theodor, *Dr. phil.*, Geh. Rat, o. Prof. der Geschichte a. d. Univ. Berlin, früher Verfasser der Mittwochartikel der Kreuzzeitung, hist. Berater Wilhelms II.; \* Grobin (Kurland) 17. VII. 1847; † Berlin 26. I. — W.: »Deutschland und die große Politik«, 12 Bde. (1901 bis 1912); »Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I.«, 4 Bde. (1904—19); »Deutschlands und Kaiser Wilhelms II. angebliche Schuld am Ausbruch des Weltkrieges« (gegen Kautsky) (1920, 1921); Herausg. der »Zeitschrift für osteurop. Geschichte«. — LNN 28. I.; E 502 (P); Histor. Vierteljahrsschrift 20, 384 u. 21, 251—254 (R. Salomon); LE 23, 768; Daheim 57, Nr. 21/22 (H. C. v. Zobeltitz); Hist. Zeitschr. 124, 187; LZ 132; Soz.MH 841; IZ 4041 (P); KL 17; WI<sup>7</sup> 1469; PM 95; Deutsche Post aus dem Osten, 2. Jahrg., Nr. 13 vom 27. III. (Osc. Stavenhagen); Seeburg, Rede bei der Trauerfeier im Krematorium, als Manusk. für Freunde gedruckt, 1921; DBJ 3, S. 216/222 (O. Stavenhagen).
- Schillings**, Karl Georg, Zoolog und Forschungsreisender, Afrikareisender; \* Düren 12. XII. 1865; † Berlin 29. I. — W.: »Mit Blitzlicht und Büchse« (1904, 1924); »Der Zauber des Elelécho« (1906, 1921). — LZ 150; Soz.MH 215; IZ 1041 (P); LE 23, 768; L 57, 59; DKZ 21, 21; SMH März 1921, 440 f. (Behn); PM 95; Mitteilg. des deutsch-argentin. Zentralverb. 10, 82—84; WI<sup>7</sup> 1471; KL 17; Meyer<sup>6</sup> XVII, 803; TR 29. I.; E 502.
- \* **Schjerning**, Otto v., *Dr. med.*, Prof., 1905 bis 1918 Generalstabsarzt der Armee mit dem Rang eines Generals der Infanterie, Chef des Feldsanitätswesens im Kriege 1914—18, Direktor der Kaiser-Wilhelm-Akademie in Berlin, o. Mitglied der wissensch. Kommission für das Medizinalwesen in Preußen, o. Honorarprof. der Univ. Berlin, Exz.; \* Eberswalde 4. X. 1853; † Berlin 28. VI. — Herausg. des »Handbuch der ärztl. Erfahrungen im Weltkriege 1914—18« (1921 ff.). — »Zum 4. Oktober 1913, dem 60. Geburtstage O. v. Sch.« (1913). — PBL 1501 f.; LZ 550; Soz.MH 853; DMW 901 f. (Schultzzen) (P); IZ 4052 (P); KL 17; WI<sup>7</sup> 1474, 1786; TR 29. VI.; EvT 2184; ERL; DBJ 3, S. 222/223 (Schultzzen).
- Schmid**, Karl, Baurat, Prof. a. d. Baugewerkschule in Stuttgart; \* Stuttgart, 23. V. 1856, † Obertürkheim 15. IV. — W.: »Anlage und Bau von Ortschaften« (1913); »Asphalt, Teer u. Öl im Straßenpflaster« (1905); »Balkenbrücken aus Eisen u. Beton« (1911); »Baumechanik einschließlich Eisenbeton« (1920); »Statik und Festigkeitslehre« (1920); Herausg. der »Technischen Studienhefte«. — DBZ 156; AA.
- Schmidhammer**, Arpad, Illustrator; \* Neuberg in Steiermark 12. II. 1857; † München 11. V. — Illustration zu Roseggers Werken und zu Kinderbüchern. — WI<sup>7</sup> 1486; MS IV, 208; VI, 252; Universum (Beilage: Weltrundschau) 109 bis 112 (Kalkschmidt); TR 18. V.
- Schmidt**, Ernst, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, em. o. Prof. der pharmazeutischen Chemie a. d. Univ. Marburg; \* Halle 13. VII. 1845; † Marburg 5. VII. — W.: »Anleitung zur qualitativen Analyse« (1919, 1922); »Ausführliches Lehrbuch der pharmaz. Chemie« (1919); Redakt. des »Archivs der Pharmazie«. — PF IV, 1336; LZ 589; Hessenland 35, 109; Berichte der deutschen pharmaz. Gesellschaft 31, 254—261 (Gadamer); ChZ 45, 729; KL 17; WI<sup>7</sup> 1489; TR 4. VII.
- Schmidtt**, Paul, *Dr. med.*, 1904—16 Generalstabsarzt der Marine, Chef des Sanitätskorps der Marine u. Vorstand der Medizinalabteilung des Reichsmarineamts mit dem Range als Admiral, Exz.; \* Merseburg 29. IV. 1856; † Berlin 21. X. — WI<sup>7</sup> 1494; TR 9. XI; AA.
- \* **Schmiedeberg**, Oswald, *Dr. med.*, *Dr. med. h. c.*, *LL.D.*, früher o. Prof. der Pharmakologie a. d. Univ. Straßburg, Altmeister der deutschen pharmakolog. Wissenschaft; \* Laiden (Kurland) 11. X. 1838; † Baden-Baden 12. VII. — W.: »Grundriß der Pharmakologie in bezug auf Arzneimittellehre u. Toxikologie« (1913). Begründer und Leiter des »Archivs für experimentelle Pathologie u. Pharmakologie«. — LZ 606; Mediz. Klinik 17, 953; PF IV, 1340 (W); WKW 34, 360 (H. H. Meyer); PBL 1513 f.; WI<sup>7</sup> 1497; MMW 1119—1121 (R. Gottlieb); N 10, 105; Archiv für experiment. Pathologie u. Pharmakol. 90, S. I—VII (Naunyn); TR 20. VII.; DBJ 3, S. 224/228 (H. H. Meyer).
- Schmits**, August, *Dr.*, Redakteur der »Kölnischen Zeitung«, namhafter Journalist; \* Düren, 9. XI. 1838; † Heidelberg 20. XI. — Deutsche Presse, Jahrg. 16, 21 (Karl Hoeber) (P).
- \* **Schönerer**, Georg v., Landwirt und österreichischer Politiker, Führer der Alldeutschen Partei und der Los-von-Rom-

- Bewegung; \* Wien 17. XII. 1842; † Gut Rosenau (N.-Ö.) 14. VIII. — Ed. Pichl, G. S. und die Entwicklung des Alldeutschtums, 4 Bde. (ein 5. steht noch aus), im Selbstverlage des Verf., Wien 4, Schöffergasse 22. — Meyer<sup>6</sup> XVIII, 2; IZ 4056 (P); TR 14. VIII.; Heimdall 26, 153; Polit.-anthrop. Monatsschr. 20, 303 bis 309 (Hochstetten); DBJ 3, S. 228/232 (E. Pichl).
- Schott, Richard**, Dramatiker und Romanschriftsteller, langjähriges Vorstandsmitglied des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller u. Bühnenkomponisten; \* Oberschmohn bei Querfurt 26. XII. 1860; † Bad Thal 22. IX. — W.: »Beduinenblut«, Roman (1902, 3. Aufl.); »Der Seidenhändler von Damaskus«, Roman (1902, 3. Aufl.); »Der schwarze Junker« (1906, 6. Aufl.); »Der Buschläufer«, Roman (1907, 1922). — Das deutsche Theater I, 419 f.; KL 17 (W); BR VI, 296; LZ 791; LE 24, 186; WI<sup>7</sup> 1520; LNN 27. IX.
- Schott, Theodor**, *Dr. med.*, Prof., Balneolog, Begründer des Weltrufs von Bad Nauheim; \* Burggräfenrode (Hessen) 28. III. 1852; † Frankfurt a. M. 17. III. — W.: »Physikalische Behandlung der chronischen Herzkrankheiten« (1916). — LZ 306; Soz.MH 853; BKW 403 (Lilienstein); PBL 1525 f.; BB 69.
- Schröder, Paul Friedrich**, Dramatiker und langjähriger Chefredakteur der »Eisenacher Zeitung«; \* Wolfenbüttel 27. IV. 1869; † Eisenach 21. II. — W.: »Das Bild in den Bergen. Eine florentin. Legende in 5 Aufzügen« (1913); »Die Hexe von Glatz«, histor. Roman (1901); »Robert Guiskard. Ein Ergänzungsversuch« (1920); »König Etzels Hochzeit«, Drama (1916); »Luther«, Dramatische Dichtung (1917). — WI<sup>7</sup> 1528; LZ 222; BR VI, 314 (W); KL 17 (W).
- Schulte vom Brühl, Walter** (Pseudonym: Walter Henrich), Maler u. Romanschriftsteller; \* Gräfrath 16. I. 1858; † Neckargemünd 5. VI. — W.: »Deutsche Schlösser und Burgen«, 2 Bde.; »Bunte Blätter. 50 Erinnerungen u. Plaudereien« (1918); »Fitsch-Getan«, Roman (1919); »Germania. Ein Frühlingsmärchentraum« (1920); »Sechs Jahrzehnte, Lebenserinnerungen« (1918); »Der Meister«, Roman (1919); »Nordland. Dichtungen« (1918); »Urväterzeit. Erzählungen« (1918); »Der Weltbürger«, Kriegsroman (1915, 1917). — LZ 486; LE 23, 1277; Niederrhein 118; KL 17 (W); TR 11. VI.
- \* **Schulze, Franz Eilhart**, *Dr. phil. et med.*, Geh. Reg.-Rat, o. Prof. der Zoologie a. d. Univ. Berlin, o. Mitgl. der preuß. AdW.; Leiter des von der preuß. AdW herausgegebenen Werkes »Das Tierreich«, Ehrenmitgl. der AdW Wien; \* Eldena 22. III. 1840; † Berlin 29. X. — Almanach 72 (1922) der AdW Wien 164—168 (Grob-ben); GK; LZ 909; Soz.MH 1071 (Koelsch); WI<sup>7</sup> 1548; KL 17; TR 2. XI.; B III, 115; MMK Nr. 51 (1921); SB der preuß. AdW 1922 (K. Heider); DBJ 3, S. 232/236 (Korschelt).
- Schulze-Steinen** (früher Schulze-Drechen), Heinrich, Gutsbesitzer in Steinen bei Hemmerde (Westf.), Mitgl. des Reichstags 1898—1903 für Hamm u. Soest, Mitgl. d. Preuß. Abgeordnh. 1888—98, Mitgl. des Kreistages u. Provinziallandtages (nationalliberal); \* Drechen (Kr. Hamm, Westfalen) 1. II. 1827; † Steinen 4. XI. — Köln. Ztg. 7. XI. A.-A. Nr. 753; Westfäl. Anzeiger 8. XI., Nr. 262; Rhein- u. Ruhrzeitung 15. XI., Nr. 484; Kürschner, Der neue Reichstag 1898—1901 (P), RH 1898, 261; HA 1889, 296; 1894, 315.
- Schütt, Franz**, *Dr. phil.*, o. Prof. der Botanik u. Pharmakognosie a. d. Univ. Greifswald; \* Woldegk 13. V. 1859; † Greifswald 9. VIII. — W.: »Analytische Planktonstudien« (1892); »Pflanzenleben der Hochsee« (1893); »Peridineen der Planktonexpedition« (1895). — LZ 653; WI<sup>7</sup> 1536; KL 17; TR 15. VIII.
- Schütz, Wilhelm**, Direktor des pathologischen Instituts der Tierärztlichen Hochschule Berlin, Mitentdecker des Rotzerregers; \* Berlin 15. IX. 1839; † Berlin 10. XI. — Soz.MH 1921, 510.
- \* **Schwarz, Hermann Amandus**, *Dr. phil.*, o. Prof. der Mathematik a. d. Univ. Berlin, o. Mitgl. der preuß. AdW, Geh. Rat; \* Hermsdorf u. Kynast (Pr.-Schlesien) 25. I. 1843; † Berlin 1. XII. — »Mathematische Abhandlungen. H. A. Sch. zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum am 6. 8. 1914« (1914). — LZ 985; Jahrb. der bayer. AdW 1922/23, 75—77 (Lindemann); Jahrb. der deutschen Mathematikervereinigung, Bd. 32 (Hamel); IZ 4063 (P); WI<sup>7</sup> 1557; TR 2. XII.; E 4009; PF V, 1142, DBJ 3, S. 236/238 (Carathéodory).
- \* **Schwenke, Paul**, *Dr.*, Geh. Reg.-Rat, erster Direktor a. D. der preuß. Staatsbibliothek, Herausgeber des »Zentralblatts für Bibliothekswesen«; \* Langendembach (Thür.) 20. III. 1853; † Berlin 19. XII. — Herausgeber von »Adreßbuch der deutschen Bibliotheken«, »Faksimileneudruck der 42zeiligen Bibel«



- (1913 bis 1914), »Berliner Bibliothekenführer« (1906), »Seltene Drucke der Kgl. Bibliothek zu Berlin«. — »Beiträge zum Bibliotheks- u. Buchwesen. P. Sch. zum 20. III. 1913 gew.«; »P. Sch. zum Gedächtnis« (1922). — TR 20. XII.; LZ 22; LE 24, 575; Zentralbl. für Bibl.-Wesen 39, 57—81 (W. Schultze u. a.); KL 17; WI<sup>7</sup> 15 61; JB 15 (1922) (P); Harnack, Reden u. Aufsätze, neue Folge IV; DBJ 3, S. 238/242 (Paalзов).
- Schwermer**, Christian, Probst in Dortmund, 1890—1914, Pfarrer der von ihm begründeten Pfarrkirche (m. Krankenhaus) in Halle a. S. \* Altenbüren (Westf.) 16. IX. 1846; † Dortmund 4. IV. — Bonifatius-Blatt S. 83/84.
- Seeck**, Otto, *Dr. phil.*, o. Prof. der Geschichte a. d. Univ. Münster, Geh. Reg.-Rat; \* Riga 2. II. 1850; † Münster i. W. 1. VII. — W.: »Geschichte des Untergangs der antiken Welt« (1909—21) (4 1921); »Regesten der Kaiser u. Päpste 311—476« (1918—19). — LZ 567; Soz. MH 841; Neue Jahrb. für das klass. Altertum 49, 302—304; Göttinger Kartellblätter I, 149—153 (Geppert); KL 17; WI<sup>7</sup> 1569; LE 23, 1408; EvT 2184; Hist. Zeitschr. 124, 556; TR 1. VII.
- Seeger**, Johann Georg, Romanschriftsteller; \* Schweinfurt 27. VII. 1867; † Augsburg 10. VII. — W.: »Ersonnenes — Gewonnenes«, Erz. (1919); »Das Grillenbüchlein«, Roman (1920); »Kilian Kötzer«, Roman (3 1920); »Brigittens Liebe«, Roman (1923). — LZ 628; LE 23; 1471; MAZ 325 (H. M. Elster); KL 17 (W); BR VI, 391 (W); TR 24. VII.
- \* **Seelliger**, Gerhard, *Dr. phil.*, o. Prof. der mittelalterlichen Geschichte a. d. Univ. Leipzig, Geh. Hofrat; \* Biala (Galizien) 30. IV. 1860; † Leipzig 24. XI. — W.: »Bedeutung der Grundherrschaft im früheren Mittelalter« (1903); »Staat und Grundherrschaft« (1909); Herausg. von Waitz, Verf.-Geschichte (6 1896). »Quellensammlung zur deutschen Geschichte«, »Urkunden u. Siegel«, »Histor. Vierteljahrsschrift«, »Leipziger hist. Abhandl.« — »Festgabe, G. S. zum 60. Geburtstage dargebracht« (1920). — Hist. Vierteljahrsschrift 20, 482—496 (Kötzschke); LE 24, 441; Histor. Zeitschr. 125, 552/555 (Rörig); Jahrb. der bayer. AdW 1922/23, 91; GK; LZ 964; Akadem. Blätter 36, 202 (Rörig); Bl. für administrat. Praxis 36, 202; Deutsche Arbeit 3, 101 (Thalheim); KL 17, WI<sup>7</sup> 1570; LNN 25. XI.; Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, German. Abteilung 43, 477/478 (Hans Fehr); DBJ 3, S. 242/244 (Rörig).
- Seller**, Karl, Prof., Genremaler, Ehrenmitglied der Münchener Akademie, Mitglied der Akad. der Künste, Berlin; \* Wiesbaden 3. VIII. 1846; † München 1. III. — W.: »Friedrich d. Gr. im Walde von Parchwitz« (Galerie Dresden); »In einem oberbayer. Wartesaal«. — MS IV, 256, VI, 263; Kchr 56, 467; WI<sup>7</sup> 1576.
- Seybold**, Christian, *Dr. phil.*, o. Prof. der semit. Sprachen a. d. Univ. Tübingen, früher Privatsekretär Kaiser Dom Pedros II. von Brasilien; \* Waiblingen 6. I. 1859; † Tübingen 27. I. — W.: »Kunja-Wörterbuch« (1896); »Verz. der arab. Hs. der Univ.-Bibl. Tübingen« (1907). — PM 229; LZ 197; WJ 1921/22; Württ. Staatsanz. Nr. 24; SchK Nr. 57; KL 17; WI<sup>7</sup> 1585; TR 1. II.
- \* **Sievers**, Wilhelm, *Dr. phil.*, Geh. Hofrat, o. Prof. der Geographie a. d. Universität Gießen; \* Hamburg 3. XII. 1860; † Gießen 11. VI. — W.: »Allgemeine Länderkunde«, »Venezuela« (1921). — KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 1595 (W); PM 163 (A. Schultz); GK; LZ 509; Geogr. Zeitschr. 1922, 49—54 (H. Wagner); Geogr. Anzeiger 1922, 1 (Claß); KL 17; PF IV, 1396; TR 16. VI.; DBJ 3, S. 244/246 (Schultz).
- Soden**, Julius Freiherr v., 1885—91 Gouverneur von Kamerun, 1891—93 von Deutsch-Ostafrika, 1899—1901 Kabinettschef des Königs von Württemberg, 1901—06 württemb. Staatsminister der auswärt. Angelegenheiten u. des Kgl. Hauses, Ordenskanzler, Vorsitzender des Schwäb. Schillervereins und des Vereins württemb. Kunstfreunde, Wirkl. Geh. Rat, Exz.; \* Stuttgart 5. II. 1846; † Tübingen 3. II. — WI<sup>7</sup> 1765; WJ 1921/22; SchK Nr. 54; FrhT 1921; LNN 5. II.
- Sommer**, August, Prof., Bildhauer; \* Koburg 5. III. 1839; † Koburg 15. IX. — W.: Zentaurenbrunnen (Bremen), Schlafende Sphinx (Nationalgalerie); Herzog Ernst II. (Reinhardsbrunn). — MS IV, 306, VI, 267; WI<sup>7</sup> 1609; Kchr 56, 938; TR 16. IX.
- Spelser**, Bernhard, Zivilingenieur, Wasserturbinenbautechniker, Ehrenmitglied des Vereins Deutscher Ingenieure; \* Mahlau (Kr. Stuhm, Westpr.) 11. XI. 1850; † Königsberg i. Pr. 23. III. — VDI 65, 774 (P).
- Spengel**, Johann Wilhelm, *Dr. phil.*, Geh. Hofrat, o. Prof. der Zoologie a. d. Univ. Gießen, Begründer u. Herausgeber der Zoologischen Jahrbücher (seit 1886) u.

- der Ergebnisse u. Fortschritte der Zoologie (seit 1907); \* Hamburg 19. II. 1852; † Gießen 13. IV. — Herausg. der »Verhandlungen der Deutschen Zoologischen Gesellschaft«. — LZ 365; Soz.MH 1071; PM 130; L 57, 29; KL 17; WI<sup>7</sup> 1618; TR 16. IV.
- Stache**, Guido, *Dr. phil.*, ehemal. Direktor der Wiener geolog. Reichsanstalt, Hofrat; \* Namslau (Schlesien) 28. III. 1833; † Wien 11. IV. — W.: »Die liburnische Stufe« (1889). — PM 131; Jahrb. der Geol. Reichsanstalt 71, 85—100 (F. v. Kerner) (W); PF IV, 1427 (W).
- Stadler**, Hermann, *Dr. phil.*, Oberstudien-direktor des humanist. Gymnasiums in Freising, früher zugleich Honorarprof. der Geschichte der Naturwissenschaften a. d. Technischen Hochschule München, Mit-herausgeber des »Archivs für die Ge-schichte der Naturwiss. u. der Technik«; \* Neunburg a. W. 14. VII. 1861; † Frei-sing 19. X. — LZ 810; KL 17; WI<sup>7</sup> 1626, <sup>8</sup>1788; TR 26. IX.
- Stangl**, Thomas, *Dr. phil.*, o. Prof. der klass. Philologie a. d. Univ. Würzburg; \* Auf-hausen 21. XII. 1854; † Würzburg 4. VIII. — W.: »Cassiodoriana« (2 Bde., 1898 u. 1915); »Ciceronis orationum scholiastae« (2 Bde., 1895 u. 1912). — LZ 653; KL 17; WI<sup>7</sup> 1630, <sup>8</sup>1788; TR 10. VIII.
- Staudinger**, Franz, *Dr. phil.*, Prof., Ober-lehrer a. D.; sozialwissenschaftlicher Schriftsteller; \* Wallerstädten 15. II. 1849; † Darmstadt 20. XI. — W.: »Die Konsumgenossenschaft« (<sup>8</sup>1919); »Profit-wirtschaft oder Versorgungswirtschaft?« (1919); »Über Ethik u. Politik« (1899); »Noumena« (1884); »Wirtschaftl. Grund-lagen der Moral« (1907); »Kulturgrund-lage der Politik« (1913); »Genossenschaft-liches Bildungswesen« (1911). — LZ 964; Soz. Praxis 30, 1250; Soz.MH 1122 f. (A. Müller) u. 1133 (Kleincirbst); Boden-reform 355; Die neue Zeit 40, 258 (Vor-länder); Konsumgenoss. Rundschau 510 (Kasch); Monistische Monatsh. 7, 20 (Jenssen); WI<sup>7</sup> 1632; KL 17.
- Stehle**, Sophie, Freifrau v. Knigge, Wagner-sängerin, die erste Brünnhilde (1870), 1860 bis 1874 Opernsängerin an der Münche-ner Hofoper; \* Hohenzollern-Sigmarin-gen 15. V. 1842; † Harkerode (Bez. Halle) 6. X. — Meyer<sup>6</sup> XVIII, 886; Neue Musikzeitschr. 43, 46; JBPeters 10; FrhT 1922, 428.
- Stein**, Carl, Ingenieur, 1909—18 Direktor der Gasmotorenfabrik Deutz und Leiter ihres Berliner Zweiggeschäfts; \* Spiegel-berg, Oberamt Backnang, Württ., 30. VII. 1857; † Böblingen bei Stuttgart 20. XI. — VDI 66, S. 76 (C. Fehlert) (P) JSTG 24, 91.
- Steinen**, s. Schulze-Steinen.
- Steinmetz**, Rudolf, *D. theol.*, früherer Stadt-superintendent u. Pfarrer zu Göttingen; \* Moringen 6. XI. 1832; † Göttingen 12. V. — W.: »Das Aposteldekret« (<sup>8</sup>1911); »Das gute Bekenntnis« (<sup>15</sup>1916); »Das Gewissen bei Paulus« (<sup>3</sup>1911); »Katechismusgedanken« (<sup>2</sup>1913); »Hei-lige Stunden«. Predigten (1914). — ELK 441—444 (Dittrich).
- Steinwender**, Otto, *Dr. phil.*, Gymnasial-professor, Schriftsteller, österr. Politiker, Mitgl. des Reichsrats u. des kärntnerischen Landtags (Vizepräsident, Deutscher Nat.-Verb.); \* Klagenfurt 17. II. 1847; † Vil-lach 20. III. — Burschenschaftl. Blätter 35 II, 120 (Bilger).
- Stintzing**, Wolfgang, *Dr. iur.*, em. o. Honorarprof. des röm. Rechts a. d. Univ. Leipzig; \* Altona 3. VIII. 1856; † Heil-stätte Gaschwitz bei Leipzig 20. V. — W.: »Über die Mancipatio« (1904); »Über die Beklagenschaft im dinglichen Rechts-streit« (1913). — LZ 469; WI<sup>7</sup> 1788, <sup>8</sup>1656; TR 22. V.
- Stoeger-Steiner** (Edler v. Steinstätten), Ru-dolf v., Generaloberst, 1917—18 gemein-samer österr.-ungar. Kriegsminister; \* Pernegg (Steiermark) 26. IV. 1851; † Graz 12. V. — W.: »Über die taktische Verwendung und Führung von Inf.-Maschinengewehr-Abteilungen im Ge-fechte« (1913). — Der Krieg 1914/19 (hrsg. D. Schäfer) III, 346; B IV, 284; EvT 1596.
- Stöhr**, Adolf, *Dr. phil.*, o. Prof. der Philo-sophie und Leiter des psychol. Labo-ratoriums a. d. Univ. Wien; \* St. Pölten 24. II. 1855; † Wien 11. II. — W.: »Algebra der Grammatik« (1898); »Philos. der unbelebten Materie« (1909); »Hera-klit« (1920); »Psychologie« (1917, <sup>8</sup>1922); »Wege des Glaubens« (1921); »Leitfaden der Logik in psychologisierender Dar-stellung« (1905); »Binokulare Figuren-mischung in Pseudoskopie« (1900); »Grundprinzipien der psychophysiolog. Optik« (1904). — LZ 172; Soz.MH 262 u. 408; LE 23, 826; WI<sup>7</sup> 1658; KL 17.
- Stölzle**, Remigius, *Dr. phil.*, o. Prof. der Philosophie u. dz. Rektor der Univ. Würz-burg; \* Ob im Allgäu 23. XI. 1856; † Würzburg 23. VII. — W.: »Die Finalität in der Natur« (hrsg. von Paula Stölzle, 1925); »Der Philanthropinismus« (1920); »Das Problem des Lebens in der heutigen

- Philosophie\* (1922); »Ch. Darwins Stellung zum Gottesglauben« (1922). Herausg. von »Pädagogische Fragen und Forschungen« und der »Studien zur Philosophie und Religion«. — LZ 628; KL 17; WI<sup>7</sup> 1659, <sup>8</sup>1788; TR 26. VII.; Lit. Handw. 1921, 9.
- Stübel**, Oskar, *Dr. iur.*, 1899—1900 deutscher Gesandter in Chile, 1900—05 Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, 1906 Gesandter in Christiania; \* Dresden 11. VIII. 1846; † Dresden 15. VI. — Meyer<sup>6</sup> XIX, 138; Soz.MH 735; DKZ 69 f.
- \* **Studt**, Konrad v., *Dr. iur.*, *Dr. Ing. e. h.*, *Dr. phil. h. c.*, *Dr. iur. h. c.*, *Dr. rer. pol. h. c.*, Wirkl. Geh. Rat, Exz., 1899—1907 preuß. Staats- u. Kultusminister, ehem. Mitglied des preuß. Staatsrats und Herrenhauses, Ritter des Schw.-Adler-Ordens; \* Schweidnitz 5. X. 1838; † Berlin 29. X. — Herausgeber von Brauchitsch, Verwaltungsgesetze (1914). — Meyer<sup>6</sup> XIX, 143; WI<sup>7</sup> 1678; E. Landsmann, K. v. St., ein preuß. Kultusminister (Berlin 1908); E 3589; DBJ 3, S. 246/250 (Fleischer).
- Stumpf**, Franz; \* Soest 21. II. 1840; † Osnabrück 6. I. — Seit 1876 Syndikus der Handelskammer zu Osnabrück, daneben seit 1885 Generalsekretär des Georg-Marien-Bergwerks- und Hüttenvereins; Mitbegründer und Ehrenmitglied des »Zentralverbandes deutscher Industrieller«. — St. u. E. 41, I, S. 247 (P).
- \* **Tangl**, Michael, *Dr. phil.*, o. Prof. der mittelalterl. Geschichte und der histor. Hilfswissenschaften a. d. Univ. Berlin, Mitglied der Zentralkommission der *Monumenta Germaniae historica*, Geh. Reg.-Rat; \* Wolfsberg bei Klagenfurt 26. V. 1861; † Wolfsberg 7. IX. — W.: »Das Leben des hl. Bonifazius« (<sup>8</sup>1920); Mitherausgeber des »Archivs für Urkundenforschung«. — TR 11. IX.; LZ 750; LE 24, 124; Histor. Jahrb. 41, 399—403 (R. v. Heckel); Histor. Zeitschr. 125, 372—374 (Stengel); Neues Archiv der Ges. für ältere deutsche Geschichtskunde 44, 139—146 (Kehr) u. 147—150 (Bibliogr. d. W., zusammengestellt von Krabbo); SB der Preuß. AdW 1918, S. 702 (Antrittsrede) 1922, S. LXXXII bis LXXXV (Kehr); Histor. Vierteljahrsschr. 21, 123/27 (E. Perels); Zeitschr. der Savigny-Stiftung für Rechtsgesch. (kan. Abt. XII) 42, 504; DBJ 3, S. 250/252 (R. Salomon).
- Tauchnitz**, Bernhard Freiherr v., *Dr.*, Verlagsbuchhändler, Inh. der Verlagsbuch-
- handl. B. T.; \* Leipzig 29. V. 1841; † Tratlau bei Bautzen 7. VII. — LZ 567; IZ 4053 (P); Meyer<sup>6</sup> XIX, 349; WI<sup>7</sup> 1695; B IV, 341; FrhT 1923.
- Thalheim**, Theodor, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, Provinzialschulrat von Schlesien, klassischer Philologe; \* Öls 25. III. 1847; † Breslau 4. II. — LZ 197; TR 8. II.; KL 17; WI<sup>7</sup> 1702; Biogr. Jahrb. für Altertumskunde 34 (1924), 139—160 (Schwarz) (W).
- Thiemich**, Martin, *Dr. med.*, o. Prof. der Kinderheilkunde a. d. Univ. Leipzig; \* Breslau 25. XI. 1869; † Leipzig 16. II. — LZ 197; DMW 275 (Niemann); Monatschrift für Kinderheilkunde 21, 1 (Keller); Mediz. Klinik 17, 271 (Czerny); Archiv für Kinderheilkunde 70, 79 (Ibrahim).
- \* **Thiersch**, Friedrich Ritter v., *Dr. phil. h. c.*; *Dr.-Ing. e. h.*; Geh. Rat; o. Prof. der Baukunst a. d. Techn. Hochschule in München; \* Marburg 18. IV. 1852; † München 23. XII. — W.: Justizpalast in München (1897); Kurhaus Wiesbaden (1907). — Hermann Th., Fr. v. Th., der Architekt (1852—1921). Ein Lebensbild (1925). — MS IV, 404, VI, 279; LZ 45; DBZ 460 u. 1922, 6 (A. Hofmann); Kchr 247; IZ 4065 (P); ZB 1922, 25; Hessenland 36, 14; Dekorative Kunst 25, H. 5, S. III; WI<sup>7</sup> 1706; TR 23. XII.; LNN 25. XII.; DBJ 3, S. 252/267 (E. Gilde-meister).
- \* **Thoma**, Ludwig (Pseudonym: Peter Schle-mihl), *Dr. iur.*, Rechtsanwalt, Dichter u. Schriftsteller, Mitherausgeber des »Simplizissimus«; \* Oberammergau 21. I. 1867; † Rottach (Tegernsee) 26. VIII. — »Gesammelte Werke« I—VII (1922); »Erinnerungen« (1919); »Stadelheimer Tagebuch« (1923); »Leute, die ich kannte« (1923); Deutsches Volkstum, Febr. 1927 (Owlglaß); Begründer der Zeitschrift »März« (1913); »Ausgewählte Briefe« (1927); — KL 17; BR VII, 185 f. (W); WI<sup>7</sup> 1709; Das deutsche Theater I, 420 (W); MAZ 348 (Rieß); KW 35 I, 12—16 (Schumann); Die Propyläen 19, 58 (Scher); Deutsche Korpsstudentenzeitung 38, 352 (Cramer; Erinnerungen an L. Th.); Leipziger Lehrerztg., Beilage 91 (Somme); Der schwäb. Bund 3, 143—148 (Raithel); GK; LZ 693; LE 24, 55; Soz.MH 1146; IZ 4056 (P); Die Bergstadt 10, 271 (Eckardt); Das Bayernland 33, 14 (Dreyer); Bücherei u. Bildungspflege V 2, 115—120 (M. Schmeer); E 2825; F. Dehnow, L. Th. (1925); DBJ 3, S. 257/263 (O. Gluth).
- Thomae**, Johannes, *Dr. phil.*, em. o. Prof. der Mathematik (1879—1914) a. d. Univ.

- Jena, Geh. Reg.-Rat; \* Laucha 11. XII. 1840; † Jena 1. IV. — Arbeiten auf dem Gebiete der Differentialgleichungen, der Funktionenlehre, der analytischen Mechanik, der Axiomatik. — KL 17; WI<sup>7</sup> 1709; PF IV, 1491 (W); Jahrbuch der deutschen Mathematikervereinigung 30, 133—140 (Cramer); GK; LZ 302; Soz.MH 409; TR 3. IV.
- Thummerer, Johannes, Dr.,** Romanschriftsteller; \* Marienbad 17. XII. 1888; † Leipzig 31. X. — W.: »Die tanzende Familie Holderbusch«, Roman (\*1918); »Krämer und Seelen«, Roman (1920); »Menschen, Städte, Feierklänge, Gedichte (1920). — LE 23, 378; LZ 909; Unser Egerland 26, 11; KL 17; BB 257.
- Tobler, Gustav, Dr. phil.,** o. Prof. der Schweizer-Geschichte a. d. Univ. Bern, 1887—99 Redaktor des »Anzeigers für Schweizer-Geschichte«; \* Ilanz 2. I. 1855; † Merligen a. Thunersee 9. VII. — W.: Herausg. der Berner Chronik Diebold Schillings u. der Aktensamml. zur Gesch. der Berner Reformation; Arbeiten zur Berner Geschichte. — Zeitschr. für Schweiz. Gesch. 1 (1921), 248/56 (R. Feller, m. Bibl. d. Werke); TR 16. VII.
- Tornow, Paul,** Dombaumeister von Metz; \* Zielenzig 14. V. 1848; † Metz 6. VI. — MS V, 273, VI, 282; Christl. Kunst 18, 102 bis 108 (Steffen); DBZ 204; ZB 407 f.; TR 18. VI.
- Trabert, Wilhelm, Dr. phil.,** Hofrat, em. o. Prof. der Physik a. d. Univ. Wien, ehemal. Direktor der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik; \* Frankenberg (Hessen) 17. IX. 1863; † Wien 23. II. — W.: »Meteorologie« (1896, \*1909); »Lehrbuch der kosmischen Physik« (1911). — Almanach 71 (1921) der AdW Wien 174—177 (Exner); PM 95; PF IV, 1518; LZ 238; KL 17; Das Wetter, Meteorol. Zeitschr. 38, 83—85 (Ficker); TR 27. II.
- Treu, Georg, Dr. h. c.,** Prof., Geh. Rat, em. Direktor der Dresdener Skulpturensammlung; \* St. Petersburg 29. III. 1843; † Dresden-Weißer Hirsch 5. X. — Schriftleiter der »Mitteilungen aus den Dresdener Kunstsammlungen« (1912 ff.). — SB der sächs. AdW 73, 51\*—62\* (Studniczka); DBZ 368 (Hofmann); Die Kunst für Alle 37, Beilage VIII; LE 24, 248; IZ 4059 (P); Kchr 57, 65 (Maas); KL 17; WI<sup>7</sup> 1726, \*1789; TR 7. X.; BB 239.
- \* **Trimborn, Karl,** Geh. Justizrat, Rechtsanwalt, M. d. R. (Zentr.); \* Köln a. Rh. 2. XII. 1854; † Bonn a. Rh. 25. VII. — W.: »Die allgem. politische Entwicklung der Lage« (1920); »Die Pflichten der höheren Stände auf sozialem und charitativem Gebiete« (\*1908) (Charitaschriften 9); »Das Zentrum und die Kriegspolitik (mit M. Erzberger) (1918). — HNV 276 (P); Soz. Praxis 30, 802; MAR 18, 403; GK; IZ 4054 (P); Soz. Revue 641—653 (Gasteiger); WI<sup>7</sup> 1728; LNN 27. VII.; EvT 2384; DBJ 3, S. 263/265 (C. Bachem).
- Uhl, Wilhelm, Dr. phil.,** a. o. Prof. der deutschen Sprache und Literatur a. d. Univ. Königsberg; \* Braunschweig 23. XI. 1864; † Königsberg i. Pr. 26. X. — W.: »C. F. Meyer« (1900); »Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache« (1906); Herausgeber der »Teutonia« (1912 ff.). — LZ 909; TR 1. XI.; WI<sup>7</sup> 1738; KL 17 (W).
- Unger, Emil v.,** General der Kavallerie a. D., im Kriege Führer der 7. Kavalleriedivision; \* Groß-Stöckheim in Braunschweig 5. VI. 1831; † Falkenberg i. d. Mark 17. X. — WI<sup>7</sup> 1742.
- Urbantschitsch, Viktor, Dr. med.,** Hofrat, em. o. Prof. der Ohrenheilkunde a. d. Univ. Wien; \* Wien 10. IX. 1847; † Wien 17. VI. — W.: »Die Kriegsverletzungen und die Krankheitskrankheiten des Gehörorgans« (1920); »Erkrankungen des Gehörorgans im Verlauf von Infektionskrankheiten« (1924). — PBL 1745; TR 18. VI.; Wiener klin. Wochenschr. 34, 311; DMW 47, 840 (Alexander); Internat. Zentralbl. für Ohrenheilkunde 19, 120 (Brunner); Zeitschr. für Ohrenheilkunde 82, 128 (Siebenmann); WMW 71, 1149 (Beck); Archiv für Ohren-, Nasen- und Kehlkopfheilkde. 108, H. 314, S. V—VIII (Piffel); Monatsschr. für Ohrenheilkde. u. Laryngo-Rhinol. 55, 684 (Alt) u. 837 bis 843 (Neumann).
- Uthemann, Friedrich,** Wirkl. Geh. Marinebaurat, zuletzt Leiter des techn. Bureau bei der Kaiserl. Inspektion des Torpedowesens; \* Wittstock 18. X. 1851; † Kiel 23. I. — JSTG 23, 102/3 (P); TR 30. I.; VDI 65, 250 (Laudahn m. P).
- \* **Verworn, Max, Dr. med. et phil., Dr. Sc., LLD.,** o. Prof. der Physiologie a. d. Univ. Bonn, Geh. Medizinalrat; \* Berlin 4. XI. 1863; † Bonn a. Rh. 23. XI. — W.: »Naturwissenschaft u. Weltanschauung« (1904); »Die Erforschung des Lebens« (1907, \*1912); »Die Anfänge der Kunst« (\*1920); »Aphorismen« (1922); »Die Entwicklung des menschlichen Geistes« (1910); »Die Frage nach den Grenzen der Erkenntnis« (\*1917); »Keltische Kultur« (1919); »Die Mechanik des Geisteslebens« (\*1919);

- »Der diluviale Menschenfund von Oberkassel« (1919); »Allgem. Physiologie« (1895, 71922); »Physiologisches Praktikum« (1907, 51921, 61924); »Biologische Richtlinien der staatlichen Organisation« (1917); »Kausale und konditionale Weltanschauung« (1918). — Herausg. der »Zeitschr. für allgem. Physiologie« und von »Pflügers Archiv für die ges. Physiologie«. — MMW 1655 f. (A. Pütter); Mediz. Klinik 18, 130; GK; LZ 964; IZ 4063 (P); LE 24, 441; PM 263; BKW 1847 f. (Fröhlich); DMW 1922, 102 f. (Matthaei) (P); WI<sup>7</sup> 1755; E 3929; DBJ 3, S. 265/267 (Jensen).
- Vogel-(Plauen), Hermann**, Prof., Maler und Dichter, Illustrator der »Fliegenden Blätter«; \* Flensburg 16. X. 1854; † Krebs i. V. 22. II. — MS V, 278, VI, 289; WI<sup>7</sup> 1764; Vogtländ. Jahrb. I, 67 (Hempel); LE 23, 826; Sächs. Heimat 4, 267 bis 269 (Grimme); GK; LZ 222; Kchr 56, 450; Mitteilungen des Landesverb. für sächs. Heimatschutz 10, 131 u. 197 bis 213 (Roediger); KW 34 II, 50—52 (Avenarius).
- Vogl, Therese**, geb. Thoma, bayer. Kammer-sängerin a. D., ehem. Mitglied der Münchener Hofoper, hervorragende Wagner-sängerin (Isolde usw.); \* Tutzing 12. XI. 1845; † München 29. IX. — Meyer<sup>6</sup> XX, 217; EG 1071 f.; R<sup>8</sup> 1192; WI<sup>7</sup> 1765; JBPeters 1921/22; Neue Zeitschr. für Musik 552 (Reimerdes); AMZ 717; Neue Musik-Zeitschr. 43, 11; Rhein. Musik- und Theater-Ztg. 322; Klavierlehrer 134; GK; Soz. MH 1007 f.; IZ 4059 (P); E 3213.
- Volt, Ernst**, Dr. phil., em. Prof. der angew. Physik a. d. Techn. Hochschule München; \* Speyer 14. IV. 1838; † München 14. II. — W.: »Handbuch der angew. Optik« (mit A. Steinheil, 1891); »Samml. Elektrotechn. Vorträge« (1899—1903). — LZ 197; WI<sup>7</sup> 1765 (W).
- Voß, Karl Leopold**, Genre- und Landschaftsmaler; \* Rom 19. VII. 1856; † München 22. XI. — MS V, 37 f., VI, 291; Kchr 57, 173; TR 25. XI.
- Wacker, Theodor**, Geistlicher Rat, Pfarrer, Gymnasialrektor, früherer Führer des badischen Zentrums; \* Bohlsbach bei Offenburg 5. XI. 1845; † Zähringen 8. XI. — W.: »Entwicklung der Sozialdemokratie... 1871—98« (1903); »Wo stehen wir? Kriegs- und Friedenserörterungen« (1917). — MAR 657 (Wetzel); WI<sup>7</sup> 1779 (W); KL 17; J. Schofer, Erinnerungen an Th. W., Karlsruhe 1921.
- Waldeyer-Hartz, Wilhelm v.**, Dr. med., Geh. Medizinalrat, em. o. Prof. der Anatomie a. d. Univ. Berlin; \* Hehlen (Kr. Holzminden) 6. X. 1836; † Berlin 23. I. — W.: »Lebenserinnerungen« (1920); Herausgeb. von »Archiv für mikroskop. Anatomie«; »Archiv für Anatomie und Physiologie«; »Jahresbericht über die Leistungen u. Fortschr. in der Anatomie u. Physiologie«; »Jahresbericht über die Leistungen u. Fortschr. in der ges. Medizin«. — Jahrb. der bayer. AdW 1922/23, 74 f. (Mollier); BKW 97 (Posner); GK; LZ 132; Soz. MH 204 (Koelsch) u. 506 f.; DMW 99 u. 136 (Schwalbe); IZ 4041 (P); WMW 251; Zahnärztl. Rundschau 30, 72; Deutsche Monatsschr. für Zahnheilkunde 40, 147 (Greve); Allgem. Med. Zentralztg. 90, 36; MMW 432; Almanach 71 (1921) der AdW Wien 186—192 (Hochstetter); Archiv für Frauenkunde u. Eugenik 7, 89—92 (Posner); Zentralbl. für allgem. Pathologie u. patholog. Anatomie 31, 425—428 (Marchand); BKW 142 (Virchow) u. 656 (Sobotta); SB der preuß. AdW 508—521 (Fick) u. 534—546 (Bibl. der W. u. Literatur); Zeitschr. für Ethnol. 52, 456; PBL 1805 (P, W); WI<sup>7</sup> 1789; KL 17; Verh. d. anat. Ges. Marburg 1921 (Kallius); E 342 (P); DBJ 3, S. 267/271 (R. Fick).
- Waldow, Edmund**, Dr.-Ing. e. h., Geh. Rat, ehemal. Leiter des sächs. staatlichen Hochbauwesens, Vortragender Rat im sächs. Finanzministerium (1895—1913); \* Stolp 4. X. 1844; † Dresden 7. IX. — LZ 750; DBZ 332; WI<sup>7</sup> 1790.
- Wandel, Franz v.**, General der Infanterie a. D., im Krieg Gouverneur von Köln u. stellvertretender preußischer Kriegsminister à la suite des Inf.-Reg. Nr. 74; \* Danzig 29. I. 1858; † Bonn a. Rh. 29. XII. — WI<sup>7</sup> 1797, 81790; ERL.
- Wartensleben, Hermann**, Graf v., General der Kavallerie a. D., der älteste Offizier der alten Armee; \* Berlin 17. X. 1826; † Carow (Kr. Jerichow II) 9. III. — WI<sup>7</sup> 1801, 81790.
- Watzdorf, Bernhard Gustav v.**, sächsischer General, im Kriege stellv. sächs. Kriegsminister; \* Kötteritzsch 10. V. 1860; † Dresden 2. II. — WI<sup>7</sup> 1803, 81790; LNN 5. II.
- Weinbrenner, Adolf**, Geh. Oberbaurat, em. Prof. der Architektur a. d. Technischen Hochschule Karlsruhe; \* Rastatt 15. IX. 1836; † Karlsruhe 19. X. — W.: Fugger-Kapelle bei St. Anna-Augsburg. — TR 22. X.; DBZ 379 f.; Kchr 57, 82; WI<sup>7</sup> 1819.

- Weinschenk, Ernst**, *Dr. phil.*, a. o. Prof. der Petrographie a. d. Univ. München; \* Eßlingen 6. IV. 1865; † München 26. III. — W.: »Anleitung zum Gebrauch des Polarisationsmikroskops« (<sup>4</sup>1919); »Bodenmais—Passau. Petrograph. Exkursionen« (<sup>2</sup>1914); »Grundzüge der Gesteinskunde« (<sup>3</sup>1913); »Die gesteinsbildenden Mineralien« (<sup>3</sup>1915); »Petrograph. Vademecum« (<sup>4</sup>1924). — PF IV, 1614; LZ 325; WI<sup>7</sup> 1821; TR 1. IV..
- Werthmann, Lorenz**, *Dr. theol. et phil.*, päpstl. Protonotar, Prälat, Seelsorger der Italiener, Präsident des Caritasverbandes; \* Geisenheim 1. X. 1858; † Freiburg i. B. 10. IV. — Schriftleiter der »Caritas«; Herausg. des »Italien. Beichtspiegel«. — WI<sup>7</sup> 1839; KL 17; Stimmen der Zeit 101, 403 (Noppel); Zentralbl. für Vormundchaftswesen 13, 43 (Noppel); Christl. Frau 1921, 67—69.
- \* **Wichert, Karl**, *Dr.-Ing. e. h.*, bis 1919 Ministerial- und Oberbaudirektor der maschinentechn. Abt. im Minist. der öffentl. Arbeiten, Mitgl. der Akademie des Bauwesens und des techn. Oberprüfungsamts, Wirkl. Geh. Rat, Exz.; \* Königsberg i. Pr. 10. V. 1843; † Bad Nauheim 18. VI. — ZB 320 u. 384; Organ für die Fortschr. des Eisenbahnw.; NF. 58, 152; Annalen für Gewerbe und Bauwesen 89, 1 (K. Müller); WI<sup>7</sup> 1845; Männer der Technik 1925; EvT 2284; DBJ 3, S. 271/273 (Baumann).
- \* **Wilhelm II., Herzog (früher König von Württemberg)**, 1891—1918 König; \* Stuttgart 25. II. 1848; † Gut Bebenhausen 2. X. — »Hie guet Württemberg allewege! Ein Erinnerungsbuch zur 25jähr. Feier der Regierung König Wilhelms II. von Württemberg« (1917); WJ 1921/22; Deutsche Korpsstudenten-Zeitung 38, 234—242; v. Gaisberg-Helfenberg, Württemberg unter der Regierung König W.s II., hrsg. von V. Bruns, Stuttgart 1916; Württemb. Nekrolog, hrsg. vom Württ. Gesch. u. Altert.-Verein (K. Hoffmann, König W. II. v. W.), Stuttgart 1923; Von schwäbischer Scholle 1916 (K. Weller, die Regierung König W.s II. v. W. 1891—1916); Rümelin, Geistiges Leben in Württemberg unter der Regierung König W.s II., 1916; TR 3. X.; E. 3213; Nachruf im Württ. Landtag (24. XI.) in GK 1921 II, S. 282 f; DBJ 3, S. 273/278 (A. Rapp).
- Witte, Leopold**, *D. theol.*, Prof., Kirchenkunsthistoriker, 1879—1900 Geistlicher Inspektor und Superintendent a. d. Landesschule Pforta, seit 1897 Schriftführer des Evang. Bundes; \* Halle 9. VI. 1836; † Halle 2. XII. — W.: »Aus Kirche und Kunst« (<sup>2</sup>1913). — KL 17; WI<sup>7</sup> 1874 (W) TR 3. XII.
- Woker, Franz Wilhelm**, Domprobst, Kirchenhistoriker; \* Brilon (Westf.) 4. X. 1843; † Paderborn 16. XI. — Köln. Volkszeit. 1921, 836, Bonifatiusblatt 1922 11/12. KR 1914.
- Wolfersdorff, Freiin Elise v.** (Pseudonym: Karl Beskow), Romanschriftstellerin (bes. histor. Romane); \* Graudenz 7. III. 1849; † Weimar 10. IV. — »Unter der Maske« (1917); »Schwestern« Roman (<sup>3</sup>1920). — Meyer<sup>6</sup> XX, 725; PY II, 450; KL 17; WI<sup>7</sup> 1883; LZ 342; LE 23, 1023; Soz. MH 680; BR VII, 80; BB 18. IV.
- Wolff, Fritz**, *Dr.-Ing. e. h.*, Geh. Baurat, Prof. des Hochbaus a. d. Techn. Hochschule Berlin; \* Berlin 15. III. 1847; † Bad Harzburg 16. VII. — W.: »Michelozzo di Bartolommeo« (1900). — MS VI, 302; WI<sup>7</sup> 1884; LZ 628; DBZ 272; ZB 396.
- \* **Wolzendorff, Kurt**, *Dr. iur.*, Prof. des Staats-, Völker- und Kirchenrechts a. d. Univ. Halle; \* Nassau a. L. 12. IV. 1882; † Halle 21. III. — W.: »Geist des Staatsrechts« (1920); »Grundgedanken des Rechts der nationalen Minderheiten« (1921); »Der Polizeigedanke des modernen Staats« (1918); »Vom deutschen Staat u. seinem Recht. Streiflichter« (1917); »Staatsrecht und Naturrecht in der Lehre vom Widerstandsrecht des Volkes gegen rechtswidrige Ausübung der Staatsgewalt« (1916); »Die Universität in der Demokratie« (<sup>2</sup>1921); »Volksheer und Völkerbund« (1921). — TR 23. III.; LZ 301; Archiv für öffentl. Recht 41, 86 (Koellreuter); DBJ 3, S. 278/281 (H. Kraus).
- Wygodzinski, Willy**, *Dr. phil.*, Prof. der Nationalökonomie a. d. Univ. Bonn, Hauptgeschäftsführer der Landwirtschaftskammer Bonn; \* Hirschberg in Schlesien 9. XII. 1869; † Bonn a. Rh. 3. I. — W.: »Das Genossenschaftswesen in Deutschland« (1911); »Die neuere Entwicklung des Genossenschaftswesens in Deutschland« (1913); »Die Landarbeiterfrage in Deutschland« (1917); »Wandlungen der deutschen Volkswirtschaft« (<sup>4</sup>1920); »Agrarwesen, Agrarpolitik« (<sup>2</sup>1920); »Die Nationalisierung der Volkswirtschaft« (1917); »Produktionszwang und Produktionsförderung in der Landwirtschaft« (1917). — LZ 63; Soz. MH 276 f. (Fest) u. 308; KL 17; WI<sup>7</sup> 1898.

**Ziel, Ernst**, Lyriker und Publizist; \* Rostock 5. V. 1841; † Berlin 16. II. — W.: »*Gedichte*« (\* 1881), »*Literar. Reliefs. Dichterporträts*« (4 Bde., 1885—95) — BR VII, 96; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 1913 (W); MAZ 1922, 43 u. 50 (2 Briefe; W. Schindler); BB 24. II.

\* **Zorn von Bulach, Hugo**, Freiherr, 1909 bis 1914 Staatssekretär in Elsaß-Lothringen, Schloßhauptmann der Hohkönigsburg, Mitgl. des Staatsrats, Wirkl. Geh. Rat., Exz.; \* Straßburg 2. II. 1851; † Osthausen (Unterelsaß) 20. IV. — WI<sup>7</sup> 1922; Elsaß-lothr. Jahrb. I, 182 f. (M.

Spahn); IZ 4047 (P); TR 21. IV.; EvT 1364; DBJ 3, S. 281/284 (W. Kapp).

**Zuckerkandl, Otto**, *Dr. med.*, Prof. der Urologie in Wien; \* Raab 28. XII. 1861; † Wien 1. VII. — W.: »*Atlas und Grundriß der chirurgischen Operationslehre*« (<sup>5</sup> 1915, <sup>6</sup> 1924); »*Die örtlichen Erkrankungen der Harnblase*« (1915); »*Handbuch der Urologie*«, 3 Bde. (1904—06); »*Studien zur Anatomie und Klinik der Prostatahypertrophie*« (1922). — MMW 990 (Kjelleuthner); Med. Klinik 17, 893 (Paschkis); WKW 34, 47 (Rubritius); WMW 71, 1241—44 (Blum); AA.

# Namen-Verzeichnis

	Seite		Seite
Auguste Victoria, Deutsche Kaiserin (A. O. Meyer) . . . . .	11	Knöpfler, Alois (G. Pfeilschifter) . . .	162
✓ Beseler, Hans Hartwig v. (v. Tschisch- witz) . . . . .	13	Körting, Ernst (Diedrich Meyer) . . .	165
✓ Beseler, Max Georg v. (R. Huber) . .	19	Korum, Michael Felix (Treitz) . . .	170 ✓
✓ Bethmann Hollweg, Theobald v. (F. Hartung) . . . . .	21	Lang, Viktor v. (A. Lampa) . . . . .	172
Bonnet, Robert (J. Sobotta) . . . . .	41	Lanz, Karl Wilhelm (E. Gossow) . . .	178
Boßdorf, Hermann (A. Janssen) . . .	43	Leonhard, Rudolf (A. Manigk) . . .	180
Bracht, Eugen (A. Amersdorffer) . .	47	Leutwein, Theodor (H. Schnee) . . .	183 ✓
Bulach, s. Zorn		Löwenstein, Karl Fürst zu (J. Knogler)	187
Bülow, Karl v. (M. Reymann) . . . .	52	Menger, Karl (R. Zuckerkandl †) . .	192
Czapek, Friedrich Joh. Franz (W. Ruh- land) . . . . .	61	Mitteis, Ludwig (L. Wenger) . . . .	200
Defregger, Franz (P. Schmidt) . . .	64	Morf, Heinrich (E. Seifert) . . . . .	203
Dühring, Karl Eugen (A. Wenzl) . . .	68	Paul, Hermann (K. v. Kraus) . . . .	206
Dvořák, Max (H. Tietze) . . . . .	74	Possart, Ernst (E. Kilian †) . . . .	208
Ehrenberg, Richard (C. v. Eickstedt) .	77	Rathgen, Karl (Th. Plaut) . . . . .	211
Ehrenwerth, Gängl v. (O. v. Keil) . .	80	Scherl, August (H. v. Kupffer) . . .	214
Erb, Wilhelm (F. Schultze) . . . . .	82	Schiemann, Th. v. (O. Stavenhagen) .	216
Erdmann, Benno (A. Dietrich) . . . .	88	Schjerning, Otto v. (W. Schultzen) .	222
✓ Eulenburg, August, Graf zu (B. Krie- ger) . . . . .	92	Schmiedeberg, Oswald (H. H. Meyer)	224
✓ Eulenburg, Philipp, Fürst zu Eulen- burg-Hertefeld (H. Herzfeld) . . . .	95	Schönerer, Georg v. (E. Pichl) . . .	228
Francke, Ernst (L. Heyde) . . . . .	103	Schulze, Franz Eilhard (E. Korschelt)	232
Fried, Alfred (H. Wehberg) . . . . .	105	Schwarz, Hermann Amandus (C. Cara- théodory) . . . . .	236
Gängl v. E., s. Ehrenwerth		Schwenke, Paul (H. Paalzow) . . . .	238
Gaul, August (A. Amersdorffer) . . .	107	Seeliger, Gerhard (F. Rörig) . . . .	242
Gierke, Otto v. (H. Planitz) . . . . .	110	Sievers, Wilhelm (A. Schultz) . . . .	244
Hann, Julius (F. M. Exner) . . . . .	118	Studt, Konrad v. (Fr. Fleischer) . .	246 ✓
Hase, Oskar v. (J. Hohlfeld) . . . . .	122	Tangl, Michael (R. Salomon) . . . .	250
Hauptmann, Karl (K. Wilczynski) . .	125	Thiersch, Friedrich v. (E. Gilde- meister) . . . . .	252
Heusler, Andreas (F. Beyerle) . . . .	137	Thoma, Ludwig (O. Gluth) . . . . .	257
Hildebrand, Adolf v. (H. Rosenhagen)	142	Trimborn, Karl (K. Bachem) . . . .	263 ✓
Humperdinck, Engelbert (W. Golther)	146	Verworn, Max (P. Jensen) . . . . .	265
Ilgner, Karl (W. Philippi) . . . . .	154	Waldeyer-Hartz, Wilhelm v. (R. Fick)	267
Jaffé, Edgar (H. v. Eckardt) . . . .	160	Wichert, Karl (H. Baumann) . . . .	271
		Wilhelm II. von Württemberg (A. Rapp) . . . . .	273
		Wolzendorff, Kurt (H. Kraus) . . .	278
		Zorn v. Bulach, Hugo (W. Kapp) . .	281 ✓



## Autoren-Verzeichnis

	Seite		Seite
Amersdorffer, A. (Eugen Bracht) . . .	47	Kupffer, H. v. (August Scherl) . . .	214
— (August Gaul) . . . . .	107	Lampa, Anton (Viktor v. Lang) . . .	172
Bachem, Karl (Karl Trimborn) . . .	263	Manigk, Alfred (Rudolf Leonhard) . .	180
Baumann, Hans (Karl Wichert) . . .	271	Meyer, Arnold Oskar (Kaiserin Au-	
Beyerle, Franz (Andreas Heusler) . .	137	guste Victoria) . . . . .	11
Carathéodory, C. (Hermann Amandus		Meyer, Diedrich (Ernst Körting) . .	165
Schwarz) . . . . .	236	Meyer, Hans Horst (Oswald Schmiede-	
Eietrich, Albert (Benno Erdmann) . .	88	berg) . . . . .	224
Eckardt, Hans v. (Edgar Jaffé) . . .	160	Paalzow, Hans (Paul Schwenke) . . .	238
Eickstedt, Claus v. (Richard Ehrenberg)	77	Pfeilschifter, Georg (Alois Knöpfler)	162
Exner, F. M. (Julius Hann) . . . . .	118	Philippi, W. (Karl Ilgner) . . . . .	154
Fick, Rudolf (Wilhelm v. Waldeyer-		Pichl, Eduard (Georg v. Schönerer) . .	228
Hartz) . . . . .	267	Planitz, Hans (Otto v. Gierke) . . .	110
Fleischer, Fr. (Konrad v. Studt) . . .	246	Plaut, Theodor (Karl Rathgen) . . .	211
Gildemeister, Eduard (Friedrich v.		Rapp, Adolf (Wilhelm II. von Würt-	
Thiersch) . . . . .	252	temberg) . . . . .	273
Gluth, Oskar (Ludwig Thoma) . . . .	257	Reymann, Martin (Karl v. Bülow) . .	52
Golther, Wolfgang (Engelbert Hum-		Rörig, Fritz (Gerhard Seeliger) . . .	242
perdinck) . . . . .	146	Rosenhagen, Hans (Adolf v. Hildebrand)	142
Gossow, Erich (Karl Wilhelm Lanz) . .	178	Ruhland, W. (Friedrich Czapek) . . .	61
Hartung, Fritz (Bethmann Hollweg) .	21	Salomon, Richard (Michael Tangl) . .	250
Herzfeld, Hans (Fürst Philipp zu Eu-		Schmidt, Paul F. (Franz Defregger) . .	64
lenburg) . . . . .	95	Schnee, Heinrich (Theodor Leutwein)	183
Heyde, Ludwig (Ernst Francke) . . .	103	Schultz, Arved (Wilhelm Sievers) . .	244
Hohlfeld, Johannes (Oskar v. Hase) . .	122	Schultze, Friedrich (Wilhelm Erb) . .	82
Huber, R. (Max v. Beseler) . . . . .	19	Schultzen, Wilhelm (Otto v. Schjerning)	222
Janssen, Albrecht (Hermann Boßdorf)	43	Seifert, Eva (Heinrich Morf) . . . .	203
Jensen, Paul (Max Verworn) . . . . .	265	Sobotta, Johannes (Robert Bonnet) . .	41
Kapp, W. (Hugo Zorn v. Bulach) . . .	281	Stavenhagen, Oskar (Theodor v. Schie-	
Keil-Eichenthurn, O. v. (Gängl v.		mann) . . . . .	216
Ehrenwerth) . . . . .	80	Tietze, Hans (Max Dvořák) . . . . .	74
Kilian, Eugen † (Ernst Possart) . . .	208	Treitz, Jakob (Michael Felix Korum)	170
Knogler, Johann, (Fürst Karl zu Löwen-		Tschischwitz, E. v. (Hans Hartwig v. Be-	
stein) . . . . .	187	seler) . . . . .	13
Korschelt, Eugen (Franz Eilhard		Wehberg, Hans (Alfred Fried) . . . .	105
Schulze) . . . . .	232	Wenger, Leopold (Ludwig Mitteis) . .	200
Kraus, Herbert (Kurt Wolzendorff) . .	278	Wenzl, Alois (Karl Eugen Dühring) . .	68
Kraus, Karl v. (Hermann Paul) . . . .	206	Wilczynski, Karl (Karl Hauptmann) . .	125
Krieger, Bogdan (Graf August zu Eu-		Zucker кандl, Robert † (Karl Menger)	192
lenburg) . . . . .	92		